



HANDBOUND  
AT THE



UNIVERSITY OF  
TORONTO PRESS









# ENGLISCHE STUDIEN.

29. BAND.

---





# ENGLISCHE STUDIEN.

Organ für englische philologie

unter mitberücksichtigung des englischen unterrichts auf  
höheren schulen.

Gegründet von Eugen Kölbing.

Herausgegeben

von

JOHANNES HOOPS,

*professor der englischen philologie an der universität Heidelberg.*

29. band.



53785-  
24/2/02

Leipzig.

O. R. REISLAND.

1901.



# INHALT DES 29. BANDES.



## ABHANDLUNGEN.

	Seite
A Middle English Tale of Troy. By <i>Dorothy Kempe</i> . . . . .	I
A. Pope's verhältnis zu der aufklärung des 18. jahrhunderts. Von <i>F. Bobertag</i> . . . . .	26
Der ursprung der neuenglischen <i>ai-, au-</i> diphthonge. Von <i>G. Sarrazin</i> . . . . .	193
Eine alportugiesische version der König Lear-sage. Von <i>Elise Richter</i> . . . . .	208
The German Spy (1738). Von <i>Heinrich Kraeger</i> . . . . .	211
Gehirn und sprache. Von <i>Julius Michelsohn</i> . . . . .	235
Der ursprung der Schwanritter-tradition in englischen adelsfamilien. Von <i>J. F. D. Blöte</i> . . . . .	337
Bemerkungen zum <i>Havelok</i> . Von <i>Lorenz Morbach</i> . . . . .	368
Das Laud-Troybook. Von <i>J. Ernst Wülfig</i> . . . . .	374
Lydgate und fragment B des <i>Romannt of the Rose</i> . Von <i>Julius Hugo Lange</i> . . . . .	397
Der ursprung der neuenglischen <i>ai-, au-</i> diphthonge. Von <i>Karl Luick</i> . . . . .	405
English <i>beach, beck, pebble</i> . By <i>George Hempf</i> . . . . .	411

## BESPRECHUNGEN.

### Allgemeines.

Allgemeine sprachwissenschaft.	
Otto Jespersen, Fonetik. En systematik Fremstilling af læren om Sproglyd. Ref. <i>H. Logeman</i> . . . . .	63
C. Alphonso Smith, Interpretative Syntax. Ref. <i>John Ries</i> . . . . .	263
Vergleichende indogerman. sprachwissenschaft.	
Hermann Osthoff, Das suppletivwesen der indogermanischen sprachen. Erweiterte akademische rede. Ref. <i>Wilhelm Streitberg</i> . . . . .	73
Vergleichende litteraturwissenschaft.	
Ludwig Fränkel, Romanische, insbesondere italienische wechselbeziehungen zur englischen litteratur. Ref. <i>E. Koepffel</i> . . . . .	416

### Sprache.

Frederick Morgan Padelford, Old English Musical Terms. Ref. <i>A. E. H. Swaen</i> . . . . .	267
Erla Hittle, Zur geschichte der englischen präpositionen <i>mid</i> und <i>wid</i> , mit besonderer berücksichtigung ihrer beiderseitigen beziehungen. Ref. <i>W. Franz</i> . . . . .	418
J. Brynildsen og J. Magnussen, Engelsk-Dansk-Norsk Ordbog. Udtalebetegnelsen af Otto Jespersen. Ref. <i>H. Fantzen</i> . . . . .	420
W. Franz, Shakespeare-grammatik. Ref. <i>C. Stoffel</i> . . . . .	81
Appleton Morgan, A study in the Warwickshire Dialect. Ref. <i>W. Franz</i> . . . . .	272
Dialect Notes. Vol. II, part. I: College Words and Phrases. With an introduction by Eugene H. Babbitt. Publication of the American Dialect Society. Ref. <i>William A. Read</i> . . . . .	275

### Litteratur.

Beowulf. Herausgegeben von Alfred Holder. Iia. Berichtigter text mit knappem apparat und wörterbuch. 2. aufl. Ref. <i>J. Ernst Wülfig</i> . . . . .	278
Old English Idyls. By John Lesslie Hall. Ref. <i>Kate M. Warren</i> . . . . .	279
Die altenglischen Waldere-bruchstücke, neu herausgegeben von Ferd. Holthausen. Ref. <i>Max Förster</i> . . . . .	107

	Seite
Ellen Clune Buttenwieser, Studien über die verfasserschaft des 'Andreas'. Ref. <i>Gustav Binz</i> . . . . .	108
Andreas: The Legend of St. Andrew translated from the Old English by Robert Kilburn Root. Ref. <i>derselbe</i> . . . . .	114
Wolfgang Keller, Die litterarischen bestrebungen von Worcester in angelsächsischer zeit. Ref. <i>J. Ernst Wülfing</i> . . . . .	421
Johannes Halfmann, Das auf der Bibliothèque Nationale zu Paris befindliche manuskript der 'Canterbury Tales'.	
Chaucer's Prologue, The Knight's Tale, and the Nun's Priest's Tale, from Chaucer's Canterbury Tales. Edited, with an Introduction, Notes, and Glossary by Frank Jewett Mather. Ref. <i>J. Koch</i>	116
Le Bone Florence of Rome, herausgegeben von W. Viotor. 2. abteilung. Untersuchung des denkmals von Albert Knobbe. Ref. <i>W. Heuser</i> . . . . .	123
Otto Brix, Über die englische übersetzung des Speculum humanae salvationis. Ref. <i>W. Heuser</i> . . . . .	426
Legenda Aurea — Légende Dorée — Golden Legend. A study of Caxton's Golden Legend with special reference to its relations to the earlier English prose translation. By Pierce Butler. Ref. <i>Heinrich Spies</i> . . . . .	282
Leonard Cox, The arte or crafte of rhetorike. A reprint, edited with an introduction, notes and glossarial index by Frederic Ives Carpenter. Ref. <i>Heinrich Spies</i> . . . . .	286
L. W. Cushman, The Devil and the Vice in the English dramatic Literature before Shakespeare. Ref. <i>H. Logeman</i> . . . . .	427
The English Faust-Book of 1592, edited with an introduction and notes by H. Logeman. Ref. <i>W. Bang</i> . . . . .	431
Hugo Gilbert, Robert Greene's "Selimus". Eine litterar-historische untersuchung. Ref. <i>Robert Boyle</i> . . . . .	434
W. Lühr, Die drei Cambridger spiele vom Parnass (1598—1603) in ihren litterarischen beziehungen. Ref. <i>H. Jantzen</i> . . . . .	436
Th. Bierfreund, Shakespeare og hans kunst. Ref. <i>H. Jantzen</i> . . .	125
Georges Duval, La vie véridique de William Shakespeare. Ref. <i>derselbe</i>	129
Pages choisies des grands écrivains. Shakespeare. Traduction nouvelle et introduction par Émile Legouis. Ref. <i>derselbe</i> . . . . .	130
D. H. Madden, The Diary of Master William Silence. Ref. <i>Robert Boyle</i> . . . . .	132
W. Vollhardt, Die beziehungen des Sommernachtstraums zum italienischen schäferdrama. Ref. <i>O. Glöde</i> . . . . .	438
Richard Koppel, Verbesserungsvorschläge zu den erläuterungen und der textlesung des »Lear«. Ref. <i>W. Bang</i> . . . . .	289
Shakespeare's Tempest, nach der folio von 1623 mit den varianten der andern folios und einer einleitung herausgegeben von Albrecht Wagner. Ref. <i>W. Franz</i> . . . . .	439
R. A. Small, The Stage-Quarrel between Ben Jonson and the so-called Poetasters. Ref. <i>R. Boyle</i> . . . . .	292
Paul Sakmann, Bernard de Mandeville und die bienenfabel-kontroverse. Eine episode in der geschichte der englischen aufklärung. Ref. <i>Ph. Aronstein</i> . . . . .	304
Ferris Greenslet, Joseph Glanvill. A study in English thought and letters of the seventeenth century. Ref. <i>C. H. Herford</i> . . . . .	442
Theodor Schenk, Sir Samuel Garth und seine stellung zum komischen epos. Ref. <i>F. Bohertag</i> . . . . .	444
Unpublished Letters of Dean Swift, edited by George Birkbeck Hill. Ref. <i>Ph. Aronstein</i> . . . . .	445
Fielding's Tom Thumb. Mit einleitung herausgegeben von Felix Lindner. Ref. <i>F. Bohertag</i> . . . . .	451
Gustav Cohen, Thomson's "Castle of Indolence", eine nachahmung von Spenser's "Faerie Queene". Ref. <i>William A. Read</i> . . . . .	133

	Seite
Shelley's "Epipsychidion" und "Adonais". Mit einleitung und anmerkungen herausgegeben von Richard Ackermann. Ref. <i>Armin Kroder</i> . . . . .	134
Otto Roloff, Robert Browning's leben nebst übertragungen einiger gedichte desselben. Ref. <i>Edmund Ruet</i> . . . . .	306
Margaret M. Black, Robert Louis Stevenson. L. Cope Cornford, Robert Louis Stevenson. The Stevenson Reader. Selected Passages from the Works of R. L. Stevenson. Edited by Lloyd Osbourne. Ref. <i>Max Förster</i> . . . . .	137

## Neue romane.

Mrs. Alexander, Through Fire to Fortune. — Frances Mary Peard, Donna Teresa. — Robert Hichens, The Slave. — H. G. Wells, The Plattner Story and others. — Percy White, Mr. Bailey-Martin. Ref. <i>Max Meyerfeld</i> . . . . .	139
E. W. Hornung, The Belle of Toorak. — Anthony Hope, Quisanté. — Florence Montgomery, Prejudged. — M. E. Braddon, The Infidel. — Arthur Morrison, Cunning Murrell. Ref. <i>Armin Kroder</i> . . . . .	310
Frances Mary Peard, Number One and Number Two. — Charlotte M. Yonge, Modern Broods. or. Developments unlooked for. — Mrs. Alexander, A Missing Hero. — F. C. Philips, Eliza Clarke, Governess, and other Stories. — Maurice Hewlett, The Life and Death of Richard Yea-and-Nay. Ref. <i>Armin Kroder</i> . . . . .	453
Walter Besant, The fourth Generation. — W. E. Norris, The Flower of the Flock. — Marie Corelli, The Master-Christian. Ref. <i>Max Meyerfeld</i> . . . . .	457

## Realien und landeskunde.

Gustav F. Steffen, England als weltmacht und kulturstaat. Studien über politische, intellektuelle und ästhetische erscheinungen im Britischen Reiche. Deutsche, vom verfasser durchgesehene ausgabe, aus dem Schwedischen von Oscar Reyher. Ref. <i>H. Klinghardt</i> . . . . .	313
---	-----

## Schulgrammatiken und lehrbücher.

A. Baumgartner, The International English Teacher. Ref. <i>J. Ellinger</i> . . . . .	143
O. Börner und O. Thiergen, Lehrbuch der englischen sprache. Gekürzte ausgabe C. Bearbeitet von O. Schöpke. Ref. <i>Ph. Wagner</i> . . . . .	144
C. van Dalen, Der kleine Toussaint-Langenscheidt. Englisch. Ref. <i>C. Th. Lion</i> . . . . .	145
W. Dickhuth, Übungsstoff und grammatik für den englischen anfangsunterricht. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte auflage. Ref. <i>O. Schulze</i> . . . . .	146
Gesenius-Regel, Englische sprachlehre. Ausgabe B. Völlig neu bearbeitet von Ernst Regel. Unterstufe.	
Dasselbe. Oberstufe. Ref. <i>E. A. Barnstorff</i> . . . . .	150
E. Görlich, Grammatik der englischen sprache. 2. aufl. Ref. <i>Ph. Wagner</i> . . . . .	153
Emil Hausknecht, The English Student. Lehrbuch zur einföhrung in die englische sprache und landeskunde. 3. aufl. Ref. <i>O. Glöck</i> . . . . .	153
Dasselbe. 4. aufl. Ref. <i>Max Förster</i> . . . . .	156
K. Meier und B. Assmann, Hilfsbücher für den unterricht in der englischen sprache. Teil I: Englische schulgrammatik, von K. Meier. — Teil II: Englischcs lese- und übungsbuch; A. Unter- und mittelstufe, von K. Meier und B. Assmann. Ref. <i>Ph. Wagner</i> . . . . .	158
F. B. Norman, English Grammar. Ref. <i>Wilhelm Swoboda</i> . . . . .	161
O. Thiergen, Grammatik der englischen sprache im anschluss an das lehrbuch der englischen sprache. Gekürzte ausgabe C. Bearbeitet von O. Schöpke. Ref. <i>Ph. Wagner</i> . . . . .	144

	Seite
O. Thiergen, English Lessons. Kurze praktische anleitung zum raschen und sicheren erlernen der englischen sprache für den mündlichen und schriftlichen gebrauch. Ref. <i>O. Schulze</i> . . . . .	165
Ph. Wagner, Lehr- und lesebuch der englischen sprache für den schul- und privatunterricht. Dritte, verbesserte und vermehrte auflage der Elementargrammatik des verfassers. Ref. <i>W. Franz</i> . . . . .	172
F. J. Wershoven, Zusammenhängende stücke zum übersetzen ins Englische. Dritte, verbesserte Auflage.	
Derselbe, Hauptregeln der englischen syntax. Mit einem anhang: Synonyma. Zweite, verbesserte auflage. Ref. <i>E. Nader</i> . . . . .	176
R. Kron, English Letter Writer. Anleitung zum abfassen englischer privat- und handelsbriefe. Ref. <i>H. Klinghardt</i> . . . . .	177
W. Ulrich, Der englische familienbrief. Ref. <i>C. Th. Lion</i> . . . . .	178

#### Chrestomathien und lesebücher.

F. W. Gesenius, A Book of English Poetry for the Use of Schools. Third edition, revised by Fritz Kriete. Ref. <i>E. Nader</i> . . . . .	318
Ernst Gropp u. Emil Hausknecht, Auswahl englischer gedichte, für den schulgebrauch zusammengestellt. 7. aufl. Ref. <i>C. Th. Lion</i> . . . . .	318
E. E. Speight, The Temple Reader. A Reading Book in Literature for School and Home. New edition, revised, enlarged, and illustrated.	
E. E. Speight, The New English Poetry Book. A selection from English poems and ballads: Spenser to Swinburne. Ref. <i>Ph. Wagner</i> . . . . .	319
F. J. Bierbaum, History of the English Language and Literature from the earliest times until the present day, including the American Literature. Fourth thoroughly revised edition. School Edition. Ref. <i>H. Jantzen</i> . . . . .	321
A. Brandt, Outline of English Literature. Second edition.	
E. Döhler, An historical Sketch of English Literature. Kurzer überblick über die geschichte der englischen litteratur. Für den schulgebrauch bearbeitet. 4. aufl. Ref. <i>H. Jantzen</i> . . . . .	323
Johanna Bube, The Story of English Literature. Für den schulgebrauch herausgegeben und mit anmerkungen versehen. Ref. <i>C. Th. Lion</i> und <i>R. Ackermann</i> . . . . .	324
C. Th. Lion u. F. Hornemann, Lese- und lehrbuch der englischen sprache für realgymnasien und lateinische höhere schulen. III. teil. Untersecunda.	
C. Th. Lion u. F. Hornemann, Englischlesebuch zur geschichte und landeskunde Grossbritanniens für die oberstufe des gymnasiums. Ref. <i>J. Ellinger</i> . . . . .	327
Johann Julius Sauer, Englischlesebuch für handelslehranstalten. Ref. <i>J. Ellinger</i> . . . . .	328

#### Vermischtes.

Karl Breul, Betrachtungen und vorschläge betreffend die gründung eines reichsinstituts für lehrer des Englischen in London. Ref. <i>Ph. Aronstein</i> . . . . .	459
Der englische übersetzer. Monatsblätter für englische lektüre, übersetzung, grammatik und handelskorrespondenz. Mit anhang: Der erste praktische selbstunterricht im Englischen. Redakteur und herausgeber Louis Carstens. Ref. <i>E. Nader</i> . . . . .	460
The University Extension Journal. Published under the official sanction of the Oxford, Cambridge, London, and Victoria University Extension Authorities. Vols. III. IV. Ref. <i>Ed. Nader</i> . . . . .	461
Karl Quiehl, Französische aussprache und sprachfertigkeit. 3. aufl. Ref. <i>Georg Weitzenböck</i> . . . . .	329
Verzeichnis der vom 1. August bis 31. Dezember 1900 bei der redaktion eingelaufenen druckschriften . . . . .	180
Verzeichnis der vom 1. Januar bis 1. Mai 1901 bei der redaktion eingelaufenen druckschriften . . . . .	330

## MISCELLEN.

	Seite
Immanuel Schmidt †. Von <i>John Koch</i> . . . . .	188
Rosierucian. Von <i>E. Sheldon</i> und <i>R. Sprunger</i> . . . . .	191
Zu Byron's "Giaour". Von <i>Karl Hoffmann</i> . . . . .	405
A note on Dr. Ries's criticism of Interpretative Syntax. By <i>C. Alphonso Smith</i> . . . . .	470
Antwort. Von <i>John Ries</i> . . . . .	471
Kleine mitteilungen . . . . .	192. 330. 472

## VERZEICHNIS DER MITARBEITER.

Ackermann 320.	Jantzen 125. 129. 130.	Read, W. A. 133. 275.
Aronstein 304. 445. 459.	321. 323. 420. 436.	Richter, El. 208.
Bang 289. 431.	Kempe 1.	Ries, John 263. 471.
Barnstorff 150.	Klinghardt 177. 313.	Ruete 300.
Binz 108. 114.	Koch, John 116. 188.	Sarrazin, Gr. 193.
Blöte 337.	Koepfel 416.	Schulze, O. 145. 195.
Bobertag 26. 444. 451.	Kraeger 211.	Sheldon 191.
Boyle 132. 292. 434.	Kroder 134. 310. 453.	Smith, C. A. 470.
Ellinger 143. 327. 328.	Lange, J. H. 397.	Spies 282. 286.
Förster, M. 137. 156.	Lion, C. Th. 145. 178.	Sprenger 191.
Franz 172. 272. 418. 439.	318. 324.	Stoffel 81.
Glöde 153. 438.	Logeman 63. 427.	Streitberg 73.
Hempe 411.	Luick 405.	Swaen 267.
Herford 442.	Meyerfeld 139. 457.	Swoboda, W. 161.
Heuser 123. 420.	Michelsohn 235.	Wagner, Ph. 144. 153.
Hoffmann, R. 465.	Morsbach 368.	158. 319.
Holthausen 107.	Nader 170. 318. 460. 461.	Warren, K. M. 279.
		Weitzenböck 329.
		Wülfing, J. E. 278. 374.
		421.





## A MIDDLE ENGLISH TALE OF TROY.

### § 1. Introductory.

M. Aristide Joly's study of the *Roman de Troie* of Benoit de Sainte More, following out the suggestions of Dr. Herman Dunger, showed clearly that in Benoit's romance was to be found the first of the many renderings of the Troy Tale produced in Europe during the Middle Ages, and that his was the original source upon which the translators of Italy, Germany and France so freely drew.

The disciple had for very long supplanted his master, but the *Roman de Troie* of Benoit de Sainte More, and the *Historia Troiana* of Guido de Columnia have now, at last, fallen into their proper relations. To Benoit and not to Guido belong the rights of seniority and in every respect of superior workmanship.

Yet much still remains to be done in carrying on the History of the Troy Tale in England from the point at which M. Joly leaves off. He makes but brief mention of the three most important English renderings, the *Troye Boke* of Lydgate, the *History of Troy* contained in the Hunter M.S. and edited for the Early English Text Society, and the *Troy Tale* contained in a M.S. at the Bodleian Library (Laud Misc. 595). This last is still unpublished and beyond M. Joly's few critical remarks<sup>1)</sup>, and Warton's earlier notice<sup>2)</sup> of the existence of the poem, no account of the contents of the M. S. appears to exist.

<sup>1)</sup> *Benoit de Sainte More et le Roman de Troie*. Tome II p. 466 et seq.

<sup>2)</sup> Warton, *History of English Poetry*. Ed. Hazlitt. III, 93.

Yet they are of great interest and must take an important place amongst English contributions to the Cycle of Troy.

The M.S. itself is contained in a thick oak-bound volume, consisting of some 276 folios, closely and clearly written in a hand-writing of the 15<sup>th</sup> century. It formed part of the library of Archbishop Laud, and from a half-obliterated entry on the last page something may be learned of its ownership at a much earlier date. The inscription runs as follows:

Wylliam Phylp  
Chambyrleyn  
of london â XIII<sup>o</sup>

The Guildhall records preserve the entry of the election of William Philip to the Office of Chamberlain of London on S. Matthew's Day, 14 Edw. IV., he being a goldsmith by profession. He was probably brother to Sir Matthew Philip, Lord-Mayor of London in 1463, also a goldsmith, by company and trade, whose will was proved in 1475, the year named in the inscription. The family may have belonged to Herne, for Sir Matthew had estates in that place, and he was buried, with his wife Christine, in Herne Church; possibly both he and William were sons of a William Philip of Herne who died in 1458.

It is impossible to say whether at the time the M.S. came into the hands of the Chamberlain the poem had already begun to be attributed to the authorship of Lydgate.

A note on the first page, in a handwriting later than that of the M.S. itself, states that in the year 1424 Guido's *Historia Troiana* was translated thus into English by "John Lydgate, monke of Bury".

Warton pointed out the small likelihood that Lydgate should either »transform his own composition« into the short minstrel metre, or write two lengthy poems on the same subject. The style of the poem is certainly different from Lydgate's, a simple, straightforward almost bald narrative.

If the theory of Lydgate's authorship be dismissed, the possibility still remains that the preservation of the poem in its present form was due to its being regarded as his. On the other hand, Ten Brink is of opinion <sup>1)</sup> that "the popularity

<sup>1)</sup> ten Brink's *History of English Literature* II 224 (1893).

of the *Troy Book* in England was largely due to Chaucer's *Troilus*". One would prefer to believe that the present version of the tale deserved and enjoyed some popularity before either *Troilus and Creseide* was written or Lydgate's work overshadowed its lesser light. The pains and labour required in transcribing a composition of such length would hardly have been expended upon an entirely unknown or unacceptable poem.

## § 2. Date of the Poem.

Undoubtedly several versions of the Troy Tale existed in England prior to Chaucer and Lydgate, notably those of the Hunter M.S. and of M.S. Harley 525 in the British Museum. To these must be added the Oxford poem. Warton indeed assigns it to the reign of Henry VI, but internal evidences are in favour of the earlier date. Putting aside the question of language and dialect, the general style of the poem impresses the reader as more archaic than Chaucer to a degree for which the author's inferiority in literary skill is not enough to account.

The manner in which the *Troilus and Cresseida* episode is treated is worth some attention in this connection. There are three references to the story, but they are scarcely more than references, and the tale is nowhere told so fully as in Guido, upon whose *Historia*, as may presently be shown, the whole poem is based. These three passages are fair examples of the style of the poem and are given in full.

- (1) He [Diomedes] toke his [Troilus'] hors and lad away  
 He sente it to the semely may  
 Until Cresseide þat fair womman  
 That sumtyme was Troyle lemman  
 A bischopis dougter that het Calcas  
 That sumtyme byschop in Troye was  
 Her mayster byschop of the lawe.  
 But he was ferd of that sawe  
 That ther god Saynt Appollo  
 In Delos yle had sayd him so  
 He sayde that Troye scholde be destroyed  
 He was therefore ful sore anoyed

He durst not wende to Troye aȝeyn  
 For ferd he scholde have ben sclayn  
 He dwelled stille with the gregeis  
 Among her ost as Dares sais  
 Or elles to lese his lyff he wende  
 Aftir his doughter theder he sende  
 He *prayed* the kyng diomedes  
 In here message and ulixes  
 When thei delyu~~er~~ed the kyng thoas  
 For the fader of Polydamas  
 That thei wolde preye kyng Priamus  
 To sende hir hom fro sir Troylus  
 Priamus *grawnted* her prayeres  
 And sent hir hom withoute dangeres  
 And diomedes loued here sithen  
 In hir loue was he so writen  
 That he myght not his wille refrayn  
 And suffred for hir sithen payn  
 To hir therefore Troylus stede he send  
 In token of loue and to *presend*

f. 125.

- (2) He fel him [Diomedes] fro his hors swonande  
 Among her hors ded neyhande  
 When he was thus on grounde ylayd  
 Troyle ful foule him missayd  
 For Brixaida that was his leff  
 He reuyled him as he were a theff.

f. 198.

- (3) Bryxeida that louely was  
 The Biscop~~es~~ doghter calcas  
 That fair louely wom~~m~~an  
 That sum~~m~~tyme was sir Troyle lem~~m~~an  
 When the tydandes to hir was seyde  
 That diomedes in bed was layde  
 Aȝeyn hir fadur comaundement  
 To vysite him ful ofte sche went  
 For sche wiste he toke the falle  
 Of Troyle that was hir speciale  
 Sche wiste wel in hir thought  
 Of Troyle scholde sche neuer haue noght

Sche hoped neuer of him mariage  
 Sche chaunged hir wil & corage  
 Doghti Troyle sche gan forsake  
 To diomedes sche gan hir take  
 Sche sayde sche wolde with him dele  
 For any man whan he hadde hele  
 For to him sche ȝaff all hir talent  
 For he hadde mechel on hir yspent  
 And loued hir wel and sche him als  
 As wymmen doth that often ben fals.

f. 200.

In (2) and (3) it will be seen that the author follows Guido in calling his heroine by the name of Bryxeida or Brixaida. In (1) the name is apparently Cresseide; but in the M.S. the words "*Until Cresseide that*" are re-written, in another hand, over the place where something has previously been erased.

Probably the author here, as in the other passages, made use of Guido's name Brixaida. The alteration was no doubt due to some one less scrupulous than the original copyist and anxious to correct what must have seemed, to any acquainted with Chaucer's poem, a mere illiterate mistake.

No earlier date than the beginning of the 15<sup>th</sup> century can well be assigned to the existing copy; it may have been made at a moment when the interest in the old Troy Tale was newly stirred by Chaucer's *Troilus and Cresseide*, but with regard to the original date of composition of the poem it is hard to believe that any writer coming after Chaucer would have continued to use the name Brixaida (Lydgate, though he follows Guido, does not) or still more that he could have refrained from giving the now famous episode at least as fully as it appears in Guido. Either the fame of Chaucer had not reached our author, a conclusion one hesitates to draw about the writer of so considerable a poem, and so assiduous a reader of romance; or his work belongs to the years before 1378—83.

It is tempting to define the period yet more exactly and to point to the mention of florins in the possession of the citizens of Troy, as unlikely before 1343 when Edward introduced the coin into English currency:

“zoure tresoure & zoure florayns  
Wol sche dele to knyztis and swayns.”

f. 147.

§ 3. Relation of the Poem to Guido's *Historia Troiana*.

M. Aristide Joly, in his study of the *Roman de Troie* already referred to, raised the question whether the Troy Tale of the Laud M.S. was based directly upon the Latin of Guido de Columnia or upon a French version of his *Historia Troiana*.

There can be no doubt that Guido's work is, in some shape or another, the basis of the English poem.

The author refers to it in two passages: —

- (a) Dares the heraud of Troye sais  
And dites that was of the gregeis  
For thei were euery day in the feld  
And alle here dedis thay beheld  
And as thei were thei wreten hem bothe  
Thei nolde not lette for leef ne lothe  
The sothe to say withoute les  
Of gode Ector and Achilles  
And of alle the gode lordes echon  
And of alle here dedis schal lakke non  
And aftir hem come Maister Gy  
That was of Rome a Notary  
And fond her bokes in athenes  
Aftirwardes when it was pes  
And turned it of grew into latyn  
And wrot it faire in parchemyn  
In the manere as I schal telle  
Hende now herken to my spelle.

f. 2.

- (b) Witnes heres her of Dares  
And Tites also withoute les  
On ayther syde were thei heraudes  
In wham myzt be no fraudes  
Thei were ther bothe euen & morn  
Dares was of Troye born

King Troyen and king frigais  
 Tites of Grece and king dauais  
 Thei were with hem euer in the feld  
 Whan thei stode and whan thei fled  
 So saith the noble Clerk Guydo  
 He fond her bokes bothe two  
 Withoute lesyng or variaunce  
 In siker *proses* and no romaunce  
 And he *translated* wel and fyne  
 Bothe her bokes into latyne  
 Both of Gru and troye langage  
 Heuene be his heritage. f. 94.

Either of these passages might be taken as an indirect statement that the English writer drew his materials from Guido. He goes back a step further and mentions that Guido's sources were the contemporary historians Dares and Dictys. This is the pedigree which Guido himself assigns to his *Historia*. It has only of late years been proved, beyond a doubt, that he omitted the most important link in the chain, the *Roman de Troie* of Benoit de Sainte More. The *Historia* is but a dull and prosaic rendering into Latin of Benoit's spirited poem.

Our author accepted Guido's own statements about the origins of his work, now proved to be false. Should we take warning and, in our turn, hesitate to accept his assertion that he told his tale after the manner of Master Guy?

The test of comparison proved fatal to Guido's pretensions to erudition: in this case the evidence it supplies is all in favour of our author's veracity.

The sequence of events in the English poem is almost identical with that of the *Historia*, as far as the fall of Troy, where it abruptly ends; in matters of detail the correspondence is also very close. The omissions, which offer some points of interest, may be briefly summarised.

They include: —

1) All Guido's digressions into fable, unconnected with the main current of the story, and usually drawn from Ovid, such as his account of the origin of the Myrmidons.

2) His attempts at giving a rational explanation of the marvels of the tale, as befits him in his character of exact historian. Thus Guido adopts the interpretation, given by certain writers, that the golden fleece of Troy was only a great hoard of treasure. Again, he enlarges on the impossibility of interfering, as did Medea, by incantation and witchcraft, with the divinely appointed order of the universe.

The English writer does not profess to be more than a "gestour", consequently he is at less pains to give verisimilitude to his tale. He sees, for example, no reasons for giving, as do both Guido and Benoit, long descriptions of the geographical situation of places mentioned in the course of the story.

3) The omission of all Guido's moralising passages, especially the very numerous ones upon the frailty of women.

These Lydgate gives at great length, though, at the same time, he holds up to scorn an author so lacking in chivalry as to express himself in this way.

"This lyketh Guido of women to endite  
Alas that he so cursedly would wryte."

4) The omission of much of the episode of Troilus and Cresseida to which attention has already been drawn.

5) Guido considerably shortens Benoit's account of the marvels of the Chamber of Beauty. The English M.S. gives all Guido's scanty details, but incorporates with them his account of the building of Ilion previously omitted, and adds some original matter, such as the description of a tree with gold and silver fruit.

"Before the dore was set a tre  
That fair and semely was to se  
The tre was al of riche gold  
Fro the grounde unto the mold  
And alle the bowes of that erberye  
Were siluer & gold withouten lye  
For euer was on of siluer bryzt  
Another of gold that was so lyzt  
Ther was neuer fruyt that euer grewe  
That thei ne hongen ther in here hewe  
But al that was siluer and gold withinne  
This werk was mad with quaynte gynne."



By far the most noteworthy additions<sup>1)</sup> to the tale in the English poem are those passages describing dress, armour, warfare, feasting, various customs of mediæval life, giving a national colouring to the ancient Tale of Troy.

Besides the omissions and additions thus briefly summarised, there is nothing to detract from the closeness of the relations between the Troy Tales of Guido and of the English M.S.

But Guido's *Historia* underwent translation into several European languages, French, German, Spanish, Italian, and it is conceivable that the English author might have made use of one of these translations, without the relations between his poem and the *Historia* being thereby affected. M. Aristide Joly suggests that he employed a French translation in verse. Such translation may well have existed, though the best known work of the kind in French, the *Recueil des Histoires de Troie*, of Raoul le Fèvre, belongs to the end of the 15<sup>th</sup> century and is in prose.

As a rule, the existing versions of Guido in other tongues are not word-for-word translations, but rather free renderings or adaptations. Such renderings, leaving something to the original genius of the translator, were far more in the taste of the age.

The existence of a word-for-word translation of Guido into French, at the period at which the English poem was composed, is not, in fact, a likelihood. The correspondence between the *Historia* and the English Poem in minute detail renders it almost impossible that any intermediate rendering other than an exact translation, can have been employed by the English author.

We have some amount of direct evidence in the matter. In the passage already quoted the author of the English poem speaks of the *Historia* as having been turned by Guido "from grew into latyn" or again "translated wel and fine into Latyne";

---

<sup>1)</sup> An interesting episode is the account of the knighthood of Pyrrhus, very briefly told in Guido and Benoit. Shaw (*Dresses and Decorations* vol. II) reproduces, from some Tapestry in the Bibliothèque Nationale three scenes from the War of Troy representing Pyrrhus receiving the order of knighthood. Possibly there may have been some attempt to expand the Pyrrhus episode as Boccaccio expanded that of the loves of Troilus and Cresseida.

it is at least probable that he was speaking of the version with which he was himself acquainted.

The internal evidence of the M.S. offers even more reliable proof. Portions of the Latin original seem, here and there, to have become embedded in the poem.

The author may have been no great scholar. Occasionally he employs a Latin word still in an oblique case as it stood in Guido's text: thus for "*templum veneris*", the English has "*in the temple of veneris*"; "*in honore veneris*", becomes "*in honour of veneris*"; "*a troiano rege*", "*the king of troyene*"; "*morte brunonis*" is translated "*by the death of brunes*".

The attributes of the heroes are sometimes equivalents in sound as well as in sense of the Latin epithets. Jason is *curtays* (*affabilis*) and *of contenance devoute* (*pious*), but also *sterne* (*strenuus*) and *large of giftes* (*largus*).

One incident told in Guido of Helenus, the son of Priam (and so also in Benoit) is attributed in the English poem to the Queen Helen. Helenus intercedes that the body of Achilles may not be dragged through the streets. In gratitude the Greeks spare his life when Troy falls. But the M.S. tells how: —

When that the *quene helayn*  
 Wyste that thei were so slayn  
 Sche come rennande thedir blyue  
 And sir Paris sche gan to schryue  
 She prayed for love & curtasye  
 He scholde not do that vylonye. f. 227.

and again

Antenor & Eneas  
 Besoght the lordes of her grace  
 To graunte *heleyne* hir lyff. f. 272.

because she had shewn pity for the dead Achilles. The Helenus and Helena of the Latin, both probably written with the usual abbreviation, might very easily be confused. But the French renderings of the names, as with Benoit *Elenus* and *Heleine*, being more distinct, could scarcely be thus misunderstood.

The question of nomenclature in the poem is a curious one. M. Joly has remarked on the variety of names which Benoit bestows on his Greek and Trojan heroes. With each successive translator they seem to become more and more

bizarre. With regard to the question we are now considering, M. Joly quotes the name *Medce* from the Laud M.S., as one proof of a French source.

The name *Oxonie* corresponding to Guido's *Exiona*, and *Andromede* to his *Andrometa* might also be adduced. But in Benoit these names appear as *Medea*, *Hésione* and *Andromacha*, which enables us to say that *Medce* and *Oxonie* are not necessarily the French equivalents to Guido's forms.

The English author seems, in fact, frequently to adapt the Latin names by merely cutting off the termination. Examples are numerous, *Troyle* for *Troilus*; *Schenele* or *Schelene* for *Stellenus*; *Pandale* for *Pandalus*; *Arastrre* for *Arastrus*; *Humelyne* for *Humelinus*; *Qwyntelyne* or *Whyntelle* beside *Quintilienus*; just as Chaucer in *Troilus* and *Creseide* has both *Pandarus* and *Pandare*.

Such forms are of no language and cannot be taken in proof of a French rather than an English original except in so far as the nomenclature of romance is to be attributed in the main to French invention. Any argument drawn from the forms of names can be of very little value: the orthography throughout is most inconsistent and in no case the same for the whole poem.

One or two instances of transformation are so curious as to be worth quotation and comparison in the three versions.

Benoit	Guido.	Laud M.S.
Sarpedon	Sarpedon	{ Sir Padon { Sir Pedoun
Madan Clavoil	Madan de Clara	Madoun of Clare
Sardine de Vert	Sardellus	Sadolle
Nez d'Amour	Deamor	Diamor
Pertemissus & Estrex	Protemesi & Serepes	Prosemen & Sterepes
Bruns de Gimel	Bruno de Gemellis	Gryme Gwynel

The author of the English poem invented one name which is perhaps as strong a proof as any yet offered of his Latin original. *Medea* sends her handmaid to summon Jason to her chamber. She "*het anc*", says the English poem, but Guido merely tells us that the messenger was "*anus*", an old woman.

Another of M. Joly's arguments for a French original is the fact that the Greeks, throughout the poem, are called *Grewes*,

Grues, Gregeis or Griffons. But our author includes among the list of romances with which he is apparently familiar the *Tale of Alisaunder*, and in the English *Alisaunder* fragments these forms again appear, as also in *William of Palerne*. From one or other of these poems he may have adopted terms which were doubtless in common use.

His evident knowledge of Romances which were French in origin if not in the form in which they came to his notice, goes also far to account for the occasional French words and French rhymes, which occur in the course of the poem, though not in sufficient numbers to demand any special consideration. A cursory examination seems to show that the French words are mostly technical terms or belonging to the regular vocabulary of romance common to both tongues, while the proportion of French rhymes in the 19 000 lines of which the work consists is very small.

#### § 4. Relation of the Poem to the Romance of Benoit de Sainte More.

M. Joly also suggests that the author of the English poem was acquainted with the work of Benoit de Sainte More.

He says <sup>1)</sup>: “On en trouverait aisément la preuve en divers endroits de son poème, mais cela est surtout frappant dans le prologue.” On a somewhat close examination of the two poems they do not seem readily to afford this evidence, while the two or three points of connection to which special attention is called fail to offer very striking testimony.

With regard to the Prologue, M. Joly says: “Après le débat que nous avons signalé, passant en revue les divers héros de Gestes en possession de la popularité il annonce qu’on n’a pas encore parlé, ‘*spekes no man ne in romance redes*’ du plus vaillant de ces héros et du plus fameux de ces exploits. Car il y avait d’un seul côté soixante rois et ducs de prix.” <sup>2)</sup>

There is no passage in Benoit’s lengthy introduction, a summary of the whole contents of his poem, which corresponds to this, unless it be the lines: —

<sup>1)</sup> ib. p. 498.

<sup>2)</sup> ib. p. 498.

"C'este estoire n'est pas usée  
 N'en gaires leus n'en est trovée  
 Ja retraite ne fu unquore  
 Mes Beneeiz de Seinte More  
 L'a contrové et fait et dit." l. 125.

And these have no special reference to Hector but a general reference to the originality of the whole story.

M. Joly tells us, further, that the idea which the English poem gives of Hector exactly corresponds to Benoit's account of him. One of the points in which the English poem departs from an exact following of Guido is in its omission of the detailed character sketches which he gives of the Trojan and Grecian heroes, and these portraits Guido derives from the French *Roman de Troie*. There is even no formal description of Hector, though in other parts of the poem there are passages, corresponding neither to Guido nor to Benoit, which describe his prowess and military glory.

For example, where the Troilus and Cresseida story occurs, both in the *Historia* and in the *Roman de Troie*, the English poem contains a eulogy of Hector and a lament over his fate, though these are by no means in the terms of the "portrait" to which M. Joly calls attention. It would be strange if the character of the hero as depicted in the three versions shewed any great inconsistency: the main difference is in the greater enthusiasm for Hector's courage and patriotism which the English version displays.

Guido, in matter and in detail, follows Benoit so closely that it would be very difficult to ascertain in any given passage occurring in all three versions whether the English author has consulted the French or Latin or both. As regards manner it is far more evident that he has followed the more compressed narrative of Guido. A certain diffuseness of style is indeed his characteristic feature, but this does not result from his having studied Benoit's elaborate composition. Guido told Benoit's tale succinctly: the English author tells Guido's diffusely: the difference is unmistakable.

Again M. Joly argues from the use of certain particular terms which the English author could not have found in the Latin, but which occur in Benoit.

“Il écrit de l'acheson”, disait Benoit; “what was the forme enchesoun” dit le texte anglais<sup>1)</sup>).

These two passages do not occur in corresponding places in the French and English versions, and instances of the use of the word “enchesoun” are too numerous throughout the latter (while it is common in Chaucer) to give any particular value to the coincidence had it occurred.

In the course of comparing the two versions one other correspondence, a correspondence in rhyme was observed: Benoit has the couplet: —

“Philitoas de Calcedoine  
O tote sa gent sans essoine.” l. 9375.

The English has: —

“The kyng come then of Cassedone  
To helpe Ajax withoute essoigne.” f. 82.

The same rhyme occurs on another page of the English M.S.: —

“Of doughti men withoute ensoygne  
That comen were out of cesoygne.” f. 71.

The word “essoigne” is thus twice employed as a rhyme to place-names somewhat hard to suit. The first alone has any correspondence with the French. In the second case *Cesoygne* corresponds to Guido's *Cisonia*, while Benoit has *Pevoine* which does not occur as a rhyme-tag. This second piece of evidence seems therefore to annul any value the first might have in proof of the English author's having made use of Benoit's poem.

Yet one other slight correspondence between the French and English versions was observed. Guido has a brief description of setting up camp after one of the battles: this the English author greatly enlarges, adding many vivid details and amongst the rest describing tents and pavilions adorned

“With eglis faire & riche in syght  
Of riche gold and mechel of wyght.” f. 69.

Guido makes no mention of these eagles but Benoit in the corresponding place, speaks of

“Maint aigle d'or resplendissant.” l. 7585.

<sup>1)</sup> ib. p. 498.

Further in describing the advance of the army on the following morning the English author tells how:

“Thei rered many a gomfanoun  
 Baneres brode of fyne asure  
 Grene and white of purpur pure  
 Some were rede as vermyloun  
 With pelotes daunse and cheucroun  
 Some with sauters engrele  
 And some with bastoun wouerle  
 Of sable some of siluer fyn  
 And some of hem began to schyn.” f. 70.

Guido has no hint of the banners but Benoit suggests them in his words

“Gomfanons riches et banières  
 Entailliez de maintes manières.” l. 7623.

It must be remembered that both these coincidences occur in passages in which the English author is deliberately enlarging upon Guido, and adding, possibly from actual experience, pictorial details. The eagles were a common adjunct to the mediæval kingly pavilion: the banner passage is one of many similar descriptive passages, but the only one which shews even a slight likeness to Benoit. This is the more noteworthy because one of Benoit's special characteristics is his fondness for description, gorgeous colouring, fine clothing, sparkling gems, abundant gold. These portions of his work are much curtailed by Guido. The stiffened framework of mediæval Latin could hardly be expanded to such goodly exuberance of detail. Wherever they occur in the *Historia* they are reproduced in the English poem with much additional detail, but besides those drawn from Guido there are many other original descriptive passages, such for example as the one picturing the dress of Diomedes and Ulysses on their embassy to the Trojan camp.

“Thei dede on robes that hem best payes  
 Of riche gold were alle the rayes  
 Of riche scarlett were bothe here champes  
 Poudred ful of golden lampes  
 With lilye leues and flour de lys  
 The robes were of mochel prays  
 Thei were perted with riche palle  
 The knyghtes were fair & clene with alle

Here hodes dyght with gold ribanes  
 Better weres non among the danes  
 Thei were with gold wel y fret  
 The floures of gold on hem set  
 With wilde bestes and flyande foules  
 Liouns lipardes ernes and owles  
 Of riche gold that louely schon  
 In hem stode many a riche ston  
 Saphur riche and selidone  
 Erbe de bothe and Cassidone  
 And ever among the dyamaund  
 Sewed wel *with*<sup>1)</sup> gode orfoyle suand  
 The frette of gold was like a belle."

The love of describing rich apparel, a fondness for glitter and ornament, the English author seems to have possessed in common with Benoit de Sainte More.

Had he then been acquainted with the French poem would he not, in all likelihood, have drawn upon so rich a source for details of things of which he is himself so fond?

The only trace of such a connection is the mention of the banners already referred to: in other respects what he owes to any one he owes to Guido, and that is usually in descriptive passages a bare and unsuggestive outline.

### § 5. The poem as illustrative of English contemporary life.

The main interest of the poem is in the illustration it affords of English contemporary life.

M. Joly has fully discussed the relation between the ancient and the mediæval Tales of Troy, and has shewn in how limited a sense the term *classic* can be applied to Benoit's *Roman de Troie*, and to how great an extent it is the literary outcome of the feudal system of society. The English poem which we are considering is quite as completely interfused with the mediæval spirit. The heroes of Troy live and move in the surroundings most familiar to their historian; he cannot conceive of them in any other. His imagination ranges over

<sup>1)</sup> wt.



untold centuries that are to him as one day, and no suspicion of change in the existing order suggests itself to him.

In Benoit, in Guido, and in Lydgate following him after an interval of 130 years, the gods of Greece and Troy still, in some sort, preside over the destinies of men. But throughout the poem of the Laud M.S. the mixture of Christianity and Paganism is naïve in the extreme.

Lydgate begins his poem with an invocation to the god Mars: here the introduction is in the simplest strain of mediæval piety and the whole concludes with the prayer:

“Now god that died upon the tre  
 That schede ther his swete blode  
 Opon that blissful croys that rode  
 For synful mannes saluaciouu  
 Graunt us alle his benysouu  
 Gode lyff and gode endyng  
 A gode soule to heuene bryng  
 And graunte us of his swete grace  
 Ther in to haue a swete place  
 And he that this romaunce wroght & made  
 Lord in heuene thow him glade  
 And gode lyff in erthe to lede  
 And heuene blysse unto his mede  
 And graunte hit mot so be  
 Sayeth alle Amen for charite.” f. 275.

The heroes sware “*by god and alle his halowes*” f. 247, “*saint denyse*” f. 35, “*seint loye*” f. 84, “*seint jorge*” f. 186, “*seint cristofre*” f. 201, “*seynt chadde*” f. 241.

Hector, before going to fight,

“Markys him bothe body and brest  
 With appolyn that was to him trest.” f. 73.

After death he is laid

“In myddis the quere  
 Ryght before the hey autere.” f. 164.

The Greeks offer the wooden horse as a gift to Pallas in reparation for the theft of “*Palladin*”, and leave is given for it to be drawn into her “*cherche serd*”.

An attempt to translate and enlarge upon Guido's phrase “*de pace juranda*” results in a passage full of incongruities.

“Alle the grues & the danes  
 Withoute the toum opoun the wolde  
 Betwene hem that loveday schal holde

. . . . .  
 Thei did the relikes brynge  
 Her messebok that thei on synge  
 Here sayntenaries with al her gere  
 That bothe the parties on scholde swere  
 Diomedes was furst that swore  
 And made his othe upon the flore  
 He swor by al here sayntwaries  
 And by him that al this world gyes  
 Of heuene and eithe almyghti god.” f. 266.

The civic constitution of Troy also, no less than its religious institutions, resembles that of an English town. When the city was destroyed,

“Thei brenned the schireues & the mayre  
 And eche a lordes riche tenement.” f. 271.

The frequent references to armour and dress afford some evidence as to the date of the poem.

The knights of Greece and Troy are arrayed in armour such as was worn in England during the second quarter of the 14<sup>th</sup> century.

They bear in part defences of chain mail and in part the mail of plate which was rapidly taking its place. Upon their heads they carry the “*bassinet*”, furnished with a movable “*ventayle*”, and sometimes plated with gold, or the wide-rimmed “*ketil hat*”, over a coif of chain mail, surmounted in the case of the kings by a jewelled crown. Their body armour is either of ring mail over the quilted “*aketon*”, or of plate, and its various portions are named, the “*pisan*” or breast defence, the “*coloret*”, the gorget or “*goriet*”; for further protection they have iron gloves and kneepieces, “*genuleres*”, and their spurs have keen rowels.

There is a mention of mail of brass, less frequently in use as a material for armour. Over the body-armour is worn the “*cote-armure*”, richly jewelled and embroidered.

The knights go forth to battle mounted upon

“Mule & fryson  
 Hoby stede & gode rounsi”. f. 96.

Their horses are armed, "*trapped in iren and stele*" (f. 21), with gilded saddles furnished with spear-rests.

Among the weapons of defence the arblast or crossbow, and arrows, "*gode quareles*", "*federed with po*", do deadly service, as they had done in fact on many a battle-field. The men-at-arms are provided with gavelock and staff, spears of beech, oak, and ash, swords with golden hilts, pikes, the "*anlas*" or "*anelace*", a weapon of unknown form probably of the dagger kind and an axe of which

"The schaft was bounden, long was the bit"

f. 86.

possibly a description of the new pole-axe, introduced into the army in the reign of Edward II.

The knights carry shields adorned with their coats of arms; Hector bears

"A scheld of rede gold,

With thre lyons painted ther in."

f. 67.

The archers protect themselves with target and targe.

Military music is not lacking:

"Then myzt men here many glewes

Pipe & trompe & many nakeres

Synfan lute & citoleres."

f. 121.

A description of setting-up camp, enlarged from a brief passage in Guido's *Historia*, serves well to illustrate the author's manner of expanding his original.

"Many a tent was ther up reysed

Long and round and eke square

And thei that had no teld ne tent

Scheldes and bowes faste thei bent

And begonnen aboute hem bygge

That thei myght ther inne lygge

To thaire schippis faste thei gede

And drow out vitayles good spede

Thei drow out larder of venyson

Salt beff & salt bacon

And other flesch both fresche & salt

Cornes Wynes mele & malt

Grete tonnes ful of flour

Riche armor of riche atour

Coffres grete with stele barrelles  
 That were ful of gode quarelles  
 And other armes in grete tonnes  
 Scheldes helmes dartes & gonnes  
 And many other grete engynes  
 And tyed her schippis with ropes & lynes  
 And ankeres gret kest on the sond  
 That non of hem scholde wond  
 Mules & hors ben put to cracche  
 And aftir that thei sette here wacche  
 With sicur men that wolde not slepe  
 On euery a side that ost to kepe  
 Thei dede falle bothe oke and plane  
 And made fir in euery a lane  
 That men myght se bothe ner and ferre  
 Oueral in eueryche a corner  
 The fires zeuen a gret lyght  
 As of hit hadde ben day lyght  
 Mynstralles her pipes hente  
 And alle other of instrumente  
 Thei nakered piped and blew  
 Unto that the cokkes crew." f. 69 and 70.

In times of truce armour and weapons are laid aside and robes richly furred, gay hoods, enamelled girdles, are brought out of the chests to take their places.

In true English fashion the knights employ their time in sport: —

"Thei are mury in alle her woundes  
 Thei go & hunte with her grehoundes  
 With hauke, brache & with kenetes  
 Thei hunte conynges with here firettes."

f. 200.

They give themselves to feasting and revels:

"The bordes were leyd the clothes spred<sup>1)</sup>  
 And thei are set and richely fed  
 With mete & drynke gret plente  
 With vermage Cret and clarre  
 . . . . .

<sup>1)</sup> This line is repeated overleaf, with *layd* for *leyd*.

To ete & drynke can thei not sese  
 Thei were served with many a messe  
 With many a noble diuers rost  
 With mete bakyn sothen and tost." f. 104.

Guido suggests no such episodes: Benoit is content to tell us (l. 10211)

"Qui volt mengier si n'ot adès  
 Servi furent bien et en pès  
 Puis s'en alèrent as ostels."

The heroes of Troy and Grece, who like the Englishman "eat like wolves and fight like devils", lade their provision ships with the most substantial fare: —

"With salt beffe & fat hoggis  
 With many a bole & wilde bore  
 Unto her schippes myȝt holde no more  
 Of corn of flour & gentil wynes  
 Of seynt per seynt & maluesynes  
 As gode as come of grapes." f. 183.

Yet one more passage may be quoted, an addition to Guido's account of Hector's tomb, which seems to describe some of the characteristic ornament of 14<sup>th</sup> century architecture.

In the midst of a chronicle of fairyland marvels, mainly derived through Guido from Benoit de S. More, the passage occurs: —

"Many a proude pight pynacle  
 Stode aboute that tabernacle  
 And many crafty coruen croked  
 Of massi gold that were ybet  
 Were grauen ther with leues diverse  
 Al can I not reherse  
 But ther were corue & semeli schorn  
 The leues of oke & of hawethorn  
 The lovely leues of the vyne  
 And many then I can not devyne  
 The vyne braunche with alle here grapes  
 And many other skynnes japes." f. 165.

## § 6. Style of the Poem.

A claim has been made for the author of our Troy Tale to a share of popularity on the merits of his poem; can this claim be established?

If he enjoyed for a time some favour with the lovers of romance, it was, in the first place, owing to his choice of a subject. The Troy Tale, as he tells it, has lost nearly all its classic beauty; it is fitted, clumsily enough, into another framework and adopted to social needs and ideals far different to those among which it had its beginning. Yet all these changes have been made unconsciously and without definite artistic purpose. Hence it is no surprising result if the poem possesses neither symmetry nor completeness and the new things are merely patches upon the old.

But such is the character of the epic original that its charm survives even this barbarous treatment. In every disguise it wins a ready hearing. Its fate has been of the strangest. Passed about from hand to hand, many different minds have worked their will with it; its very origins have been forgotten and Dares and Dictys stand in Homer's place. Yet its heroes are still heroic: it is occupied with the destinies of nations, and with the fates of godlike men. No poverty of workmanship can entirely destroy these great conceptions, and they are the strongest element in our English Tale of Troy.

Romance and chivalry are as yet but faintly seen. Love, as it plays part in the poem, is devoid of any inspiration. It is no more than

“Love  
 That maketh a man to morne & pyne  
 And makes him ofte his worschipe tyne  
 Hit makes men leue her honour  
 And makes hem take gret dishonour.” f. 189.

Beauty is merely the incentive to violent desire. Achilles having set eyes upon Polixena is by turns moody and passionate and sick with impatience to have his will. The women fill the part of a tragic chorus. They are the victims of unrestrained emotion: their grief is a mere display of physical violence; for grief they tear their hair and “scratte themselves”; in love they are the prototypes of Rymenhild and the Green Lady.

The poet's idea of the tragic Cassandra is original and worthy of quotation: —

“Sche ran doun thenne into the halle  
 And on her knes began to falle  
 And seyde lord kyng I praye thee  
 Rewe on thi self thi wiff and me

. . . . .  
 He bad hir go to hir chambur  
 And folde hir kerchenes of silk & lambur  
 So weylaway that it was so.”

f. 40.

There is little attempt to differentiate the characters of the heroes; each in turn is boldest and best of men. Yet they have a certain individuality which becomes gradually impressed upon the reader as the tale proceeds. Hector stands out as the hero par excellence:

“What thei were glad  
 When thei here noble leder had  
 Was non so feble his voyce here  
 But it amended herte and chere

. . . . .  
 Was non so bold durst by him pas  
 Eche man asked what he was

Thei fled fro him as fro the ded.”

f. 68.

The author has but little literary skill. His language is homely, his versification rough, often deficient in grammar, at its worst descending to the level of the merest doggrel. Yet in calling to mind these faults the great length of the poem should also in justice be remembered. On the whole the verse attains to a fair level of correctness if not of artistic merit.

Some skill in dialogue is shown: a few dry phrases in the Latin become in the hands of the English author a spirited scene of action. To take but one example, the speeches of Licomedes and Menelaus about the young Pirrus are entirely his own invention: —

“Menelaus to him then sayde  
 Sir licomede so thow be payde  
 I schal the telle myn erande whi  
 That I come hedir sicurly  
 The kynges of grece alle in fere  
 The gretes wele as thow seis here

Bothe by mouthe & eke by letter  
 And sayn that it were moche better  
 Child Pirrus that thow holdest here  
 In unmanhed & foule manere  
 And (go?) to he(m) and to his kyn  
 . . . . .  
 And be his fader fomen bane  
 The order of knyzt when he hadde tane  
 And not to ligge thus in scolcurye  
 Hit is sir kyng a vylonye  
 To the sir and to him bothe  
 The kynges of Grece *with*<sup>1)</sup> the are wrothe  
 And thow him holdis as brid in cage  
 That he wynnes him no vasselage  
 . . . . .  
 Licomede wex blo of blod  
 When he these wordes undirstod."

f. 243 and 244.

The whole passage and the full account of Pirrus' knight-hood are interesting, as they deal with episodes barely mentioned in Guido's *Historia* and may represent, as has already been suggested, an attempt to expand the episode of Pirrus into an independent tale.

Undoubtedly the best passages in the poem are descriptive passages, a storm (f. 107), setting up camp, already quoted, the vigorous battle scenes full of rueful blows, wounds, and death, given and taken with reckless hardihood.

In these last the old alliterative device is often employed.

"Helmes were holed and scheldes cloven  
 With grete strokes here hedes hoven  
 Knyztes were feld stedis strayed  
 Wel bolde barons bledde and brayed  
 To ther death then were thei dyzth  
 With swerdes scharpe and brondis bryzth." f. 21.

The descriptions of nature are very few and mainly of the conventional kind so common in mediæval romance: that of the storm already referred to is by far the best.

<sup>1)</sup> wt.



There is a curious set of similes scattered at intervals throughout the poem. They have more originality than might be expected since they are nearly all suggested to the author by the same adjective, "*thikke*". The more remarkable may be quoted.

Ther lay aboute him hondes & knokeles  
 As thikke as any honysocles  
 That in somer stondes in grene medes. f. 80.  
 Ther bees sat neuer so thikke on hyue  
 Ne corn in his lond thikker sawen  
 That he ne slees our men and ouerthrowen. f. 93.  
 He falles hem thikker than the motes  
 In somertide flyen in the sonne. f. 101.  
 Thei dyed thikkere than men dryues gece  
 To chepyng touz for to selle. f. 110.  
 Ther nis no tre so thikke of chiries  
 As Gregeis ligge about him couched. f. 130.  
 Ther were thikkere aboute him men  
 Then bestis in somer liggis in fen. f. 135.  
 Thei beten on hem as don herdes  
 On weri bestis that drow in the plow. f. 135.  
 Eche man on other schetis  
 As thikke as heryng fletis. f. 96.  
 ze scholde sitte and wake nyghtes  
 As hauke on perche that sittes in mewe. f. 95.

Throughout the whole length of the poem the author keeps completely out of sight. It is impossible to make any conjectures as to the kind of man he was. He appears equally familiar with the affairs of Church and of camp life.

He is acquainted with the names, at all events, of the most celebrated romances.

A long list of heroes is found near the beginning of the poem and has been quoted both by Warton and by M. Joly. Another romance passage contains a somewhat obscure reference to the Arthurian Legend. It occurs in a rhapsody of the kind so favourite among mediæval authors against the fickleness of Fortune, under the marginal heading of "Exempla". After summarising the histories of Julius Cæsar and of Alisaunder, the poet continues: —

"How did sche sithen with kyng Arthure  
 Sche was to him bothe sicur & sure  
 Sche made him wyne into his hand  
 Northway Wales & scotland  
 Irlond Denemark & al burgoyne  
 And ouercome hem of Saxsoygne  
 Bretanye Gaskoyne & al fraunce  
 And al hath thorow hir gode chaunce  
 Sche halpe him wel with real & rok  
 And at the castel of Bestok  
 When he faught with douzti frolle  
 Ther he smot on two his polle." f. 88.

The *Legende*, the *Fornale*, the *Grael* and the *Troper* (f. 138) are among the other books named, and it would be interesting to see a reference to the romance of Floriz and Blaunchflour in the line (f. 226):

"That is whitter than blaunchefflour."

In conclusion, the poem is marked by a vigour and flow of narrative which may well have impressed those already attracted by its subject. It is full of variety and descriptive details of a kind which must have served to endow the scenes of departed Troy with vivid reality for an English audience. It is not a great poem, but, in its day, it may well have been a popular one.

London.

Dorothy Kempe.

---

## A. POPE'S VERHÄLTNIS ZU DER AUFKLÄRUNG DES ACHTZEHNTEN JAHRHUNDERTS.

---

Wenn auch in dem ausspruche Oxenstierna's, dass die welt mit sehr wenig weisheit regiert werde, unzweifelhaft viel wahrheit liegt und eine solche behauptung im munde eines mannes, der bei der weltregierung seiner zeit ein gewichtiges wort mitzusprechen hatte, besondere beachtung verdient, so wird doch wenigstens bis heute auch wiederum allgemein zu-

gestanden, dass ansichten, meinungen, grundsätze, ideen und dergleichen in der geschichte eine bedeutende rolle spielen.

Die bedingungen, unter denen dieses geschieht, aufzuweisen, ist eines der schwierigsten, aber edelsten und interessantesten geschäfte aller der wissenschaften, welche sich mit der geistigen entwicklung der menschheit bemühen. Wie die geologie, so dürfte vielleicht auch die geistesgeschichte von säcularen veränderungen reden, denn die wirklich die welt umgestaltenden ideen haben immer jahrhunderte gebraucht, um sich auszuleben. Daher ist es äusserst schwierig, die anfänge solcher epochemachenden gedanken zu erkennen. Die sie zuerst aussprachen, konnten ihnen oft eben deshalb keinen andern als einen dunklen und unklaren ausdruck geben, weil sie selbst noch im dunklen über das tappten, was ihre seele bewegte. Missverständnis, vorurteil, herrschsucht, beschränktheit hinderten die menschen, sich über neu auftauchende wahrheiten klar zu werden; streitigkeiten über das neue dienten nicht immer dazu, das richtige und lebensfähige zur geltung und verbreitung zu bringen. Um so wichtiger ist es, diejenigen gedanken und persönlichkeiten zu erkennen, welche in sich deutlich und anschaulich die entwicklungszeitalter der menschheit darstellen. Ohne kenntnis der persönlichkeiten bleibt unser wissen von dem geistigen zustande der vorzeit hohl und ohne anschaulichkeit; ohne versenkung in die ein zeitalter durchdringenden und treibenden ideen bleiben inhalt und zusammenhang der entwicklung undeutlich.

Am 30. mai 1744 starb in England der mann, welcher damals für den grössten dichter seines volkes galt, unbestritten und weit über die grenzen seines vaterlandes hinaus. Wer nach dem rechtstitel dieses weltruhmes fragt, dem wird zunächst eine negative thatsache — wenn der ausdruck erlaubt ist — in die augen fallen, dass A. Pope nämlich keine dramen veröffentlicht hat, dass wir ihm kein einziges bedeutendes lyrisches gedicht verdanken, dass weder ein roman noch ein ernstes heldengedicht unter seinen werken sich findet. Seine berühmtesten werke tragen die bescheidenen titel *Der lockenraub*, *Ein versuch über die literarische kritik*, *Ein versuch über den menschen*. In allen dichtungen Pope's spielt die reflexion eine grosse rolle, in allen ausser dem *Lockenraub* und einigen nachbildungen älterer erzählungen, sowie etlichen jugend-

gedichten idyllisch-bescheidender art die hauptrolle. Das ist jedenfalls ein sehr eigentümlicher dichter Ruhm, oder mit andern Worten und genauer gesagt: es ist überhaupt kein dichter Ruhm im engeren sinne. Die poetischen anlagen und die kunst Pope's sind ohne zweifel überaus hervorragend und bewunderungswürdig, aber seine gesamtbedeutung als schriftsteller besteht darin, dass er der ausgeprägteste, vielseitigste und formvollendetste vertreter der ersten epoche, des frühlings der geistigen bewegung ist, welche dem 18. jahrhundert seine signatur gegeben hat, der aufklärung. Nicht grossartige und neue poetische stoffe noch genial geschaffene kunstformen in der darstellung machen ihn zum grossen dichter, sondern die vollständigkeit, die anschaulichkeit und die feinheit der wieder-gabe seines zeitgeistes in gebundener rede; Pope's weltanschauung, das wort im weitesten sinne genommen, ist es, was alles interesse an diesem schriftstellerischen charakter ausmacht.

Die rasche und äusserst weite verbreitung von Pope's schriften, besonders die seines *Essay on man*, der hauptquelle, aber durchaus nicht der einzigen noch der für sich allein ausreichenden zur kenntniss seiner denkart, hat gezeigt, wie sehr seine gedanken sowohl an sich selbst als insbesondere auch der form ihrer darstellung wegen seinem jahrhundert zusagten. Das grosse interesse, das seine zeit an Pope's werken nahm, hat sich auch auf seine person gerichtet. Es waren nicht immer die lautersten absichten und die richtigen gesichtspunkte, von denen man hierbei ausging. Parteilichkeit, neid und hass und auch einfache klatschsucht an sich haben dem vom glück in seiner schriftstellerlaufbahn ausserordentlich begünstigten und in seinem persönlichen charakter manche angriffspunkte bietenden manne, der sich so leicht feinde machte, wie er selbst in hass gegen jemand entbrannte, übelwollende und auf jede kleinigkeit lauernde aufpasser verschafft; andererseits hat er freunde und unentwegte vertheidiger gefunden, unter denen Warburton als muster eines literarischen anwalts vielleicht einzig in der geschichte dasteht. Wenn das studium Pope's demnach auch auf viele die schattenseiten der menschlichen natur recht deutlich zeigende züge stösst, so kommt das doch der richtigen erkenntnis seiner denkart sehr zu gute. Es er-giebt sich aber eben daraus für den betrachter die oft etwas

muhselige pflicht, fortwährend auf die beziehungen zwischen der persönlichkeit und den meinungen des schriftstellers aufmerksam zu sein; denn sehr bald findet sich die einsicht, dass gerade in diesem besondern fälle die gegenseitige abhängigkeit des persönlichen und sachlichen ausserordentlich gross ist. Soweit die gründe dieser erscheinung allgemeiner art sind, also auch allgemein bezeichnet werden können, ist zunächst darauf hinzuweisen, dass ansichten über ethische eigenschaften und verhältnisse, über die ideen von gott, freiheit des menschlichen willens u. s. w. an sich viel mehr von der subjectivität abhängen als solche über historische und naturwissenschaftliche probleme oder thatsachen; und zweitens liegt es in dem wesen der aufklärung, das subjectiv freie, persönliche ermessen des denkenden menschen sehr hoch zu stellen. »Der mensch hat das recht, zu denken und zu fühlen, was er will,« ist einer der lieb- lingsätze der aufklärer. Im folgenden wird im einzelnen weit anschaulicher gezeigt werden können, wie sehr Pope's welt- anschauung und die besondere art, wie er sie vertrat und geltend machte, mit seiner angeborenen individualität und mit seinen persönlichen umständen und schicksalen verknüpft sind.

Körperlich schwächlich und nervös, durch einen hohen rücken, eine traurige erbschaft von seinem vater, verunstaltet, als katholik ohne aussicht auf befriedigung seines ehrgeizes in irgend einer öffentlichen laufbahn, in dem meisten zweigen des wissens autodidakt, feinfühlig, phantasiereich und zugleich von einem zur schlaueit hinneigenden scharfen verstande, war er bei seiner hohen begabung für gebundene rede auf den beruf des dichters und schriftstellers angewiesen. Die guten materiellen erfolge seiner thätigkeit ermöglichten ihm die tadelloseste respectabilität; der wert, den er darauf legt, zeigt ihn als echten Engländer. Der schönste zug in seinem charakter ist die reinheit seines verhältnisses zum weiblichen geschlecht. Voll empfänglichkeit für weibliche reize und ein tiefer kenner des weiblichen herzens, ist er unverheiratet geblieben; über alle geschlechtlichen verhältnisse führt er wie Lessing die gerade sprache des mannes von reinem gewissen; seine vollständige freiheit von prüderie mutet uns heutzutage wenig englisch an. Wenn wir ihm eigentliche männliche tugenden absprechen müssen, wenn uns sein hang zur intrigue und zur unaufrichtigkeit abstösst, wenn uns verdriesst, dass er nicht

stolz genug war, verächtliche gegner mit blosser verachtung zu strafen, so begreifen wir doch auch, dass er viele freunde unter den bedeutendsten männern und frauen seiner zeit gefunden hat, wozu nicht allein die feine liebenswürdigkeit, die ihm im verkehr zu gebote stand, der grund war.

Die besten quellen für die erkenntnis des charakters unsers dichters überhaupt sind seine satirischen schriften, die ihrer natur nach am meisten geeignet sind, den menschen im schriftsteller erkennen zu lassen. Pope's charakter als schriftsteller wie als mensch erinnert uns, wenn wir aus den bezeichneten quellen schöpfen, sehr an den Heinrich Heine's trotz der grossen verschiedenheit ihrer poetischen schöpfungen. Beide waren bis zur leidenschaftlichkeit empfindlich, unversöhnlich, wenn sie beleidigt waren, beide mit den besten waffen des geistes, witz, poetischer und stilistischer begabung, versehen, um sich ihren feinden furchtbar zu machen. Der unterschied, der sich in den satirischen dichtungen beider findet, gründet sich darauf, dass Pope sein ganzes leben in guter und vornehmer gesellschaft zubrachte, Heine fast ausschliesslich in schlechter. Edler ist Pope's personalsatire nie als Heine's, aber feiner, vornehmer, meist anständiger. Er würde nie so mit jemand verfahren sein wie Heine mit Platen oder Börne, aber was er vielen seiner zeitgenossen, z. b. der herzogin von Marlborough, angethan, ist eher kränkender als Heine's pöbelhafte giftgeschosse.

Will man die gedanken eines genialen mannes, der Pope bei allen seinen schwächen und mängeln war, genau und in ihrem natürlichen zusammenhange erkennen, so muss man ihn sehr zart anfassen. Die kategorien der schule und etwa der allgemeinen bildung reichen hier nicht aus. Lessing fühlte mit kühnem scharfsinn heraus, dass Pope nichts weniger als ein philosoph war, denn eine der bezeichnendsten eigentümlichkeiten seiner weltansicht ist, dass sie kein system ist. Die darstellung ist eine poetische, weil Pope ein poetisch begabter mann war, aber Lessing thut nicht Pope, sondern den dichtern unrecht, denn die schwache und ungenaue fügung der gedanken ist nicht eine eigenschaft des dichters als solchen — Lessing selbst ist der klarste beweis dagegen —, sondern des menschen. Wiederum wäre es ungerecht, zu behaupten, dass die vielen widersprüche, inconsequenzen und absichtlich in dunkel gehüllten

punkte in Pope's meinungen lediglich einer unklarheit des denkens oder seinem persönlichen charakter zur last fielen. Der wahre grund ist die übereinstimmung seines geistes und charakters mit dem seiner zeit, die eben eine übergangszeit war. Es galt überall, neues zur geltung zu bringen, altes anzugreifen oder es vergessen zu machen, wenn man sich scheute, es geradezu anzugreifen. Denn dieses unternehmen ist gefährlich, wenn man dabei mit denen, die macht über leib und leben haben, in conflict gerät. Das England des achtzehnten jahrhunderts war zwar in diesem punkte weniger unsanft als frühere zeiten, in denen noch grössere geistige umwälzungen vor sich gegangen sind. Giftbecher, kreuze und scheiterhaufen gab es nicht mehr, aber einkerkerung, pranger, abschneiden der ohren; und schliesslich gab es die öffentliche meinung der grossen massen, deren ungunst sich ein beliebter schriftsteller nicht gern aussetzt. Es galt also vorsicht, bisweilen auch ein wenig zweizüngigkeit. Das sonderbarste aber und das, was sich am leichtesten der beobachtung entzieht, ist dies: Die neuen ansichten wurden in jener zeit von den vorsichtigeren immer viel wirksamer vertreten als von den brauseköpfen, starrsinnigen oder unüberlegten; die alten auctoritäten waren stets viel mehr gefährdet von denen, die ihren ruf als gutgesinnte zu erhalten wussten, ihn aber dazu benutzten, ungestraft gelegentlich die freidenker zu spielen. Die radicalen anhänger der aufklärung hemmten ihren siegreichen fortschritt, die aufrichtigen und geraden nützten ihm nichts; die männer, denen es auf einen widerruf im falle des bedarfs nicht ankam, und die genau wussten, wieviel sie von der wahrheit zu sagen, wieviel zurückzuhalten hatten, förderten ihn. Dafür machten die ersten mit jenen unsanften mitteln der autorität gegen ihre gegner bekanntschaft und wurden wohl gelegentlich als helden angesehen, die zweiten erregten wenig aufsehen, die dritten waren, wenn sie talent und ehrgeiz besassen, in England, von dem hier zunächst nur die rede ist, die löwen des tages.

Ein solcher war Pope, und er war dank seinen glänzenden geistesgaben der grösste virtuos unter ihnen. Daher war seine thätigkeit sowohl für ihn die quelle überreicher befriedigung seines brennenden ehrgeizes als auch von einzig dastehendem einflusse auf seine zeitgenossen, immer zugleich durch das, was er sagte, und durch die art, wie er es sagte.

Es liegt scheinbar nahe, Pope's berühmten ausspruch, dass das eigentliche studium der menschheit der mensch selbst sei<sup>1)</sup>, zum ausgangspunkte jeder erörterung über seine weltansicht zu machen. Dies ist auch insofern durchaus berechtigt, als Pope in seinem hauptwerk, das er bescheiden einen versuch<sup>2)</sup> über den menschen nennt, sich durchaus und ausdrücklich auf den menschen als gegenstand seiner betrachtungen und untersuchungen zu beschränken behauptet. Denn das studium, das sich auf den menschen richtet, ist natürlich durchaus nicht in dem sinne zu verstehen, als ob etwa die wissenschaft, die wir heute anthropologie nennen, die lösung der in dem berühmten ausspruche angedeuteten aufgabe darstellte. Pope will menschenkenntnis lehren und seine zeitgenossen zum streben nach dieser anregen. Er bewegt sich, wo er von der erkenntnis unsrer geistigen und sittlichen natur, von dem einflusse der äussern verhältnisse auf die entwicklung der charaktere und dergleichen redet, ganz in dem gedankenkreise der französischen moralisten, deren bedeutendster, Rochefoucauld, auch in England sehr bewundert wurde. Aber das programm Pope's erweitert sich sehr bald so, dass in seine erörterung die wichtigsten fragen, welche überhaupt den menschlichen geist beschäftigen, hineingezogen werden: gott, das weltganze, dessen zusammenhang, die freiheit des menschlichen willens, die unsterblichkeit der seele, die lehre vom übel und vom glück; kurz, der begriff der menschenkenntnis wird zu dem, was man damals mit dem ausdrücke »metaphysik« und »moralphilosophie« bezeichnete. Eben deswegen aber haben wir hier Pope's stellung als moralist, d. h. als lehrer der auf erfahrung beruhenden menschenkenntnis, nicht allzu sehr zu betonen. Wenn es sich darum handelt, das, was ihn gross und berühmt gemacht hat, seine bedeutung in der geschichte der aufklärung, scharf zu erkennen, haben nicht seine ansichten von der geistigen und namentlich der sittlichen natur des menschen in den vordergrund zu treten, sondern die negative seite seiner weltansicht, der gegensatz gegen die überlieferten ansichten und dogmen, die er nicht etwa immer bestritt, sondern

<sup>1)</sup> »*The proper study of mankind is man.*« E. o. m. II, 2.

<sup>2)</sup> Das wort *essay*, welches heute schlechthin eine abhandlung bedeutet, hatte damals noch denselben sinn wie das englische *attempt* heute.



meist nur aus seiner weltanschauung ausschaltete und durch gelegentliche oder scheinbar gelegentliche ausführungen untergrub und zersetzte. So sehr Pope den freidenker Toland und seine geistesverwandten zu verabscheuen scheint, so liegt doch seine historische bedeutung in den gedankengruppen, die nach jener seite sich neigen. Ein freidenker im engeren und schroffen sinne war Pope nicht, aber einer der einflussreichsten aufklärer, und daher müssen wir seine ansichten von dem gesichtspunkte aus betrachten, von dem aus ihr gegensatz gegen das bestehende am deutlichsten wird. Somit würden wir das recht haben, mit der frage, ob Pope ein katholik im vollen sinne des wortes gewesen sei, zu beginnen, auch wenn er nicht selbst, wie sogleich gezeigt werden wird, dies von sich zu behaupten unternommen hätte.

Um Pope's stellung zu seiner eigenen, der römisch-katholischen kirche, im rechten lichte zu erblicken, sei eine bemerkung über die lage der katholischen geistlichkeit in seinem vaterlande gestattet. Die härte der englischen staatsregierung erlaubte den katholischen geistlichen zu anfang des achtzehnten jahrhunderts nur eine wirksamkeit als hauskapläne vornehmer familien, an die sich andere zu religiösen zwecken anschliessen durften. Man kann sich leicht vorstellen, dass in folge dieser gewiss sehr klug ausgedachten massregel von einer herrschenden und imponirenden stellung der geistlichkeit katholischen laien gegenüber nicht die rede sein konnte. Die gedrückten und von der mehrheit ihrer landsleute mit dem grössten misstrauen angesehenen männer, denen es unmöglich war, in der guten gesellschaft eine rolle zu spielen, mussten sehr zufrieden sein, wenn die katholischen Engländer im allgemeinen und äusserlich standhaft zu ihrer kirche hielten und gegebenenfalls farbe bekannnten; eine massgebende einwirkung auf das geistige leben war ausgeschlossen, ein druck, wie er in katholischen ländern ausgeübt wurde, undenkbar.

Jedenfalls wäre Pope mit seinem harten tadel verschiedener einrichtungen und gebräuche der römischen kirche in Frankreich, Italien und in den katholischen deutschen staaten sehr übel angekommen. Er hat vom mönchstum eine sehr geringe meinung, er spricht unehrerbietig vom rosenkranze, von päpsten und concilien; das mittelalter, die blütezeit des papst-

tums ist ihm eine zeit der barbarei und unwissenheit<sup>1)</sup>. Aber das sind einzelheiten, und viel wichtiger erscheinen seine äusserungen über confessionelles kirchentum überhaupt. Hier sieht man auch, wie er bei etwaigem anstosse, den er erregte, auf seine weise auszuweichen wusste. Ein beispiel mag sein verfahren anschaulich machen.

Er sagt in seinen *Imitations of Horace*, sat. I, v. 63 ff.:

»My head and heart thus flowing through my quill,  
Verse man or prose-man, term me which you will,  
Papist or Protestant, or both between,  
Like good Erasmus, in an honest mean,  
In moderation placing all my glory,  
While Tories call me Whig, and Whigs a Tory.«

Eine stelle aus einem briefe Pope's, wo er auf diese äusserung zurückkommt, zeigt, wie er sich gegen vorwürfe, die ihm von seiten kirchlich gesinnter gemacht wurden, verteidigte. Er schreibt an Caryll (1732 oder 1733): »You will smile to hear that one or two good priests were gravelled at my saying in the last thing 'Term me what you will, Papist or Protestant etc.' not seeing so plain a meaning as that an honest man and a good Catholic might be indifferent to what the world called him, while he knew his own religion and his own integrity.«

Man sieht viel deutlicher als den »so klaren sinn«, dass Pope nach dem grundsätze *Si fecisti, nega* verfährt; denn der vergleich mit Erasmus, und dass er sich mit klaren worten für den mittelweg erklärt, schliesst seine nachträgliche deutung vollständig aus.

Eine andere stelle verwandten inhalts mag hier noch ihren platz finden, weil sie in anderer beziehung als die eben angeführte interessant ist.

Im *Essay on man* IV 135 heisst es:

»The good must merit God's peculiar care;  
But who, but God, can tell us who they are?  
One thinks on Calvin heav'n's own Spirit fell;  
Another deems him instrument of hell;  
If Calvin feel heav'n's blessing, or its rod  
This cries there is, and that, there is no God.«

<sup>1)</sup> Derartige stellen sind: *Essay on criticism* v. 687 ff., besonders 692. Ferner: *Rape of the lock* I 30. *Essay on man* II 280, III 83 f. *Dunciad* III 101—112. *Moral Essays* VII 11 ff.

Wir wissen zufällig, von wo aus auf unsern dichter, um seine eigenen worte zu gebrauchen, der geist gefallen ist. Pope ging es nämlich bei abfassung seines *Essay on man* ähnlich wie dem wilden jäger in der bekannten Bürger'schen ballade, nur dass ihn mehr als zwei engel in gestalt seiner freunde begleiteten; der am wenigsten harmlose von ihnen war der dämonisch geniale Bolingbroke, dem Pope auch in gerechter würdigung dessen, was er ihm verdankte, sein gedicht gewidmet hat. Die oben angeführten verse sind, abgesehen von der versification, Bolingbroke's eigentum. Er sagt in seinen *Fragments* (57): »Christian divines complain that good men are often unhappy, and bad man happy. They establish a rule, and are not agreed about the application of it; for who are to be reputed good christians? Go to Rome, they are papists. Go to Geneva, they are calvinists. If particular providences are favourable to those of your communion they will be deemed unjust by every good protestant, and God will be taxed with encouraging idolatry and superstition. If they are favourable to those of any of our communions they will be deemed unjust by every good papist, and God will be taxed with nursing up heresy and schism.«

Der allgemeinste ausdruck von Pope's kirchlicher gleichgültigkeit findet sich in seinem vielbewunderten und vielgetadelten *Allgemeinen gebet* (*Universal prayer*), das er gewissermaassen als quintessenz der in dem *Essay on man* vorgetragenen religionsansichten veröffentlichte, und das mit den worten beginnt:

»Father of all! in ev'ry age,  
In ev'ry clime adored,  
By saint, by savage and by sage,  
Jehovah, Jove, or Lord!«

und in dem eine andere strophe lautet:

»Let not this weak, unknowing hand  
Presume thy bolts to throw,  
And deal damnation round the land  
On each I judge thy foe.«

Nach dem, was wir bisher aus Pope's eigenem munde gehört haben, kann kein zweifel darüber bestehen, dass er kein kirchlich gläubiger katholik war, wenn er auch gelegentlich seine glaubensgenossen gegen unbegründete beschuldigungen

in schutz nimmt<sup>1)</sup>. Die frage, welche stellung er überhaupt zum christentume eingenommen habe, ist weitschichtiger und schwieriger zu beantworten. Wenn wir seine weltanschauung darauf hin prüfen wollen, ob sie noch eine christliche genannt werden könne, so zeigt sich bald, dass wir den begriff »christlich« nicht zu weit fassen dürfen. Nennen wir eine gesamtansicht eine christliche, weil sie wesentlich von der zugehörigkeit eines einzelnen zur christlichen kirche, von seiner christlichen umgebung und erziehung beeinflusst erscheint, und wenn sie nicht ausdrücklich das christentum als irrtum und thorheit verachtet, so können wir auch Pope eine christliche weltansicht zuschreiben, haben aber so gut wie gar kein seinen standpunkt charakterisirendes merkmal gewonnen. Es handelt sich doch wohl darum, ob und wie er das christentum als historische erscheinung begriffen hat. Mit dieser frage werden wir an ihn herantreten müssen; und was er uns darauf antwortet, sowie das, was er uns von der mit recht und wohl überlegt geforderten antwort schuldig bleibt, das wird seine denkart charakterisiren. Wir werden nicht erwarten, dass er das christentum als geschichtliche thatsache, gedacht als erlösung des menschengeschlechts vom ewigen verderben durch den opfertod Christi, also in der formulirung der rechtgläubigen theologie aller christlichen kirchen, angesehen habe, aber er könnte doch in den grenzen rein menschlicher betrachtungsweise das christentum zu würdigen gewusst haben. Wir werden von Pope und seiner zeit nicht eine einsicht in die geschichtliche bedeutung des christentums verlangen, wie wir sie heute bei gelehrten theologen freierer denkart finden; aber jeder gebildete mann könnte geltend machen, Schiller sei kein kirchlich gläubiger mann noch ein gelehrter theologe gewesen, aber er habe das christentum z. b. in seinen »Vier weltaltern« als ein die welt umgestaltendes ereignis bezeichnet, — wie könne ein so grosser uud dazu philosophischer dichter wie Pope darüber seine leser unbelehrt lassen? Es wäre gewiss nicht richtig, einzuwenden, Schiller sei auch ein grosser dichter und auch ein philosophischer, er habe sich aber nicht über die socialdemokratie geäussert; denn mit Pope liegt die sache anders; seine erörterungen über die entstehung und das wesen der religion sind die dunkelsten und

<sup>1)</sup> Vgl. Moral Essays III 339 ff.

unentwickeltsten abschnitte seiner lehre, während das christentum zu seiner zeit eine deutlich wahrnehmbare bis in die kleinsten einzelheiten erkennbare und aller welt bekannte sache war.

Nehmen wir uns die mühe, den abschnitt des *Essay on man*, der den in rede stehenden punkt betrifft, genauer zu betrachten! Der dichter hat hier (III 199 ff.) die religion als geschichtliche erscheinung im engsten zusammenhange mit der entwicklung der gemeinschaftsformen der menschen behandelt. Die natur, führt er vorher aus, die grosse lehrerin, welche den menschen anregte, sich die zum culturleben erforderlichen geschicklichkeiten und kenntnisse anzueignen, wies ihn auch auf geselligkeit und gemeinschaft hin.

»Die grosse natur sprach, voll aufmerksamkeit gehorchte der mensch. Städte wurden gebaut, gemeinschaften gegründet. Hier erhob sich ein kleiner staat, ein anderer wuchs durch dieselben mittel . . . . Der name könig war unbekannt, bis das gemeinsame interesse einem einzigen die herrschaft übertrug. Es war allein die tüchtigkeit — sei es in den künsten oder in den waffen, segnen verbreitend oder leid abwehrend —, der in einem familienoberhaupte die söhne gehorchten, die einen fürsten zum vater des volkes machte<sup>1)</sup>.

Bis<sup>2)</sup> dahin thronte ein jeder patriarch, von der natur gekrönt, als könig, priester und vater seines heranwachsenden staates;

---

<sup>1)</sup> Den folgenden abschnitt gebe ich in deutscher übersetzung, um darzulegen, wie ich die nicht seltenen schwierigen und dunklen stellen mit hülfe älterer und neuerer übersetzungen und anmerkungen auffasse und erkläre. Der beigefügte englische text wird dem kritischen leser freilich das nachschlagen der Elwin'schen ausgabe nicht ersparen, dient aber dem, der diese nicht zur hand hat, zur beurteilung, wie weit ich in den sinn der äusserst sententiösen, epigrammatischen und bilderreichen sprache Pope's eingedrungen sei.

<sup>2)</sup> v. 215. Till then, by nature crowned, each patriarch sat,  
King, priest, and parent of his growing state;

v. 217. On him, their second Providence, they hung,  
Their law his eye, their oracle his tongue.  
He from the wond'ring furrow called the food,  
Taught to command the fire, control the flood,  
Draw forth the monsters of th' abyss profound  
Or fetch th' aërial eagle to the ground,  
Till drooping, sick'ning, dying they began  
Whom they revered as god to mourn as man:

von ihm, ihrer zweiten vorsehung, hingen sie ab, ihr gesetz war sein auge, ihr orakel seine zunge. Er rief aus der erstaunten

- 
- Then, looking up from sire to sire, explored  
 One great first Father, and that first adored;
- v. 227. Or plain tradition, that this all begun,  
 Conveyed unbroken faith from sire to son;  
 The worker from the work distinct was known,  
 And simple reason never sought but one.  
 Ere wit oblique had broke that steady light,  
 Man, like his Maker, saw that all was right;
- v. 233. To virtue, in the paths of pleasure trod,  
 And owned a father when he owned a God.  
 Love all the faith, and all th' allegiance then,  
 For nature knew no right divine in men,  
 No ill could fear in God; and understood  
 A sov'reign being but a sov'reign good.
- v. 239. True faith, true policy, united ran,  
 That was but love of God, and that of man.  
 Who first taught souls enslaved, and realms undone,  
 Th' enormous faith of many made for one;  
 That proud exception to all nature's laws,  
 T'invert the world. and counterwork its cause?
- v. 235. Force first made conquest, and that conquest, law;  
 Till superstition taught the tyrant awe,  
 Then shared the tyranny, then lent it aid,  
 And gods of conqu'rors, slaves of subjects made:  
 She, midst the lightning's blaze, an thunder's sound,  
 When rocked the mountains, and when groaned the ground,
- v. 251. She taught the weak to bend, the proud to pray,  
 To pow'r unseen, and mightier far than they:  
 She, from the rending earth and bursting skies,  
 Saw gods descend, and fiend infernal rise:  
 Here fixed the dreadful, there the blessed abodes;  
 Fear made her devils, and weak hope her gods;  
 Gods partial, changeful, passionate, unjust,  
 Whose attributes were rage, revenge, or lust;
- v. 259. Such as the souls of cowards might conceive,  
 And, formed like tyrants, tyrants would believe.  
 Zeal then, not charity, became the guide;  
 And hell was built on spite, and heav'n on pride.  
 Then sacred seemed th' ethereal vault no more;  
 Altars grew marble then, and reeked with gore:
- v. 265. Then first the Flamen tasted living food;  
 Next his grim idol smeared with human blood;  
 With heav'ns own thunders shook the world below  
 And played the god an engine on his foe.

fürche die nahrung hervor, lehrte das feuer beherrschen, der fluth gebieten, die ungetüme aus dem tiefen abgrunde ziehen oder den adler der luft zum boden herabholen, bis welkend, hinsiechend, sterbend sie den als menschen zu betrauern begannen, den sie als gott verehrt hatten. Dann, von einem ahnherrn immer weiter zum andern hinaufblickend, entdeckten sie einen grossen ersten vater, und diesen ersten beteten sie an. Oder eine klare überlieferung, dass dieses all einen anfang habe, leitete den glauben unerschüttert vom vater zum sohne. Der schöpfer wurde von seinem werke deutlich unterschieden, und die einfache vernunft suchte niemals mehr als einen. Ehe der verkehrte menschenwitz

- 
- So drives self-love, through just, and through unjust,  
To one man's pow'r, ambition, lucre, lust:  
The same self-love, in all, becomes the cause
- v. 272. Of what restrains him, government and laws.  
For what one likes, if others like as well,  
What serves one will, when many wills rebel?  
How shall he keep, what, sleeping or awake,  
A weaker may surprise, a stronger take?  
His safety must his liberty restrain:  
All join to guard what each desires to gain.
- v. 279. Forced into virtue thus by self-defence,  
Ev'n kings learned justice and benevolence:  
Self-love forsook the path it first pursued,  
And found the private in the public good.  
T' was then the studious head or gen'rous mind,  
Foll'wer of God, or friend of human-kind.  
Poet or patriot, rose but to restore  
The faith and moral nature gave before;
- v. 287. Relumed her ancient light, not kindled new;  
If not God's image, yet his shadow drew:
- (v. 289.) Taught pow'r's due use to people and to kings;  
Taught not to slack, nor strain its tender strings,  
The less, or greater, set so justly true,  
That touching one must strike the other too;  
Till jarring int'rests of themselves create  
Th' according music of a well-mixed state.  
Such is the world's great harmony, that springs
- v. 296. From order, union, full consent of things;  
Where small and great, where weak and mighty made  
To serve, not suffer, strengthen, not invade;  
More pow'rful each as needful to the rest,  
And in proportion as it blesses, bless'd;  
Draw to one point, and to one centre bring  
Beast, man, or angel, servant, lord, or king.

dieses stetige licht gebrochen hatte, sah der mensch so, wie der ihn gemacht, dass alles gut war. Er wandelte auf dem pfade des vergnügens zur tugend und bekannte einen vater, wenn er einen gott bekannte. Glaube und unterthanentreue war damals nichts als liebe, denn die natur kannte kein göttliches recht bei den menschen; sie konnte in gott kein übel fürchten und verstand unter einem höchsten wesen nur ein höchstes gut. Wahrer glaube und wahre staatsweisheit gingen hand in hand; jener war nur liebe zu gott und diese zu den menschen.

Wer lehrte zuerst geknechtete seelen und zerrüttete königreiche den entsetzlichen glauben, dass viele für einen gemacht seien, die übermütige ausnahme von allen gesetzen der natur, um die welt umzustürzen und ihrer grundursache entgegenzuarbeiten? Gewalt machte zuerst eroberungen, und diese eroberungen wurden zu gesetzen; dann lehrte der aberglaube den tyrannen sich fürchten, machte dann mit der tyrannei gemeinsame sache, lieh ihr seine hülfe und machte aus den eroberern götter, aus den unterworfenen sklaven. Er lehrte beim leuchten des blitzes und beim schall des donners, wenn die berge wankten und der erdboden stöhnte, die schwachen sich beugen und die stolzen beten zu einer gewalt, unsichtbar und weit mächtiger als sie. Er sah von dem sich öffnenden himmel götter herabsteigen und aus der geborstenen erde höllische feinde sich erheben. Hier bestimmte er den ort des grauens, dort den der seligkeit. Furcht schuf seine teufel und schwache hoffnung seine götter, götter, parteiisch, wankelmütig, voll leidenschaft, ungerecht, deren eigenschaften wut, rachsucht oder wollust waren, so wie sie die seelen von feiglingen begreifen mochten, und an die, da sie wie tyrannen gebildet waren, tyrannen zu glauben bereit waren. Da wurde der fanaticismus, nicht menschenliebe der führer, und die hölle ward auf hass, der himmel auf hochmut gegründet. Da erschien das gewölbe des äthers nicht mehr heilig; altäre erhoben sich, dampfend von blut; der opferpriester kostete damals zuerst lebende nahrung, und bald benetzte er seinen scheusslichen götzen mit menschenblut, machte die welt hienieden erzittern durch den donner des himmels und setzte den gott als kriegsmaschine gegen seinen feind in bewegung.

So führt die selbstliebe durch recht und durch unrecht hindurch zu eines mannes macht, ehrgeiz, gewinn, wollust; die nämliche selbstliebe in allen wird ursache davon, was ihn (den mon-



archen) einschränkt, regierung und gesetze. Denn wenn, was einem gefällt, die andern ebenso gern hätten, was hilft ein wille, wenn viele willen sich gegen ihn auflehnen? Wie soll er das behalten, was, mag er schlafen oder wachen, ein schwächerer heimlich erhaschen, ein stärkerer offen wegnehmen kann? Seine sicherheit muss seine freiheit einschränken; alle vereinigen sich, um das zu bewachen, was jeder zu gewinnen wünscht. So lernten selbst könige, zur tugend durch selbstverteidigung gezwungen, gerechtigkeit und wohlwollen; die selbstliebe verliess den pfad, den sie zuerst verfolgte, und fand das wohl des einzelnen in dem öffentlichen.

Damals geschah es, dass der nachdenkende kopf oder das edle herz, ein jünger gottes oder ein freund des menschengeschlechtes, ein dichter oder ein patriot aufstand, um glauben und moral nur wiederherzustellen, die schon früher die natur gegeben hatte; er liess ihr altes licht wieder aufleuchten, wenn er es auch nicht neu anzündete, er zeichnete, wenn auch nicht gottes bild, doch seinen schattenriss, lehrte volk und könige den pflichtmässigen gebrauch der macht, lehrte ihre zarten saiten weder schlaff werden lassen noch (allzusehr) spannen; die kurzen oder langen (saiten) stellte er so genau an ihren richtigen platz, dass die berührung der einen sich der andern mitteilen musste, bis die gegen einander laufenden interessen die musik eines wohlgemischten staats hervorbringen. Von dieser art ist die grosse harmonie der welt, welche aus ordnung, vereinigung, vollständiger einhelligkeit der dinge hervorgeht, wo klein und gross, schwach und mächtig dazu da sind, um zu nützen, nicht zu leiden, zu kräftigen, nicht anzugreifen; jedes um so mächtiger, als es für die andern nötig ist, und in demselben maasse gesegnet, als es segen spendet; auf einen punkt zusammenzuziehen und um einen mittelpunkt zu ordnen tier, menschen oder engel, knecht, herren oder könig.«

Wenn wir die hier in schöner, poetischer form dargelegten gedanken auch dem stile nach in prosa zu übertragen und, was Pope sagt, auf die bei uns und zu unserer zeit übliche weise mit schlichten und klaren worten wiederzugeben versuchen wollen, so ist es sehr zweifelhaft, ob der versuch bis in's einzelne gelingen wird. Eines aber steht wohl im allgemeinen und vor allem fest, nämlich dass der dichter in der politisch-religiösen entwicklungsgeschichte der menschheit drei perioden

unterscheidet. Die erste periode ist die der patriarchalischen regierungsform und der reinen gotteserkenntnis und gottesverehrung; die zweite die des erobernden despotismus in verbindung mit polytheistischen, grausamen und abergläubischen götzendiensten; die dritte die der einrichtung gesetzlich regierter staaten, wo sich regierende und regierte das gleichgewicht halten und zugleich die wiederherstellung eines reineren glaubens und gottesdienstes statthat. Am klarsten sind Pope's gedanken in bezug auf den von ihm angenommenen ersten zeitabschnitt. Wenn er die entstehung des glaubens an einen Gott entweder aus der vergötterung guter und grosser menschen oder aus einer heiligen überlieferung herleitet, so ist deutlich, dass sich das eine auf die heiden, das andere auf die Israeliten bezieht. Auch die heiden sind zum götzendienste erst durch abfall von der reinen erkenntnis Gottes, welche übrigens auch sache der gesunden vernunft ist, gelangt. Man kann — von den etwaigen unmittelbaren und mittelbaren quellen seiner vorstellungen ist hier nicht die rede — hierzu wohl sagen, dass sich Pope nach seiner auffassung im guten glauben befunden haben mag, der bibel und der kirchenlehre gemäss zu denken und zugleich sowohl mit genügend erwiesenen historischen thatsachen als auch klaren erkenntnissen der menschlichen vernunft zu thun zu haben. Die vermutung, sein scharfer verstand sei doch wohl darauf gekommen, dass diese drei autoritäten im grunde durchaus nicht gleichartig seien, dass er sich absichtlich auf diese erwägung nicht weiter eingelassen, aber sich etwas darauf zu gute gethan haben dürfte, sich die sache so schön zurechtgelegt zu haben, ist wohl erlaubt, weil durch die kenntnis seiner sinnesart eingegeben und förderlich für das tiefere eindringen in den gedankenzusammenhang seiner eigenen »natürlichen theologie« und der seines zeitalters.

Wenn wir uns nun bei der weiteren verfolgung der in der vorliegenden stelle erörterten gedanken unseres dichters etwas leidlich bestimmtes vorstellen wollen, müssen wir wohl annehmen, dass er gemeint habe, die verschiedenen einzelnen völker hätten die grenzen der drei perioden zu verschiedenen zeiten überschritten, die perioden sich also hier so, dort so abgetheilt. Despotismus, mit aberglauben und götzendienst hand in hand gehend, würde er vielleicht seinem sinne nach mit Nebukadnezar, Alexander, der ihm und der aufklärung über-

haupt ein wahrer greuel ist<sup>1)</sup>) und den römischen cäsaren exemplificirt haben, da diese herrscher sich selbst für götter zu halten geneigt waren oder dafür erklärt wurden. Aber ausser dem flamen, der nach Rom weist, fehlt jede beziehung auf eine bestimmte zeit, und man darf wohl nicht ohne grund annehmen, dass Pope sich grösserer historischer anschaulichkeit absichtlich enthalten habe, um nicht in widersprüche zu gerathen oder wenigstens sich andern gegenüber blößen zu geben.

Was in seinem bilde von der dritten periode am meisten auffällt, ist die nichterwähnung, man könnte sagen die ausschaltung des christentums. Man muss doch wohl fragen, auf welche weise er dies gethan hat, wie er sich die sache vorgestellt, indem er die ausdrückliche bezeichnung des christentums umging. Entweder meint er mit den begründern staatlicher ordnung und wiederherstellern einer reineren religion männer, die vor der entstehung des christentums wirkten, wie Zoroaster, Confucius, vielleicht Solon und die andern weisen der Griechen, oder aber er betrachtet die einführung des christentums bei den verschiedenen völkern eben als jene segensbringenden thaten grosser und guter menschen. Sein commentator Warburton scheint das erstere angenommen zu haben<sup>2)</sup>), aber in den worten des dichters liegt sicher kein zwingender grund für das eine noch für das andere. Es bleibt nur eines deutlich und gewiss: dass Pope sich hier schweigend zu dem punkte verhält, über den man seine ansicht am liebsten hören möchte; dass er gerade die frage nicht beantwortet, zu der er durch seinen gesamten gedankengang am meisten auffordert und anreizt. Zweifellos oder mindestens in hohem grade wahrscheinlich ist aber auch, dass diese verschweigung, dieses darüber-hinweg-gehen nicht unabsichtlich ist, und dass die gründe dazu für jeden, der Pope genauer kennt, in seinem persönlichen charakter und den obwaltenden umständen zu suchen sind. Er hätte sich unfehlbar in die ärgerlichsten streitigkeiten verwickelt und, was für ihn noch schlimmer war, zahlreiche anhänger und verehrer eingebüsst, hätte er überhaupt zum christentume als historischer thatsache stellung genommen. Er entschloss sich also zu einem auswege, nämlich die entwick-

<sup>1)</sup> Vgl. Temple of fame 151 f. Essay on man I 160, IV 220.

<sup>2)</sup> S. anhang I.

lung der religion als durchaus eng verbunden mit den politischen einrichtungen der völker und staaten zu fassen, wodurch es einigermassen gerechtfertigt erschien, religion und gottesdienst nur so weit heranzuziehen, als sie in engem bezuge zu der politischen entwicklung stehen. Dieser ausweg wurde ihm durch zwei umstände nahegelegt. Der gedankengang seines philosophischen gedichtes führte darauf hin oder liess sich so einrichten, dass er dies that, und das kam ihm trefflich zu statten, um sich nicht in die heikle sache tiefer einzulassen, als ihm heilsam war. Zweitens aber war ihm diese wendung der gedanken als einem mitten in den politischen strömungen seiner zeit stehenden und mit der neueren geschichte seines vaterlandes bekannten Engländer an die hand gegeben, und zwar war seine betrachtungsweise dadurch beeinflusst und geschärft, dass er katholik war, zwar nicht seiner denkart nach, aber durch gemeinsam erlittene unbilden mit seinen glaubensgenossen verbunden. Seitdem — so etwa musste sich ihm die sache darstellen — durch die freche unthat Heinrich's VIII. an seiner ersten gemahlin in England dem protestantismus freie bahn gemacht worden war, waren religion und gottesdienst von den politischen geschicken Englands nie zu trennen gewesen, und zwar so, dass der glaube des volkes meist als ein spielball in den händen der machthaber erschien. Allerdings hat, wenn es auch nicht zu verwundern ist, dass ein katholischer Engländer in den dreissiger jahren des vorigen jahrhunderts so dachte und empfand, die verallgemeinerung dieser aus der englischen geschichte abstrahirten ansicht von dem engen zusammenhange der religion mit der politik ungefähr so viel anspruch auf wahrheit, wie wenn ein Engländer von ganz Europa oder von der ganzen erde behauptete, das wetter sei im winter meist neblig, aber es ist gewiss nicht uninteressant, sich hier zu erinnern, dass es für einen Engländer charakteristisch ist, behauptungen, die in bezug auf sein vaterland richtig sind, als normen für die ganze welt hinzustellen, mögen sie nun religion, politik, sociale verhältnisse, kleidung, speisen oder getränke betreffen<sup>1)</sup>).

Das bisher erörterte hatte den zweck, nachzuweisen, wie sich Pope darin als teilnehmer an der aufklärungsbewegung seiner zeit zeigt, was er von sich ablehnt. Um aber sein ver-

<sup>1)</sup> S. anhang II.

hältnis zu den treibenden ideen des achtzehnten jahrhunderts vollständig zu erkennen, müssen wir auch sehen, wie er sich durch das, was er positiv behauptet, den anderen führenden geistern anschliesst, beziehungsweise wie er sich von ihnen unterscheidet. Wir können uns hier an die hauptstreitpunkte und grundbegriffe der aufklärungstheologie und -philosophie halten: Gott, freiheit des menschlichen willens und unsterblichkeit der menschlichen seele. Wir thun Pope kein unrecht, wenn wir seine ansichten über die menschliche natur nicht voranstellen. Nur ein sehr oberflächlicher leser des *Essay on man* kann übersehen, dass der dichter eigentlich von Gott ausgeht, insofern er den menschen zuerst als glied des universums, der schöpfung Gottes, behandelt.

Von den vielen schönen und geistreichen aussprüchen unseres dichters über Gott haben diejenigen das meiste aufsehen erregt und den meisten anstoss gegeben, welche Gott als weltseele bezeichnen. Pope sagt im *Essay on man* I 267 ff.:

»All are but parts of one stupendous whole,  
Whose body nature is, and God the soul;  
That, changed through all, and yet in all the same,  
Great in the earth, as in th' ethereal frame,  
Warms in the sun, refreshes in the breeze,  
Glow's in the stars, and blossoms in the trees,  
Lives thro' all life, extends through all extent,  
Spreads undivided, operates unspent;  
Breathes in our soul, informs our mortal part,  
As full, as perfect in a hair as heart;  
As full, as perfect in vile man that mourns,  
As the rapt seraph that adores and burns:  
To him no high, no low, no great, no small;  
He fills, he bounds, connects and equals all.«

Eine andere stelle findet sich im *Essay on man* III 21 ff., wo es heisst:

Nothing is foreign; parts relate to whole;  
One all-extending, all-preserving soul  
Connects each being, greatest with the least;  
Made beast in aid of man, and man of beast;  
All served, all serving: nothing stands alone;  
The chain holds on, and where it ends unknown.«

Ähnlich *Essay on man* IV 61 f.

»Heav'n breathes through ev'ry member of the whole  
One common blessing, as one common soul.«

Es wäre ein wunder gewesen, wenn man gegen solche behauptungen nicht laut und mehrfach die beschuldigung des pantheismus erhoben hätte. Aber diese war, alles in allem genau und unparteiisch betrachtet, doch unbegründet. Die auffassung, die Pope im interesse einer art theodicee, die der hauptinhalt des ersten abschnitts seines gedichts ist, mit sichtlichem wohlgefallen an ihrer poetischen schönheit in glänzenden worten zur geltung bringt, wäre nur dann eine wirklich und ausgeprägt pantheistische, wenn sie mit der bestreitung des selbstbewusstseins und der selbstbestimmung in Gott, also des persönlichen gottes, in verbindung stünde. Nichts aber kann mit weniger grund in bezug auf Pope's denkart behauptet werden. Denn abgesehen davon, dass er von Gott mit den deutlichsten worten als von einem persönlichen wesen redet, ihn, wie schon gezeigt wurde, durch die gesunde vernunft als schöpfer von der schöpfung unterscheidbar sein lässt, dass Gottes weisheit, güte, vorsehung und weltregierung einen breiten raum in seiner lehre einnehmen, ist es für einen kenner seiner denkart unmöglich, in Pope auch nur einen sehr entfernten geistesverwandten Spinoza's zu sehen. Pope's zeit ist zu begreifen, wenn man, beunruhigt durch die kühnen folgerungen Spinoza's wie auch der englischen und französischen freidenker, in den angeführten äusserungen eine gefahr erkannte, die eine parteilose und ruhige beurteilung, welche die angegriffenen sätze im zusammenhange mit den hauptlehren des dichters auffasst, als nicht vorhanden erweist.

Ähnlich liegt die sache mit Pope's verhältnis zu den im engeren sinne deistischen meinungen seiner zeitgenossen über Gott und dessen beziehungen zu der welt und dem menschen. Man muss sich denn doch zunächst klar machen, dass er optimist, anhänger der meinung, die wirkliche welt sei die bestmögliche, ist. Die art, wie er das dasein des Übels und des bösen erklärt oder zu erklären versucht, macht doch nicht sein festhalten an dem satze: »alles, was ist, ist gut,« zweifelhaft. Die gedanken, welche Voltaire bei gelegenheit des erdbebens von Lissabon ausgesprochen hat, bilden den geraden gegensatz gegen Pope's weltanschauung. Voltaire will, dass der leser

seines gedichtes etwa so schliesse: Wer annimmt, dass Gott die welt regiere, muss im hinblick auf das übel in der welt annehmen, dass er sie schlecht regiert; daher ist anzunehmen, dass er sie gar nicht regiert. Pope sagt: Gott regiert die welt gut, weil er Gott ist, und wer das annimmt, muss annehmen, dass das übel in der welt von der guten weltregierung Gottes bedingt werde. *Essay on man* IV 35 ff. sagt er:

»Remember, man, 'the Universal Cause  
Acts not by partial, but by general laws';  
And makes what happiness we justly call,  
Subsist, not in the good of one, but all.«

Und *Essay on man* IV 113 f. heisst es:

»God sends not ill, if rightly understood,  
Or partial ill is universal good, . . .«

Die durchführung dieser gedanken, wie sie von Pope im IV. brieфе des *Essay on man* gegeben wird, konnte freilich den kern von der tiefe und dem scharfsinn eines Spinoza und eines Kant nicht genügen, aber das that ihrer popularität und ihrer raschen verbreitung seiner zeit nichts weniger als abbruch, ebenso wenig wie der umstand, dass ein gelehrter dominikaner leicht ein paar dutzend erketzereien darin hatte finden können, oder der, dass seine ausführungen, wenn sie sich in einer philosophischen examenarbeit von heute darstellten, ihm nicht mit unrecht einen tadel der disposition seines elaborats würden zugezogen haben.

Wenn man aber Pope's *Universal prayer* das »deisten-gebet« genannt hat, so war das angesichts seiner äusserungen über das verhältnis Gottes zur welt von seinen zeitgenossen ungerecht, und es wäre von uns unrichtig, ihn zu der deistischen gruppe der aufklärer zu zählen, weil dadurch seine stellung zu dem geiste seiner zeit falsch und ungenau bezeichnet werden würde. Es kann vielmehr kein zweifel darüber herrschen, dass Pope in seinen vorstellungen von Gott und dessen beziehungen zur welt sich bei nicht unbeträchtlichen abweichungen in einzelheiten am nächsten mit der denkart der späterhin besonders in Deutschland vorwaltenden aufklärer berührt, die sich Gott als das von der vernunft des menschen begreifliche höchste persönliche wesen dachten. Es liegt kein grund vor, zu bestreiten, dass er sich in den hauptsachen mit Nathan's des weisen vernunftreligion ganz einverstanden erklärt haben würde. Jeden-

falls hat er durch seinen *Essay on man* dem poetischen glaubensbekenntnisse Lessing's den boden bereiten helfen und verdankt seinen ruhm in Deutschland wesentlich der geistesverwandtschaft mit den dort ein menschenalter später führenden männern.

Weniger deutlich, weil weniger einfach ist Pope's verhältnis zur aufklärung in der lehre von der moralischen und intellectuellen natur des menschen, gerade weil er in diesem capitel recht eingehende betrachtungen anstellt, und weil hier der satirische dichter neben dem philosophen das wort ergreift.

Was zunächst den fundamentalbegriff aller moralphilosophie anlangt, den namentlich die gesamte deutsche aufklärung betonte, die moralische zurechnungsfähigkeit des mit freiem willen ausgestatteten menschen, so findet sich allerdings im *Essay on man* eine stelle, die an Schiller's »Und die tugend, sie ist kein leerer schall« erinnert. Dort (II 211 ff.) heisst es:

»Fools! who from hence into the notion fall,  
That vice or virtue there is none at all.  
If white and black blend, soften and unite  
A thousand ways, is there no black or white?«

Aber in welchem zusammenhange sagt das der dichter? Er ist nach dem, was er vorher gesagt hat, genötigt, dem leser zu versichern, er wolle durchaus nicht lehren, dass gut und böse eigentlich nichts seien, denn ganz so klingen die worte, die vorangehen. Selbstliebe und vernunft sind die momente, welche alle handlungen des menschen bedingen. Sehen wir genau zu, so fasst Pope die selbstliebe als das begehungsvermögen überhaupt; die vernunft ist ihm einfach der verstand, das denkvermögen. Einen andern antrieb zum handeln, einen andern inhalt des willens als selbstliebe kennt er nicht, und der mensch handelt deshalb nicht wie eine bestie oder ein teufel, weil er denken kann und einsieht, dass er mit verständigem handeln am besten fährt. So ist auch die menschenliebe und der geselligkeitstrieb, wie wir schon an einer andern stelle <sup>1)</sup> gesehen haben, nur eine durch die vernunft modifizierte selbstliebe, und die sittlichkeit beschränkt sich auf die eindämmung und zähmung des egoismus und des glückseligkeitstriebes durch klugheit.

<sup>1)</sup> *Essay on man* III 263 ff., citirt oben seite 39.



Wir sehen den philosophierenden dichter auf dem gebiete der moral in einem widerspruch mit sich selbst geraten, der ihm allerdings selbst wenig kummer gemacht und auch in den augen seiner zeitgenossen nicht viel geschadet zu haben scheint, wenn er auch hie und da bemerkt worden ist, und der sich, wie manches auffällige, aus seinem charakter und seinen persönlichen verhältnissen wohl erklären lässt. Auf der einen seite weiss er nicht genug zu betonen, wie sehr die grenzen zwischen gut und böse, tugend und laster verschwimmen, und zeigt sich bereit, die fehler der menschen aus ihren natürlichen anlagen und den empfangenen einwirkungen zu erklären, so dass das mass der verantwortlichkeit sich auf ein minimum beschränkt. Anders aber erscheint sein moralsystem, wenn er die handlungsweise seiner feinde analysiert und auf ihre motive zurückführt. Mit dem *tout comprendre c'est tout pardonner* des philosophen kann eben der satirische dichter nicht viel anfangen, denn woher nimmt er die berechtigung, die fehler seiner feinde anzugreifen, wenn er sie erklärlich und deshalb entschuldbar findet? Daran denkt freilich der satiriker Pope gar nicht; bei ihm verschwindet jede milde in der beurteilung; die gründe, aus denen man ihn tadelt oder angreift, sind nicht nur nicht harmlos, sondern meist moralisch abscheulich. Bestechlichkeit, neid, ungerechtigkeit, gewissenlosigkeit, ehrlosigkeit, wogegen er selbst in glänzendem lichte erscheint und alles nur aus wahrheitsliebe und sonst den edelsten beweggründen und absichten sagt und thut. Es sei ferne von uns, ihn zu beschuldigen, er habe die grosse menge des publikums, besonders des vornehmen, durch milde der menschenbeurteilung im allgemeinen gewinnen wollen, sich aber für die auserwählten, auf die er die schale seines zornes ausgiessen wollte, ein anderes system zurechtgemacht, aber wir können seine widersacher, namentlich die klügeren derselben unter der katholischen und protestantischen geistlichkeit, die merkten, wie gering er von ihnen und ihrer sache dachte, nicht allzusehr tadeln, wenn sie auf solche gedanken verfielen. Was Pope's ansichten über die intellektuelle natur des menschen anlangt, so hat er von dem masse des verstandes der überwiegenden mehrheit seiner nebenmenschen keine sehr hohe meinung; das ist aber wohl bei einem sehr begabten und geistvollen manne nur ganz natür-

lich, während nicht weiter hervorragende geister nur durch besonders günstige gelegenheit, z. b. durch jahrelange thätigkeit als ärzte oder pädagogen, sich gewöhnen, einen ausserordentlich bescheidenen massstab an die intelligenz der menschen anzulegen. Die wenig schmeichelhafte anrede »fool« ist bei Pope sehr gebräuchlich, wenn er sich an die menschheit im ganzen oder an den menschen an sich wendet. Auch ist der begriff der narrheit bei ihm aus reicher erfahrung geschöpft und frei in verschiedene arten und unterarten gegliedert. Die glänzendsten abschnitte in seinen satirischen gedichten sind die, wo er die arten der narrheit als geiz und verschwendung, eitelkeit, geschmacklosigkeit, sammelwut, launenhaftigkeit u. s. w. anschaulich und witzig schildert. Auch hier, so sehr er auf eigenen wegen geht und sich mit darlegung von allgemeinen regeln nicht viel aufhält, hat er seine berührungspunkte mit dem zeitgeiste, namentlich indem er den gesunden sinn, gesunden menschenverstand im weitesten sinne (*good sense*) der mannigfaltigen menschlichen thorheit entgegenstellt. Bezeichnend für den Engländer ist die vorliebe, mit der er auf die beziehungen des gebildeten oder sich gebildet dünkenden menschen zum gelde eingeht, bei dessen erwerbung er sich, wenn er auch oft vom *pelf* (schund) redet, sehr praktisch, bei dessen verwendung er sich musterhaft gezeigt hat.

In genauer zu bestimmende beziehungen tritt Pope zu einem andern hauptpunkte, der in der aufklärungszeit mit im vordergrunde des interesses stand, nämlich zu der lehre von der fortdauer der menschlichen persönlichkeit nach dem tode. Man kann nicht sagen, dass die stellung, welche er zu dieser seit jahrtausenden die menschheit beschäftigenden frage einnimmt, viel anziehendes hätte. Wenn wir Deutschen mehr nationale eitelkeit besässen, so könnten wir im hinblick auf das, was unsere aufklärer darüber vorgebracht haben, uns sehr vortrefflich dünken im vergleich zu den berühmtesten vertretern dieser richtung unter den Engländern. Denn mag man auch den ansichten Lessing's, Mendelssohn's und Kant's weder nach ihrem inhalte noch nach ihrer begründung beistimmen, man muss doch den ernst, mit dem diese männer die sache auffassten, und die tiefe ihrer gedanken anerkennen.

Pope's mehrfach deutlich genug ausgesprochene grundansicht ist, dass wir nur von dem menschen im diesseits etwas

wissen, dass das menschliche erdenleben für sich allein als eine abgeschlossene sache zu betrachten ist, dass wir über das jenseits ganz im dunkeln tappen. So sicher nun auch hieraus der schluss zu ziehen wäre, dass wir das jenseitige leben in rück-sicht auf die beweggründe unserer handlungen und unser urteil über die natur und die bestimmung der menschen gänzlich ausser der rechnung zu lassen hätten, so gewiss wird doch jeder kenner Pope's annehmen, dass er diesen schluss nicht ausdrücklich gezogen haben wird. Das hatte er auch gar nicht nötig; um seinen gedanken eingang zu verschaffen, brauchte er nur nicht das gegenteil zu sagen. Pope wäre auch nicht Pope gewesen, wenn er anders als gelegentlich und im vorbeigehen auf die in rede stehende sache zu sprechen gekommen wäre. Er thut dies auch wirklich, und die wenigen stellen, wo er der unsterblichkeit der seele erwähnt, sind so merkwürdig und in verschiedener hinsicht so charakteristisch, dass es sich verlohnt, sie etwas genauer zu betrachten.

Der dritte abschnitt des ersten briefes des *Essay on man* hebt mit dem gedanken an, dass dem menschen zu seinem glücke die kenntnis eines jenseitigen zustandes versagt sei. Von v. 91 an heisst es dann weiter:

»Hope humbly then; with trembling pinious soar;  
 Wait the great techer death, and God adore.  
 What future bliss he gives not thee to know,  
 But gives that hope to be thy blessing now.  
 Hope springs eternal in the human breast;  
 Man never is, bud always to be blessed.  
 The soul, uneasy, and confined from home,  
 Rests and expatiates in a life to come.«

Die letzten worte dieser schönen stelle scheinen in der that keinen zweifel daran übrig zu lassen, dass Pope der menschlichen seele nicht allein unsterblichkeit zuschreibt, sondern sogar ihr eigentliches vaterland in das jenseits verlegt. Der scharf nachdenkende leser wird nicht wenig überrascht durch dieses bekenntnis der lehre, die, schon vor Plato vorhanden, doch von diesem am geistreichsten vorgetragen, von philosophen und theologen mit dem namen präexistenzianismus bezeichnet wird. Ist der leser aber auch etwas philologe und fragt auch bei schönen und erhabenen worten eines ihm vor-

liegenden textes nach solchen dingen wie lesarten und varianten, so wird seine verwunderung über unseres dichters plötzlichen platonismus sehr vermindert. Das wörtchen *from* nämlich in v. 97 taucht das erste mal in der ausgabe von 1743 auf; vorher stand an der stelle ein *at*, und der sinn war: »Die seele, beschränkt auf ihre heimat« (die erde) u. s. w. *Sapienti sat!*<sup>1)</sup>)

Pope fährt unmittelbar fort:

»Lo, the poor Indian! whose untutored mind  
Sees God in clouds, or hears him in the wind;  
His soul proud science never taught to stray  
Far as the solar walk or milky way;  
Yet simple nature to his hope has giv'n,  
Beyond the cloud-topped hill, an humbler heav'n;  
Some safer world in depth of woods embrac'd,  
Some happier island in the wat'ry waste,  
Where slaves once more their native land behold,  
No fiends torment, no christians thirst for gold.  
To be, contents his natural desire;  
He asks no angel's wing, no seraph's fire;  
But thinks, admitted to that equal sky,  
His faithful dog shall bear him company.«

Im vierten abschnitte fährt der dichter fort (v. 113):

Go, wiser thou! and in thy scale of sense,  
Weigh thy opinion against Providence;  
Call imperfection what thou fanci'st such,  
Say, Here he gives too little, there too much!  
Destroy all creatures for thy sport or gust,  
Yet cry, If man's unhappy, God's unjust;  
If man alone ingross not heav'n's high care,  
Alone made perfect here, immortal there:  
Snatch from his hand the balance and the rod,  
Re-judge his justice, be the god of God.«

<sup>1)</sup> Vgl. auch The works of Pope. New edition . . . by Rev. Whitwell Elwin. Vol. II p. 355 note 4. »All editions till that of 1743 had 'at' for 'from'. The home of the soul was this world according to the first reading, and the next world according to the second. The alteration was made under the auspices of Warburton to get rid of the imputations that Pope doubted or disbelieved the immortality of the soul.«

Auch das, was wir hier hören, lässt die fortdauer der menschlichen seele in einem höchst eigentümlichen lichte erscheinen. Ihre erwähnung wird den tadlern gottes, den gegnern von gottes richtig verstandener weltregierung in den mund gelegt. Es ist ein ausfluss ihrer anmassung und kurzsichtigkeit, dass sie von gott verlangen, er solle den menschen vollkommen und unsterblich gemacht haben, sonst sei er ungerecht.

Pope geht von der eben citierten stelle an zu anderen gedanken über, kommt aber auf die sache noch einmal im vierten briefe des *Essay on man* (v. 167) zu sprechen, wo die fortdauer der seele mit der vergeltung für gutes und böses in interessante verbindung gesetzt wird:

»What nothing earthly gives or can destroy,  
The soul's calm sunshine, and the heartfelt joy,  
Is virtue's prize. A better would you fix?  
Then give humility a coach and six,  
Justice a conqu'rors sword, or thruth a gown,  
O public spirits its great cure, a crown<sup>1)</sup>.  
Weak foolish man! will heav'n reward us there,  
With the same trash mad mortels wish for here?  
The boy and man an individual makes,  
Yet sigh'st thou now for apples and for cakes?  
Go, like the Indian, in another life  
Expect thy dog, thy bottle, and thy wife,  
As well as dream<sup>2)</sup> such trifles are assigned  
As toys and empires, for a god-like mind:  
Rewards, that either would to virtue bring  
No joy, or be destructive of the thing:  
How oft by these at sixty are undone  
The virtues of a saint at twenty-one!«

Es ist von nur nebensächlicher bedeutung, dass die zuletzt angeführte stelle (genau v. 173—180) zuerst in der ausgabe von 1743 erschien, dann — augenscheinlich auf Warburton's

<sup>1)</sup> Mit diesem satirischen stiche ist Georg II. gemeint, der als prinz von Wales zur oppositionspartei gehörte, diese aber bei seiner thronbesteigung verliess und die minister Georg's I. beibehielt.

<sup>2)</sup> Ich fasse *dream* ebenso wie *go* und *expect* als imperativ auf, übersetze also: Geh . . . erwarte . . . oder träume auch, dass u. s. w. Die setzung eines kommas nach *dream* könnte einem Deutschen bei dieser auffassung erforderlich erscheinen, ist es aber nach englischem gebrauche nicht.

veranlassung — weggelassen wurde und dann von 1797 an, zuerst in Warton's ausgabe, wieder auftauchte, welcher letztere ausdrücklich dazu bemerkte, dass sie dem verfassers keine ehre mache; vielmehr fällt ins gewicht, dass, wie es thatsächlich geschehen, ein jeder daraus den gedanken lesen kann, es sei eines weisen mannes nicht würdig, im jenseits vergeltung für die tugend, die er im leben geübt, zu erwarten, der weise beschränke daher sein streben und den zweck seiner tugenden auf das diesseits; dass man aber dem dichter kaum vollkommen und genügend nachweisen kann, er habe das sagen wollen, besonders den letzten gedanken, der weise verzichte auf das jenseits. Ebenso verhält es sich mit dem zweimal zur sprache gebrachten Indianer. Pope würde sich ernstlichst verwahrt haben, wenn man ihm vorgerückt hätte, man lese zwischen den zeilen, dass es sache eines von der kultur ganz unberührten, geistig kindischen menschen sei, sich überhaupt ein jenseits vorzustellen, aber was wollen wir auf die bestimmte frage antworten: hat er die möglichkeit oder wahrscheinlichkeit einer solchen auffassung bei seinen lesern angenommen? <sup>1)</sup>

Wenn wir die stellung unsers dichters zu den hauptartikeln der aufklärung nunmehr als ganzes betrachten, so wird sich vielleicht im rückblick auf seine lehre von gott die vermuthung geltend machen, dass uns seine ideen von den grundlagen der moral und von der fortdauer der menschlichen persönlichkeit nach dem tode dahin leiten müssten, auch seine ansichten über gott einerseits mehr pantheistisch, andererseits mehr deistisch aufzufassen, als es seinen worten nach auf den ersten augenschein hin geschehen. In der that liegt aber die sache so: Wir drücken mit dieser erwägung nur die thatsache aus, dass wir die hauptlücke in der gesammtheit seiner gedanken, sagen wir in seinem system, wenn wir das wort in so weitem sinne nehmen dürfen, entdeckt haben. Es wird vielleicht mancher sagen: wer so über gott dachte wie Pope, der konnte über die menschliche willensfreiheit und über die unsterblichkeit der seele nicht so denken wie er. Das ist unsers erachtens that-

---

<sup>1)</sup> Mit recht ist schon früher bemerkt worden, dass die stelle am ende des ersten briefes des *Essay on man* (v. 285 f. *Submit: in this, or any other sphere, Secure to be as blessed as thou canst bear.*), wo der dichter auf ein jenseitiges leben hinzuweisen scheint, dem hier ausgeführten nicht wirklich entgegensteht. Vgl. Elwin's Pope vol. II p. 370 note 3 und anhang II.

sächlich und grundsätzlich unrichtig, das erste nach dem alten satze *Ab esse ad posse valet consequentia*, — keine auktorität kann die unmöglichkeit von nachgewiesenen thatsachen behaupten; das letztere, weil dann überhaupt die möglichkeit, ein mann von geist könne inkonsequent denken, bestritten werden müsste. Man hat von einem schwanken der ansichten Pope's und von einer milderung derselben bei zunehmendem alter gesprochen. Das erstere ist allbekannt, namentlich in bezug auf seine politische stellung, das letztere mag bei einigen einzelheiten zutreffen; hier ist eine solche erwägung ohne belang, denn gerade die den zeitgenossen und späteren anstößigste stelle (*E. o. m.* IV 173 ff.) ist erst in den letzten lebensjahren des dichters in den text gekommen, und in den frühesten teilen des *Essay on man* wie überhaupt in den früheren dichtungen finden sich eine menge aussprüche über gott, die ihn sehr positiv als rein persönlichen hinstellen und von warmer, echter andacht durchdrungen sind.

Das bild, welches wir bisher in den grundzügen von Pope's schriftstellerischem charakter gewonnen haben, lässt sich noch durch einige striche vervollständigen, die ihn ebenfalls als sohn seiner zeit zeigen. Hierher gehören einerseits seine vertretung der humanitätsidee und andererseits seine »freien ansichten« über weltverhältnisse und menschliche auktoritäten. Die humanität, die menschenliebe als maxime unsers handelns war für alle schattierungen der aufklärung der ausgangspunkt praktischer ethik. Wir haben gesehen, dass Pope die menschen- oder gemeinliebe aus der selbstliebe und dem verstande herleitet; was aber ihre geltung als praktisches prinzip betrifft, so gehört er zu ihren begeistertsten wortführern, zu den feurigsten lobrednern gemeinnützigem handelns und milder, liebevoller beurteilung unserer nebenmenschen. Mag hierzu der tiefe und nicht zu besänftigende hass gegen seine persönlichen feinde einen seinen charakter unvorteilhaft beleuchtenden gegensatz bilden, so würde man ihm doch unrecht thun, wenn man in die aufrichtigkeit seines lobes der humanität zweifel setzte und sein eintreten für alle darauf hinielenden verbesserungen im socialen und politischen leben für blosse phrasen erklärte. Schon die erwägung, dass er als katholik in seinem vaterlande reichlich gelegenheit hatte, das gegenteil von humanität in der form konfessioneller unduldsamkeit zu empfinden, lässt

keinen zweifel daran aufkommen, wie er dergleichen gemeint habe. Er hält es für eine ehrenpflicht der grossen, gemeinnützigen zwecken opfer zu bringen, aber am höchsten preist er die werke echter menschenliebe, wenn sie in schlicht bürgerlichem gewande auftritt. In diesem sinne hat er dem edlen menschenfreunde John Kyrle, den er von seinem wohnsitze Ross in Herefordshire nur den *man of Ross* nennt, wie ihn auch der volksmund dankbar bezeichnede, in dem dritten der *Moral Essays*, der von dem gebrauche des reichthums handelt, ein herrliches poetisches denkmal gesetzt (v. 249 ff.).

Es ist für Pope sowohl als Engländer wie auch als sohn gerade seiner zeit sehr bezeichnend, dass er auch über die bedingungen des volkswohlstandes, über wirtschaftliche verhältnisse, über den umlauf des geldes und dergleichen klare und bis ins einzelne entwickelte ansichten besitzt. Es möge berufeneren vorbehalten bleiben, festzustellen, wie weit seine auffassung mit der nicht allzu lange nach seiner zeit als wissenschaftliches system auftretenden wirtschaftslehre oder nationalökonomik zusammenhängt; aber es ist gewiss nicht ganz zufällig, dass unser dichter durchaus geneigt ist, den geldumlauf als durch ebensolche gesetze geregelt anzusehen wie die naturgesetze, ebenso unverbrüchlich und ebenso klar erweislich für den verständigen beobachter. Geldgier und verschwendungstrieb sind die zwei grundleidenschaften, durch die auf diesem gebiete alles bedingt und in bewegung erhalten wird; das spiel dieser kräfte wirkt zusammen, löst sich in durchaus präziser aufeinanderfolge ab, — bald ist die eine, bald die andere ursache oder wirkung. Pope hat eine der grössten und unsolidesten gründungen seiner zeit, den südseeschwindel mit dem darauf folgenden »krach«, mit angesehen und mit scharfem blicke die verkettung von ursache und wirkung erkannt. Sein schadenfroher spott liest sich wie eine kritik heutiger wirtschaftslehrer über unternehmungen, die nur diejenigen für eine unserem jahrhundert ausschliesslich angehörende erscheinung ansehen, welche das buch der geschichte aufzuschlagen unterlassen.

Über äussere stellung, macht, ehre und ansehen und über auf dergleichen gegründete autorität bringt unser dichter die freiesten ansichten zu tage. Diese dinge haben nach seiner meinung keinen wirklichen moralischen wert; der wahre wert des menschen beruht auf seinen innern, sittlichen vorzügen.



Wenn Pope gelegentlich auch die miene des ernstesten, ideal gesinnten weltweisen bei der besprechung solcher lebensgüter annimmt, so ist er doch immer da erst in seinem eigentlichen elemente, wo er irrthümer und vorurtheile lächerlich macht und seiner spottsucht die zügel schiessen lassen kann. Er sagt (*Moral Essays* I 35 ff.):

»Tis from high life high characters are drawn:  
 A saint in crape is twice a saint in lawn;  
 A judge is just; a chanc'llor juster still;  
 A gownman, learn'd; a bishop, what you will;  
 Wise, if a minister; but, if a king,  
 More wise, more learn'd, more just, more every thing.«

Nicht in ironischer form, sondern direct ist derselbe gedanke im *Essay on man* (IV 193 ff.) ausgesprochen:

»Honour and shame from no condition rise;  
 Act well your part, there all the honour lies.  
 Fortune in men has some small diff'rence made,  
 One flaunts in rags, one flutters in brocade;  
 The cobbler aproned, and the parson gowned,  
 The friar hooded, and the monarch crowned.  
 'What differ more', you cry, 'than crown and cowl?'  
 I'll tell you, friend; a wise man and a fool.  
 You 'll find, if once the monarch acts the monk,  
 Or, cobbler-like, the parson will be drunk,  
 Worth makes the man, and want of it the fellow;  
 The rest is all but leather or prunella.  
 Stuck o'er with titles, and hung round with strings,  
 That thou may'st be by kings, or whores of kings:  
 Boast the pure blood of an illustrious race, . . .  
 . . . . .  
 But by your fathers worth if yours you rate,  
 Count me those only who were good and great.«

Vielleicht noch bezeichnender sind Pope's aussprüche über den werth des gesunden menschenverstandes und die autorität der natur im gegensatze zu gelehrsamkeit, verfeinerter kunst, kirchendogmen, grübelnder spitzfindigkeit und dergleichen. Hier finden sich die zahlreichsten anklänge an Rousseau. Gesunder sinn, natur, instinkt sind ihm gleichbedeutende oder doch sehr nahe verwandte begriffe. Die seele<sup>1)</sup> aller kunst ist gesunder

<sup>1)</sup> *Moral Essays* IV 66. Still follow sense, of every art the soul.

sinn, darum soll man ihm stets folgen. Der zustand<sup>1)</sup> der von der kultur noch unberührten menschen war das reich gottes, und jene naturmenschen tappten deswegen keineswegs im finstern. »Wo<sup>2)</sup> vollkommener instinkt der führer ist, was brauchen sie noch papst und concil?« Ja, er geht so weit, zu behaupten, dass im instinct gott regiert und leitet, in der vernunft der mensch<sup>3)</sup>. In den dichtungen, wo er als hauptgegenstand die reize der natur, insbesondere seiner heimat preist, hat er der neigung der zeit, sich auf ihre weise dem naturgenusse hinzugeben, einen, wenn auch für unsern geschmack etwas altmodischen, doch verhältnismässig einfachen und warmen ausdruck gegeben. In der *Dunciade* giesst er über die zünftige gelehrsamkeit der universitäten die lauge seines spottes aus, und hier mag einiges auf die rechnung seines unmutes darüber kommen, dass er als katholik von diesen altehrwürdigen bildungsstätten und von der gelegenheit, dort ehre und vorteil zu erwerben, ausgeschlossen war.

Wenn wir zum schlusse einen zusammenfassenden blick auf das bild werfen, das sich in dem hochbegabten geiste dieses merkwürdigen mannes von alledem, was zu seiner zeit das denken und empfinden des gebildeten Europas erfüllte, widerspiegelte, so wird eine verständige und gerechte beurteilung ihn nicht wegwerfend oder gar verdammend behandeln. Wir dürfen nie vergessen, was ja schon oft genug gesagt worden ist, dass wir es hier nicht mit einem philosophen, sondern mit einem dichter, einem geistreichen schriftsteller zu thun haben, und zwar einem schriftsteller, dem alles an dem beifall seiner zeitgenossen gelegen war. Wir haben das ergebnis gewonnen, dass er kein kirchlich gläubiger katholik gewesen ist, dass er nach seiner innern überzeugung zu einer bestimmten christlichen konfession überhaupt nicht gehört. Es ist klar geworden, dass er auch eine christliche weltanschauung nicht besass, dass er das christentum als historische thatsache so gut wie nicht beachtet und jede bestimmte aussage über seine bedeutung ver-

<sup>1)</sup> E. o. m. III 147 f. Nor think in nature's state they blindly trod,  
The state of nature was the reign of God.

<sup>2)</sup> E. o. m. III 83 f. Say, where full instinct is th' unerring guide,  
What pope or council can they need beside?

<sup>3)</sup> E. o. m. III 98. In this (instinct) 'tis God directs, in that (reason)  
'tis man.

meidet. Es zeigte sich dann, dass Pope in seiner auffassung des gottesbegriffs sich mit denjenigen vertretern der aufklärung in übereinstimmung befindet, welche einen persönlichen gott als der menschlichen einsicht fassbaren begriff anerkennen, und dass ansätze zu entschieden pantheistischer oder deistischer auffassung nur scheinbar sind. In der lehre vom freien willens dagegen und den grundlagen des sittlichen handelns neigt er sich dem determinismus zu; dem glauben an eine fortdauer der menschlichen persönlichkeit nach dem tode zeigt er sich abgeneigt. Für die idee der humanität, besonders die ausübung werkhätiger menschenliebe, ist er mit begeisterung eingetreten. Ueber die äussern lebensgüter, standesunterschiede, autoritäten verschiedener art hat er freie ansichten gehabt, — gesunder sinn geht ihm weit über verfeinerte kultur. So sind wir berechtigt, ihn unter die aufklärer zu rechnen, nicht aber ihn entweder der materialistisch-atheistischen oder der theistisch-rationalistischen gruppe mit bestimmtheit zuzuweisen. Sein talent machte Pope zu einem der einflussreichsten wortführer der richtung, welche dem achtzehnten jahrhundert den stempel aufdrückte, aber seine gedanken und grundsätze sind weniger entwickelt als die der männer, welche mehrere jahrzehnte später die worte fanden, um den zeitgeist zum ausdruck zu bringen; er stellt eine ältere phase der aufklärung dar, und deshalb ist vieles unbestimmter, weniger zusammenhängend, ja oft geradezu unklar und widerspruchsvoll in seiner weltanschauung, die als philosophisches system durchaus nicht zu bezeichnen ist, — ein mangel, der ihrer wirksamkeit übrigens nicht den geringsten eintrag gethan hat.

Man thut Pope nicht nur dann leicht unrecht, wenn man ihn als schriftsteller etwa mit Lessing und Mendelssohn vergleicht, die fast zwei decenniën später und daher gereifter in die entwicklung eingriffen; man soll auch seinen charakter nicht an jenen deutschen aufklärern messen, denen, unberührt von den grossen der welt und politischem treiben, wie sie waren, die versuchung zur unaufrichtigkeit und doppelzüngigkeit erspart geblieben ist. Will man moralische betrachtungen und abschätzungen an genialen männern vornehmen, so ziehe man eine parallele zwischen Pope und Voltaire, dann wird unser mann wahrlich noch gut genug wegkommen.

## Anhang I.

Er bemerkt zu v. 283 ff.: »The poet hath now described the rise, perfection, and decay of civil policy and religion in the more early times. But the design had been imperfect, had he dropped his discourse here. There was, in after-ages, a recovery of these from her several corruptions. Accordingly, he hath chosen that happy era for the conclusion of his song. But as good and ill governments and religions succeed one another without ceasing, he now leaveth facts, and turneth his discourse from ver. 282 to 295 to speak of a more lasting reform of mankind, in the invention of those philosophic principles, by whose observance a policy and a religion may be for ever kept from sinking into tyranny and superstition:

'Twas then, the studious head, or generous mind,  
Follow'r of God, or friend of human kind,  
Poet or patriot, rose but to restore  
The faith and moral, nature gave before; &c.

The easy and just transition into this subject from the foregoing is admirable. In the foregoing he had described the effects of self-love; and now, with great art and high probability, he maketh men's observations on these effects the occasion of those discoveries which they have made of the true principles of policy and religion, described in the present paragraph; and this he evidently hinteth at in that fine transition:

'Twas then, the studious head &c.«

Der unparteiische leser wird vielleicht sr. hochwürden dem Bischof von Gloucester zu gute halten, dass schliesslich ein ausleger nicht zu sagen braucht, was der autor nicht sagen will.

Anders verfährt Reverend Elwin. Er bemerkt zu 285 ff.: »The inspired strains of the Hebrew Scriptures are the only instance in which poetry has 'restored faith and morals'. The heathen poets adopted the absurd and profligate fables current in their day, and christian poets have never done more than reflect the prevalent christianity. The term 'patriot' is commonly applied to political benefactors, and not to the preachers and disseminators of righteousness. Pope fell back on the fiction of regenerating poets and patriots to avoid all mention of the saints and martyrs who really performed the mighty work. Bolingbroke hated the apostles of genuine religion, and his pupil had no reverence for them.«

Wenn auch zugegeben werden muss, dass Elwin dem richtigen verständnis der worte Pope's näher kommt als Warburton, indem er annimmt, dass Pope absichtlich die begründer des christentums nicht erwähnt, so kann doch seine art, mit dem dichter umzugehen, nicht als eines gelehrten unserer zeit würdig bezeichnet werden. Der vorwurf des hasses und der verachtung gegen apostel, heilige und märtyrer ist doch keine erklärung der ansichten solcher männer wie Pope und Bolingbroke. Uebrigens ist dies nicht das einzige mal, dass die englischen erklärer Pope's von kirchlichem eifer verhindert worden sind, in den tiefere zusammenhang seiner gedanken und in die gründe, warum er etwas sagt oder verschweigt, einzudringen.

## A n h a n g II.

Es liegt in Pope's art, dass sich bei ihm vereinzelte äusserungen finden, die den von ihm vertretenen ansichten zu widersprechen scheinen. Die gründe, aus denen solche auffällige stellen keine beachtung verdienen, wo es sich darum handelt, seine wirkliche meinung festzustellen, sind verschiedener art; meistens belehrt schon der zusammenhang der gedanken, was man davon zu halten hat. So kann man, wenn man die worte des dichters aus dem zusammenhange reisst, behaupten, dass er sich in der *Epistel an Dr. Arbuthnot* (v. 267 f.) als einen gläubigen christen bezeichne und erkläre, er bete fleissig. Ganz anders erscheint der sinn, wenn man den ganzen satz liest: »*I was not born for courts or great affairs: I pay my debts, believe, and say my prayers.*« Man wird vom psychologischen standpunkte aus zugeben müssen, dass die thatsächliche wahrheit der worte Pope's sich mit seinen freidenkerischen ansichten wohl vereinigen lässt, und ihn der heuchelei nicht beschuldigen; aber man wird auch sagen müssen, dass, wenn ein wirklich frommer mann sich so ausdrücken konnte, auch die worte Heine's »*Dieu me pardonnera, c'est son méti r*« als zeichen eines gläubigen gemütes gelten dürfen. Wenn Pope im *Essay on criticism* (v. 544 ff.) für die kirchliche rechtgläubigkeit gegen heterodoxe elemente einzutreten scheint, so ist leicht einzusehen, dass politische und kirchliche parteileidenschaft seine stimmung beherrschte. (Vgl. auch die bemerkungen zu der stelle in Elwin's Pope.) Etwas anders liegt die sache, wenn er im *Universal prayer* zum erstaunen dessen, der seine ausführungen im *Essay on man* aufmerksam gelesen hat, sagt (v. 9 ff.), gott habe dem menschen die fähigkeit gegeben, das gute vom bösen zu unterscheiden, und des menschen willen im gegensatze zur unbeseelten natur frei gelassen:

»Yet gave me in this dark estate,  
To see the good from ill:  
And binding nature fast in fate,  
Left free the human will.«

Denn wenn der dichter sich auch im *Essay on man* hütet, dem menschen die willensfreiheit mit klaren worten abzusprechen, so führt doch seine theorie, wonach die moralische verantwortlichkeit so gut wie ganz wegfällt, durch den bündigsten schluss, den man sich denken kann, zu der aufhebung des freien willens. Man kommt auf den gedanken, jene merkwürdige strophe brauche die ausdrücke, auf die es ankommt (*good from ill, free, will*) in einem sinne, der den widerspruch mit dem, was er im *Essay on man* gelehrt hatte, milderte, etwa wenigstens so, dass die verantwortlichkeit des menschen für seine handlungen doch noch eine sehr geringe bliebe. Diese vermutung wäre gar nicht auszusprechen gewesen, wenn nicht eine überlieferung vorhanden wäre, welche in höchst auffallendem grade damit im einklang steht. Dieser zufolge soll nach unserer strophe von Pope eine beim druck auf drängen seiner freunde weggelassene gestanden haben, welche besagte, dass augenblicksfehltritte nicht das ewige feuer verschuldeten und diejenigen sünden den grossen gott der natur nicht beleidigen könnten, welche die natur dem menschen selbst eingäbe:

»Can sins of moments claim the rod  
Of everlasting fires?  
And that offend great nature's God  
Which nature's self inspires?«

Der commentator der stelle hätte unsers erachtens mehr scharfsinn bewiesen, wenn er ihren zweck, den widerspruch gegen Pope's sonstige äusserungen zu mildern, begriffen hätte, während er in ihr nur »augenscheinlichen unsinn« (*The folly of the lines is transparent*) sieht, woran sich nichts ändert, wenn die ganze überlieferung falsch sein sollte. (Elwin's Pope II 462 note 3.) Wieder eine andere klasse von auffälligen. weil mit den sonst von dem dichter vertretenen ansichten schwer vereinbaren stellen bilden solche, die er geschrieben hat, um einen schönen, blendenden, rührenden oder pikanten gedanken anzubringen, nicht sowohl, wie uns dünkt, unaufmerksam, und ohne sich bewusst zu sein, dass er sich selbst mehr oder weniger widersprach, sondern vielmehr wohl wissend, wie wenig ihm dergleichen beim publicum schadete, und wohl abwägend, dass, während ihm ein »schöner gedanke« bei tausend lesern beifall eintrug, die darin liegende inkonsequenz nur zweien oder dreien anstoss erregte. Hierher gehört *Essay on man* I 92, wo der tod der grosse lehrer genannt wird, und wohl auch II 204, wo von dem gott im menschlichen geiste (*the god within the mind*) die rede ist.

Der raum würde nicht ausreichen, wenn wir die beispiele solcher stellen, mit denen sich Pope scheinbar oder wirklich selbst widerspricht, vervollständigen wollten; daher mag das hier gesagte mit dem, was gelegentlich im weiteren verlauf unsrer untersuchung erörtert ist, genügen, um auf diese erscheinung als eine für Pope durchaus bezeichnende hinzuweisen. Die auf Warburton folgenden herausgeber und erklärer haben an einer anzahl von stellen widersprüche gerügt, ohne auf ihre art und ihre entstehung näher einzugehen, wodurch sie sich nicht selten die gelegenheit entzogen haben, interessante einblicke in die denkart und die arbeitsweise des dichters zu thun.

Breslau, November 1899.

F. Bobertag.

## BESPRECHUNGEN.

~~~~~

### ALLGEMEINES.

*Fonetik. En systematisk Fremstilling af læren om Sproglyd* af Otto Jespersen. København, Det Schuboeske Forlag. 1897—1899.

After having defined Phonetics as “the science, concerned with such sounds, as are produced by man, to serve as a means of communication with others”, Professor Jespersen goes on in his Introductory chapter to speak of the significance of his subject.

The ideal phonetician should be equally well at home in acoustics, physiology and linguistics; as regards the second of these branches he should be more especially acquainted with the physiology of the human body and the mechanism of speech in particular. The author acknowledges however, that such an ideal will rarely be found. He himself approaches the subject from the point of view of the linguist. Acoustics and physiology can only be taken into account, so far as they are necessary to the right understanding of the phenomena concerned. The theoretical and practical use of phonetics is explained: the part it plays in the history of language (and of languages) as well as that in acquiring a practical knowledge of a foreign language or a deeper one of the mother-tongue. No word need of course be lost in speaking of J.'s underrating the science of phonetics, whereas those who know Jespersen as a phonetician (see e. g. lower down p. 68 and Mod. L. Notes V 172 on the most important of his former contributions to phonetics: *The Articulations of Speech Sounds*) will be prepared to hear that he does not overrate its usefulness. Hence he does not frighten away his readers by such audacious assertions (not to use a

stronger word) as that which has recently found its way into print, that the study of phonetics should be begun in the nursery<sup>1)</sup>.

The second chapter deals with the History of the subject. Here, of course, the ground covered consists mainly of the beaten tracks, known to most of us, although a good many early phoneticians (such as Aarhus i. e. Matthiae, Bonet, Bredsdorff) are introduced of whom many a student of the subject may not have heard at all or only very little. On the other hand some very important phoneticians are not mentioned, mostly Dutch. For some details of their works, I must refer my Readers to the interesting notice of Jespersen's *Fonetik* (I), by Professor Gallée of Utrecht, in the Dutch periodical *Taal en Letteren*, 1899, No. 12.

Jespersen's characterisations of modern phoneticians are interesting, e. g. when he tells us of Sweet that he usually takes one man's pronunciation as an example. His case proves that the student must be very careful to get hold of the right man i. e. one who follows the average pronunciation of his countrymen. Sweet had got hold of the late Professor Donders for his Dutch<sup>2)</sup>. The latter's pronunciation was a very affected one, — and in consequence, we have Sweet telling us (see his Handbook of Phonetics p. 142) that the sj- in Du. *sjouwen* should be pronounced = the french *ch(eval)*. The usual pronunciation is with retracted lips. Our author's remark about Storm being "richest in observation of detail in the various domains of phonetics" — see the context — is at the same time borne out by and explanatory of such a book as the latter's "Englische Philologie", a book which is so very characteristic of the "fine and quick observer", as Jespersen calls his Norwegian colleague. In his observations on Experimental phonetics, Professor Jespersen does not seem to me to have struck the right chord. He thinks that its results are unimportant and not encouraging. "A comparison", he says (p. 61), "of the results obtained by the different experimenters is likely to raise doubts as to the accuracy of these 'machine-observations' (*maskiniagttagelser*)."<sup>3)</sup> Professor J. seems to me here at once to overrate the importance that the phonetic experimentalists themselves attribute to their work and to underrate their results.

<sup>1)</sup> Sweet, A practical study of Languages p. 245.

<sup>2)</sup> This is an exact parallel to his learning faulty Danish from Prof. Fausboll; see Jespersen p. 246.



I have had the pleasure to witness various experiments in the Utrecht laboratory of Professors Zwaardemaker and Gallée and cannot help thinking that by way of control of the results obtained by other methods (as subjective — if not more so — as that of the experimentalists), experimental phonetics is called to a great future. I seem to detect a half unwilling — but the word is perhaps too strong! — acknowledgment of this in the various passages, where our author has occasion to touch on these results<sup>2)</sup>. The impression received from a perusal of these passages, can only be this, I imagine, that experimental phonetics cannot be so entirely useless, if one, who is so little of an enthusiast, has so often to take its (partial) results into account. It is quite true, generally speaking, that the best phonetic experiments are made with such persons as do not know that they are being experimented upon and this observation would certainly seem to do away with experimental phonetics as a system. When, some years ago, I had read up the subject, a remark such as this — see lower down what J. quotes from Koschwitz, *Les Parlers Parisiens*, p. XXIII — was indeed my usual objection. It sounded somewhat like an “*exit* experimental phonetics!”, — but when I had been present at the *séance* above referred to, I found that here, as so often, what seems impossible in theory does not constitute quite so desperate a case in reality. Koschwitz says (l. l.): “It is easy enough to find cultured people, willing to allow themselves to be experimented upon with the excellent apparatus that have recently been introduced into the science of phonetics. But having such an apparatus adjusted to one’s head — it makes one look like a martyr! — one is easily put out of countenance and loses one’s linguistic equilibrium. Unconsciously and unwillingly one is apt to lead the experimenter astray.” In reality I did not find it quite so difficult to ‘keep’ my countenance, when in the chair of martyrdom. I do not know in how far it will be possible to perfect the self-registering-apparatus (but in this time of improvements we should not despair of anything!) and to devise means to abridge the elaborate calculations that are required at present to reduce the results into what a profane would call ‘visible’ form. If this could be done, it would be of material help, for it would enable the future victims

<sup>2)</sup> See pp. 195, 260, 267, 282, 302, 333, 339, 342, 354, 356, 389, 480 etc. etc.

of phonetics to talk away lustily, not being asked, as now, to pronounce a certain sound or at most a certain limited series of sounds. Then the greatest objection against these instruments would disappear, for it would enable the experimenter to act up to the principle that no phonetician should lose sight of, *viz.* never to let the subject of phonetic experiments know which sound he is wanted to reproduce, but on the contrary always to point to a sound coming some time after the one for which the experiment is begun, since only then the sound to be tested, will be found to be pronounced rapidly enough and naturally enough.

Even if it were true that the results of experimental phonetics do not go beyond what was already known — which at present we shall not discuss — it cannot but be interesting to have the essentially subjective results borne out and codified by what may undoubtedly be called an objective method. But it is time to leave this digression.

The third chapter brings some very interesting remarks about the written and the spoken languages and about the causes and the significance of the divergences that have gradually established themselves between them. As was to be expected of Jespersen, his standpoint is the right one: the written language, being only a makeshift representation of the spoken one, cannot lay claim to being 'the' language, properly speaking and is to follow the spoken one.

Chapters IV—VI contain a most important discussion as to what is in general 'the best' pronunciation of a language. Rejecting the conclusions that some investigators have come to (*viz.* that it is found in certain definite places such as the metropolis, or that the pronunciation of the best theatre should be taken as a norm, or that of the cultured people *as such*), Jespersen rightly argues that this criterion is not sure enough and he concludes that a standard language is the language of those through whose pronunciation it is impossible to detect which part of the country they hail from. Any doubt that might arise on reading this definition, will be dispelled by looking up Jespersen's convincing arguments. He admits of course that these conditions are not entirely without significance, that consequently this ideal language is often found more especially represented in some places such as the metropolis or on the stage of a great theatre or in the mouths of the cultured few as against the cultureless many.

But it is not as criteria that they are to be looked upon. Prof. Jespersen reaches his conclusions with a view to his mother-tongue, Danish, but applies his reasoning *mutatis mutandis* to Norway, Sweden, England, France and Germany. In each and all of these languages, Jespersen recognises an aiming at a common pronunciation that, owing to its inherent levelling-tendency contributes so materially to make the ideal of a common language — almost always within the boundaries of a political unity — more and more of a reality. He finds it less developed, less matured in Germany than in the other countries, — no wonder, since that important factor, political unity, is of so recent a date there. Again, in the other countries less than in such a country as Denmark, which J. considers a typical example owing to “political unity, the small size of the country, absence of mountains and other hindrances to intercourse, one and only one large city as a centre for the higher intellectual artistic and commercial life” etc. I would add that in the only other country whose language J. draws into the circle of his investigations, without considering the state of affairs with regard to this question, — that in Holland our author’s definition would also seem to hold. There is undoubtedly a common un-provincial Dutch, an ideal which all speakers, with few “particularistic” exceptions, if any, are more or less unconsciously aiming at, and which has been attained by a good many.

Even within a national common language, points of difference exist however; words which are pronounced differently by various speakers or under different circumstances by the same speakers and which yet are not felt to be provincialisms or dialect-pronunciations, — which are not felt, in other words, to lie outside the pale of “polite” pronunciation. In his sixth chapter Professor Jespersen tries to establish some principles as to what in this case is to be considered the ‘best’ pronunciation. No reader of our author’s *Progress in Language* will wonder at his conclusion that such a form is to be considered best which is shortest, easiest, most frequent and most natural (see p. 117). I cannot let this chapter pass out of sight, without calling attention to J.’s interesting rational explanation of the scientifically-popular *Usus penes quem est jus et norma loquendi*.

The question as to which phonetic notation is best, for scientific purposes, is next treated of. Having reviewed the various systems proposed and in use, Jespersen concludes that a general

system applicable to all languages is next to impossible, except "by means of alphabetic symbols". The most important part in this chapter, to my thinking, is J.'s exposition of this invention of his own, modified<sup>1)</sup> to some extent since he first published it in 1889. I am sorry to see that this system, which to me seems to unite so many advantages<sup>2)</sup>, has not found more general acceptance. The system is so elastic that it can be applied to any languages past and present — and to come, I may add, with a view to such aboriginal languages as may not yet have been taken down — because it is based on the minutest description, not of the sound-types as such, which differ from language to language, but of the sound-elements which are the same everywhere. Above all: no objection can be formulated against it from the point of view of the printing office, for no new symbols are necessary. It should be added that, where a system of sound-notation is wanted for one language only, many alphabetic systems would be practically sufficient (I mention especially that of the Maître Phonétique and Jespersen's own Dania-system; see p. 155) although even here, as I cannot help thinking, J.'s alphabetic system would deserve the preference for essentially scientific purposes.

The last chapter of the first part (which appeared in 1897) contains a short bibliography, which might with advantage have been fuller.

June 1898 brought us the next portion (pp. 171—328) containing the beginning of the special part of his investigations as against the general considerations, which I have referred to at length. The third part, containing chapters XV till the end, did not appear until the autumn of 1899.

In this special part, Jespersen proceeds in a way which is entirely the opposite of the one hitherto followed in the science of phonetics. For he "begins with the simple to end with the compound"; hence his treating of 'analysis' first i. e. of the sound-elements that go towards the making up of sounds. As I have already briefly stated, every articulation is here treated of by itself and the various organs of speech are here studied one by one, without reference to a possible simultaneous function of (an) other organ(s) of speech. The second section deals with synthesis

<sup>1)</sup> Possessors of that book should therefore consult this chapter.

<sup>2)</sup> See the Maître Phonétique, Dec. 1889.

i. e. the study of sounds as the result of this very simultaneous production of the sound-elements I just mentioned. Finally we get what Jespersen calls the "science of combination"; it is the study of sounds in their natural context: the spoken sentence.

### I. Analysis.

Jespersen begins the study of the articulations of speech with those organs, which are best known and can be seen "at work" *viz.* the lips (here we find discussed the important movements of the lower jaw) and then proceeds with the tongue and the roof of the mouth; then the tip of the tongue; the tongue-blade; the soft palate, the uvula and the epiglottis; the larynx and finally the respiratory organs.

It is impossible to do justice in a review like the present, lengthy as it is, to the wealth of observations laid down in these pages. Necessarily, a good deal is not new, but it can be said that almost all of it reads like new. This is partly owing to the fact that the peg on which J. hangs up his remarks, is a language, so highly interesting from the point of view of phonetics as Danish; for this reason alone a phonetician should study the book, even those who have no special theoretical<sup>1)</sup> knowledge of the language. Partly, and no doubt principally, to the author's original and very attractive mode of treatment.

From the nature of the case, this chapter contains perhaps more doubtful points than any other, — how could it be otherwise with a man of Jespersen's stamp, who is not content to follow the beaten tracks, but who strikes out new paths of his own! Owing to lack of space, I am, unfortunately, compelled to resist the temptation to discussion and cannot even make an exception for those many points, where Jespersen seems to me to have been more than usually successful.

### II. Synthesis.

Having given us a complete survey of the various speech-elements that make up what we usually call a speech-sound<sup>2)</sup>, Professor Jespersen subjects these (compound) sounds themselves

---

<sup>1)</sup> Let me be allowed to add that a practical knowledge of Danish, sufficient for the purpose of reading a book like the present (with its necessarily limited and partly international vocabulary) can be acquired in a very short time.

<sup>2)</sup> i. e. that which is produced by one and the same simultaneous effort of the various single organs of speech (p. 481).

to an equally thorough, if less extensive treatment in the next five chapters. In the first of these, J. briefly recapitulates all that is essential to a phonetician's knowledge of acoustics and in the next he answers the question: "What is a speech-sound?" Fully recognising the importance of the acoustic standpoint, he still concludes that the greater prominence should be given to the genetic side of the matter. This bare statement does not and necessarily cannot, reveal the importance of J.'s investigations on this head. Both friends and foes of the genetic school cannot fail to read the discussion with great advantage to themselves. The friends, flattered no doubt by the palm awarded them and owing to Jespersen's impartial attitude, will feel inclined to attach a little more importance to the acoustic side, than they may have been in the habit of doing, — foes, even if not convinced by Jespersen's arguments, will doubtless be led to reconsider their own position which cannot but result in a great gain to themselves as well as to their opponents.

One of the excellent consequences of Jespersen's treatment of the sound-elements, is that a great difficulty disappears, *viz.* that of the difference between vowels and consonants, a problem that no two phoneticians would seem to have agreed about in detail. For there can hardly be any difficulty in determining the various elements of which a 'vowel' or a 'consonant' — both compound utterances — are made up. In the three remaining chapters devoted to Synthesis, the 'vowels', the r-sounds and the 'consonants' will be found studied and some of the phenomena of sound-change, such as fronting and rounding of consonants, are treated of. The chapter on r-sounds is especially interesting, — I would call attention to Jespersen's backing of Sweet and Ellis *in re* the complete absorption of the *r* in *farther* and *lord* (p. 435)<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Personally I distinctly feel the effect of the *r*-sound *i. e.* the *r*-sound itself, as a further narrowing of the vowel. By the way: One of his proofs for similarity of sound, Jespersen often finds in rhymes. See p. 266. (*e. g.* *fluh — sohn* in Goethe's song in Auerbach's keller; Kipling's rhyme: *sought — court* and: *little — mickle* in Ralph Royster Doyster) Jespersen entirely overlooks the existence of such a thing as assonance. Or would he look upon Assonance as such, as always constituting a proof of similarity of sounds? Of course not!

## III. "Kombinationslære".

The 'science of combination' follows next, containing six chapters. First one on the single speech sound and its combination in fluent spoken speech *i. e.* the 'kombinationslære' in the narrower sense of the word. Here the off- and on-glides are treated of with the author's usual lucidity. The principle to be borne in mind (p. 483) is, that every sound is independent of its on- and off-glides; the nature of these is determined by the surroundings and they change, accordingly, with the preceding and following sounds. Bearing this in mind, there can e. g. be no difficulty in the thesis (already explained on p. 178) that, according to Jespersen and some other phoneticians, the characteristic of so-called explosives, such as *p*, *t*, *k*, is to be looked for, not in the explosion, but in the closed position of the lips itself. The explosion, if it takes place at all, constitutes the glide and shifts its nature accordingly. The next chapter (XXII) treats of assimilation in its various forms. I would draw special attention to the author's sensible remarks on 'silent' letters (such as *t* in *castle*) and on the special form of such 'lydudstødning' which Jespersen calls haplology, the pronouncing a certain sound, coming directly after a similar (an identical) one, only once (las(t) time; a goo(d) deal etc. see an interesting set of instances in Furness' Ed. of *Romeo and Juliet*, p. 429). A chapter on quantity and tempo follows next with an interesting page on the Danish *Stød*<sup>1)</sup> and next a most important one on the vexed problem of the nature of the syllable.

Jespersen finds the characteristic principle of the existence of a separate syllable in the sonorousness in relation to the surrounding sounds (p. 526). Such an excellent chapter as this makes me wish more especially that the work could be translated into English

---

<sup>1)</sup> The *Stød* — perhaps more widely known in works on phonetics as the glottal catch: a momentary closure of the vocal chords — is a most interesting phenomenon, peculiar as a regular element of speech — with some few exceptions as it would seem — to some phases of Danish. As an individualism, however, or an occasional pronunciation, it occurs more frequently in various languages than has hitherto been thought to be the case. Jespersen quotes some instances from Scotch. I think I have often heard it in English 'fot', 'got' etc. — It is related to — and merely differing in degree from — the 'fester vokaleinsatz' as in German.

or German<sup>1)</sup>, for I am not sure that my hint (*supra* p. 69 note) will be taken to heart by all students of phonetics.

A Chapter on Accent and one on Intonation close this section of the work. In the latter I would underline in particular the author's remarks on the significance of the deep sinking tone as against the high rising tone. Without being entirely new, they exemplify once more the qualities in J.'s work that I have already called attention to: his consummate art of presenting what old wines he has to give in attractive new bottles. See his interesting remarks on the difference in intonation between such phrases as: "Will you take some [port or sherry]" (where it is doubtful whether the person addressed will accept either) and: "Will you take some [port] — or [sherry]?" (where it is taken for granted that either port or sherry will be accepted) and on the difference in tone between phrases with so-called restrictive<sup>2)</sup> relatives (e. g. *the [dog] that I bought but yesterday has suddenly disappeared*) and the continuative ones (e. g. *the [dog] which is said to be very sagacious, does not seem to me to be particularly conspicuous in that respect*). In the former case the tone of dog is high, — something has to be added to the word dog: the tone does not sink yet. In the latter case no such necessity is felt: the sense is not restricted by any addition and hence the tone, if not absolutely deep and low, does not keep up to the level it has in the preceding example.

In the last section the more important of the languages treated of in Prof. Jespersen's book (*viz.* Danish, German, English and French) are considered as a unity.

And here, I am afraid, it will be high time for me to stop, however abruptly, for I must already have drawn too much on the space, the Editor put at my disposal. But for this circumstance one might go on and on. The fact is that the *Fonetik* is eminently suggestive. On almost every page the careful student will meet with statements which tempt a reviewer to expatiations either in order to discuss moot points or, and *in casu* more fre-

<sup>1)</sup> The work was to have been translated into German, but the translator has mysteriously disappeared, without leaving behind either address or the Manuscript of those portions that had already been approved of by Jespersen.

<sup>2)</sup> Jespersen speaks of relative clauses, but does not seem to have thought of the above English parallel.



quently so, to contribute some further illustrations of the author's arguments or otherwise to bear out his statements.

My last word shall be a wish that the present writer may have succeeded in convincing every phonetician that it is duty to study Professor Jespersen's work.

Ghent, Belgium, May 1900.

H. Logeman.

H. Osthoff, *Vom suppletivwesen der indogermanischen sprachen.*

Erweiterte akademische rede. Heidelberg, kommissionsverlag von A. Wolff, 1900. 95 ss. 4°. Preis M. 4,—.

Die schöne rede Osthoff's ist ein glänzender beweis dafür, wie auch altbekannte dinge neues interesse gewinnen, wenn der beschauer nur den richtigen standpunkt zu wählen versteht. Was kann geläufiger sein als die thatsache, dass sich etymologisch ganz verschiedene stämme zu einem paradigma zusammenschliessen? Fälle wie ὁδόν — εἶδος — ὑπομαί, bonus — melior — optimus, ich — meiner — wir — uns sind klassische zeugen dieses ergänzungsystems. Aber so bekannt die erscheinung auch sein mag, so ist sie doch merkwürdiger weise bisher niemals im zusammenhang untersucht worden. Man hat sich begnügt, einzelne beispiele willkürlich herauszugreifen, statt mit dem vollständigen material zu arbeiten. Dass bei diesem verfahren von einer psychologischen interpretation des thatbestandes kaum die rede sein konnte, versteht sich von selbst. Es zeugt daher von scharfem blick und feinem verständnis, wenn männer wie Georg Curtius trotz der mehr als mangelhaften induktion den kern des problems richtig erfasst und zutreffend beurteilt haben.

Die anregung zu seiner untersuchung hat Osthoff durch einige bemerkungen Georgs v. d. Gabelentz empfangen. Dieser hat in seinem werke über die sprachwissenschaft wiederholt (334, 379, 381) die aufmerksamkeit des lesers auf den umstand gelenkt, »dass nicht jeder stamm jede form annimmt und sich nicht jede form an jeden stamm fügt«. Wenn also zu *sum* kein perfekt, zu *fui* kein präsens gebildet werde, so sei diese beschränkung im prinzip derjenigen gleich, die verbiete, den genetiv von *Caesar* ebenso zu bilden wie den von *Pompeius*, das perfekt von *amo* ebenso wie das von *scribo*. Diesem historischen zustand müsse ein älterer vorangegangen sein, wo jene beschränkung noch nicht

bestanden habe, wo also jeder stamm jede form habe annehmen und jede form sich an jeden stamm habe anfügen können. Der historische zustand bedeute somit eine reduktion der ursprünglichen fülle. In dieser bestehe recht eigentlich das wesen der idg. flexion, die deshalb als »defektivsystem« zu bezeichnen sei.

v. d. Gabelentz ist also der meinung, dass polymorphe paradigmata wie *δοῦν* — *εἶδον* — *ὄψομαι* ebenso durch verluste alter formen zu stande gekommen seien wie die alleinherrschaft des genitivsuffixes *-is* bei den konsonantischen stämmen, die des suffixes *-ī* bei den *o*-stämmen u. s. w. Ursprünglich bildete *δοῦν* so gut aorist- und futurformen wie *εἶδον* präsens- und futurformen, bildete *Caesar* einen genitiv auf *-i* wie *Pompeius* einer solchen auf *-is*.

Osthoff schlägt den umgekehrten weg ein. Er rechnet nicht mit prähistorischen parallelen und ihrem verlust wie v. d. Gabelentz, sondern er sieht in jenen polymorphen paradigmata das ursprünglichere, während die einheitlichkeit der homogenen paradigmata vielfach erst späterer ausgleichung ihr dasein verdanke. Es kann kein zweifel sein, dass diese auffassung des historischen verhältnisses die richtige ist. Osthoff geht aber noch einen schritt weiter. Er sagt: »Es ist meines erachtens gar nicht jenes das wesentliche, dass es den einzelnen der sich gegenseitig aushelfenden stämme an und für sich an etwas gebricht; der schwerpunkt liegt vielmehr in dem umstande, dass überhaupt eine stellvertretung, ein gegenseitiges sichaushelfen und sichergänzen stattfindet.« Man solle deshalb nicht von einem »defektivsystem«, sondern von einem »suppletivwesen« der idg. sprachen reden.

Osthoff ordnet nun das gesamte material in fünf gruppen. Zuerst betrachtet er die suppletivische flexion beim verbum und findet, dass sie bei zeitwörtern von der bedeutung *essen, verzehren; geben, darreichen; gehen, kommen; laufen, rennen; nehmen, tragen, bringen, führen; sagen, sprechen; schlagen, treffen; sehen, schauen; sein, werden* in weitem umfang auftritt. Die zweite gruppe vereinigt die suppletivischen femininbildungen. Statt durch motion aus dem maskulinum gebildet zu werden (wie etwa *equa: equos*), treten uns die ältesten idg. feminina als selbständige, vom maskulinum etymologisch unabhängige worte entgegen. Das ist besonders deutlich bei den namen der nächsten verwandtschaftsgrade, sowie bei den bezeichnungen der haustiere zu beobachten.

Vgl. z. b. *mutter* : *vater*, *schwester* : *bruder*, *tochter* : *sohn*; *kuh* : *stier*, *bulle* oder *ochse*; *geiss* oder *ziege* : *bock*; *stute* : *hengst*; *schaf* : *wüldler* u. s. w. Auch das deminutiv wird ursprünglich nicht durch ableitungssuffixe gebildet, vgl. *fohlen*, *lamm*, *kitze*, *kalb* u. a. Eine dritte klasse bilden die komparationsformen der adjektiva *gut* und *böse*, *übel*, *schlecht*. *schlimm*; *gross*, *viel* und *klein*, *gering*, *wenig*. Vgl. z. b. ἀγαθός — ἀμείνω, ἀρίστον, βέλτιον, ἄριστον, λούτων, ἄριστερος; *bonus* — *melior* — *optimus*; *gut* — *besser* u. dgl. Bei den zahlwörtern bethätigt sich der hang zum suppletivwesen in dem etymologischen verhältnis des ordinales zum cardinale (*primus* : *unus*. *secundus*, *duo*), in dem der zehnerzahl zur einerzahl und in der bildung der multiplikativa. Die fünfte und letzte kategorie suppletiver bildungsweise treffen wir beim pronomem. Wir finden hier femininformen, die aus anderm stamm als maskulinum und neutrum gebildet sind (z. b. *sie* : *er*, *es*); ferner unterscheidet sich der subjektskasus nicht selten auch dem stamme nach von den obliquen kasus (ὁ — τοῦ).

Die ursache dieser eigentümlichen erscheinung erblickt Osthoff in einem bekannten erfahrungssatz: »Wie der mensch mit seinem leiblichen auge allemal das räumlich zunächstliegende in schärferer besonderung erschaut, so werden auch mit dem seelischen auge, dessen spiegel die sprache ist, die dinge der vorstellungswelt desto schärfer und individueller erfasst, je näher sie dem empfinden und denken des sprechenden treten.« Er macht sich den satz zu eigen, den Georg Curtius einst ausgesprochen hat, dass in der sprachentwicklung die bezeichnung der »individuellen vorstellungen« früher dagewesen sein müsse als die der »allgemeinen begriffe«: »Begriffe bildet sich der mensch erst durch abstraktion und verallgemeinerung aus individuellen vorstellungen, die notwendig schon vorhanden sein müssen, um zum begriff, das ist, wie ja der name selbst sagt, zum zusammenfassen (vgl. *comprehendere*) zu gelangen. Begriffe also wie z. b. der des gehens setzen schon vorstellungen z. b. des wanderns, wandelns, schreitens, steigens, laufens, springens voraus, aus welchen der mensch erst in der periode, in welcher das reflektierende denken wacher zu werden begann, den einfachen, alle umfassenden begriff erschloss.« (Griech. etymologie<sup>5</sup> s. 97; vgl. auch die schönen, von Osthoff nach gebühr gewürdigten ausführungen in Usener's Götternamen 317 ff.)

Aber diese individualisierende auffassung wird schon früh durch eine andere, die gruppierende, durchkreuzt, welche

die psychischen gruppen auch durch das band der form zu verknüpfen bestrebt ist. Sie schreitet im laufe der sprachentwicklung siegreich vor, ohne jedoch die konkurrierende auffassung ganz verdrängen zu können. Ihr ist es zuzuschreiben, wenn sonderbenennungen wie *sohn* und *tochter*, *knabe* und *mädchen*, *hengst* und *stute* durch gleichartige wortpaare wie ἀδελφός — ἀδελφή, *filius* — *filia*, *puer* — *puella*, *equos* — *equa* ersetzt werden.

Wenn ich nach rezensentenart angeben soll, was mich von Osthoff's ausführungen weniger überzeugt hat, so muss ich gleich mit dem namen beginnen, den er für die von ihm behandelte erscheinung geschaffen hat. Was ich vor allen dingen dagegen einzuwenden habe, ist der umstand, dass er keine rücksicht auf die psychischen ursachen nimmt, die jene polyonymie hervorgerufen haben, sondern ganz und gar auf die äussern folgen zugeschnitten ist, die in einem teil der fälle, aber auch nur in einem teil, zu beobachten sind. Ich kann es Osthoff nicht zugestehen, dass die stellvertretung, das gegenseitige sichaushelfen und sichergänzen das primäre oder auch nur das charakteristische sei; ich halte es vielmehr für die letzte etappe des entwicklungsprozesses. Wenn sich ὁράω — εἶδον — ὕψομαι zu einem »paradigma ergänzen«, so geschieht das nur deshalb, weil es zahlreiche formengruppen, wie λείπω — ἔλιπον — λείψω, giebt, die jenen etymologisch verschiedenen bildungen parallel sind. Dass dieser parallelismus aber zum bewusstsein komme, hat zur voraussetzung, dass die ursprünglichen bedeutungsdifferenzen zwischen den verschiedenen stämmen von ὁράω — εἶδον — ὕψομαι bereits verblasst sind. An sich ist ja auch schon der begriff des paradigmas nichts weiter als eine grammatische abstraktion, die in der seele des sprechenden keine reale existenz haben kann. Wenn Osthoff bei seiner erklärung von ihm ausgeht, so macht er sich desselben ὕστερον πρότερον schuldig wie Paul, wenn er die stofflichen und formalen gruppen als grundlage seiner lehre von den Associationsbildungen wählt.

Der fälle, wo man wirklich von einer »ergänzung« reden kann, sind verhältnismässig wenige. Bei wortpaaren wie *bin* : *war*, *gut* : *besser* u. ä. ist der name des suppletivwesens nicht unangebracht, weil gegenwärtig niemand mehr auch nur das geringste bewusstsein davon hat, dass ursprünglich mit der funktionellen auch eine materielle bedeutungsdifferenz verbunden war. Aber schon bei ὄρνυμι und ἰδεῖν, λέγειν und εἰπεῖν liegt die sache ganz anders.

Hier handelt es sich nicht um eine verschiedenheit der funktion, sondern um eine verschiedenheit der bedeutung. Wenn Osthoff sagt: »Es bleibt, logisch betrachtet, der begriff des *essens* gewiss der gleiche, ob nun die *essen* genannte handlung als ein eben jetzt behaglich andauerndes speisegeniessen sich vollziehe, oder ob es sich um den in einem bestimmten zeitpunkt der vergangenheit momentan erfolgten akt der speiseaneignung handle. Aber nicht logische begriffe bringt die natürliche sprache zum ausdruck, sondern eben vorstellungsbilder,« so trifft er meines bedünkens nicht den kern des problems. Die zeitstufe hat mit der ganzen frage gar nichts zu thun. Denn auch in der vergangenheit kann durch das imperfektum von *ἔσθίω* das »behaglich andauernde speisegeniessen« bezeichnet werden, und bei allen nicht-indikativischen formen von *φαγέειν* hat die momentane aktion des stammes mit der vergangenheit nicht das geringste zu thun. *ἔσθίειν* und *φαγέειν* sind nichts weiter als synonyma, die verschiedene seiten der handlung des *essens* bezeichnen; sie verhalten sich zu einander genau so wie etwa *sprechen* und *sagen*, bei denen niemand von einer »ergänzung« reden wird.

Dass es in erster linie die unterschiede der aktionsarten sind, die es verhindert haben, dass von derselben basis alle formen gebildet wurden, hat man schon früh erkannt. Osthoff findet jedoch diese erklärung unzulänglich, da sie keine antwort auf die frage gebe, warum nur bei einer beschränkten anzahl von verben die kombination des paradigmas aus verschiedenen stämmen stattfinde, bei der grossen mehrzahl aber nicht. Zur vervollständigung der erklärung müsse daher noch hinzugefügt werden, «dass *sehen*, *essen*, *gehen* etc. tätigkeitsbegriffe waren, die vermöge ihres unmittelbaren und immer aktuellen interesses für das seelenleben der sprechenden anregung gaben, die einzelvorstellungen, in welche diese allgemeinbegriffe . . . sich zerlegen, nach dem jedesmaligen bedürfnisse sprachlich individuell gestaltet zum vorschein zu bringen«. Mit recht hat jedoch Wundt IF. Anz. 11, 5 darauf aufmerksam gemacht, dass mit dieser ergänzung Osthoff's die erklärung noch immer nicht befriedigt. Denn es ist nicht abzu- sehen, warum *essen* ein aktuelleres interesse haben solle als *trinken*, *sehen* als *hören* u. s. w. Bei seltner ausgeübten tätigkeiten lässt sich mit leichtigkeit begreifen, dass die verschiedenen synonyma, welche die mannigfachen schattierungen der handlung wiedergaben, infolge des geringen gebrauches untergingen, dass es somit zur

ausbildung eines mehrstämmigen paradigmas nicht kommen konnte; bei immer und immer wiederkehrenden dagegen, wie *trinken*, *hören* u. ä., versagt dieses auskunftsmittel. Hier besteht also noch eine lücke in unserer erkenntnis, die hoffentlich nicht allzu lang auf ausfüllung harren muss.

Wie beim verbum ist auch bei der komparation das suppletivwesen erst der schlussstein der entwicklung. Ursprünglich haben ja positiv und komparativ nichts miteinander zu schaffen; dieser ist nicht die steigerungsform zu jenem, sondern er bezeichnet die relativität einer eigenschaft. Indem er die vergleichung eines objekts mit einem andern voraussetzt, ist er konkreter, persönlicher, anschaulicher als der von allen beziehungen losgelöste positiv. Kein wunder, dass deshalb auch dem abstrakten positiv *ἀγαθός* die nuancen des komparativs gegenüberstehen. Erst wenn das qualitative verhältnis, das von haus aus zwischen komparativ und positiv besteht, durch verblassen der schattierungen zu einem rein quantitativen wird, kann man von gegenseitiger »ergänzung« reden. Aber diese mehrstämmigkeit des paradigmas ist nichts weiter als ein überbleibsel aus alter zeit, das nur dann unangetastet bleibt, wenn es durch die häufigkeit des gebrauchs geschützt ist <sup>1)</sup>).

Unter den fürwörtern tritt uns die vielstämmigkeit in grösstem umfang beim pronomen der 1. person entgegen. Und zwar in doppelter hinsicht. Einmal im gegensatz von casus rectus und casus obliqui. Dass die auffassung des *ich* eine andere ist, wenn es handelnd als wenn es leidend erscheint, liegt auf der hand; dieser verschiedenheit des *ich*-gefühls verdanken wir die verschiedenheit der stammformen. Etwas ähnliches finden wir auf dem gebiete der nominaldeklinaton bei den heteroklitischen stämmen wie *ἔδωρ*, *ἔδατος* und genossen. Schon Holger Pedersen (KZ. 32, 240 ff.) hat in dem wechsel von *r*- und *n*-stamm eine uralte differenzierung von casus rectus und casus obliquus erkannt und damit höchst wahrscheinlich das richtige getroffen. Man wird aber neben der ähnlichkeit auch den unterschied nicht übersehen: beim pronomen der 1. person tangiert der unterschied der betrachtung das wesen des *ich*, bei jenen nominibus bleibt die materie bestehen; sie erleidet nur äusserliche modifikationen. Daher sind hier nur die suffixe, dort aber ist der stamm selbst ver-

<sup>1)</sup> Vgl. auch Brugmann, Zeitschrift f. das gymnasialwesen 54, 463.

schieden. Auch beim pronomem der 2. person fehlt ja bekanntlich der wechsel des stammes; casus rectus und casus obliqui werden demnach nicht als wesensverschieden aufgefasst. Dagegen teilt das pronomem der 2. person mit dem der 1. die andere eigentümlichkeit, dass der plural im stamm vom singular abweicht.

Sehr schön hat Osthoff beim numerale gezeigt, wie selbst der farblose begriff der einzahl ursprünglich sehr verschieden nuanciert war. Daraus ergibt sich die konsequenz, dass es unrichtig ist, aus den differenzen, die in der bezeichnung der einzahl unter den idg. sprachen bestehen, auf dialektische unterschiede der ursprache zu schliessen. wie noch Kretschmer in seiner einleitung in die geschichte der griechischen sprache s. 10 f. unbedenklich gethan hat. Höchst charakteristisch ist es ferner, dass die Indogermanen die zahl *zwanzig* nicht als »zwei dekaden« schlechthin, sondern als »die beiden dekaden« bezeichnen. Es beweist einerseits, dass der begriff *zwanzig* von händen und füssen abstrahiert ist, andererseits aber auch, dass die dekade die ursprüngliche einheit bildete, eine vigesimale zählmethode, wie sie bei andern völkern besteht, niemals in den gesichtskreis der indogermanen getreten ist.

Vielleicht deutlicher als bei allen andern kategorien zeigt sich die eigentliche natur des suppletivwesens bei den femininbildungen. Besser wie sonst können wir hier die unzulänglichkeit des namens empfinden; denn das, was wir beim verbum, beim adjektiv, beim pronomem und zahlwort erst erschliessen müssen, tritt uns hier in voller schärfe unmittelbar entgegen. Kein unbefangener, glaube ich, wird in dem namen *mutter* eine »ergänzung« des begriffes *vater* finden. Ganz ebenso ist es um die paare *schwester* — *bruder*, *tochter* — *sohn*, sowie um die femininbezeichnung bei den haustieren (z. b. *kuh* — *stier*, *geiss* — *bock*, *stute* — *hengst*) bestellt<sup>1)</sup>. Will man hier vor einem suppletivwesen reden, weil sich die sonderbegriffe unter allgemeinere kategorien bringen lassen, dann müsste man konsequenterweise bei jeder klassifikation von einem suppletivwesen sprechen. In wirklichkeit handelt es sich aber hier wie bei

<sup>1)</sup> Vielleicht ist es nicht unangebracht, darauf hinzuweisen, dass es in erster linie die verwandtschaftsnamen sind, bei denen von anfang an neben das maskulinum ein stammfremdes femininum tritt, während uns diese erscheinung bei den benennungen der haustiere ursprünglich in ganz erheblich geringerm umfang begegnet und sich erst in einzelsprachlicher zeit zu höherer blüte entfaltet hat.

den früher durchmusterten gruppen nur um den primitiven völkern eigenen mangel an abstraktionsvermögen; der unterschied ist nur der, dass hier die individualistische auffassung auch uns noch mehr oder weniger stark beherrscht. Osthoff wäre schwerlich dazu gekommen, die stammverschiedenen femininbildungen (nebst den deminutiven) zum suppletivwesen zu rechnen, wenn ihnen nicht die movierten feminina zur seite ständen. Aber die motion ist zweifellos viel jüngern datums; denn wie wir heute deutlich zu erkennen vermögen, ist das motionssuffix *ā* weder ursprünglich ein suffix, noch ist ihm von haus aus feminine bedeutung eigen. Und auch *-ī* scheint zuerst nur die zugehörigkeit ausgedrückt zu haben, nicht das geschlecht, wenn Michels (*Germania* 36, 133) mit seiner deutung im recht ist. Wie jung übrigens die motion bei tiernamen ist, das zeigt der griechische gebrauch der *o*-stämme als feminina (*ἡ ἴππος* u. s. w.), das zeigen fügungen wie *lupus femina* statt *lupa*, *agnus femina* statt *agna* im ältern Latein; vgl. Wölfflin, *Archiv f. latein. lexikographie* 7, 280. Erst dann, wenn sich ein festgegliedertes motionssystem herausgebildet hat, und wenn sich infolgedessen in dem sprechenden das gefühl entwickelt, dass *mutter*, *tochter*, *schwester* sich zu *vater*, *sohn*, *bruder* verhalten wie etwa *löwin* zu *löwe*, treten jene wortpaare einigermassen aus der gleichförmigen reihe der korrelativen begriffe heraus. Immer aber behalten sie ihre ganz individuelle sonderexistenz, auch den allgemeineren begriffen *eltern*, *kinder*, *geschwister* gegenüber, die sich in jüngern sprachepochen ebenso entwickeln wie die allgemeinen begriffe des *gehens*, *sehens*, *hörens*. Wenn es im urindogermanischen kein wort für *eltern* und *geschwister* giebt, wohl aber die sonderbezeichnungen *vater* und *mutter*, *bruder* und *schwester*, so ist das ganz dasselbe, wie wenn die Cherokees kein verbum für *waschen* haben, wohl aber verba für die konkretern vorstellungen *sich den kopf waschen* — *den kopf eines andern waschen*, *sich das gesicht waschen* — *das gesicht eines andern waschen*, *hände und füsse waschen*, *kinder waschen*, *kleider waschen* u. s. w.

Hat sich Osthoff schon durch die sorgfältige sammlung und die besonnene interpretation des reichen materials ein grosses verdienst erworben, so hat er dies noch erhöht durch die kritische untersuchung zahlreicher einzelfragen, die in den der rede beigegebenen anmerkungen platz gefunden haben. Besonders wertvoll ist die zusammenstellung der semitischen suppletivbildungen, die der verfasser der unterstützung Nöldeke's und Bezold's ver-



dankt. Die musterhaft klare sprache der ganzen rede macht die lektüre auch für die zu einem genuss, die sonst grammatischen problemen ängstlich aus dem wege zu gehen pflegen.

Münster i. W.

Wilhelm Streitberg.

---

### SPRACHE.

W. Franz, *Shakespeare-grammatik*. Halle a. S., Max Niemeyer, 1900. XII + 427 ss. 8°.

The main impressions left on my mind after a careful perusal of Prof. Franz's Shakespeare-grammatik are, that the work was well worth doing, and that, so far as the book goes, it has been done well.

I say, "so far as it goes", for I may as well add at once that the scope of this Shakespeare grammar does not include Elizabethan pronunciation, and leaves the knotty subject of Shakespearian prosody severely alone. We may regret this, but have no quarrel with the author for having circumscribed his task to an »übersichtliche zusammenfassung der charakteristischen züge des Sh.'schen englisch«. Of the 427 pages to which the book extends, 86 are taken up by the »formenlehre«, 323 are devoted to a well-nigh exhaustive treatment of Shakespeare's syntax; while a very full and serviceable verbal index of 17 three-columned pages facilitates reference to the thousand and one points of interest treated in the body of the work.

That, also after Dr. Abbott's Shakespearian Grammar had held the field for thirty years, the work was eminently worth doing, is proved, not only by the circumstance that numerous points of grammar, such as the gender especially of abstract substantives, the Possessive Case, the use of *one* after an adjective to replace a substantive, and others, were left unnoticed by Dr. Abbott, but also by the necessity of taking account of the results of later syntactic researches set on foot by Jespersen and Kellner, to name two only among many that might be mentioned also of the younger generation of scholars.

There is, for instance, Prof. Franz's thorough-going treatment of Shakespeare's use of different prepositions and conjunctions. Perhaps there is no other point on which Shakespearian usage differs so widely from the practice of modern English, on which

the danger of misunderstanding even apparently easy passages is so great. Dr. Abbott no doubt did excellent pioneer work in this respect, but Alexander Schmidt's admirable and indispensable *Lexicon* first made a survey of the whole field possible; and now Prof. Franz deserves the thanks of all Shakespeare students for the lucid way in which he has arranged the facts, and used them to illustrate the eminently instructive sense-history of English prepositions and conjunctions during the last three centuries.

I shall beg leave to illustrate this interesting subject by a couple of examples taken from the book under review.

At the end of *Richard III.*, I 2, the German translation brought out by the *Deutsche Shakespeare-gesellschaft* (Schlegel, revised by Alex. Schmidt) thus gives part of Gloster's monologue:

So wahr ich lebe, *kann ich's gleich nicht finden,*  
 Sie find't ich sei ein wunderhübscher mann.  
 Ich will auf einen spiegel was verwenden,  
 Und ein paar dutzend schneider unterhalten,  
 Um trachten auszusinnen, die mir stehen.  
*Da ich bei mir in gunst gekommen bin,*  
 So will ich's auch mich etwas kosten lassen.

Here is an evident contradiction. In the *first* line of this passage Gloster is made to say that he cannot find "himself a marvellous proper man", and in the *sixth* he says that he has got into favour with himself, i. e. that he thinks a good deal of his personal appearance.

The lines run thus in the first Quarto (which hardly differs from the Folio text here):

Upon my life she findes, although I cannot  
 My selfe, to be a merveilous proper man.  
 Ile be at charges for a looking glasse,  
 And entertaine some score or two of taylers,  
 To study fashions to adorne my body,  
 Since I am crept in fauour with my selfe,  
 I will maintaine it with some little cost.

So far as I know, the seeming contradiction in these lines above referred to, has first drawn the attention of Abbott, who in his *Shakespeare Grammar*, first published in 1870 (§ 193), solves it by pointing out that "with myself" in the last line but one means "with the aid of my personal appearance", and that "it" in the last line refers to (Lady Anne's) "favour". Alexander Schmidt, who came next, in 1875, calls the passage a "peculiar" one, and

somewhat diffidently adopts Abbott's interpretation ("i. e., according to Abbott"). Prof. Franz, adducing such uses of *with* = 'by' as are exemplified in Errors V, I 230: "He did arrest me *with* an officer", and 2 Henry VI, I 3, 33: "send for his master *with* a pursuivant", shows no such hesitation. It is no doubt true that *with* = 'by' is in Middle and early Modern English mainly found after verbs in the passive voice, to denote the agent, but the passages just cited leave no doubt, I think, that Elizabethans also used *with* = 'by means of', 'through', which is undoubtedly its sense also in the passage cited from Richard III. Of course, modern readers are apt to be led astray by the modern sense of 'to creep into favour *with* a person', and it is the province of such a book as Prof. Franz's Shakespeare Grammar to set them right.

It is somewhat curious to find on investigation that one of the most common functions of the conjunction *as* in Mod. E. was as good as unknown in Elizabethan English. The causal conjunction *as* which we find used in such a modern sentence as "*As* you are not ready, we must go without you", cannot be instanced from Shakespeare's works, and is very rare before the middle of the seventeenth century.

Mätzner III 457 cites a doubtful instance from Chaucer's Canterbury Tales A 2837 ff.: "No man mighte gladen Theseus, Savinge his olde fader Egeus, That knew this worldes transmutacioun, *As* he had seyn it chaungen up and down, Joye after wo, and wo after gladnesse"; where it seems more natural to take *as* in the sense of the German *wie*, than in that of *weil*. Dr. Murray's earliest instance of causal *as*, i. v. *as* B 18, is one which Mätzner l. c. also cites from the Coventry Mysteries (ab. 1400), p. 281: "Lete me fro this deth fle, *As* I dede nevyr no trespase"; where the context only can decide whether *as* is really a "causal" conjunction. For his second instance Dr. Murray has had to go to Butler's Hudibras (1664) II 2, 202 ff.: "And *as* no peer is bound to swear, But on the gospel of his honour, Of which he may dispose as owner, It follows, though the thing be forgery, And false, t'affirm it is no perjury".

Since Murray's next example is from the Vicar of Wakefield, I may as well bridge over the interval by one from Addison's Spectator No. 277 (cited in Fiedler-Sachs II 343): "*As* I am willing to do anything in reason for the service of my countrywomen, and had much rather prevent faults than find them, I

went last night to the house of the above-mentioned Mrs. Cross-stitch"; and by another from Fielding's Tom Jones (1749) I 1: "As we do not disdain to borrow wit or wisdom from any man who is capable of lending us either, we have condescended to take a hint from these honest victuallers".

The nearest approach to such a causal use of *as* as is here exhibited, to be found in Shakespeare's works, is his employment of the correlative combination *as . . . so* in such passages as Twelfthnight V 1, 279: "As a madman's epistles are no gospels, *so* it skills not much whether they are delivered"; Winter's Tale II 3, 203: "As she hath Been publicly accused, *so* shall she have A just and open trial". With regard to the cases last mentioned, Prof. Franz says on p. 306: »Enthält der durch *as* eingeführte Nebensatz die Begründung für den Inhalt des Hauptsatzes, *so* büsst der Vergleichungssatz seinen ursprünglichen Charakter fast gänzlich ein; die Einleitung des Hauptsatzes durch *so*, wie sie bei Shakespeare vorkommt, ist deshalb in der Sprache der Neuzeit unstatthaft geworden.«

We see that the moment *so* began to be omitted in such cases, because the compound sentence was no longer felt as a comparative complex, *as* must necessarily become a causal conjunction. That it is in this way that the causal use of *as* must have arisen, is proved by the fact that as late as Addison and Fielding we find the correlative combination *as . . . so* used side by side with *as* without a following *so*, the dependent clauses being causal ones in both cases.

In the same number 277 of Addison's Spectator from which on p. 83 I cited a case of *as* as a causal conjunction, I find another passage in which *as . . . so* is used with almost exactly the same force which *as* by itself has in modern use: "As their constancy and application, in a matter of so great importance, can never be sufficiently commended, *so* I am glad to find that, in spite of all opposition, they have at length carried their point". And by the side of the Tom Jones quotation given above, we may place the following passage from Fielding's Amelia, cited by Prof. Franz on p. 306: "But *as* we cannot insert all the description, *so* we shall omit it all".

But in Shakespeare's language *so* is never omitted in the case under discussion: *as* as a "causative" conjunction without a following *so*, is unknown to him.

Still, there are in Shakespeare more cases than one in which *as* introduces a dependent clause, without a *so* at the head of the principal sentence.

The most interesting of these cases is the one in which *as* means 'according as', 'in proportion as', which we find exemplified in such a modern sentence as: "*As* we advance in the journey of life, our objects of wonder daily diminish" (Washington Irving) — for I think Prof. Franz is mistaken where he says (p. 304) that mod. E. does not allow of the use of *as* in this function. A capital example of *as* = 'according as' in Shakespeare, to which also Abbott has directed attention, is the one in Hamlet I 3, 2: "And, sister, *as* the winds give benefit, And convoy is assistant, do not sleep, But let me hear from you".

Another case of *as* = 'according as' in Shakespeare, to which Prof. Franz has been the first to draw attention in the present work, is almost always misunderstood, because translators are apt to take *as* in the later sense of 'because'.

In Julius Caesar III 2, in Brutus' address to the assembled people, there occurs the following passage: "As Caesar loved me, I weep for him; as he was fortunate, I rejoice at it; as he was valiant, I honour him; but as he was ambitious, I slew him." Here Schlegel (as revised by Al. Schmidt) translates: "Weil Cäsar mich liebte, wein' ich um ihn; weil er glücklich war, freue ich mich; weil er tapfer war, ehr' ich ihn; aber weil er herrschsüchtig war, erschlug ich ihn".

Here are four cases of *as*; in the first three it certainly means 'according as', 'in proportion as'; only in the fourth could we assign to it a sense coming near to 'because'. It is more likely, however, that here, too, the sense intended is the same as in the first three: not, 'I slew him *because* he was ambitious'; but, 'the punishment I meted out to him was proportionate to the heinous crime of ambition of which he stood guilty'.

Other cases of *as* in Shakespeare that are apt to be misunderstood, are its use in the sense of 'in so far as', e. g. in 1 Henry IV, III 3, 145: "Why, Hal, thou knowest, *as* thou art but man, I dare: but *as* thou art prince, I fear thee as I fear the roaring of the lion's whelp"; and its use for what would now be expressed by 'if', e. g. in Gentlemen III 1, 149: "I will not hear thy vain excuse; But, *as* thou lovest thy life, make speed from hence"; the underlying comparative notion being: let thy

speed be as great as thy love of life. Cf. Errors II 2, 8: "As you love strokes, so jest with me again", where it is important to take note that *as* does not mean 'because', 'since'.

Prof. Franz repeatedly points out peculiarities of Shakespeare's syntax that are now retained in dialect usage only, or have become vulgarisms. In the great majority of the cases thus signalised I have no fault to find with the status assigned to Shakespearian constructions in Modern English; in a few instances, however, I cannot share the author's view on this point.

On p. 303 we read: »*For all* 'obgleich', bei Shakespeare und sonst im 17. Jahrhundert als Konjunktion gebräuchlich, ist jetzt auf die Dialektsprache beschränkt.« — I have exemplified *for all* = 'although' from contemporary literature (Punch, etc.) on p. 16 of my "Studies in English", and so late as Aug. 13, 1898, the Academy wrote, referring to George Ebers: "The author of *An Egyptian Princess*, *for all that* he wrote in an alien tongue . . . won an English audience".

I am not quite sure that Prof. Franz is right where on p. 311 he places the interrogative *as how* in the same category with *as yet*, so far as the restrictive or exemplificatory function of *as* is concerned. Nor would *as how* seem to be so "vulgar" in modern usage as he would have it. According to Dr. Murray i. v. *As* 30, whereas *as why* is "illiterate", *as how* is "archaic". Compare, however, Tauchn. Magazine, April 1892, No. 9, 48: "But he is clever", said innocent Miranda, womanlike doing her little best to mitigate what she could not disprove. — "Is he?" returned Harold drily. "*As how*, pray?" — "Oh, he knows Italian — and Dante almost by heart", said Miranda. — Ibid. p. 54: "Because Harold was so strange to me last night", answered Miranda, feeling the tears very near her eyes. — "*As how?*" — "He did not speak to me when he went away, and he looked at me so strangely!" — Punch, April 16, 1892, 182<sup>b</sup>: "You carry your passengers too rapidly", he observed [Student to Secretary of a Transatlantic Ocean Steamer Company]. "*As how?*" asked the Secretary.

On p. 197 Prof. Franz says: »*Severally* . . . ist in dem ursprünglichen Sinne von 'separately' veraltet.« — Is not "*exeunt severally*" = »nach verschiedenen Seiten ab«, still in common use as a stage direction?

There are a few other cases in which Prof. Franz characterises as obsolete or no longer in use, peculiarities of Elizabethan grammar of which it can only be said that in Modern English they are no longer of frequent occurrence.

*Nothing* as an adverb before adjectives and verbs is not so rare in Modern English as Prof. Franz makes it out to be on p. 184 («in der verkehrssprache ungebräuchlich»). *Nothing much*, instead of "nothing of much importance", is not unusual in spoken English<sup>1)</sup>, e. g. Punch, April 25, 1894, 88<sup>b</sup>: [Captain Thicknesse *log.*] "Anythin' in the evenin' paper? Don't get 'em down here". — Spurrell. "*Nothing much*. I see there's an objection to Monkey-tricks [the name of a race-horse] for the Grand National". Punch, April 30, 1892, 216<sup>a</sup>: "*Nothing much* can be done on the staircase; but if you can decently pretend that you have heard of the young man who is taking you in, he will probably like it". Pall Mall Mag., Aug. 1899, 588<sup>b</sup>: "And there is *nothing much* to say about London as such just now". Ibid., Oct. 1900, 285<sup>a</sup>: "If I have *nothing much* to say I may at least justify my title". — Or are we to look upon *nothing* in this case as a pronoun, and is the phrase *nothing much* on a par with *nothing else*?

*Nothing loth*, *nothing daunted*, are also occasionally met with, and in these phrases *nothing* is most certainly an adverb, equivalent to an emphatic "not": All the Year Round, Nov. 1884, 158<sup>a</sup>: "He would drive up to our front door, to carry me off *nothing loth*. for a week's run in the farm-yards". Rev. of Reviews, Aug. 15, 1894, 166<sup>a</sup>: "*Nothing daunted*, Raumer first called into existence a Scientific Union, and organised lectures in the Singing Academy".

*None* as an attributive adjective, which, as Prof. Franz observes on p. 169, is in Modern English chiefly preserved in the collocation *none other*, also still occurs occasionally in the standing phrase *of none effect*: Punch, 1878, II (vol. 75), 217<sup>a</sup>: "So, then, Clause 14 (the Rogue's Clause) of the Food and Drugs Act simply makes that enactment *of none effect*". This may be biblical; Mark 7, 13: "Making the word of God *of none effect* through your tradition". — As an attributive adjective I also consider *none* in such inverted

<sup>1)</sup> In Lewes, Life of Goethe I 23: "Goethe's precocity was *nothing* abnormal", cited by Mätzner III 128, *nothing* is not an adverb, but a pronoun («nichts abnormales»).

constructions as are exemplified in the quotation following, Rev. of Reviews, April 15, 1898, 396<sup>a</sup>: "The way in which the human race has progressed, if progress it may be called where progress there was *none*."

On p. 185 Prof. Franz observes: »*None* ist in adverbialer funktion erhalten vor (dem instrumentalis) *the* mit einem komparativ: *none the less, none the better*«. But there are at least two other cases in which the adverb *none* is quite common in modern parlance: a) before *so* + adjective: Punch 1872, I 15<sup>b</sup>: "We hope that these Orientals will be treated with as much consideration as may be. They are *none so uncivilised*, as times go. Perhaps they like burlesques." Punch 1881, II (vol. 81), 15<sup>a</sup>: "Lord's [cricket-ground] looked lovely; so did the Ladies. Your pretty girls and their dresses are *none so dusty*<sup>1)</sup>. At least, they were dusty, in the literal sense, but delighted and delightful"; b) before *too* + adjective or adverb: Tauchn. Mag. January 1892, 43: "I mean what I say", the clerk replied, *none too courteously*. Punch 1881, II (vol. 81), 162<sup>c</sup>: "But a chap feels *none too spirky*<sup>2)</sup>, With a bullet in his breast". Punch, Nov. 18, 1893, 231<sup>b</sup>: "You're *none too popular* already, you know, in certain quarters". Punch, Nov. 25, 1893, 246<sup>a</sup>: [referring to Lord Rosebery] "So willing, and so civil-spoken, yet *none too much* given to mag"<sup>3)</sup>. Literary World, June 8, 1894, 531<sup>c</sup>: "Mr. Seal makes no deductions and expresses no opinion, simply contenting himself with a *none too clear* explanation of his subject". Ibid., June 30, 1899, 597<sup>b</sup>: "Merrymakers in rhyme are *none too common*". Academy, Dec. 30, 1899, 764<sup>a</sup>: "Then, in the afternoon, and *none too soon*, he made a grand discovery". Rev. of Reviews, April 12, 1900, 361<sup>b</sup>: "The Mediterranean fleet is weak in cruisers and *none too strong* in torpedo craft".

1) NED.: "not so dusty, slang for: not so bad".

2) *Spirky* evidently means "lively", but the word is in no dictionary that I can consult. Probably a dialect word; Wright, Dictionary of obsolete and provincial English, has "*Sfurk*, v. To rise briskly. *East*".

3) "*Mag* (vulgar) = maulwerk, geplapper" (Muret). Also used as a verb: Albert Smith, Pottleton Legacy, ch. 7: "That stops all *magging*". — *To tip the mag* = to talk away: Punch 1881, I (vol. 80), 156<sup>a</sup>: [Arry] "Old Ringlets, who looked like a bantam in breeks, *Tipped the mag* with as much bellows-blowing as though he'd two tongues in his cheeks".



As regards the passage in *Cymbeline* I 6, 57: *Imo*. Is he disposed to mirth? I hope he is. *Jach*. Exceeding pleasant; *none* a stranger there So merry and so gamesome: — Prof. Franz opines that here *none* »wohl nicht anders als in adverbialer funktion ge- deutet werden kann«, and Abbott says, § 53: “Here either *none* means ‘not’, ‘ne’er’, or a comma must be placed after *none*: ‘*none*, being a stranger’, which is a very harsh construction”. To me there is not the least doubt that the second alternative is the one to be preferred, and that “*none* a stranger there” means “*none* *who* is a stranger there”, which seems also to be the view taken by Alex. Schmidt, who cites as a parallel passage *Cymb.* I 4, 103: “Your Italy contains *none* so accomplished a courtier”.

On p. 63, Prof. F. says: »Das elisabethanische englisch gestattet auch der substantivierung der komparative und superlative einen weiten spielraum«, and then gives such instances as *to talk after the wisest* (= in the wisest fashion), *to talk their bitterest*, etc.

But modern usage is certainly quite as free in this respect as Elizabethan English, if not more so. Witness the following examples from contemporary literature, most of them modelled on such phrases as ‘Dickens at his best or worst’: *Academy*, April 14, 1894, 303<sup>a</sup>: “Even *at his ungainliest and his most wilful*. Mr. Thompson sins still in the grand manner”. *Literary World*, April 19, 1895, 362<sup>b</sup>: “In *Doctor Dick* we have the author *at his most useful*”. *Academy*, May 22, 1897, 549<sup>b</sup>: “The minor poems contain Shelley *at his most concentrated*”. *Atlantic Monthly*, March 1887, 324<sup>a</sup>: “For nature *at her most unadorned* never takes that air of nakedness which a great open, unabashed window . . . throws upon the landscape”. *Review of Reviews*, Dec. 15, 1896, 541<sup>a</sup>: “Wishing to know Bowery life *at its roughest*, Emerson mused<sup>1)</sup> his hat, turned up his coat-collar, and going to the bar of a saloon, called for a glass of grog”. *Academy*, Nov. 21, 1896, 429<sup>a</sup>: “Dialogue . . . has therefore become — *at its most vivacious* — a verbatim report of domestic tittle-tattle and domestic brawls”. *Academy*, Dec. 5, 1896, 483<sup>b</sup>: “It was *at his most serious* he was also at his best; he would rise to any greatness in the expression of great things”. *Literary World*, Sept. 24, 1897, 208<sup>b</sup>: “Those who begin to study Ruskin

1) Americanism for “messed”.

at his most perverse and warlike", etc. Academy, January 8, 1898, 3<sup>b</sup> (Fiction Supplement): "The first shows us Sin at his most reckless". Ibid., April 9, 1898, 388<sup>b</sup>: "Your work, even at its least successful, is always clever". Ibid., Dec. 2, 1899, 628<sup>a</sup>: "This is Thackeray at his worst and most hurried". Ibid., Oct. 22, 1898, 128<sup>a</sup>: "Mr. Blunt — who has been of the frankest with his autobiography, both in verse and prose". Stevenson, Master of Ballantrae, 27: "This has come something of the suddenest".

On p. 79 we read: »In der prosa der schriftsprache verpönt sind jetzt die durch endungen gesteigerten adverbien auf -ly, wiselier, freclier, die bei Shakespeare noch vorkommen.« Here too, the author of the Shakespeare-grammatik "protests too much": Academy, Febr. 2, 1895, 95<sup>b</sup>: "He [John Addington Symonds] brooded darkly as a youth, darklier as a man in the prime of early maturity". Review of Reviews, Dec. 15, 1896, 553<sup>a</sup>: "Touched with pathos that appeals directliest to the everyday sentiments of the average man".

Here and there, on the other hand, Prof. Franz represents as "living English" what is either archaic or quite obsolete. Among living conjunctions with *that*, used in written English, he mentions on p. 275 *ere that*. This is a mistake: *ere that* has long been obsolete, and even *ere* as a conjunction is archaic. As regards *now that*, Prof. Franz says that it is still »wirklich lebendig in der verkehrssprache«. I am inclined to think that in colloquial usage *now* is much more frequent as a conjunction than the somewhat formal *now that*. Even in Shakespeare, as Alex. Schmidt is careful to note, *now* is much more frequent than *now that*, a circumstance which Prof. Franz seems to have overlooked. Alex. Schmidt cites two instances of *now that*, against twenty-seven of *now*, and even then the last reference has Schmidt's characteristic "etc." after it. And Aug. Western, *De engelske Bisaetninger*, p. 91, shows that the conjunction *now* without 'that' was the usual form also in Middle English, so that *now that* would seem to be a later development, which never struck much root in the language. Muret says that *now conj.* is "familiar" for *now that*, and Flügel cites Mrs. Wood, *East Lynne*, 3, 50: "You must stay dinner, *now* you are here". Cf. Miss Edgeworth, *Tales of Fashionable Life II* 48 (Baudry's ed.): "The effect of the opinions of a set of fine people, *now* he was actually in their

society . . . was very different from what he had imagined it might be”.

*On time* ‘pünktlich’, which Prof. Franz gives as modern English on p. 221, is an Americanism, and as such usually put between inverted commas in English books. Review of Reviews, March 15, 1894, 236<sup>b</sup>: “Mgr. Mocenni was not “on time”. The apology for his non-punctuality was that it was the day of some particular saint”. Stead, *More Ghost Stories* (1892), 64<sup>a</sup>: “You may be always certain that the spectre will be *on time*. Every night, year in and year out, all the dogs in a certain wing of the castle howl, at half-past eleven, after the fashion of dogs when they see ghosts”. — I am inclined to think that, like many other New-Yorkisms e. g. ‘on the street’, *on time* shows Dutch influence (Dutch: *op tijd*, *op straat*). It is somewhat curious to observe that the quotation last given from the Review of Reviews contains another rare phrase that may also have arisen under Dutch or German influence. I mean the phrase *year in and year out*, Du. ‘jaar in, jaar uit’; Germ. ‘jahraus, jahrein’. It is probably an Americanism also. The Century Dictionary illustrates it by a quotation from an American novelist, Constance Fenimore Woolton; Muret has the phrase, but says nothing as to its status. I give a couple of additional examples of its use in modern literature: Academy, Jan. 23, 1897, 104<sup>a</sup>: “John Halifax, Gentleman” . . . . *year in year out* since 1856 has sold well in the expensive six-shilling form. Review of Reviews, June 15, 1897, 536<sup>b</sup>: “This vast overflow of the surplus of the English cradle has been streaming southward and westward night and day, *year in and year out*, all these long years”.

The New England phrase *to hum* for ‘at home’, to which Prof. Franz refers on p. 251, pointing out that is also preserved in English dialects, is amusingly illustrated by the following passage from Oliver Wendell Holmes, *Autocrat of the Breakfast Table* I: “In a case lately decided before Miller, J., Doe presented Roe a subscription-paper, and urged the claims of suffering humanity. Roe replied by asking, When charity was like a top? It was in evidence that Doe preserved a dignified silence. Roe then said, “When it begins *to hum*”. Doe then — and not till then — struck Roe, and his head happening to hit a bound volume of the Monthly Rag-bag and Stolen Miscellany, intense mortification ensued with a fatal result”.

I pass on to certain points of detail, some of them minute enough, referred to in the Shakespeare-grammatik, on which I cannot share Prof. Franz's views, and shall beg leave to add a few remarks on connected subjects, suggested by the author's disquisitions.

With respect to sentences such as "t is high time that I *were* hence" (Errors III 2, 155), Prof. Franz observes on p. 358: »Der sprechende sieht in solchen sätzen den herbeigewünschten zeitpunkt der nächsten zukunft im geiste schon als der vergangenheit angehörig. Der conj. praet., der heute noch so gebraucht wird, ist hier lediglich der ausdruck der ungeduld und hast.« This, as an explanation, does not seem quite satisfactory. To me it appears far more likely that the use of the Past Subjunctive after *it is time that* — a phrase that in sense comes very near to the expression of a wish — is parallel with its function in such a sentence as "I wish I *were* a bird", where it connotes the non-realisation of the wish, or, as Prof. Franz expresses it on p. 365, the fact, »dass der verwirklichung eines wunsches irgendwelche schwierigkeiten im wege stehen, oder dass dieselbe nach den umständen (oder an sich) unmöglich ist«. Since in Modern English *to be* is the only verb that has a separate form for the Past Subjunctive, the result is that in the great majority of cases, also in Modern English, *it is time* requires the verb in the dependent clause to be in the past tense, which does duty as Indicative and Subjunctive both; e. g. Literary World, May 20, 1892, 484<sup>b</sup>: "It is time, however, we *explained* with more distinctness what the topic is" [Here the notion of non-realisation is certainly not insisted on]. Punch 1882, I (vol. 82) 9<sup>b</sup>: "It's time either that you *showed* your authority or openly *confessed* you *had* none" [*had* for "have", by attraction]. Punch, June 17, 1893, 280<sup>a</sup>: "The Public . . . intimate, by umbrella-thumps, that they have come here to be harrowed, and consider it quite time the process *began*". Review of Reviews, Sept. 15, 1893, 288<sup>b</sup>: "It is about time that some one *had* to say a good word about dear old dirty London". Punch, Oct. 6, 1894, 168<sup>a</sup>: "It is really quite time you *gave* me some more of your valuable advice". Tauchn. Mag., April 1893, 65: "I think it's time I *settled* down", she said. Academy, April 30, 1898, 476<sup>c</sup>: "It's quite time, he said, that I *gave* younger journalists a chance". Academy, Dec. 23, 1899,

746<sup>a</sup>: "It is time, indeed, that Mr. Swift *began* to mend his ways".

Cases in which we find the Past Subjunctive after *it is time* expressed by means of *should*, are rare: Punch 1882, I (vol. 82) 159<sup>b</sup>: "It is high time that some one with a voice of authority *should tell* Novelists that their claims to all-round copy-right are impudent and ridiculous".

That the past sense after *it is time* is no longer felt as a Subjunctive, is proved by the two quotations following: Punch 1882, I (vol. 82) 159<sup>a</sup>: "It is high time that research *was* protected, when medical men engaged in investigating a case of poisoning are obliged to prosecute their inquiries in France, in order to bring a criminal to justice in England". Graphic, Dec. 19, 1896, 770<sup>a</sup>: "It is quite time some energetic protest *was* made against the elephantine gambols of this inconsiderate brute" [the "Railway Dragon"].

On p. 341 Prof. Franz, speaking of the Shakespearian use of *to be* followed by an Infinitive, as, for example, in Othello III 3, 222: "I *am to pray* (= I must pray) you not to strain my speech To grosser issues nor to larger reach Than to suspicion", gives as an additional illustration the following sentence from Bacon's Essays (Arber's reprint), Usury, p. 544: "If you reduce Usury to one Low Rate, it will ease the common Borrower, but the Merchant *wil be to seeke* for Money". I infer from this that Prof. Franz takes *wil be to seeke for* to mean "will be forced (or will have) to seek for". This is a mistake. *To be to seek* is a somewhat archaic, though by no means obsolete phrase, in which *to seek* represents an original gerund = 'to be sought for', i. e. 'a matter for search', 'not yet found', as in Chaucer, Cant. Tales, G 874: "I warne you wel, it [the philosophers' stone] is *to scken* ever"; id. ibid. A 784: "Our counseil was not longe *for to seeke*". This Chaucerian use of the phrase is preserved in the modern "a work of this kind is still to seek" (Webster). The phrase *to seek* has then hardened into a kind of phrasal predicative adjective, applied to persons, with the senses of 'absent', 'at a loss (for)', 'deficient (in)', 'destitute (of knowledge or experience)'. In older usage this phrasal adjective is found followed by the prepositions *of*, *for*, and *in*; in contemporary English it is followed by *in* only, or used absolutely. Compare the following examples: Puttenham, English Poesie (ed. Arber), 169: "Our English Poets, though they be *to*

*seeke* of the Greeke and Latin languages". More, *Utopia*, translated by Robinson (ed. Arber), 132: "lest they should be *to seeke* in the feate of armes, if nede should require". Ben Jonson, *Bartholomew Fair* II 1: "I that have dealt so long in the fire will not be *to seek* in smoke now". Milton, *Par. Lost*, VIII 194 ff.: "what is more, is fume, Or emptiness, or fond impertinence, And renders us *in* things that most concerne Unpractis'd, unprepar'd, and still *to seek*"; id. *Comus* 366 f.: "I do not think my sister so *to seek*, Or so unprincip'l'd *in* vertues book". Swift, *Tale of a Tub* V: "Does he not also leave us wholly *to seek* in the art of political waging?"

Nor is this adjectival use of the phrase *to seek* so archaic as the dictionaries (Century Dict., Encycl. Dict., Muret, Flügel: »veraltend«) would have us believe. In our time it continues to be regularly used in literary English, as the following examples will show: Matthew Arnold, *Culture and Anarchy*, 66: "Knowing myself to be indeed sadly *to seek*, as one of my critics says, *in* a 'philosophy with coherent, interdependent, subordinate and derivative principles', I continually", etc. *Literary World*, March 3, 1893, 196<sup>c</sup>: "It is *in* his dialogue that he is, perhaps, most *to seek*; and he is at his worst in repartee, where an archaic turn of phrase in made to do duty for wit". *Academy*, June 10, 1893, 497<sup>c</sup>: "An observer so much *to seek* in the politics of his own time was ill-qualified to pass judgment on the statesmanship of Isaiah and Jeremiah"; *ibid.* Jan. 9, 1897, 42<sup>a</sup>: "Accuracy, we are sorry to say, is much *to seek* in the treatment of the several entries"; *ibid.* March 13, 1897, 309<sup>b</sup>: "Simplicity and precision were, indeed, sadly *to seek* in the Caroline school [of poetry]"; *ibid.* May 28, 1898, 568<sup>a</sup>: "The manner of his version, however, is somewhat *to seek* (= deficient)"; *ibid.* Sept. 16, 1899, 270<sup>a</sup>: "Not that he writes well; his style is much *to seek*, 'suggestions' are 'suggestive', and so forth"; *ibid.* Oct. 7, 1899, 371<sup>b</sup>: "Knowledge of men and a power of convincement are in the van [of the qualities required in the novelist]. Mr. Hewlett, in this book, is *to seek* in both".

It will now be clear to the reader that in Prof. Franz's quotation from Bacon's essay on Usury, "the Merchant *will be to seeke for Money*", means not 'will have to seek for', but 'will be at a loss for', 'will be without'.

In this connection I would beg leave to add that another

slightly more archaic phrase 'I am to learn' (Merch. of Venice I 1, 5: "What stuff 't is made of, whereof it is born, I am to learn") offers a close parallel with 'I am to seek'. Just as 'I am to seek in' has come to mean 'I am deficient in', so 'I am to learn' has got the meaning of 'I do not know'. We have seen that *to seek* in the phrase we have just discussed is originally a gerund = 'to be sought for', and in the same way 'I am to learn' originally means 'I am to be taught', and not, as modern usage is apt to understand it, 'I *have* (still) to learn'.

Indeed, the original form is not 'I am to learn' = M.E. \*I am to lernen, but the Middle English phrase is *I am to leren* = 'I am to be taught', in which *to leren* has hardened into a phrasal adjective with the sense of 'ignorant': Chaucer, Troilus V 160 f.: "Al can I not to you, my lady dere, Compleyne aright, for I am yet *to lere*"; The Flower and the Leaf (wrongly ascribed to Chaucer) (Bell's ed. of Chaucer's works IV 245): "And, by seeminge, they were *nothing to lere*. And (all?) their guidinge they did so manerly [= 'they were noways ignorant'; there is question of knights on horseback]; cf. in the following stanza of the same poem: "And, hardily, they were *no thing to seke*, How they on them should the harneis sette"; — where 'they were nothing to seek' means almost exactly the same thing as 'they were nothing to lere' in the preceding stanza.

Modern English has 'I am *yet* to learn': Notes and Queries, Nov. 3, 1894, 355<sup>b</sup>: "if there is any difference between the pronunciation of 'see' and 'sea', *I am yet to learn* wherein it lies"; and 'I *have* yet to learn': Literary World, May 6, 1898, 404<sup>a</sup>: "It turns out girls who are systematic and orderly, but *I have yet to learn* that it turns out girls who are resourceful".

I strongly doubt whether *to seek to* in the obsolete sense 'to apply to' has arisen »aus seiner lautlichen berührung mit *to speak to*«, as Prof. Franz observes on p. 260 — a case of contamination or blending, in fact. Prof. F. cites two instances of this use, one from Holland's translation of Ammianus Marcellinus, and one from the Rape of the Lucrece, which last seems to be the only example in Shakespeare.

Now, this intransitive use of *to seek to* is quite common in early Modern English, and especially frequent in the Authorised Version, e. g. Deuter. 12, 5: even *unto* his habitation shall ye *seek* and come. Job 8, 5: if thou wouldst *seek unto* God betimes; *ibid.* 5, 8:

I would *seek unto* God, and unto God would I commit my cause. Isaiah 8, 19: *Seek unto* them that have familiar spirits, and unto wizards that peep, and that mutter: should not a people *seek unto* their God; *ibid.* 11, 10: And in that day there shall be a root of Jesse . . . *to* it shall the Gentiles *seek*; *ibid.* 19, 3: they shall *seek to* the idols, and *to* the charmers, and *to* them that have familiar spirits, and *to* the wizards. Ezek. 14, 10: the punishment of the prophet shall be even as the punishment of him that *seeketh unto* him. I Kings 10, 24: And all the earth *sought to* Solomon, to hear his wisdom which God had put into his heart. II Chron. 16, 12: yet in his disease he *sought not to* the Lord, but *to* the physician; *ibid.* 17, 3—4: and [Jehoshaphat] *sought not unto* Baalim; but *sought to* the Lord God of his father; Daniel 4, 36: my counsellors and my lords *sought unto* me.

Burton's use of *to seek to* in his *Anatomy of Melancholy* would seem to re-echo some of these biblical passages, e. g. I 339 (ed. 1827): "We rely more on physick, and *seek oftner to* physicians, than *to* God himself"; *ibid.* 342: "But we, on the other side, *seek to* God alone".

Milton, too, furnishes an instance, *Comus* 375: "And Wisdoms self *seeks to* sweet retired Solitude".

On tracing the phrase back I find that Chaucer also uses it, Chaucer's ABC 78 [Skeat's ed.]: "Now, queen of comfort, sith thou art that same *To* whom I *seche* for my medicyne"; *Compleynte unto Pite* 89: "Ye be than fro your heritage y-throwe By Crueltee, that occupieth your place; And we despeired, that *seken to* your grace".

Prof. Franz himself mentions the OE. *sēcan tō*, used in the same sense, in the case of which there can hardly be question of »lautliche berührung« with *sp(r)ecan* with its short stem-vowel. In fact, if with the quotations above given we compare such OE. examples as the following, which I take from Grein: Ps. 121, 9: ic *tō* mīnum dryhtne *sēce*, þæt ic gōd æt him begitan mæge; *An.* 911: [xær is help gearo þam þe *sēcēd to* him; — we are irresistibly led to the conclusion that the intransitive use of *to seek to* in early Mod. E. has come down from OE.

On pp. 306 f. Prof. Franz accounts for the omission of *as* exemplified in 'She was false as fire', which is as usual in Mod. E. as it was in Elizabethan usage, by supposing that it stands for 'She was false, as fire [is]' — »ein satz, dem ein vergleichender



zusatz folgt«. But this will not account for the omission of the first *as* in Cymb. III 3, 35: "What should we speak of When we are old *as* you?" where Mod. E. requires '*as* old as you'. The fact is, as I have pointed out in "Intensives and Down-toners", pp. 110 ff., that in 'She was as false as fire' the first *as* is unstressed, and therefore apt to be dropped, while in the modern 'I am as old as you' the first *as* is stressed, and is therefore rightly retained in Mod. E., whatever the less logical usage of Shakespeare's day may have been.

On p. 308 Prof. Franz holds that in Hamlet II 1, 82: "With a look *so* piteous in purport As if he had been loosed out of hell", modern usage would require '*as* piteous'. Seeing that it is the degree of a quality that is marked here, it would seem that *so* would be the correct adverb also in the English of our day (see my "Intensives and Down-toners", pp. 72 ff.).

On p. 98 we read: »Eigentümlich ist der gebrauch des unbestimmten artikels vor namen, die als schlachtruf dienen. *A Clifford! a Clifford!* we'll follow the king and Clifford. Hy 6 B IV 8, 52, V 234.« Compare with this NED. i. v. A *interj.*: "*Obs.* or *dial.* form of O! and Ah! . . . 3. Prefixed to proper names as a war-cry, as *A Warwick!* Modern writers treat it as the 'indefinite article'".

As an instance of the rare Shakespearian use of the preposition *of* to denote »räumliche entfernung«, Prof. Franz cites on p. 243, Cymb. III 4, 136: I' the world's volume Our Britain seems as *of* it, but not in't . . . . »Nichts hindert, in dem vorgenannten satz *of* als *off* aufzufassen.« I see no reason why *of* should not have its usual partitive sense here, so that the meaning is: Britain seems part of the world.

Hamlet III 3, 31: "'T is meet that some more audience than a mother, Since nature makes them partial, should o'erhear The speech, *of vantage*'".

Here, on p. 248, Prof. Franz, following Alex. Schmidt, explains *of vantage* to mean 'besides', 'to boot'. Alex. Schmidt would seem to have been led astray by the phrase *to the vantage*, which in Othello IV 3, 86: "and as many [women] *to the vantage* as would store the world", undoubtedly means 'besides'. But that *of vantage* in the Hamlet quotation above given cannot mean 'to boot', 'besides', is clear from the fact that after 'some more audience than a mother', 'to boot' would be an almost meaningless

redundancy. I find that well-nigh all the English commentators explain the phrase 'of vantage' in a very different way. Abbott, § 165, for instance, says: "'Of' here retains its original meaning of 'from'; hence the words are equivalent to 'from the vantage-ground of concealment'". To me there is not the least doubt that this is the correct explanation. Compare Shakespeare's use of *vantage* in the sense of 'condition favourable to success', 'good opportunity' (Alex. Schmidt): Rich. III, III 5, 74: "at your meetest *vantage* of the time".

On p. 126 Prof. Franz cites Othello I 3, 78: "That I have ta'en away this old man's daughter *It* is most true", and adduces as parallels to this construction Hugh Conway, Called Back III 37: "That he was a foreigner it was easy to see", and Moore, Life of Byron, 11, 195: "A life less sorrowing of poetry and romance . . . it woult be difficult to imagine". On these constructions he comments as follows: »Der inhalt eines als subjekt an dem satz-anfang stehenden konjunkional- oder infinitivsatzes wurde früher mit vorliebe vor der prädikatsaussage durch ein zusammenfassendes *it* nochmals zum ausdruck gebracht.« The two modern English sentences quoted, however, do not furnish cases in point, since in the first the dependent clause beginning with *that* does duty, not as a »subjektsatz«, but as the object of *to see*. To be sure, *it* might be omitted, but in that case the construction becomes an altogether different one. And in the second sentence, also, 'A life less sorrowing', etc. is, grammatically, merely the object of the verb *to imagine*.

As a modern example of *which* as »unabhängiges, satz-verknüpfendes element«, Prof. Franz very aptly quotes, on p. 163, from Bleak House: "One thousing seven hundred and eighty-two, if you please, sir. *Which* he wish to know what the shilling were for, says Guster, breathless". Here, certainly, *which* = 'and'. But when Prof. Franz cites as a parallel instance from Chuzzlewit: "As a good friend of mine has frequent made remark to me, *which her* name, my love, is Harris", I observe that here *which* is not = 'and', but *which her* = 'whose', so that the last quotation illustrates an altogether different point of grammar. *Which* + possessive pronoun = 'whose', is very common in vulgar English, e. g. Punch, April 16, 1859, 152<sup>a</sup>: "But the most, as you'll agree, Had that server of his country, *which his* name is Disraelee"; ib. 1870, I 179<sup>b</sup>: "The Attorney-General, *which his* name is Sir Robert

Collier". Our Mutual Friend I 75: "Mrs. Boffin, *which her* father's name was Henery". — Cf. Storm, Engl. Philologie<sup>2</sup>, 802, where the author traces this use to Chaucer, who uses *that* + possessive pronoun for 'whose': "A knight, *that* with a spere was thirled *his* brest boon". I subjoin some additional Middle English examples. Chaucer, Cant. Tales D, 715: "Of Eva first, *that*, for *hir* wikkednesse, Was al mankinde broght to wrecchednesse". Id. Hous of Fame I 715: "With his slepy thousand sones *That* algate for to slepe *hir* wone is". Piers the Plowman C, II 59: "Ther-ynne wonyeth a wyȝt *that* wrong is *his* name". Ibid. C, X 98: "Ac beggers with bagges *the whiche* brewhouses ben *here* churches". Lay of Havelock, ed. Skeat, p. 2: "It was a king bi are dawes *That* in *his* time were gode lawes".

The construction is also found in Old English, e. g. Sweet, Anglo-Saxon Reader<sup>3</sup>, 113, 19: Ælfmær . . . *ƿe* se arcebiscop Ælfeah ær generede *his* life (= whose life the archbishop Ælfeah had formerly saved).

With respect to 1 Henry IV, II 4, 245: "We two saw you four set on four and bound them", it is curious to observe to what desperate straits commentators have been driven to set right what they strangely enough deemed a mistake in the old texts. The obvious explanation is, of course, that the conjunction *that* is omitted after *saw*, and that *set* is a past tense, and not an infinitive. The tinkering has begun with Pope, who for some reason of his own refused to accept the explanation just given, and inserted *you* before *bound* (not before *set*, as Prof. Franz says), putting a comma instead of the *and* of the old texts, thereby destroying the unity of the sentence. Vaughan then proposed to read: "we two saw you four; you four set", etc. Next came Collier's Manuscript Corrector, with the too fatally plausible *bind* instead of *bound*. Delius in his turn reinstated the *and* before *bound* which Pope had rejected, but like him inserted *you* before *bound*. But he adds: »Indess lässt sich auch die alte lesart [as above] verteidigen, wenn man *you set* als präteritum fasst«. Strange that this should not have struck Delius as the better course of the two. Then Wright, on p. 81 of his Clarendon Press edition of the Merchant of Venice, conjectured that a relative pronoun was omitted before *set*; and finally Prof. Franz holds that the pronoun *you* has been missed out before *set*. Perhaps the simple enumeration of all these quasi-emendations of the old text, will

have gone far to convince the reader that they are all of them equally irrelevant, and that the old text is quite correct as it stands.

As regards 1 Henry VI, II 5, 53: "Declare the cause My father, Earl of Cambridge, lost his head", Prof. Franz holds that *lost* means *made lose*, that *my father* is a dative, and that the nominative of the relative pronoun is omitted after *cause*. I consider this as a very forced explanation, almost an impossible one: even in Shakespearian metre, I doubt whether such a construction as 'the cause that my father lost his head' for 'the cause that lost my father his head' was possible; I decidedly side with Abbott, where he says that in this passage *for which* or *why* is omitted, and I am at a loss to understand why Prof. Franz pronounces this explanation to be »nicht annehmbar«. Shakespeare usually has 'the cause *why* (he did it)', but cases in which *why* is omitted, or replaced by the conjunction *that*, in this construction, are frequent enough; e. g. Richard II, I 1, 25: "We thank you both: yet one but flatters us, As well appeareth by the *cause you come*"; Pericles III 2, 19: "That is *the cause we trouble* you so early".

The Shakespearian conjunctive phrase *moreover that* = 'besides that', which Prof. Franz on p. 276 illustrates from Hamlet II 2, 2, is no longer in use, but it is not a little remarkable that in Mod. Engl., and seemingly not in burlesque writing only, we repeatedly meet with the absurd phrase *moreover than which* in the sense of 'besides which'. It seems to be based on the odd assumption that *moreover* is a comparative degree, and to have originated in some such fashion as the following. In the phrase *besides which*, 'besides' is a preposition, but 'besides' as an adverb may be replaced by *moreover*. When, however, in this phrase *moreover* had been thoughtlessly substituted for *besides*, it was felt that *moreover* could not do duty as a preposition; and, perhaps on the model of such a construction as '*Brighton, than which* few seaside resorts can boast of a greater number of attractions', and influenced by the legitimate phrases *more (worse) than this* = 'what is more (worse)', the ridiculous combination *moreover than which* was concocted, and actually admitted to literary English. It is pretty frequent in the pages of Punch, e. g. Punch, May 6, 1893, 208<sup>a</sup>: "*Moreover than which*, we'll put a spoke in business arrangements of Mr. G., and stave off Home Rule by so long"; *ibid.*, July 8, 1893, 12<sup>a</sup>: "A nice night we've all had; *moreover than*

*which*, at a quarter to three, lemon squashes gave out, and as one of the waiters in hoarse voice assured me, there wasn't 'a hounce of hicc' left on premises"; *ibid.* April 21, 1894, 191<sup>b</sup>: "*Moreover than which* they get Tuesdays, and Friday mornings for rest of Session"; *ibid.* Febr. 13, 1897, 84<sup>a</sup>: "*Moreover than which*, there is no place at Gib[raltar] to manœuvre, the men will mope; the battalion will deteriorate; and all for what?"; *ibid.* June 12, 1897, 286<sup>a</sup>: "*Moreover than which*, the guest treats himself to a drink".

On p. 241, the passage from *As You II 7, 59*: "I will through and through Cleanse the foul body of the infected world", is erroneously cited as an instance of the verb *to cleanse* followed by *of*. *Macb. V 3, 44*: "*Cleanse* the stuffed bosom *of* that perilous stuff", might with advantage have been substituted for it.

In § 281, p. 193, where Prof. Franz treats of the use of the adverb *again* in Shakespeare, I find no special mention of the two cases of *again*, found in *Merch. of Ven. III 2, 205*: "wooing here until I sweat *again*", and *2 Henry IV, III 2, 170*: "Come, prick me Bull-calf till he roar *again*". Both these cases no doubt fall under the meaning 'in return', 'in reply', mentioned by Prof. Franz: »der ausdrück für die mittelbare oder unmittelbare wirkung auf eine handlung«. As regards this use of *again*, which is not so archaic as Prof. Franz thinks (»ausser in der poesie und als archaismus der modernen sprache nicht mehr geläufig«), Murray in *NED. i. v. again A, 2, b, c*, states that "it is especially used in *ring. echo, etc. again*, passing into, To sound in response or sympathy"; that "from *echo* it is extended to such verbs as *creak, crack, thrill, shake, reel, dance, ache, shine, gleam, wink* etc., to express sympathetic response to action, indicating the intensity of the action itself"; and that in these senses, and in the colloquial phrase *to answer again*, it is not obsolete. The astounding wealth of illustration from older and especially from modern English, given on this interesting point by Hoppe and Flügel, fully confirms this view, the more strongly as each of them has worked independently of the other. I subjoin two quotations from contemporary literature to show that this special sense of the adverb *again* is now as vigorously alive as it was in Shakespeare's day: *Punch, 1883, I (vol. 84), 157<sup>a</sup>*: "I found if I pulled both strings [of the rudder] as hard as I could, all seemed right, and so I continued doing till my arms ached *again*"; *ibid. Febr. 10, 1894, 69<sup>b</sup>*: "When

brought into court, the accused find themselves close to decanters that sparkle *again*, but the judges hasten to inform them that the water within, and all other, will be withheld until they have told the truth”.

As regards the modern colloquialism *to answer again*, which Murray marks as “? *dial.*”, and illustrates only by one example, evidently made for the occasion: “Very saucy, and inclined to *answer again*”, I would just observe that Muret’s explanation i. v. *answer* 9: “to answer again = entgegenen, erwidern, versetzen (auf eine antwort)”, does not exactly hit the mark. *To answer again* or *back* means, as Murray explains i. v. *answer* v. 14: “To make a rejoinder to anything authoritative or final, or where silence or acquiescence would be proper; to reply impertinently”; a meaning which he illustrates from Tindale’s Bible translation, whence it has passed into the Auth. Version, Titus, 2, 9: “Exhort servants to be obedient unto their own masters, and to please them well in all things; not *answering again*”. For *to answer back* in the same sense, the NED. has only the self-made example, “You should never *answer back*”. As modern quotations for the phrase appear to be scarce, I subjoin one which clearly brings out its status and meaning: Academy, March 20, 1897, 332<sup>a</sup>: “I mean that one wishes Miss Corelli would cease to ‘*answer back*’, as schoolboys say”.

To return to Shakespeare’s use of *again* in the sense we are discussing, it is not without interest to observe that in the two quotations given on p. 101, it has, as Flügel reminds us i. v. *again* II 1, *c*, *aa*, caused trouble to the German translators of Shakespeare’s works. In the passage from the Merch. of Ven. III 2, 205: “For wooing here until I sweat (= sweated) *again*”, Schlegel, as revised by Alex. Schmidt, leaves it untranslated: »Denn werbend hier, bis ich in schweiss geriet« [Flügel better: »bis es mir den schweiss a u s t r i e b«]; and with respect to 2 Henry IV, III 2, 170: “Come, prick me Bull-calf till he roar *again*”, Flügel very aptly observes: »Die übersetzer, von Eschenburg an [‘bis er wieder brüllt’] bis Schlegel und Gildemeister [‘bis er noch einmal brüllt’] geben nicht das richtige«, and very felicitously gives as his own translation: »bis er davon aufbrüllt«.

There is a third passage in Shakespeare, also left unnoticed by Prof. Franz, in which Alex. Schmidt in his Shakespeare-lexikon, but not in his revision of Schlegel’s translation of it, also finds the

adverb *again* used in the sense of 'in return', 'in reply'. Since the matter is of some interest in that it incidentally illustrates the peculiar methods of the Cambridge Editors, I give the passage at length, first as it is printed in the Cambridge Edition (1891):

*Fer.* Where should this music be? i'th'air or th'earth?

It sounds no more: and, sure, it waits upon

Some god o'th' island. Sitting on a bank,

*Weeping again* the king my father's wreck,

This music crept by me upon the waters,

Allaying both their fury and my passion

With its sweet air: thence I have follow'd it,

Or it hath drawn me rather. (Tempest I 2, 387—394.)

In the passage as thus printed, Schlegel, as revised by Alex. Schmidt (1869), translates l. 389: »Ich sass am strand, Und weint' auf's neu' den könig, meinen vater.« Delius agrees with him: »indem ich aufs neue den untergang des königs, meines vaters, beweinte«. But in 1870 Abbott in his *Shakespearian Grammar*, § 27, asserted that in l. 390 *again* is used for "*again and again*, i. e. repeatedly (a previous action being naturally implied by *again*), and hence intensively almost like *amain*"; and in 1874 Alex. Schmidt in his *Shakespeare-lexicon* explained *weeping again* to mean "while I was answering with tears".

Now I learn from Albrecht Wagner's painstaking and eminently useful edition of the Folio text of the *Tempest* in Prof. Hoops's *Englische Textbibliothek* (1900) that the passage stands thus in the First Folio:

*Fer.* Where shold this Musick be? I'th aire or th'earth?

It sounds no more: and sure it waytes upon

Some God 'oth' Iland, sitting on a banke,

Weeping againe the King my Fathers wracke.

This Musicke crept by me vpon the waters,

Allaying both their fury, and my passion

With it's sweet ayre: thence I haue follow'd it

(Or it hath drawne me rather) but 't is gone.

No, it begins againe.

I also find from the apparatus criticus in Wagner that all the four Folios have a full stop after "wracke", so that according to all the old texts "sitting on a bank" and "weeping" refer to "some god o'th'island"; I see from Horace Howard Furness's edition of *The Tempest*, that Rowe in his second edition first put the comma after "wracke" ("wreck" in his text), and that Pope first placed the full stop after "island", in both of which changes

they are followed by all modern editions, including the Cambridge Edition. As respects the edition last mentioned, I find that the notes are absolutely silent as to the original punctuation, and as to the changes having first been made by Pope and Rowe.

I have not the least doubt that Pope and Rowe were wrong, and that the punctuation of the Folios is the one required by the sense. Let us try to realise the situation. We learn from ll. 221 ff. that the king's son Ferdinand has been washed ashore, where, according to Ariel's account to Prospero, Ariel had left the prince, "cooling of the air with sighes, in an odd angle of the isle, and sitting, his armes in this sad knot". Now, after line 375, "Enter Ferdinand and Ariel, invisible, playing and singing". The prince, in his monologue, says that the same music which he now hears has "crept by him upon the waters" (= attended him as he was being borne by the waves and washed ashore); with its sweet air it allayed the fury of the waves, as well as his own violent "passion" (= commotion); thence he has followed this music, or rather, it has drawn him on. The word "thence" in the text can refer to "the waters" only, and the meaning is that after his landing the prince has followed the direction which the music seemed to take.

If this is an unforced interpretation of lines 391—394, it follows that the punctuation of the modern editions, in consequence of which "sitting" and "weeping" in lines 389 and 390 respectively are made to refer to "me" in l. 391, must be wrong, since it would imply that the prince first heard the music on shore, "sitting on a bank", whereas line 391 plainly says that the "music crept by" him "upon the waters". The modern punctuation would have us understand that the music crept to him over the waters, a sense which the words cannot be made to yield, I think.

With the punctuation of the Folios, all becomes clear. Ferdinand surmises that the music which he has just heard attends upon some god of the island, who, seated on a bank is "weeping again the king my father's wreck". Nor is it difficult to find out the motive that led Pope and Rowe to change the punctuation in the way they have done. They remembered that Ariel had left the prince "in an odd angle of the isle, cooling the air with sighs", and jumped to the conclusion that the "sitting on a bank" and the "weeping" in lines 389 and 390 must also refer to the prince.

If in the foregoing I have succeeded in making it clear that the punctuation of the Folio as given above, is correct, it follows



that there can be no question of "again" in l. 390 meaning what it does mean in l. 395, viz. 'once more', 'aufs neue', as the Schlegel translation and Delius would have us believe. The god of the island cannot have been weeping a second time the king's wreck. We shall therefore have to cast about for some other explanation of the line "Weeping again the king my father's wreck". Are we to believe with Alex. Schmidt in his Lexicon that "weeping again" means "answering with tears" (see p. 103), taking *again* as an adverb expressing "sympathetic response to action" (see p. 101)? The objection to this is, that nearly all the verbs to which *again* is added with this sense, are intransitive ones, or at least used intransitively: the only transitive verbs in Shakespeare followed by *again* in this sense, are all of them synonyms of *to echo*, e. g. *to bruit again* (Hamlet I 2), *to reverberate again* (Troilus and Cressida III 3). I shall not deny the possibility of *to weep again* being used, also in Elizabethan English, with the sense of 'to weep in response', although no other instances are forthcoming, but I strongly doubt the possibility of the transitive verb to weep = 'to weep over', being connected with the adverb *again* = 'in reply', 'in return'.

On the other hand, I find from Delius, who in his edition follows Rowe's punctuation, that Malone looked upon *again*, not as an adverb, but as a preposition, the obsolete form of *against* = »gegenüber, im angesichte des wrackes (?)«; and that Rowe, following Dryden's recast of the *Tempest*, put *against* in his text, the latter of these statements being confirmed by the Cambridge Editors.

The use of *again* as a preposition, a vulgarism in our day, is, as we learn from the NED., frequent in Middle English in well-nigh all the senses of *against*, and not unknown in Elizabethan English, though it cannot be instanced from the old Shakespeare texts. The NED. quotes from Marlowe, *Edward II*, II 2, 209 (circa 1593): "Libels are cast *again* thee in the street", and from Middleton, *Five Gallants* II 3. Wks. II 255 (1604): "Go and suborn my knave *again* me here".

Weighing the various pros and cons, I am inclined to side with Malone, and to conclude that in the line from the *Tempest* "Weeping *again* the king my father's wreck", *again* is an old form of the preposition *against* in the sense of 'in expectation of', 'in view of', »angesichts«, for which sense see Alex. Schmidt's quo-

tations i. v. *against* prep. 1 b, especially Hamlet II 2, 505: "But as we often see, *against* some storm, A silence in the heavens", and *ibid.* III 4, 50: "Yea, this solidity and compound mass, With tristful visage, as *against* the doom, Is thought-sick at the act".

I seize this opportunity for directing attention to a very remarkable colloquial use of *again* in Modern English, which has an exact analogue in the use of German *wieder*, Dutch *wêer*, in such questions as: "Wie heisst er auch *wieder*?" "Hoe heet hij ook *wêer*?" "Hoe was die zaak ook *wêer*?" Punch, January 6, 1894, 4<sup>b</sup>: "*The knowledgable Passenger*. Then it's 'igh time we 'ad 'em. *What* is it they 're called *again*? — *The Political Passenger*. Te-reen-il Porliments [triennial Parliaments]"; Punch, Sept. 29, 1894, 148<sup>b</sup>: [A butler *loq.*] "He's got the Verney chamber, I know that much; but what *was* his name *again*? I shall forget my own next". — The explanation of this *again*, as of *wieder*, *wêer* in German and Dutch, seems to be that by using it the speaker wants to imply that at one time he knew the name perfectly well, but cannot for the moment call it to mind again.

I find that by this time I have discussed pretty nearly all the points that in going through the Shakespeare-grammatik I had either queried or marked for further investigation. Let me conclude by saying that the study of Prof. Franz's book has been a pleasant task, from which I have derived a great deal of sound instruction, and which is rendered easy by the author's lucid language and orderly method of exposition. Prof. Franz's Shakespeare-grammatik marks a great advance on Abbott's Grammar of 1870, and among the contributions of German scholarship to Shakespearian research, as an aid to the study of Elizabethan English, deserves a distinguished place by the side of Alexander Schmidt's monumental and epoch-making thesaurus of Shakespeare's language.

Nijmegen, November 1900.

C. Stoffel.

## LITTERATUR.

*Die altenglischen Waldere-bruchstücke*, neu herausgegeben von Ferd. Holthausen. Mit 4 autotypien (Göteborgs Högskolas Årsskrift 1899, V). Göteborg, Wettergren & Kerber. 17 ss. Preis 2 kr.

Sonderbar, wie schwer es in der anglistik hält, genaue wiedergaben des handschriftlichen wortlautes unserer poetischen texte zu erlangen! Vorliegende neue Waldere-ausgabe liefert uns wieder einen beweis dafür, insofern als sie den erstaunten forschern klarmacht, dass wir trotz mehrfacher nachkollationierungen an 14 stellen der Waldere-fragmente bisher mit falschen lesungen der handschrift gearbeitet haben. Und dies sind keineswegs alles kleinigkeiten, sondern zum teil recht tiefgreifende irrtümer. So liest z. b. die handschrift im ersten fragment thatsächlich *worc* in v. 2 statt *geworc*, *nu* 8 statt *ac*, *mid* 25 statt *unc*. und im zweiten *he* 22 statt *ne*, *nu* 23 statt *yfle* u. s. w. Wahrlich, kein kleines verdienst, das sich Holthausen durch diese berichtigungen erworben hat.

Auch im übrigen liegt der schwerpunkt der neuausgabe auf der feststellung dessen, was thatsächlich noch in der handschrift zu lesen ist. Zu dem zwecke bietet sie uns autotypien der beiden halbblätter in natürlicher grösse, die einen sehr grossen fortschritt Stephens' photographien<sup>1)</sup> gegenüber bedeuten, aber bei anwendung eines moderneren technischen verfahrens wohl noch klarer hätten gestaltet werden können; weiter eine genaue umschrift mit sorgfältiger angabe des noch erkennbaren und endlich noch einen gereinigten text, aus dem besonders die glückliche konjektur *fāh* statt *fāh* (II, 22 b) hervorzuheben ist.

Nur an einer stelle hätte ich mir eine noch genauere angabe über die handschrift gewünscht, nämlich bei dem vielumstrittenen *hcarne* (I 4 a), das bereits von Bugge<sup>2)</sup> unter hinweis auf Byrhtn. 167 und 236 in *hcardne* gebessert ist. Unter dem *n* von *hcarne* steht nämlich, wie die autotypie deutlich erkennen lässt, ein kräftiger punkt, den Holthausen zwar bucht, aber ohne anzugeben, ob er ihn für einen zufälligen spritzfleck oder für einen tilgungspunkt

<sup>1)</sup> Auch in dem exemplar der königl. bibliothek zu Berlin sind diese fast bis zur unleserlichkeit verblasst.

<sup>2)</sup> Nicht erst von K(luge), wie Holthausen im variantenapparat s. 14 angiebt.

hält. Auf dem facsimile macht er mir durchaus den eindruck des letzteren. Und wenn dem so wäre, dann müssten wir unser lieb-gewonnenes *heardne* wieder aufgeben. *Heare* gäbe nun zwar auch keinen sinn. Ich könnte mir aber denken, dass der schreiber *n* für *d* verschrieb und, als er den irrthum merkte, das *n* durch punkt tilgte, um am rande *d* nachzutragen. *Hearde geheardan* wäre dann als 'fest halten' zu fassen, wodurch der sinn des satzes eher verbessert als verschlechtert würde: »Wieland's werk lässt niemanden in stich, der den Mimming fest zu halten vermag.« Die bedeutung 'fest' für adverbialles *hearde* wird durch *hearde gefæstnad* im Crīst (v. 1456) fürs Altenglische möglich gemacht und ist im Mittel- und Neu-englischen (s. Mätzner und Oxford dictionary s. v.) sogar ganz gebräuchlich.

Über das alter der handschrift bemerkt Holthausen nichts. Soweit ich sehe, haben sich darüber auch nur Müllenhof (ZfdA. XII 275) und Wülker (Grundriss III § 297) ausgesprochen. Diese setzen die schrift in das 9. jahrhundert. Aber trotz der grossen bestimmtheit, mit der beide dies vortragen<sup>1)</sup>, kann ich mich nicht entschliessen, die handschrift weiter als in die zweite hälfte des 10. jahrhunderts hinabzurücken (vgl. bes. die auf der zeile stehenden *s* und *f*).

Doch scheiden wir von dem büchlein mit dem wärmsten danke für dies schöne angebinde, das uns der dem vaterlande zurückgegebene aus der fremde mitgebracht hat.

Würzburg, 18. Sept. 1900.

Max Förster.

---

Ellen Clune Buttenwieser, *Studien über die verfasserschaft des 'Andreas'*. Heidelberger dissertation. Heidelberg 1899. 86 ss. 8°.

Wäre der von Sarrazin und Trautmann versuchte nachweis, dass die *Schicksale der apostel* mit der in der Verceller hs. daran

---

<sup>1)</sup> Müllenhoff sagt: »Die schrift ist schön und zierlich, ohne zweifel noch aus dem neunten jahrhundert,« und Wülker: »Die handschrift gehört in das neunte jahrhundert.« Auch die Epitheta 'zierlich und schön' kann man der schrift, nach dem, was wir jetzt von altenglischen handschriften kennen, nicht mehr belassen, da sie ganz den etwas flüchtigen charakter der ersten hand des Beowulf teilt. [Vgl. jetzt auch Holthausen in Angl. beibl. XI 226, der sie »dem X.—XI. jh.« zuweist.]

anschliessenden, den namen Cynewulf's enthaltenden runenstelle nichts anderes seien als der schluss des *Andreas*, wirklich völlig gelungen, so könnte über die frage, ob die dichtung über diesen apostel dem verfasser der *Elene* zugeschrieben werden dürfe oder nicht, kein streit mehr geführt werden. Die von jenen beiden gelehrten für ihre ansicht vorgebrachten gründe sind aber von mehreren forschern mit nicht zu verachtenden einwänden bekämpft worden, und andere fachgenossen haben, ohne sich an der diskussion dieser frage direkt zu beteiligen, wenigstens in gelegentlichen bemerkungen ihre abweichende meinung erkennen lassen. Aus dieser deutlicher als je zu tage tretenden uneinigkeit<sup>1)</sup> leitet die verf. die berechtigung zu einer neuen beschäftigung mit dem oft erörterten gegenstand ab, indem sie dieselbe durch eine widerlegung der für die zusammengehörigkeit von *Andreas* und *SchA.* vorgebrachten momente noch ausführlicher zu begründen sucht (s. 3—22), etwas breit und weitschweifig, ohne wesentlich neues dem früher schon von andern gesagten hinzuzufügen, auch im gedankengang nicht immer streng folgerichtig und ein paar sprachliche und sachliche unrichtigkeiten (s. 5, 7) aufweisend, im ganzen aber verständig. Etwas schnell und keineswegs gründlich entscheidend geht dabei die verf. über die äusserung von Sievers hinweg, dass vielleicht der runenschluss gar nicht zu den *SchA.* gehöre, sondern das abgesprengte ende einer unbekanntem Cynewulf'schen dichtung bilde.

Durch eine reichhaltige, aber doch noch zu manchen nachträgen gelegenheit bietende, von s. 22—59 sich erstreckende sammlung von parallelstellen des *Andreas* mit Cynewulf'schen und nicht-Cynewulf'schen dichtungen, in der von anklängen an den *Beowulf* nur solche aufgenommen sind, welche zur ergänzung von Sarrazin's listen in E. st. 23, 221 ff. dienen, will die verf. die grundlage gewinnen für die betrachtung des stiles, mit deren hilfe sie die verfasserfrage entscheiden zu können hofft, aber nicht in der beliebten weise, wonach aus dem mehr oder minder häufigen vorkommen der gleichen wendungen und aus der ähnlichkeit des wortschatzes in verschiedenen dichtungen auf die gleichheit der verfasser geschlossen wird. Die verfasserin will zwar nicht leugnen,

<sup>1)</sup> Die schrift von Trautmann: *Kynewulf, der bischof und dichter*, Bonn 1898, und den aufsatz von Brandl im Arch. f. n. spr. bd. 100 über *SchA.* hat verf. auffallender weise noch nicht verwertet, trotzdem beide ziemlich lange zeit vor dem drucke ihrer dissertation erschienen sein dürften.

dass solche parallelstellen für irgend einen zusammenhang sprechen, doch meint sie mit recht, es bleibe da erst noch zu untersuchen, ob identität der autoren oder nachahmung oder nur zeitliche nähe des entstehens daraus gefolgert werden müsse. Aus der eigenart der altgermanischen dichterischen produktion, die ja in ganz anderem umfange als heute erlaubte reproduktion war, wobei dem dichter der ganze schatz von poetischen wörtern und formeln, von gedanken und gedankenverbindungen zur verfügung stand, ergibt sich für B. die überzeugung, es könnten zwar »beim gebrauch solcher allgemeinen gedankenverbindungen natürlich kleine manerisms vorkommen«, aber der einzige anhaltspunkt bei einer verfasserschaftsfrage könne nur der sein, »dass der eine dichter diese gedanken logischer und passender einführt als der andere, dass er beim auswählen aus dem ausdrucksvorrat, bei der anordnung der formeln mehr geist und geschmack zeigt und im bau seiner verse grössere glätte und vollendung, entsprechend einem besseren verständnis und einem feineren ohr, zu stande bringt, kurz, dass er als formaler künstler und darum in diesem falle als dichter höher steht als ein anderer«.

Verf. glaubt offenbar selbst nicht, in diesem verschiedenen verhalten der dichter ein absolut sicheres und einwandfreies kriterium gefunden zu haben; sie macht sich auf den einwurf gefasst, dass gefahr vorliege, in der beurteilung solcher dinge subjektiv zu verfahren, da das sprachgefühl für eine tote sprache naturgemäss viel weniger entwickelt sei als für die eigene lebende. Angesichts des lebhaften widerstreits der meinungen wird man sich in der that erstaunt fragen, woraus verf. die zuversichtlichkeit schöpft, mit der sie s. 62 anm. 1 behauptet: »So bleibt auch in der alten germanischen poesie trotz alles formelhaften im ausdruck und des mangels an originalität in den anschauungen doch ein etwas, das die werke der verschiedenen verfasser trennt und meines erachtens die werke Cynewulf's von *Andreas* und beide von *Böowulf* scharf und deutlich unterscheidet.« Aber selbst die möglichkeit zugegeben, dass sich ein sicheres urteil und ein zuverlässiges gefühl für solche stildifferenzen in den ae. dichtungen gewinnen lasse, so bleibt doch immer noch, ebenso gut als bei der von der verf. verworfenen methode, die frage bestehen, ob ein unterschied im stil, in der metrik, in der poetischen technik wirklich auch verschiedenheit der verfasser voraussetze, ob nicht vielmehr auch da die möglichkeit einer entwicklung des gleichen dichters zuzugeben sei. Ich fürchte,

es erheben sich auch gegen ihre argumente die von Brandl, Archiv f. d. st. n. spr. 100 geltend gemachten bedenken. Denn die fälle, wo ungeschickt angewandte entlehnungen aus einem älteren gedichte nachahmung durch einen an den ersten autor sich anlehnenden jüngeren dichter sicher beweisen, sind gewiss nicht zu häufig. B. glaubt eine solche stelle in *Andreas* 303 a *landes ne locenra bēaga* gegenüber *Bēow.* 2995 *landes and locenra bēaga* gefunden zu haben; hier fällt im *Andreas* der gebrauch des genitivs auf, während er im *Bēowulf* vollständig am platze ist; da die übereinstimmung der beiden stellen nicht auf zufall beruhen könne, anklang der einen an die andere ganz unzweifelhaft sei, so bleibe keine andere erklärung übrig, als dass der *Andreas*-dichter in unbeholfener weise reminiscenzen aus dem *Bēowulf* verwerthet habe; damit sei aber Identität der beiden ausgeschlossen. An mehreren anderen beispielen sucht vf. den unterschied ihrer betrachtungsweise gegenüber der bisher üblichen klarzumachen. So passe in der mit *Andr.* 763 ff. mehrfach zusammenstimmenden partie des *Bēowulf* 2711 ff. die erwähnung des drachengiftes vorzüglich in den zusammenhang, während dieselbe im *Andreas* gar keinen sinn habe. *Andreas* 182 a *earmlie ylða eowalm* sei der plural *ylða*, da nur von einem einzigen menschen vorher die rede sei, gänzlich unberechtigt und verdanke seine anwendung offenbar nur der erinnerung an *Crist* 1000 a *earmlie ylða gedrag*, wo der plural keinen anstoss erzeuge. Bei den wörtlich gleich lautenden versen *Andr.* 57 f. und *Juliane* 233 b f. sei zu beachten, dass im *Andr.* der satz damit sein ende finde, während in der *Jul.* ein vers mit variation folge, wodurch der stil ein ganz anderes gepräge erhalte.

Man sieht schon aus diesen proben, wie gewagt die schlüsse der verf. zum teil sind: während sie zuerst hervorhebt, dass alle dichter aus dem gemeinsamen formelschatz schöpfen, müssen nun auf einmal wörtliche übereinstimmungen zwischen zwei gedichten enge beziehungen zwischen denselben beweisen; die vorher zugestandene möglichkeit eines zufälligen zusammentreffens wird nun ausser acht gelassen. Ferner rechnet die verf. nicht genügend mit dem umstand, dass selbst guten dichtern nicht immer alles gleich gut gelingt, dass auch bei ihnen stimmung und schöpferische kraft einem wechsel unterworfen sind, der ganz erhebliche differenzen in der qualität ihrer werke zur folge hat. Endlich findet sie, wenigstens in einem teile der erwähnten beispiele, im *Andreas* fehler, wo keine vorhanden sind: *And.* 182 a wird sich der plural

*ylā* infolge eines wechselfs der konstruktion nach dem sinn be- greifen lassen und *And.* 57 f. passt mindestens ebenso gut in den zusammenhang als *Juliane* 233 b f., ja vielleicht noch besser. Dass der stil der *Juliane* durch den zusatz der variation einen anderen charakter erhält, ist freilich richtig, aber darauf kommt es zunächst für die verf. nicht an. Mit der betonung dieses gegensatzes springt sie unvermittelt auf ein anderes kriterium über, ohne auch nur den versuch einer konsequenten anwendung des ersten gemacht zu haben; während man nach allen vorhergehenden ausführungen eine genaue abwägung aller der mit andern gedichten überein- stimmenden stellen des *Andreas* unter dem gesichtspunkt der besseren einfügung in den zusammenhang erwartet, bricht verf. mit der kurzen anführung jener wenigen beispiele das zweite kapitel ab und wendet sich im dritten, s. 66—86, einer besprechung des stilistischen mittels der variation zu, das von verschiedenen dichtern in verschiedener weise verwendet wird.

Der gedankengang in diesem dritten kapitel ist ungefähr folgender. In den mustergültigen erzeugnissen der ae. litteratur (was ist mustergültig? eine einigung scheint auch für die ästhetische würdigung der ae. dichtungen noch in weiter ferne zu liegen; gerade über den poetischen wert des *Andreas* lauten ja die urteile so verschieden) wird die variation sinngemäss angewandt, d. h. die wichtigsten begriffe und gedanken werden in anderen worten wiederholt. Es zeigt sich dabei das bestreben, diese variationen so abwechslungsfull als möglich zu gestalten; hat z. b. eine variation des ersten halbverses die form verb + nomen, so wird die des folgenden die umgekehrte anordnung zeigen u. s. w. Die variationen und schweren formeln finden ihren platz meistens im ersten halbvers; dies hängt zusammen mit dem deutlich warnehmbaren prinzip, neue gedanken oder sätze mit dem zweiten halbvers anfangen, satz- und versende nicht zusammenfallen zu lassen. Es ergibt sich daraus für den vortrag die regel, dass der bau der sätze dem typus *crescendo* — *decrecendo* entspricht.

Die auf niedrigerer künstlerischer stufe stehenden dichtungen weichen von diesen grundsätzen sehr oft ab. Zu den häufigsten fehlern sind zu rechnen der mangel einer variation, wodurch die auffassung eines schweren begriffs nicht genügend erleichtert wird; die zu grosse häufung von nominalen variationen direkt hinter- einander; der häufige zusammenfall von satz- und verschluss;



die unterbringung neuer gedanken am ende des satzes; endlich die stolpernde, unebene ineinanderfügung der satzteile.

Auf eine diese punkte berücksichtigende, daneben aber auch das im zweiten kapitel behandelte kriterium verwertende prüfung der ersten 160 verse des *Andreas* begründet B. das urteil, dass der stil des *Andreas* schwerfällig, geschmacklos, eintönig, unbeholfen, uneben sei, d. h. alle jene fehler enthalte, von denen die guten erzeugnisse der ae. dichtkunst, unter ihnen die werke Cynewulf's, sich frei erweisen. Die verf. schliesst den ersten teil ihrer untersuchung — eine kritik der übrigen teile des gedichtes, zu welcher sie das material vollständig gesammelt hat, soll später folgen — mit dem satze: »Schon aus dem beendeten teil scheint mir mit sicherheit hervorzugehen, dass der *And.* nicht ein werk des dichters Cynewulf ist, denn es spricht nichts positives dafür, und es spricht vieles und wichtiges dagegen. Die parallelstellen, welche öfters als beweis für Cynewulf's autorschaft herangezogen wurden, sind, wie diese untersuchung zeigt, ein starker beweis für die gegenannahme; der stil, verglichen mit dem stil der echt Cynewulf'schen werke, zeigt mannigfaltige unterschiede, zugleich subtil und auffällig, und spricht für eine ganz andere dichterische individualität.«

Dass unterschiede im stil des *Andreas* und der Cynewulf'schen dichtungen bestehen, hat verf. unzweifelhaft nachgewiesen. Ihre argumentation wäre vielleicht noch überzeugender gewesen, wenn nicht hin und wieder die unparteilichkeit des verfahrens unter dem offenbaren bestreben gelitten hätte, am stil des *Andreas* nichts als unvollkommenheiten zu entdecken, die gleichen bei Cynewulf vorkommenden fehler aber abzuschwächen und nachsichtig zu entschuldigen, und wenn ferner die verf. den ganz bedeutenden und auffallenden übereinstimmungen mit Cynewulf'schen werken, namentlich *Juliana* (vielleicht auch *Guthlac?*), eine gleich gründliche erörterung gewidmet hätte wie den abweichungen. Nach dem weiter oben gesagten halte ich aber diese keineswegs neue, nur im einzelnen besser gestützte feststellung der unterschiede im stil allein nicht für ausreichend, um damit einen negativen entscheid über die frage, ob der *Andreas* zu den Cynewulf'schen werken gezählt werden dürfe oder nicht, zu begründen. Dazu sind merkmale sprachlicher natur, wie die von Sievers, Beitr. 10, 483, gegebene konstatierung dialektischer unterschiede zwischen *And.* und Cynewulf, besser, vielleicht ausschliesslich geeignet. Für die geplante fort-

setzung der untersuchung würde sich jedenfalls eine schärfere trennung der beiden von der verf. zur anwendung gebrachten kriterien und stärkere betonung des ersten empfehlen.

Basel, 16. April 1900.

Gustav Binz.

Andreas: *The Legend of St. Andrew* translated from the Old English by Robert Kilburn Root (*Yale Studies in English*, Albert S. Cook, editor. VII). New York, Henry Holt & Co., 1899. XIII, 58 ss. 8°. Preis \$ 0,50.

Da der *Andreas*, der bisher nur in der wörtlichen und nicht immer zutreffenden, heute vergriffenen übersetzung von Kemble dem englischen publikum zugänglich war, nach Root's ansicht als eines der besten erzeugnisse der ae. dichtkunst besonders geeignet ist, zur ausbreitung des interesses für diese beizutragen, hat verf. eine neue übersetzung desselben unternommen. Wie verschiedene andere vor ihm so erachtet auch er den blankvers mit gelegentlicher anwendung des stabreimes als die passendste form für eine solche übertragung; die genaue nachahmung des allitterierenden versmasses verwirft er als ein für modernes empfinden ungeniessbares zwitterding, bei dem über der ängstlichen nachbildung der äusseren form des originals die künstlerische wirkung desselben völlig verloren zu gehen pflegt. Mit vollem recht vermeidet er deshalb auch die verwendung von ganz veralteten, dem nicht philologisch geschulten leser unverständlichen ausdrücken und wortzusammensetzungen. Das schliesst natürlich eine massvolle, schon zum charakter der poetischen sprache gegenüber der prosaischen gehörige aufnahme von archaismen nicht aus; fast selbstverständlich dient ihm als vorbild in dieser hinsicht das markige, edle englisch der bibel. Ueberall bestrebt, den sinn des originals möglichst getreu wiederzugeben, hat der verf. sich doch freiheiten erlaubt, wo ihm die lesbarkeit und verständlichkeit dies zu verlangen schien; er hat sich also nicht gescheut, eine passive konstruktion in eine active, ein zusammengesetztes adjektiv in einen ganzen satz zu verwandeln. Die meisten abweichungen im stil zeigt er bei der wiedergabe der variationen; eine genaue reproduktion des originals hätte auf den heutigen leser einen unruhigeren, zerrisseneren eindruck gemacht, als ihn der kenner des ae. bei der lectüre der dichtung empfängt; durch auslassungen, umstellungen,

manchmal auch durch kleine zusätze von attributen oder adverbien hat er darum die darstellung etwas fließender gestaltet, ohne jene eigentümlichkeit des ae. poetischen stiles ganz zu verwischen. Die übersetzung liest sich leicht und flüssig und zeichnet sich im ganzen auch durch zuverlässigkeit und korrektheit aus; stellen, an denen eigentliche übersetzungsfehler begangen sind, habe ich nur ganz wenige angetroffen; sie aufzuzählen, darf ich mir ersparen, da der wesentliche sinn auch dort meist nicht verfehlt ist und jeder kundige solche mängel leicht selbst verbessern kann.

Als grundlage der erneuerung hat die textgestalt in Grein-Wülkers Bibl. d. ags. poesie III gedient; doch wahrt sich ihren nicht ganz wenigen gebrechen gegenüber Root seine selbständigkeit, besonders in der interpunktion. Auch in der aufnahme von verbesserungen hat er sich mit nutzen der arbeiten von Sievers, Cosijn und anderen bedient, mit eigenen konjekturen dagegen ist er sehr zurückhaltend; die nennenswertesten sind v. 1035, wo er aus der *Blickling Homilie* die zahl 248 aufnimmt, und v. 1376f., wo er lesen will:

Hwæt mē ēade [mæg] ælmihtig God  
niða [generian], se de in niedum iu.

Alle diese abweichungen von Wülker's text rechtfertigt R. in den dem text beigegebenen anmerkungen.

In einer der übersetzung vorausgeschickten kurzen einleitung orientiert der verf. über überlieferung, abfassung, quellen und poetischen wert des gedichtes, ohne neues zu der entscheidung der vielen an diese dinge sich anknüpfenden streitfragen beibringen zu wollen. Seine behauptung, dass der *Andreas* das beste der in der Verceller handschrift überlieferten gedichte sei, wird nicht überall ohne widerspruch hingenommen werden. Die bemerkungen über die frage nach der autorschaft des gedichtes sind dürftig und lassen die neuesten publikationen darüber von Trautmann, Brandl, Buttenwieser unberücksichtigt. Ebenso ist bei dem nachweis der quellen die notiz von Förster im Archiv f. d. st. n. spr. 91, 202 übersehen, deren kenntnis den verf. zu einer verbesserung des auf s. X über die lateinische übersetzung der *Πολύξεις Ἀνδρέου καὶ Μαρθαίου* gesagten veranlassen wird.

Basel, 16. April 1900.

Gustav Binz.

1. Johannes Halfmann, *Das auf der Bibliothèque Nationale zu Paris befindliche manuskript der 'Canterbury Tales'*. Kieler dissertation, 1898. 56 ss. 8°.
2. Chaucer's *Prologue, The Knight's Tale, and the Nun's Priest's Tale*, from Chaucer's *Canterbury Tales*. Edited, with an Introduction, Notes, and Glossary by Frank Jewett Mather, jr., Ph.D., Assistant Professor of English and the Romance Languages in Williams College. The Riverside Press, Cambridge (America). LXXIX + 143, 27 ss. 8°.

Wenn auch etwas verspätet, halte ich es doch für nützlich, ein paar bemerkungen über die erstbezeichnete schrift zu machen. Die Pariser handschrift der C. T. gehört freilich zu den schlechteren; da sie aber, wie Zupitza in den Specimens II gezeigt hat, in des Pardoner's Prologue und Tale wenigstens, zu derselben gruppe gehört wie die bekannte Harleian-hs. 7334, zu der ausserdem nur noch ein paar andere (Harl. 7335 und eines der demnächst im druck erscheinenden Ashburnham-mss.) in weiterer beziehung stehen, so könnten eingehendere mitteilungen über die obige hs. gelegentlich von interesse sein.

Nun zeigt sich aber die merkwürdige thatsache, soweit die ausführungen des verfassers hierüber zuverlässigen aufschluss geben, dass die Pariser hs. nur zum teil zur Har.-gruppe gehört, indem sowohl die anordnung der erzählungen, die freilich nicht vollständig überliefert sind, wie auch eine anzahl von lesarten in einigen partien (s. s. 27) sie bald der gruppe der Cambridger hs. hs., bald der des Ellesmere-ms., bald der durch das Corpus- und das Petworth-ms. repräsentierten näherzubringen scheinen.

Dieses unbestimmten ausdrucks bediene ich mich absichtlich, da ich bei der prüfung einzelner abschnitte in dieser dissertation eine solche anzahl von ungenauigkeiten in den dortigen angaben entdeckt habe, dass der wert der vorliegenden arbeit dadurch erheblich herabgesetzt wird. Ich beginne mit der Pardoner's Tale (s. 22 f. und s. 50 f.), da hier der vollständige abdruck der Pariser hs. in den von Zupitza edierten Specimens eine sichere kontrolle möglich macht.

Die in vv. 291 und 292 angeführten lesarten finden sich nicht, wie Halfmann angiebt, im Petw.-ms., dagegen im Lansd.; vv. 297 und 298 fehlen auch im Petw.-ms. —

Von den für die beurteilung der handschriftenverhältnisse wichtigen stellen (s. Zup., l. c. §§ 9 ff.) sind in der dissertation

übergangen die in den vv. 377, 388, 394, 474, 477, 537, 394-544, 625 etc. — Von anderen fällen, in denen sich die verderbtheit der in rede stehenden hs. zeigt, ohne dass sie hier erwähnung finden, will ich auch nur ein paar anführen: v. 673 *subtantly* f. *sodeynly*, v. 681 *thynk* f. *thynketh that*; v. 709 *al* vor *torent* eingefügt (so auch in einigen andern schlechten mss.); v. 722 *that* fehlt (auch in anderen); v. 738 *welkid and pale* f. *pale and welkid*; v. 798 *ful* vor *subtilly*, wie die Corp.- u. Petw.-gruppe etc.; v. 810 *and also* am anfang des verses hinzugefügt; v. 811 *ful* fehlt (auch in Petw. etc.); v. 849 *ye shall* f. *pou shalt*; v. 867 wird *so*, v. 868 *yt* an vorletzter stelle eingefügt, wie auch in einigen andern mss. geringerer bedeutung; so zum teil in denen der Petw.-gruppe; v. 886 *wherin* (desgl. Petw. etc.) f. *ther* od. *therin*; v. 897 *lecchery* f. *luxurie*; v. 916 *cris* fehlt; v. 917 *this* f. *his*; v. 933 *I* f. *ye* (ebenso Corp., Lansd.); v. 953 *and* f. *or*; v. 957 *that no thing* f. *no word*; v. 958 *no lenger quoth oure host ne lyst me to play* f. *Nowe quod oure hoost I wol no lenger pleye*, etc.

Doch auch sonst erhalten wir nicht die zu erwartende sichere auskunft, da der verf. wohl eine anzahl abweichender lesarten anführt, jedoch nirgends bestimmt angiebt, mit welcher hs. oder hss.-gruppe der Pariser codex in den nicht erwähnten versen übereinstimmt. Z. b. *Knights Tale* v. 943 hat Har. allein *y-slawe*, alle andern hss. *slawe*; welche variante findet sich in Par.? Eine ähnliche unsicherheit wird man gegenüber folgenden fällen fühlen: v. 1039 haben E., Gg., Har. *fyner*, Hen., Corp., Petw. *fairer*, Lan. *feireste*; v. 1154 E., Hen. *outruly*, Gg., Har. *utterly*, Corp., Lan., Petw. *witterly*; v. 1179 E. *whil . . so*, Hen., Corp., Lan., Petw. *whil pat . . so*, Gg., Har. *whil that . .* (*so* fehlt); v. 1573 E. *after he*, Hen., Gg., Corp., Petw. *afterward he*, Lan. *he afterwarde*, Har. *afirward*; v. 1632 E. *the*, Hen., Gg., Har. *this*, die andern *his*; v. 1737 Gg. *Emalia*, Corp. *Emelya*, die andern *Emely(e)*; v. 2684 E., Hen., Gg. *furie*, die andern *fyr*; v. 2840 Hen. *chaungen*, Har. *torne*, fehlt sonst; v. 3008 E., Hen., Petw. *or of*, Gg. *or of a*, Corp., Lan. *nor of*, Har. *ne* etc. — S. 33, 3. z. v. o. lies 3004 st. 3606.

Wenn nun in vielen solcher fälle die entscheidung auch nicht von der Pariser hs. abhängen wird, so lässt es sich doch bei der kollation eines ms. nicht mit sicherheit voraussehen, welche von den darin vorkommenden abweichungen einmal von interesse sein kann, und so kann eine arbeit wie die vorliegende dissertation

doch nur dann von nutzen sein, wenn sie auch scheinbare kleinigkeiten nicht übergeht und somit als in jeder beziehung zuverlässig gelten darf. Denn das hier gebotene material würde — wenn man auch auf die notierung aller graphischen und dialektischen eigentümlichkeiten verzichtet — nicht ausreichen, um bestimmen zu können, welchem zweige oder welchem besondern ms. die Pariser hs. in denjenigen fällen näher verwandt ist, wo sie, wie schon bemerkt, einer vorlage gefolgt sein soll, die nicht der Har.-gruppe angehört. —

Was das zweite hier zu besprechende werkchen angeht, so ist es zur einföhrung in die dichtungen Chaucer's, nicht zur grundlage eines ernsteren studiums desselben bestimmt und muss daher von einem entsprechenden standpunkte beurteilt werden. Erfreulich ist in der einleitung die frische der darstellung und das bestreben, den leser für unsern poeten zu begeistern und in ihm das richtige verständnis für seine eigenart zu erwecken. Wenn daraus auch hervorgeht, dass der verf. sich gern und ziemlich eingehend mit den werken Chaucer's beschäftigt hat, so ist doch der philologische wert seiner arbeit als ein wenig bedeutender zu bezeichnen, obwohl er hier und da originale ansichten vorzubringen scheint, so dass sich diese ausgabe für die zwecke unserer studierenden jugend nicht gerade empfehlen lässt. Dies wird man aus den folgenden anführungen leicht ersehen.

Ich will hierbei nicht näher auf die frage der datierung gewisser erzählungen der C.T. (s. XIV) und des Mars (s. XXXIII) oder auf die der ursprünglichen gestalt von Palamon und Arcitas (s. XVIII f.) eingehen, in denen Mather von den von mir früher wiederholt dargelegten ansichten abweicht, sondern mich sogleich zu ein paar bemerkungen über seine textbehandlung wenden.

Hier geht nun der herausgeber seine eigene bahnen, worüber er im Appendix of Various Readings (s. 137 ff.) kurz handelt. Da ihn Zupitza's sorgfältige untersuchungen über die abhängigkeit sämtlicher hss. von einer quelle nicht befriedigen, macht er sich, ohne eine eingehende begründung für nötig zu erachten, ein neues handschriftenverhältnis zurecht. Hiernach bilden die Ellesmere-, Hengwrt- und die Cambridger mss. (Gg.) eine gruppe A, die die erste bearbeitung des dichters darstellt; Corpus, Lansdowne und Petworth eine gruppe B, die, obwohl schlechter überliefert als A, den vorzug vor jener verdient, da ihr original eine zweite, vom dichter selbst herrührende bearbeitung der C.T. sein soll (?). Die

Harleian-hs. (7734) repräsentiert dann eine dritte gruppe, deren varianten von einem kopisten herrühren und daher gar nicht oder doch nur ausnahmsweise berücksichtigung verdienen. Solange Mather seine ansicht über die vorzüge der B-gruppe durch keine besseren gründe als durch die ganz allgemein gehaltenen: das arrangement der erzählung und öfters metrisch richtigere verse als in A, stützt, werden wir füglich über diese behauptungen hinweggehen können und abwarten, wodurch er die bisherige, von allen hervorragenden forschern anerkannte anschauung über die hs.-verhältnisse der C. T. als irrig nachzuweisen gedenkt<sup>1)</sup>, — wenn auch vielleicht das vorliegende, sich an einen grösseren kreis wendende büchlein hierzu nicht der geeignete ort war.

Doch wollte man dem herausgeber die berechtigung, nach diesen prinzipien seinen text zu konstruieren, auch einräumen, so wird man doch öfters stellen finden, an denen er auch da die lesarten von E., Hen., Gg. oder Har., ohne dies immer in seinen varianten zu erwähnen, gewählt hat, wo weder vers noch sinn dazu zwingen; z. b. Gen. Prolog. v. 396 *y-drawe* (Gg.); v. 485 *y-preved* (Har.); v. 603 *ne other* etc. (Gg., Har., Lan.) gegenüber *nor* in Co., E., Hen.; v. 613 *lerned hadde* (Hen., Har.) gegenüber *he hadde lerned* (Co., Pe., Lan., E., Gg.); v. 686 *lay* nimmt er stillschweigend aus Har., obwohl sich der vers auch als 9silbiger lesen lässt; Kn. T. v. 173 (6-text etc. 1031) *This Palamon, and his felawe Arcite* (E., Gg., Har.), während *Dwellen þis Palamon and eok Arcite* (Co., Lan., Pe., Hen.) ebenso zulässig wäre; v. 379 (1227) *knew I* (E., Hen., Gg. Har.), obwohl *knew* (Co., Lan., Pe.) metrisch besser passt; v. 779 (1637) steht *Tho* nur in Har., *To* in den anderen; v. 939 (1797) *Y-broght* wieder aus Har.; v. 1982 (2840) *chaungen* (Hen.), *torne* (Har.) fehlt sonst und lässt sich, wenn man *hadde* zweisilbig liest, allenfalls entbehren, u. s. w.

Andererseits sucht Mather öfters die autorität der von ihm bevorzugten hss.-gruppe auch da zu wahren, wo deren lesarten auf offenbaren schreibfehlern beruhen; z. b. Kn. T. v. 1826 (2684) lesen E., Hen. u. Gg., durch die ital. parallelstelle gestützt, *furie*, die übrigen *fir*, was der herausgeber dadurch rechtfertigen will, dass Ch. in seiner zweiten redaktion diese änderung gemacht habe, da das erscheinen einer furie, ungleich seinem vorbilde, bei ihm

<sup>1)</sup> Zu einer noch andern auffassung ist, wie ich höre, prof. McCormick gelangt, deren mitteilung man mit spannung entgegensehen wird.

hier nicht genug gerechtfertigt sei! — Ebd. v. 2085 (2942) soll der dichter die ursprünglichen worte *whan men made in whan maad was* umgeändert haben, weil er das zusammentreffen so vieler nasale vermeiden wollte, obwohl in der letzteren lesart der fließende rhythmus der ersteren verdorben wird! Nun Priest's Tale v. 109 (B. 4119) ändert Mather mit denselben hss. *dreden* in *dremen*, was sich scheinbar dem sinne nach empfiehlt. Aber abgesehen davon, dass sich die verbindung von *dremen* mit dem substantivum desselben stammes bei Chaucer schwerlich nachweisen lassen dürfte, wird gerade das verb *dreden* hier in verbindung mit *drem* durch das wiederholte vorkommen dieses ausdrucks (s. vv. 149, 153, 243) nahegelegt (zur häufigen konstruktion *dreden of* s. u. a. Einenkel, s. 165), während die änderung der 'B-gruppe' dadurch leichter erklärlich wird, dass dem schreiber der vorlage '*dreme hir dremes*' geläufiger, weil sonst mehrfach im gebrauch, sein musste als die von Chaucer für diese besondere stelle verwandte wortverbindung.

Mit des herausgebers vorliebe für die 'B-gruppe' hängt zum teil auch seine metrische auffassung zusammen, indem er doppelte und fehlende senkung als zulässig gelten lassen oder verschleifungen vornehmen will, die sich wohl bei neueren dichtern, namentlich humoristen, welche die volksaussprache nachahmen, finden, bei Chaucer aber bedenklich, wenn nicht unerhört sind. Da ich die in einer früheren besprechung in dieser zeitschrift (s. XXVII, s. 17 ff.) zu gleichem zwecke gemachten bemerkungen (zu den versen G. Pr. 260, 363, Kn. T., 1402, 1498, 2020, 2458, 2460 etc.) hier nicht wiederholen will, seien ein paar andere stellen in diesem sinne erwähnt.

v. 49 schlägt Mather vor, *as in* zu einer silbe zu verschleifen. statt die durch Hen. und Har. nahegelegte streichung von *in* vor *hethenesse* vorzunehmen.

v. 232 will er mit sechs verstakten lesen, während *moute yere* einfach ihr end-*e* verstummen lassen können.

v. 364 ist *a* mit Har. vor *greet*. v. 558 dasselbe wörtchen mit Co. vor *bokeler* fortzulassen, nicht eine doppelte senkung anzunehmen. V. 697 ist es merkwürdig, dass der herausgeber, obwohl ihm die zweisilbige form *seynte* (s. bem. zu v. 120) bekannt ist, sie hier, allerdings gegen die gesammte überlieferung, nicht ansetzen will, wodurch der vers sehr schwerfällig wird. Noch merkwürdiger, dass er v. 741 eine unmögliche zweisilbige aussprache von *seith* (*scith*) in den text bringt, augenscheinlich um



nicht das in Har. hinter *whoso* vorhandene *that* einführen zu müssen, welches, wenn auch vielleicht aus der allen gemeinsamen vorlage verschwunden, von dem schreiber jener nicht ungeschickt ergänzt sein dürfte. — Was übrigens die vv. 369 70 verwandte schreibung *burgëys: déys* bezeichnen soll, ist mir unverständlich. V. 850 setzt Mather *that't (-it)* an, statt das *e* in *goode* als stumm anzusehen.

Kn. T. v. 85 (843) soll *whiche* als zweisilbig gelten, was (s. ten Brink § 260) nicht unbedenklich ist, während die einfügung von *I-* vor *slawe* mit Har. eine bequemere korrektur des verses wäre.

v. 233 (1091) ist, wenn *it* hinter *endure* im widerspruch mit E. beibehalten wird, *this is* zu verschmelzen; s. ten Brink § 271.

v. 715 (1573) käme metrisch entweder die lesart von E. (*after he*) oder die von Har. (*afürward*) in betracht, die Mather aber beide verwirft und dafür das *afterward he* der anderen zweisilbig (*afward!*) sprechen will.

v. 1087 (1945) ist in der überlieferten form nicht lesbar; ich habe früher daran gedacht, *the* zu streichen. Wahrscheinlich ist aber *of* vor *Turnus* wegzulassen, da dieser genitiv dem sinne nach von *Thenchauntementz* in der vorgehenden zeile, wie *Medea* und *Circes*, nicht gut abhängen kann; vielmehr müsste dieser vers, wie 1083—85, das objekt zu '*Nat was foryeten*' (1082) bilden.

V. 1562 (2420) will der herausgeber '*victrie*, with an extra syllable before the pause' lesen; es ist vielmehr die letzte silbe dieses wortes mit dem folgenden *I* zu verschleifen: *victoryÍ*; vgl. ten Brink §§ 269 u. 284. — Ebenso gewaltsam will er v. 1701 (2559) *fighteth y'r* (= *your*) sprechen; entweder ist, wie Skeat thut, mit Har. *fight* anzusetzen oder aber zu vermuten, dass *mace* von Chaucer wie wörter wie *caas* (ten Brink § 229) mit gleichsilbigem plural behandelt wurde, was v. 1753 (2611) zu bestätigen scheint.

V. 1912 (2770) will Mather lieber mit einer fehlenden senkung lesen, als dass er die schon von Tyrwhitt vorgenommene und so naheliegende einfügung von *ne* vor *may* gutheissen möchte; eher will er noch *now* vor *no* ausgefallen sein lassen.

v. 1943 (2801) scheint mir die rechtfertigung des das versmass überladenden *for*. das wieder Har. unterdrückt, wenig einleuchtend.

N. Pr.'s T. v. 105 (B. 4115) ist wohl krasis in *to habundant* anzunehmen, wenn nicht *to* ganz zu entbehren ist.

Ebd. v. 126 (4136) streiche ich mit Har. *of* vor *malencolye*.

Ebd. v. 146 (4156), der Mather schwierigkeiten bereitet, ist *mery* <sup>is</sup> zu verschleifen; vgl. oben Kn. T. v. 1562. — Im folgenden vers ist eher gegen die überlieferung *vp* wegzulassen als *Pekk'm* (!), wie er vorschlägt, zu sprechen.

V. 256 (4266) soll als alexandrinischer vers gelesen werden; Skeat will *herkneth* streichen, was wohl zulässig wäre; indes scheint mir die konstruktion der ganzen stelle verwirrt: *to that oo man fel* etc. in diesem vers wird unnötig im folgenden durch *that oon of hem* wiederholt. Vermutlich wird die erste stelle zu ändern sein, etwa in *ther bifel*, worauf der punkt (oder das semikolon) zu löschen und an das ende des nächsten verses zu setzen wäre; doch könnte auch hinter *hem* dieses stärkere zeichen ganz gut platz finden. Auf diese oder ähnliche art wäre vers- wie satzbau korrigiert.

Doch genug von lesarten und metrischen bemerkungen, obgleich ich noch manche bedenken vorzubringen hätte, um noch ein paar worte über die orthographie dieser ausgabe zu sagen. Wie Mather (s. 138) angiebt, ist er hierin im allgemeinen mehr dem Ellesmere-ms. als Skeat's normalisierung gefolgt; doch lässt sich ein klar durchgeführtes prinzip dabei nicht entdecken. So schreibt er Gen. Prol. v. 323 übereinstimmend mit dieser hs. *caas*, vv. 585, 655, 797 aber abweichend *cas*; v. 420, 687 u. Kn. T. 953 *hoot* wie E, dagegen *hot(v)* v. 394, 626, Kn. T. 950; v. 337 *heeld*, v. 358 aber *heng*; v. 344 *fish and flesh*, später aber *-ssh* in *parisshe* (v. 449, 491 etc.), *tresshe* (v. 536); Kn. T. v. 785 *mortel*, v. 866 *mortal* u. s. w.

Die erklärenden anmerkungen, grösstenteils wohl früheren anmerkungen entlehnt, dürften im ganzen für das verständnis des lernenden ausreichen; doch bleibt hier und da noch etwas zu fragen übrig; was bedeutet z. b. Gen. Prol. 416 *magic natural*? Wer war *Constantyn* (v. 433)? Wo liegt *Baldeswelle* (v. 620)? — Das glossar scheint, soweit ich es nachgeprüft habe, zweckentsprechend.

Alles in allem bezeichnet diese ausgabe aber kaum einen fortschritt gegenüber ihren vorgängerinnen.

Lichterfelde, April 1900.

J. Koch.

*Le Bone Florence of Rome*, herausgegeben von W. Viotor. 2. abteilung. *Untersuchung des denkmals* von Albert Knobbe. Marburg 1899. 59 ss. 8°.

Die englische, in einer einzigen hs. erhaltene version der vielverbreiteten sage, welche die verleumdung und verfolgung einer tugendhaften frau durch ihren in sie verliebten, aber abgewiesenen schwager zum gegenstand hat, ist bereits 1802 in Ritson's *Ancient English Metrical Romances* erschienen. Aber Ritson's abdruck genügt weder den heutigen ansprüchen in bezug auf philologische genauigkeit, noch ist er so allgemein und bequem zugänglich, wie es zu wünschen ist. So hat sich Viotor zu einer neuen ausgabe entschlossen und als ersten teil derselben bereits vor längerer zeit einen rohen textabdruck ohne moderne interpunktion, aber von grösster genauigkeit und zuverlässigkeit geliefert. Als zweiter teil ist jetzt Knobbe's fleissige arbeit erschienen, die uns das nötigste über die sprachlichen und sonstigen verhältnisse der — wie Viotor selbst bemerkt — nicht allzu wichtigen dichtung giebt.

Das 1. kapitel, das über das genealogische verhältnis der englischen fassung zu den fremden versionen handelt, stellt einige neue gesichtspunkte auf im gegensatz zu R. Wenzel's dissertation (Marburg 1890) *Ueber die fassungen der sage von Florence de Rome und ihr gegenseitiges verhältnis*. Es folgt eine kurze charakteristik der englischen bearbeitung, für welche Knobbe mit Brandl einen geistlichen als verfasser vermutet. In den ausführungen über den stil der dichtung wird dann nachgewiesen, dass der dichter nur über geringes künstlerisches vermögen verfügte und dass sein werk ganz den herkömmlichen, in formeln erstarrten epischen ausdruck der me. spielmannspoese zeigt.

Am ausführlichsten ist das 4. kapitel, das über die sprache des denkmals handelt. Hier kann ich allerdings nicht ganz in das günstige urteil Holthausen's in seiner besprechung *Anglia* beibl. X 129 einstimmen. Ausser mancherlei von Holthausen gerügten einzelheiten (wie *ȝit* = aws. *ȝīt*, *bredd* p. p. mit gekürztem ae. *ēo*, *rcord* mit ae. *ēo*, *make sb.* = ae. *gемеcca*, *todur* = *the other*, mhd. ursprung für *smyle*, abfall von *k* in *ta*) möchte ich noch auf folgendes hinweisen.

S. 37 nimmt verf. in ganz verkehrter weise *ū* für alle *-ast* an, auf grund der beiden reime *askydl* (l. *ast*): *laste* und *goost* (l. *gāst*): *haste*. In wirklichkeit hat der erste reim *ū*, der zweite *ā*; auch die übrigen reime auf *-ast* sind quantitativ genau geschieden. Zu *ū*

gehört nur *haste*, *gaste*; zu *ǣ*: *faste*, *thonderblaste*, *thruste* prt., *braste* prt., *laste* sup., *laste* vb. (durch alte kürzung), ebenso *agaste*, dazu *alablaste* (*ā*). Wie sollten denn alle diese wörter zu *ā* kommen? Sein fehler ist dadurch herbeigeführt, dass er *ast* = *askyd* mit *ā* ansetzte, während es ebenso wie der dazugehörige Infinitiv *ass* (= *ask*) *ǣ* hat.

S. 33 richtet Knobbe unter den reimen auf *-ēle* bedenkliche verwirrung an. Es findet sich *wēle* adv. : *stēle* sb. 2 mal, : *dēle* sb. 2 mal, : *unhele* sb. 1 mal, : *myghell* 1 mal, *lele* : *hele* sb. 1 mal, : *heyle* vb. (entstellt?) 1 mal, *hele* vb. : *wylle* sb. (= *wēal*) : *feele* adv. : *dēle* vb. Er meint, dass *lele* : *heyle* eine geschlossene, zu *i* neigende aussprache wahrscheinlich mache, und dass auch die übrigen reime von *hele* daran nichts änderten, zumal da *feele* auf ae. *eo* zurückgehn und die bindung zu *wel* sb. unrein sein könne. So bringt er es fertig, für *wēle* adv. das erforderliche geschlossene *ē* zu erschliessen, — eine beweisführung, die allerdings etwas stark ist. In wirklichkeit enthält der letzte reim mit *hele*, *wel* sb. und *feele* adv. korrekt *ē*, ebenso die andern reime von *hele*.

*wel* adv. im reim : *stel* sb., *del* sb. hat natürlich *ē*; unvollständig, also vielleicht entstellt ist die strophe, in der *unhele* (*ē*) vorkommt. Kn. kannte offenbar die stellung von *del* sb. (mit *ē*) nicht, im gegensatz zu *dēle* vb., sowie *hele* sb. und vb. mit *ē*.

S. 30. *forotcs* : *spurris* ist rein (lies *furris*), *fozvre* : *emperore* nicht ganz rein (*ǣ* : *ā*); Kn. hält umgekehrt den ersten reim für unrein, den zweiten für rein; die nördl., besonders schott. form *fur*, pl. *furris* scheint er nicht zu kennen.

S. 34 behauptet er, *e-* vor *r* (*bere* sb. etc.) reime unter sich, mit *gere* und frz. *were*; doch wenige zeilen vorher führt er auch reime zu *feere* vb. und *there* an.

S. 36 sind ihm reime zu *tane* p.p. für *ā*, s. 28 solche zu *-and* (partizipialendung) für *ǣ* nicht voll beweisend, weil irgendwo ein paar unreine reime dieser wörter belegt sind.

S. 34 scheinen ihm die beiden reime von *geuc* : *leuc* (= *give* : *live*) unrein in der qualität zu sein. Nimmt er denn etwa für *geuc* *ē* an??

Als entstehungsort des gedichtes setzt der verfasser das nördl. grenzgebiet des mittellandes an, Wilda hatte seiner zeit an den südlichen teil des nordens gedacht. Darüber lässt sich schwerlich etwas bestimmtes sagen, der allgemeine charakter ist

jedenfalls nördlich (vgl. *sho* pron., — *and* p. prs., *tane* etc.). Im übrigen, wer bürgt uns bei dem nur in 1 hs. erhaltenen dkm., dass die reime rein erhalten sind, zumal die von Knobbe nicht untersuchte schreibung oft abweichenden dialekt zeigt. Der vergleich mit dem modernen Windhill-dialekt ist sehr gewagt, worüber sich auch der verfasser selbst nicht täuscht. Zustimmung möchte ich seiner vermutung, dass die entstehungszeit spät anzusetzen ist, etwa gegen die wende des 14. und 15. jahrhunderts. Zum schluss folgen bemerkungen über die metrik des in der bekannten schweifreimstrophe abgefassten gedichtes.

Aurich.

W. Heuser.

Th. Bierfreund, *Shakespeare og hans kunst*. Kjøbenhavn, Gyldendal 1898. 307 ss. Gr. 8°. Preis 4 kr. 50.

Was man sonst im vorwort eines buches zu sagen pflegt, hat Bierfreund am schlusse des seinigen in einer »persönlichen nachschrift«<sup>1)</sup> (s. 294—307) ausgesprochen, und darum müssen wir auch unsere anzeige von hinten anfangen, da jenes schlusswort für die beurteilung der arbeit nicht unwichtig ist. Es beginnt mit dem satze: »Dieses buch ist geschrieben, um festzustellen, welche dramen Shakespeare geschrieben hat,« ein ziel, das man aus dem titel nicht erkennen kann. Nach einigen allgemeinen bemerkungen über den wert einer dichterbiographie giebt der verfasser einen kurzen überblick über die geschichte des Shakespearestudiums, wobei ich nur dem vorwurfe entgentreten möchte, dass Schiller aus mangel an verständnis in seiner bearbeitung des *Macbeth* den Monolog des pförtners gestrichen habe; nicht dies, sondern der klaffende gegensatz zwischen seiner und seiner zeit ästhetik einerseits und der des englischen renaissancedichters andererseits hat ihn dazu veranlasst, und wir haben nebenbei gar keine ursache, diese streichung zu bedauern, wenn wir uns den ersatz dafür, das wundervolle morgenlied des pförtners, nur recht ansehen. — Dann schildert er den entwickelungsgang seines eigenen Shakespearestudiums und seine verschiedenen selbständigen entdeckungen vieler, allerdings schon vorher bekannter thatsachen. Die erste frucht dieser arbeiten war das buch *Palæmon og Arcite*, 1891

<sup>1)</sup> Die in anführungsstriche gesetzten worte sind genau und möglichst wörtlich aus dem dänischen texte übersetzt.

(dessen besprechung durch Kölbings man in diesen studien XVI, s. 98 findet), in dem er sich schon hauptsächlich auf dasselbe kriterium stützt wie jetzt, auf den frauentypus bei Shakespeare. Weiterhin findet er als »zweiten roten faden, den gewiss niemand vorher aufgenommen, dass Shakespeare eine ästhetik gehabt habe«, — eine »entdeckung«, die doch wohl kaum ganz neu sein dürfte, wie die nicht gerade dürftige litteratur über Shakespeare's ästhetik und technik vor Bierfreund ausweist. Weiterhin deckt er noch auf, »dass Shakespeare infolge seiner bestimmten, ästhetischen principien leicht jeder strömung nachgeben konnte, und dass sich bei seinen dramen, obwohl sie in ganz verschiedene formen gegossen sind, alle diese auf die drei grundformen komödie, historie, tragödie zurückführen lassen«, und endlich ist die letzte und wichtigste erkenntnis die, »dass sich Shakespeare nicht für äussere handlungen interessiert; denn diese benutzte er nur als dynamische mittel; das seelenleben war vielmehr gegenstand seines studiums, und zwar das kranke, abnorme«. Shakespeare's kunst beruht im grunde darauf, »dass er in seinen tragödien wie der grosse arzt ist, der mit überlegener ruhe und zunehmender leidenschaftslosigkeit die phänomene beobachtet und die lebensumstände darstellt. Seine tragödien sind die erhabensten klinischen vorlesungen«. — Dieses nachwort ist eine recht interessante studie über den bildungsgang und die auffassungsentwicklung des verfassers; nur ist der durchaus subjektiven darstellung oft allzusehr der schein der objektivität gegeben, so dass bei unbefangenen lesern sehr wohl der eindruck entstehen kann, als ob thatsächlich alles, was er erzählt, etwas ganz neues sei.

Wenden wir uns nun zu dem inhalt des buches selbst. Der erste abschnitt »Shakespeare's lehrjahre«, der übrigens vom November 1891 datiert ist, bringt auf 22 seiten eine zusammenfassung dessen, was man über diese frage als sicher annehmen kann, mit gelegentlicher abwehr gegen die bemühungen, allzuviel aus seinen werken herauslesen zu wollen, sowie eine übersicht über des dichters erste dramen und seine abhängigkeit von mode und vorgängern. — Im zweiten kapitel »wachstum« entwirft er ein allgemeines bild von der künstlerischen entwicklung Shakespeare's. Zuerst betrachtet er die komödien (s. 27—39), und zwar in folgender anordnung: *Verlorne liebesmüh*, *Komödie der irrungen*, *Wie es euch gefällt*, *Mass für mass*, *Kaufmann*, *Viel lärm um nichts*, *Was ihr wollt*, *Cymbeline*, *Wintermärchen*. Dann folgen s. 39—62

die historien: *Heinrich VI., Richard III., König Johann, Richard II., Heinrich IV. und I.* und endlich (s. 62—99) die tragödien: *Titus, Romeo, Caesar, Hamlet, Macbeth, Othello, Lear, Coriolan, Antonius und Cleopatra*; doch soll über die fünf letzten mit dieser anordnung kein urteil über ihre entstehungszeit, die überhaupt nicht genau bestimmbar ist, abgegeben sein. — Der nächste abschnitt dient dann unter der überschrift »Shakespeare wanted art« der widerlegung dieses bekannten Ben Jonson'schen ausspruches, indem er geschickt und gründlich an mehrfachen beispielen den durchaus künstlerischen aufbau der Shakespeare'schen dramen nachweist, ein verfahren, das gleich darauf auch auf die untersuchung des baues einzelner scenen angewendet wird. Des weiteren (s. 132—144) führt Bierfreund aus, wie es der dichter trotz mancher anachronismen und unmöglichkeiten doch vortrefflich verstanden habe, zeit- und ortsverhältnisse zum ausdrücke zu bringen; besonders grosse wirkung auf dem theater erziele er durch die anwendung einer doppelten zeitrechnung, der kurzen und langen oder der dramatischen und historischen zeit (145—154). — Der abschnitt »Charakterzeichnung« (s. 155—170) bringt einige hübsche analysen und einige gute bemerkungen über die innere unabhängigkeit, die sich Shakespeare trotz seiner entlehnungen seinen quellen gegenüber stets zu wahren weiss.

Die beiden letzten kapitel des buches sind die wichtigsten; in dem einen, »König Heinrich VIII. Shakespeare's frauen«, untersucht er die frage nach der echtheit des genannten stückes und kommt nach einer eingehenden und anziehenden betrachtung der frauencharaktere bei Shakespeare wie bei Fletcher zu dem auch schon anderweitig festgestellten ergebnis, dass das ganze stück nicht von Shakespeare allein herrühren könne; die königin Katharine sei zwar eine Shakespeare'sche frau, Anne Bullen aber zeige deutlich die züge der frauen Fletcher's. S. 195 heisst es: »Shakespeare schrieb unzweifelhaft einen teil von König Heinrich VIII., und Fletcher schrieb einige scenen, die grell abstechen und ausgeschieden werden können. . . . Aber ich glaube nicht, dass dies mit Shakespeare's einwilligung geschehen ist, und ich glaube nicht, dass es andre beispiele für solche zusammenarbeit giebt.«

Das letzte kapitel endlich, »Mismod« (s. 219—293), ist eine lekämpfung der bekannten und ziemlich allgemein verbreiteten missmutstheorie, die in Brandes ihren angesehensten und geistreichsten vertreter gefunden hat. Da Bierfreund sein buch natür-

lich in erster linie für dänische leser geschrieben hat, so begnügt er sich auch, was man sonst kaum billigen könnte, sich nur mit Brandes, nicht auch mit deutschen und englischen kritikern auseinanderzusetzen. Den grund, auf dem die annahme von der immer mehr steigenden verbitterung des dichters ruht, geben vorwiegend die *Sonette* und *Troilus und Cressida* ab, und des verfassers zweck ist es, durch den nachweis der gänzlichen unbrauchbarkeit dieser werke zur stützung einer solchen hypothese diese zu entkräften. Sein urteil über die sonette fasst sich in dem satze zusammen: »Die sonette sind unpersönlich wie die dramen« (s. 229), eine auffassung, die übrigens der jüngste englische Shakespearebiograph, Sidney Lee (A Life of W. Sh. 1. u. 2. aufl. London 1898) teilt. — Von s. 230 an behandelt der verfasser die frage, ob Shakespeare wirklich *Troilus und Cressida* geschrieben habe, und seine ausführlichen darlegungen, die zwar keine zwingend sicheren beweise sind, machen es aus ästhetischen und kunsttechnischen gründen doch wohl wahrscheinlich, dass er mit seinem ergebnis, das drama stamme nicht von Shakespeare, recht hat. Ebensowenig, meint er s. 253, könne es Fletcher geschrieben haben; über den wahren verfasser äussert er sich (253/4): »Er gehört zu Fletcher's zahlreichen nachahmern. Alle unglücklichen seiten an Fletcher sind hier beisammen, aber vergrößert; seine guten seiten, seine poesie, seine lebhaftigkeit, seine abwechslung fehlen; aber sein gedankengang prägt das stück. Doch der verfasser war auch ein bewunderer Shakespeare's; daher alle die tief-sinnigen reden, mit denen er sein stück ausputzen und füllen wollte; nur schade, dass er nicht hat erkennen können, wie sein grosses Vorbild seine weisheit benutzte, um seine geisteskinder zu charakterisieren. Wer der verfasser ist, ist gleichgültig und ausserdem jetzt ziemlich unmöglich herauszufinden.«<sup>1)</sup> — Eine weitere phantasie der schwermutstheorie sei es, wenn man in Coriolan Shakespeare selbst erkennen wolle; der dichter stehe vielmehr diesem helden genau so unparteiisch gegenüber wie allen andern, die er geschaffen. Auch *Timon*, der sogenannte höhepunkt in der zeit des missmuts, wird auf grund künstlerisch-ästhetischer untersuchungen für unecht erklärt. »Shakespeare konnte ein so elendes

<sup>1)</sup> Vgl. dagegen die neuesten erörterungen über diese frage bei R. A. Small, *The Stage-Quarrel between Ben Jonson and the so-called Poetasters*, in Kölbing's Forschungen zur engl. sprache und litteratur, heft I, s. 139—171. (Breslau 1899.)



drama nicht schreiben, ausser wenn man annimmt, er sei hoffnungslos apoplektisch gewesen, als er es zusammenstoppelte.« (S. 272.) — Nach einigen bemerkungen über *The two noble kinsmen* (s. 273 ff.) geht er dann schliesslich zu *Pericles* über (s. 276); seine ansicht darüber lautet: »Das stück ist kindisch in jeder hinsicht. Ben Jonson hatte recht, als er in einem zornesanfall schrieb: No doubt some mouldy tale Like Pericles u. s. w.; es ist weder poesie noch dramatische technik, noch guter versbau oder charakterzeichnung, oder humor, pathos, leidenschaftlichkeit oder zartheit in diesem dürrtigen, verschimmelten brei, der aus alten geschichten zusammengemischt und mit aus dem Wintermärchen gestohlenen einzelheiten angerührt ist.« (S. 290.) —

Am schlusse fasse ich den gesamteindruck zusammen, den das buch auf mich gemacht hat. Es liest sich recht angenehm, da es durchweg frisch, lebhaft, anziehend geschrieben ist, so lebhaft, dass man an manchen stellen eine kleine einschränkung wünschen möchte; es ist eine durchaus subjektive leistung und schon deshalb nicht als streng wissenschaftlich zu betrachten, zumal auch die vorhandene litteratur bis auf Brandes nur in geringem masse berücksichtigt und nur in ganz wenig fällen angeführt ist.

Von störenden versehen sei bemerkt, dass Holinshed in der dritten silbe immer mit *ea* gedruckt ist, dass eine stelle (s. 98 A) in fast gleicher form später noch einmal (s. 209) wiederkehrt, und dass der sonettendichter Daniel im jahre 1592 nicht 39, sondern erst 30 jahre alt war.

Breslau, Mai 1899.

H. Jantzen.

Georges Duval, *La vie véridique de William Shakespeare*.

Paris, Librairie Ollendorff, 1900. 270 ss. 8°. Preis Fr. 3,50.

Unter dem auffallenden und anspruchsvollen titel birgt sich nicht, wie man leicht vermuten könnte, irgend eine neue, mit den mitteln der wissenschaft begründete, mehr oder minder wahrscheinliche hypothese über Shakespeare's leben, sondern das buch ist ein biographischer roman, in dem sich der verfasser natürlich ganz subjektiv mit seinem stoffe abfindet. Selbstverständlich ist er oft genötigt, ungewisse und zeitlich unbestimmte thatsachen und ereignisse als ganz sicher darzustellen, wie wir z. b. gleich in der ersten zeile erfahren, dass Shakespeare am 14. Januar 1586

Stratford verliess. Einer der wichtigsten punkte, die Duval unter dem »véridique« versteht, scheint es ihm zu sein, dass Shakespeare an diesem tage bereits die handschrift des »Hamlet« fix und fertig in der tasche hat; gleich nach seiner ankunft eilt er zu dem ihm schon bekannten Burbadge und liest ihm das drama vor, das natürlich dessen höchste begeisterung erregt. Der ersten auf-führung wohnen mutter und gattin des dichters bei. — Doch diese beispiele mögen genügen, zumal man vielleicht einwenden möchte, in einem romane sei dergleichen erlaubt. Der allgemeine eindruck, den ich beim lesen des buches hatte, war nicht sehr erfreulich, und ich ziehe mir die bescheidene novelle *Dichterleben* unseres L. Tieck weit vor, obgleich sie modernen ansprüchen längst nicht mehr genügt. Seinen grund hat dies gefühl vor allem in den vielen unwahrscheinlichkeiten: zu denen von der angedeuteten art kommen noch andere, wie etwa, wenn uns zugemutet wird, zu glauben, der junge Shakespeare habe bereits in Stratford am wirts-haustische mit grösster gründlichkeit reine vorlesungen über alt-englisches drama und theater gehalten und schon damals aller-hand neuerungen im sinne gehabt. Sehr störend und unangenehm fallen auch die zahlreichen druckfehler auf, die sich mit vorliebe in den eigennamen breit machen. (Z. b. *Hataway* s. 4 u. ö. — *Gammer*, *Curton's Needle*; lord *Burkhorst*; *Heywood* s. 9. — *Chancer* fast immer. — *Lyly's Campaspe* bekommt den männ-lichen artikel. — *Henslowe* wird bald *Heuslowe*, bald *Henstowe* [so s. 188 ff.] — *Masaccio* steht statt *Masuccio* s. 147. — Als frühere form für Falstaff wird *Falstoff* genannt s. 166. — *Gosbodue* s. 226. — *Flechter* s. 237/38. — *Ledler* als Pate Hamnet's s. 256 u. v. a.)

Breslau, März 1900.

H. Jantzen.

---

*Pages choisies des grands écrivains. Shakespeare. Traduction nouvelle et introduction par Émile Legouis. Paris, Armand Colin & Cie., éditeurs, 1899. XLVI u. 396 ss. 8°. Preis Fr. 3,50.*

Da es einem deutschen kritiker nicht zusteht, über eine über-setzung in fremder sprache ein urteil zu fällen, beschränke ich mich für den hauptteil des buches darauf, die grundsätze anzu-geben, die der herausgeber bei der auswahl und übertragung be-

folgt hat. Ausser 31 sonetten, die zu anfang stehen, sind nur die dramen berücksichtigt, und zwar sind die bruchstücke daraus, die möglichst geschlossene bilder und scenen enthalten, in historischer folge angeordnet — sofern man diesen ausdruck gebrauchen darf —, um zugleich eine vorstellung von der entwicklung des dichters und seiner kunst zu gewähren. Die übersetzung selbst soll treu, aber nicht unbedingt vollständig sein. Für den zweck des buches, das wir etwa als einen Shakespeare für haus und familie bezeichnen würden, schien es notwendig, dies oder jenes wegzulassen, natürlich vor allem solche stellen, die nach heutiger auffassung anstössig sind. Die übertragung ist eigene, selbständige arbeit, wenn auch die älteren übersetzungen verglichen und benutzt sind. Die form ist, auch für die sonette, prosa, nur für die lyrischen stellen in den dramen sind verse angewendet. Dass dies verfahren zweckmässig und berechtigt ist, scheint eine zustimmende erklärung Maurice Bouchor's in der *Revue de Paris* vom 1. September 1895 zu beweisen, — einen deutschen Shakespeare freilich können wir uns nur mehr in gebundener rede vorstellen.

Die vorausgeschickte einleitung zerfällt in zwei abschnitte: "La vie de Shakespeare" und "Son œuvre dramatique". Diese arbeit ist in ihrer art, glaube ich, als eine kleine musterleistung zu bezeichnen. Für die wissenschaft bringt sie freilich nichts neues, aber das ist ja auch nicht ihr zweck; alles jedoch, was wir über Shakespeare's leben als gewiss annehmen dürfen, ist kurz, bündig und mit erfreulicher klarheit vorgetragen, und auch die ästhetischen betrachtungen über seine kunst, insbesondere die dramatische, lesen sich sehr gut und sind durchaus zu billigen. Sie zeugen von grosser wärme, gründlichem verständnis und feinem sinne für die dem romanen nicht immer sympathischen schönheiten des germanischen dichters. Der grösste wert wird darauf gelegt, Shakespeare's meisterschaft im charakterisieren, der die technik der französischen dramatiker in scharfem gegensatze gegenübersteht, klarzumachen.

Deutsche leser werden trotz der guten einleitung das buch kaum benutzen; in Frankreich wird es hoffentlich in weiten kreisen den wohlverdienten beifall finden.

Breslau, März 1900.

H. Jantzen.

*The Diary of Master William Silence.* By the Right Honourable D. H. Madden, Vice-Chancellor of the University of Dublin. London, Longmans, Green and Co. 386 pp.

This is one of the most delightful Shakespeare books that it has been my fortune to fall in with for a long time. It shows us how intimately the great poet knew all the technical terms applied to the field-sports of his day and how correctly he applied them. Shakespeare's general reader has of course an inkling of this, but, led by a master in the arts of hunting and hawking, his eyes are opened to one great, broad field of allusion which had hitherto escaped him. The author has worked up the copious information he has to impart, and of which a great part is new, into a kind of story. Of course the interest of this story, which is taken chiefly from *The Taming of the Shrew*, and *The Merry Wives of Windsor*, is subordinate to the main object of the book, which is to explain the technical terms which occur in the plays. This could not be done better than by appropriately introducing them in the course of the story. As parts of a connected whole, they thus become clearer to us than any mere definition of their meaning could have accomplished. Few even of the best Shakespeare scholars will lay the book down without a feeling of satisfaction at finding so many points cleared up which have hitherto presented difficulties and other points presented in a new light which have hitherto appeared plain and evident.

It must be added however that Mr. Madden goes too far in claiming for Shakespeare an almost exclusive right to such allusions. An examination of Massinger, Beaumont and Fletcher, conducted with the same thoroughness and care, would show, that their allusions to fields-sports, though by no means so plentiful as Shakespeare's, are much more frequent than our author supposes. Even in the two lately reprinted plays of such an obscure author as Daborne. I have found several such allusions. As a basis for distinguishing Shakespearcan from Non-Shakespearcan work, these allusions have value only in connection with other and more important considerations. In this respect Mr. Madden has overrated their value. I grant that Shakespeare's allusions to field sports, are more frequent and more natural than those of any other dramatist whatever. But still the fact remains that they form but a part of the language of the day, which was also common to his contemporaries.

With this reservation the book cannot be too warmly recommended to those who wish to increase their knowledge of the poet's language and turn of thought in one of the most difficult branches of Shakespeare scholarship.

St. Petersburg, March 1899.

Robert Boyle.

---

*Thomson's "Castle of Indolence", eine Nachahmung von Spenser's "Faerie Queene".* Von Gustav Cohen. Würzburger dissertation. Bonn, 1899. VI + 69 ss.

Thomson was an enthusiastic admirer of Spenser, and the *Castle of Indolence* is universally regarded as the most important poem of the Spenserian school, and as one of the chief contributions to English nature-poetry and the Romantic movement. A passage in Cibber's *Lives* informs us that, "He [Thomson] is the eldest born of Spenser and he has often confessed that, if he had anything excellent in poetry, he owed it to the inspiration he first received from reading the *Faerie Queene* in the very early part of his life." Thomson himself speaks of "my master Spenser"<sup>1)</sup> and in another place refers to him as follows:

"The gentle Spenser, fancy's pleasing son,  
Who, like a copious river, poured his song  
O'er all the mazes of enchanted ground"<sup>2)</sup>.

The exact year in which Thomson began the *Castle of Indolence* seems not to be definitely fixed<sup>3)</sup>. In 1748 he wrote to Paterson: "After fourteen or fifteen years, *The Castle of Indolence* comes abroad in a fortnight." From this statement Gosse<sup>4)</sup> infers that the poem was begun as early as 1733, but Phelps<sup>5)</sup> says: "Whether he had it simply in mind during those years, or was actually composing it, is impossible to say." Dr. Cohen, who is evidently unacquainted with Phelps' admirable study, also refers to the letter to Paterson, and states that the first strophes of the poem were composed about 1736, when Thomson was living in ease and indolence at Richmond. Dr. Cohen might have used

---

<sup>1)</sup> *Castle of Indolence* II 52.

<sup>2)</sup> *Summer* V 1572—74.

<sup>3)</sup> Tovey's edition of the poem (London 1897) is not within my reach.

<sup>4)</sup> *Eighteenth Century Literature*, p. 225.

<sup>5)</sup> *English Romantic Movement*, p. 74.

Phelps' chapter on the Spenserian Revival with much profit, especially in the preparation of his Introduction, which deals chiefly with the composition of the poem and with Spenserian imitations.

The second chapter of the thesis is devoted to a study of the archaic element in the language of the *Castle of Indolence*. Spencer's influence is apparent in the usage of many words, such as *benempt*, *depeint*, *Limbo-lake*, *lout* (vb.), *soot* (sweet), etc., while traces of Thomson's fondness for other old English writers, especially Milton and Shakespeare, are not infrequently found.

The attempt to prove (p. 34 ff.) Spenserian influence in Thomson's usage of such rimes as *grove : emove*, *star : war*, etc. must be characterized as fruitless, such combinations being not uncommon in Thomson's time. It may be noted here that the modern *heaven* springs not from M.E. *hēven*, but from the short form *hēven*; see Morsbach, M.E. gram. § 66 a, anm.

The short strophe that precedes each canto of the *Faerie Queene*, is also characteristic of the *Castle of Indolence*; other points of similarity Dr. Cohen finds in the frequent alliteration and the general structure of the stanza, while a detailed comparison (cap. V.) shows that the description of the *Castle of Indolence* owes much to Thomson's acquaintance with the episode of the *Bowre of Blis* (F. Q. II 12).

The alphabetical lists of the words discussed render the thesis easy of perusal.

University of Arkansas. William A. Read.

---

Shelley's *Epipsyhidion* und *Adonais*. Mit einleitung und anmerkungen herausgeb. von Richard Ackermann. *Engl. textbibliothek*, herausgeb. von Johannes Hoops. 5. heft. Berlin, Emil Felber, 1900 (Juni). XXXVIII u. 76 ss. 8°. Preis M. 1,60.

Mit lebhafter genugthuung dürfen wir konstatieren, dass prof. Hoops' *Englische textbibliothek* mehr und mehr an ausdehnung und bedeutung gewinnt. Die kundigsten fachmänner schaffen an der ausgestaltung des grossen plans; wollen wir hoffen, dass dem idealen erfolg auch ein befriedigender finanzieller auf dem fusse folgen möge; wenigstens wird man sich für universitätsvorlesungen und privatstudium keinem sichereren wissenschaftlichen führer anvertrauen können.

Als fünfter dichter kommt mit dem vorliegenden bändchen Percy Bysshe Shelley zu worte, kurz hinter Keats, und zwar (neben dem *Epipsychidion*) mit eben dem werke, das die beiden jungen genies zeitlich und ewiglich verbindet: *Adonais*. Wir sehen etwas typisches in dem hier zu beobachtenden auftauchen zweier in Deutschland bisher wenig bekannter und noch weniger geschätzter dichter. Die sonne der litterarischen gunst hatte von jenem jugendlichen bardenkleblatt nur Byron beschienen, und von seinem schatten waren Shelley und Keats verdunkelt worden. Es lässt sich aber nicht verkennen, dass die letzten jahrzehnte für eine rechte wertschätzung jedes einzelnen aufklärend gewirkt haben, und dass auch auf dem kontinent das interesse der wissenschaft und des publikums sich auf kosten des ewigen pilgrims mehr und mehr seinen jüngeren mitbrüdern zuwandte.

Auf wissenschaftlichem gebiet ist es in Deutschland Richard Ackermann gewesen, der das studium Shelley's um bedeutendes förderte. Er war überhaupt der erste, der im gegensatz zu der einseitig ästhetischen betrachtungsweise der englischen kritik die streng philologisch-historische erforschung unsers dichters anbahnte, indem er dessen bedeutendste werke auf ihre quellen und litterarischen beziehungen untersuchte. Ihm verdanken wir auch die vorliegende separatausgabe der beiden hoch gepriesenen dichtungen Shelley's.

Es ist eine bekannte thatsache, dass bei wenigen dichtern des abgelaufenen jahrhunderts die feststellung eines guten textes und die erschöpfende erklärung des ideengehaltes mit so grossen schwierigkeiten zu kämpfen hat als bei Shelley. So glaubten wir z. b. für den *Entfesselten Prometheus* einen sicheren text endlich festgelegt, und schon drängt sich die notwendigkeit einer neuen ausgabe auf, nachdem prof. Schick vergangenes jahr aus dem Oxforder ms. die allerbedeutungsvollsten textabweichungen konstatiert hat<sup>1)</sup>. War nun die herstellung eines guten textes für unsre vorliegenden dichtungen auch nicht besonders schwierig — Ackermann legt die von der Shelleygesellschaft veranstalteten typengenaue neudrucke der originalausgaben zu grunde —, so war die andre aufgabe umso schwieriger, den gesamten wissenschaftlichen apparat, der bisher zur erklärung des *Adonais* und zumal des *Epipsychidion* von den verschiedensten seiten in bewegung gesetzt wurde, zusammen-

<sup>1)</sup> Im *Archiv* CII. CIII.

zufassen und in einer kurzen einleitung übersichtlich vorzuführen. Der herausgeber teilt seinen umfangreichen stoff, zunächst für das *E.*, in folgende kapitel:

1. Entstehungsgeschichte. Hier wird das zum verständnis des gedichtes aus der biographie nötige mitgeteilt und die persönlichkeit der so begeistert besungenen Emilia, sowie die entwicklung des idealen liebesbundes erzählt. Eine briefstelle, p. XI (ammenlied), hätte ich in diesem zusammenhang lieber unterdrückt gesehen: sie ist geeignet, Mary's und insbesondere Emilia's person in den augen eines mit der detailgeschichte nicht vertrauten lesers in falschem licht erscheinen zu lassen, zumal wenn betont wird, dass Emilia diese bittere kritik »wohl verdiente«.

Das 2. kapitel: Litterarhistorische stellung bringt zunächst die persönlichen äusserungen des dichters über das *E.*, und dann in objektiver darstellung alle von der kritik bisher gebotenen erklärungen zu diesem gedankendunklen werke. Zum teil hat der herausgeber sich hier — und in noch ausgedehnterem masse für *Adonais* — auf seine eigenen forschungen früherer zeit beziehen müssen, und es ist für den Shelley-philologen interessant zu beobachten, in welchen punkten sein urteil seit einem dezentium wandlungen durchgemacht hat. In gewissen fragen (wie in der erklärung des titelwortes, der allegorie des kometen u. a.) schloss er sich neueren auslegungen an, während er in andern mit recht auf seinem früheren standpunkt beharrte und in noch andern einen mittelweg einzuschlagen suchte. Der berichterstatter hat jüngst in dieser zeitschrift gelegenheit gehabt, seine persönliche stellung zu diesen noch vielfach verworrenen hypothesen ausführlich darzulegen, und gestattet sich hierauf zu verweisen.

Der 3. abschnitt bespricht die bibliographie des *E.*

*Adonais* erfährt in drei kapiteln eine ähnliche, von gründlicher sachkenntnis zeugende behandlung. Hier ist indessen darauf hinzuweisen, dass p. XXVII nicht sämtliche äusserungen Shelley's über sein gedicht aufgezählt sind — wie man nach A.'s worten meinen könnte —, sondern nur einige wenige unter vielen charakteristischen und für den forscher hochinteressanten urteilen. Ein angehängter 4. abschnitt giebt einige urteile bedeutender kritiker über die beiden dichtungen.

Auf diese 38 seiten lange einleitung folgen die texte, mit den varianten in fussnoten. Mit besonderem dank ist zu begrüßen, dass die für den litterarhistoriker und biographen höchst wichtigen



entwürfe und gestrichenen stellen als anhang zu jedem einzelwerk mit abgedruckt sind. Den schluss des bändchens bildet eine reihe von anmerkungen, die meist sachliche erklärungen und litterarische belegstellen bieten.

An leichteren versehen habe ich bemerkt: p. XIX, z. 3 steht ungenau Marlowe für Marlow und dies fälschlich für Bracknell, ib. z. 13 dürfte die behauptung, dass Todhunter in der fraglichen stelle »nur eine allegorie für 'Content' finde«, ein wenig gewagt erscheinen, wenn man Todh. p. 248 vergleicht, wo er ausdrücklich Mary zu der stelle in beziehung setzt; p. XXVIII anm. fehlt die angabe des bandes von Forman's ausgabe. Ein satz von zweifelhafter stilistischer qualität läuft p. VII unter, wo zu lesen ist: »Emilia, die seit zwei jahren im kloster . . weilte, weil ihr vater seinen kindern eine jugendliche stiefmutter gegeben hatte und dieselbe bald zu heiraten wünschte.« Wer ist dieselbe? und ist es subjekt oder objekt? Es wird übrigens berichtet, dass graf Viviani seine ältere tochter möglichst bald und ohne mitgift zu verheiraten wünschte. Sollte unser satz vielleicht etwas derartiges ausdrücken?

An druckfehlern ist uns aufgefallen: p. XV, z. 1; p. XXII z. 12 (conekturen); p. XXVI, z. 3; p. XXVII, z. 11 v. u. (14. statt 11. Nov.); p. 68, z. 3 v. u.; p. 71, z. 10. Im übrigen ist der druck sehr sauber, gross und leserlich und die ganze ausstattung einfach und gut.

Ansbach, Juli 1900.

Armin Kroder.

*Robert Louis Stevenson.* By Margaret Moyes Black. (*Famous Scots Series.*) Oliphant Anderson & Ferrier, Edinburgh and London. [1898.] 159 ss. Preis geb. 1 s. 6 d.

*Robert Louis Stevenson.* By L. Cope Cornford. (*Modern English Writers.*) William Blackwood & Sons, Edinburgh and London, 1899. 200 ss. Preis geb. 2 s. 6 d.

*The Stevenson Reader.* Selected Passages from the Works of Robert Louis Stevenson. Edited by Lloyd Osbourne. Illustrated. London, Chatto & Windus, 1898. 261 ss. Preis geb. 2 s. 6 d.

Das an erster stelle genannte werk ist ein liebenswürdiges, anspruchsloses büchlein aus der feder einer landsmännin des grossen Edinburghers (1850—1894), die mehr schätzung und ver-

ständnis für Stevenson den menschen als für Stevenson den schriftsteller zu haben scheint. In der familie eines oheims ihres helden aufgewachsen, stand ihr ein reicher schatz mündlicher und schriftlicher erinnerungen zur verfügung, von dem sie vielleicht etwas zu verschwenderisch gebrauch gemacht hat. So erklärt sich die fülle von anekdoten, die uns zwar das grosse, weiche kinderherz des dichters des kinderlebens und freundes der Samoaner näher bringen, sonst aber wenig neues lehren; so auch die bevorzugung der lehrjahre<sup>1)</sup>, für die der verfasserin ein lebendig und warm gezeichnetes bild gelungen ist, gegen welches die späteren merklich abfallen. Das eigentlich litterarische kommt dabei entschieden zu kurz, wenn es auch nicht an willkommenen hinweisen fehlt, in welcher weise die reichen eindrücke der lehr- und wanderjahre dichterisch verwendet worden sind, was übrigens bei einem so autobiographischen schriftsteller wie Stevenson kaum zu umgehen war. Dass bei den detailangaben mannigfache irrthümer mit untergelaufen sind, hat schon der rezensent in der *Literature* (Oct. 8, 1898) hervorgehoben. Man wird in dieser beziehung den trefflichen artikel im *Dictionary of National Biography* (bd. LIV, s. 244—254) von der meisterhand Sidney Colvin's, des langjährigen, intimen freundes, zur korrektur heranziehen müssen. Den menschen und den künstler wird man besser aus den werken selbst und vor allem aus dem reichen briefwechsel kennen lernen, von dem uns Sidney Colvin eine auswahl in zwei sammlungen (*The Vailima Letters* 1895 und *The letters of R. L. Stevenson to his Family and Friends*, 2 vols., 1899) zugänglich gemacht hat. Derselbe gelehrte hatte ursprünglich auch die veröffentlichung einer grossen, von der familie geplanten biographie übernommen, ist jedoch leider wegen zeitmangels zurückgetreten, um einem mitgliede der familie, Mr. Graham Balfour, platz zu machen.

Der litterarische standpunkt kommt besser zur geltung in Cornford's skizze, welche freilich für mein gefühl leider durch eine gesucht-geistreiche, schönrednerische schreibweise, die allzu oft zur leeren phrase herabsinkt, entstellt wird. Dies macht sich schon in den einleitenden abschnitten über des dichters schottische heimat und seine familie fühlbar, mehr aber noch in den sechs kapiteln, die Stevenson als moralisten (— echt englisch natürlich

---

<sup>1)</sup> Darüber ein eigenes, viel angefochtenes werk von Miss E. Blantyre Simpson, *R. L. Stevenson's Edinburgh Days*, London 1898. 5 s.

zuerst —), künstler, »romantiker«, erzähler, landschaftler und stilisten zu behandeln vorgeben, wo es dem verf. stellenweise mehr um schöne worte als um gedanken zu thun gewesen scheint. Anerkannt muss aber werden, dass der verf. bei aller sympathie für seinen helden nie die augen für seine schwächen und die grenzen seines talentes verschliesst. Auch fehlt es nicht an treffenden beobachtungen, wie die über den einfluss Lawrence Sterne's auf Stevenson's erstlings-reiseskizzen.

Ein zeichen der wertschätzung, die Stevenson bei den Engländern genießt, ist die prächtige 'Edinburgh Edition', die von Sidney Colvin in 28 bänden 1894—98 herausgegeben ist. Eine kleine auswahl aus seinen prosaischen und poetischen schriften hat des dichters stiefsohn und mitarbeiter Lloyd Osbourne unter dem titel *The Stevenson Reader* zusammengestellt. Die treffliche stoffwahl, sowie die schöne ausstattung mit grossem, scharfem druck (Corpus) und 10 anregenden illustrationen bei niedrigem preise dürften den versuch, auch bei uns dies werk jüngeren schülern als lesebuch in die hand zu geben, wohl reichlich lohnen.

Wie man auch über Stevenson's dichterische fähigkeit urteilen mag, der neuphilologische lehrer hat allen grund, an Stevenson dem essayisten und erzähler nicht vorüberzugehen, in dem England wohl mit recht einen seiner grössten stilisten verehrt.

Würzburg, April 1900.

Max Förster.

---

#### NEUE ROMANE.

Mrs. Alexander, *Through Fire to Fortune*. Tauchnitz Edition, vol. 3414. Leipzig 1900. Preis M. 1,60.

Frances Mary Peard, *Donna Teresa*. Desgl. vol. 3418. Preis M. 1,60.

Robert Hichens, *The Slave*. Desgl. vols. 3419/20. Pr. M. 3,20.

Percy White, *Mr. Bailey-Martin*. Desgl. vol. 3421. Pr. M. 1,60.

H. G. Wells, *The Plattner Story and others*. Desgl. vol. 3436. Preis M. 1,60.

In einer spitzigen notiz zu Shakespeare's sonetten schlägt Franz Grillparzer (Werke XVI 158) vor, »man sollte überhaupt diese sonette auf sich beruhen lassen. . . . Man überlasse sie den litteratoren, deren strausenmagen alles verdaut.« Die litteratoren werden es sich gerne gefallen lassen, dass ihnen ein dichter solche

dichtergaben zuweist. Trotz strausenmagen scheint ihnen aber anderes, wie viele der neuen erscheinungen des englischen romans bei Tauchnitz, unverdaulich. Schlechte romane könnten aber dem referenten willkommenen anlass bieten, um an ihnen die mängel der gattung darzulegen. Selbst das erschiene mir in diesem falle zu viel der ehre. Solchem *balderdash* gegenüber ist nur ein verfahren berechtigt: ihn totzuschweigen. Percy White darf mit den übrigen nicht in einen topf geworfen werden, weil er höheres angestrebt hat, und H. G. Wells mit seinen phantastischen *short stories*, den kürzlich ein überschwenglicher lobredner als nachfolger Jules Verne's ausgab, hat in seinen noch phantastischeren romanen wenigstens proben eines gediegnen könnens abgelegt.

Wer von Mrs. Alexander, der rastlosen greisin, einen roman gelesen hat, kennt auch ihre andern. Nirgends ein individueller charakter, nirgends ein eigener gedanke. Was sie schildert, ist nicht aus dem vollen menschenleben aufgegriffen, sondern aus der belletristik herausdestilliert. Es sind nur *second hand*-abdrücke der wirklichkeit. Sie bedarf einer aussergewöhnlichen begebenheit, um die sie das gefüge ihrer handlung schichtet. Nicht die personen als solche reizen sie, nicht die freude an dem menschlichen charakter als solchem giebt ihr die feder in die hand, sondern sie geht von einem ausgefallenen fall aus. Diesmal ist es eine feuersbrunst. Kann sich jemand ungestraft für tot ausgeben und dann unter anderm namen das leben weiterführen? Nein, die vergangenheit ist nicht tot; plötzlich taucht Jack Staunton auf, der schon Cara Leigh die totgeglaubte leidenschaftlich geliebt hat und Miss Fitzalan, die von ganz London umschwärmte schauspielerin, nicht minder liebt. Der arme Jack macht in seiner wilden eifersucht einen mordanschlag auf einen bevorzugten nebenhuhler und wird als wahnsinniger eingesperrt; Cara aber heiratet Herbert Trevelyan, den Rastaquouère. So rächt sich das leben. Die gouvernanten scheinen für Mrs. Alexander die dankbarsten geschöpfe zu sein; der Rastaquouère ist eine Lieblingsfigur der zeitgenössischen novellistik. Wer schenkt uns seine biographie?

Frances Mary Peard, von der die Tauchnitz-sammlung bereits 14 romane aufgenommen hat, wusste kein anderes thema zu finden als das von dem einen mann und den beiden schwestern, eine komplizierte variante des typus: ein mann und zwei frauen. Der Strassburger student Wolfgang Goethe schwankte so zwischen Emilie und Lucinde, den beiden töchtern seines tanzmeisters;

von Schiller und Grillparzer zu schweigen; Hermann Sudermann hat auf diesem konflikt seine novelle *Ein Wunsch* aufgebaut; George Paston hat in *A fair Deceiver* den geschichtspräsidenten Anthony Travers in dieses doppelte gerückt; und viele andere haben sich gewiss den ergiebigen stoff nicht entschlüpfen lassen. Walter Wilbraham liebt die kluge Donna Teresa, die junge witwe des Marchese di Sant' Eustachio, und verlobt sich mit Sylvia Brodrick, ihrer nichtssagenden, viel sprechenden schwester. So ist das leben. Sylvia aber merkt, dass ihr nicht sein herz gehört, und entlobt sich. So gefällig ist das leben nicht immer. Kurz darauf wird sie von einem rachsüchtigen Italiener erschossen. Aber Donna Teresa verzeiht Mr. Wilbraham nur, und er verlässt sie zur selbigen stunde. Nach der eigenen note hab ich vergeblich in dieser geschichte ausgeschaut.

Offenbar war es Robert Hichens darum in seinem über alle maassen weitschweifigen roman *The Slave* zu thun. Zwei bände, zusammen 619 seiten, braucht dieser verfasser; ein anderer hätte auf 19 seiten dasselbe erledigen können. Wer ist »die sklavin«, die den titel skrupellos mit Ludwig Fulda's ibsen-schwangerem schauspiel teilt? Eine brillantensklavin, Lady Caryll Knox, deren wohl und wehe an einem smaragden hängt, die wegen dieses steins »von unschätzbarem wert« den ausgetrockneten früheren juwelenhändler Sir Reuben Allabruth heiratet und nach seinem tode einen verwegenen abenteurer Vernon Demetrius Esq., der ihr den smaragd vorher zu nachtschlafender zeit gestohlen hat. Aubrey Herrick ist der unentwegte liebhaber, der zweimal leer ausgeht, weil er nur seine liebe und keine diamanten zu bieten vermag. Was soll uns diese dem kolportage-roman ebenbürtige fabel? Der smaragd wird zu einem lebewesen erhoben, mit symbolischer bedeutung ausgestattet. I, 245 f. heisst es: »Juwelen können, wie wir wissen, tausenderlei geben — licht, farbe, glanz, vergnügen, qual, verzweiflung, neid, gier, eifersucht. . . . Angenommen, ein weib liebt einen juwel, kann der juwel in seiner härte, in seiner glitzernden starrheit diese liebe gänzlich zurückstossen? . . . Giesst das weib nicht einen teil seiner selbst in die tiefen des juwels, zieht sie nicht einen teil des juwels in sich selbst ein? Denn das gesetz der reciprocität beherrscht die welt und webt die taue, die das universum zusammenhalten.« Hier haben wir den kern des buchs blossgelegt; musste er in eine schale von 619 seiten gehüllt werden? Sonst ist viel die rede

von einer für Wagner schwärmenden dame. Der englische Wagnerkult ist, aus den romanen zu schliessen, nur eine modesache. George Moore als einziger darf als ein adept des meisters gelten.

Ganz in der übersinnlichen welt bewegt sich H. G. Wells mit *The Plattner Story and others*. Die *short story* — 17 sind in diesem band vereinigt — bedarf heute, da sie so überwuchert, einer besonders bestimmten physiognomie, wenn sie sich einprägen soll. Ich finde H. G. Wells nüchtern und trocken, ohne den saftigen humor oder den eindringlichen stil, der solche kleinigkeiten würzen könnte. "In the modern Vein" z. b. bespöttelt er einen modischen poeten, der zu sanft ist, um mit seinem lieb auf- und davonzugehen; ebenso sanft, zaghaft und zahm ist die parodie selbst ausgefallen. Auch in diesem band wie in seinen zukunftsromanen macht er von der unmöglichen voraussetzung allzu reichen gebrauch. Angenommen, es gäbe wirklich einen erwachsenen, der noch nie das theater besucht hat, obwohl er nicht auf einem verödeten eiland, sondern in dem bühnenvollen London lebt und auch sonst alle bedingungen erfüllt, d. h. nicht gerade ein idiot ist und das nötige kleingeld besitzt: so ist es noch unmöglicher, dass dieser theatralische analphabet plötzlich zum kritiker einer angesehenen zeitung aufsteigt, und das unmöglichste von allem, dass das schauspielerpathos solche verheerungen bei ihm anrichtet. Wer mit solchen übertriebenheiten und verstiegenheiten schalten will, muss den mut zur rücksichtslosigkeit haben.

Den besitzt Percy White in vollstem masse, und er ist sich dessen wohl bewusst. Er prahlt mit seiner aufrichtigkeit, die zarte gemüter verletzt. »Angenommen, Livius hätte uns ein solches dokument seines lebens hinterlassen, wie viel mehr würde er uns belehrt haben als durch die historischen werke, deren überflüssige bekanntschaft ich in der schule und auf der universität machen musste! Keiner weiss, was ein Römer zu Cäsar's zeit wirklich dachte, weil keiner von ihnen je den mut hatte, die wahrheit zu sagen. Aber ich hab' ihn.« Man sieht nur nicht recht, wozu dieser mut nötig ist: denn am ende wird uns nur die geschichte einer unglücklichen ehe erzählt; einer ehe, die unglücklich werden musste, weil Percival Bailey-Martin ein hohler egoist, ein ekler streber ist und Lady Gertrude Barton, die einzige tochter des Earl of Marlinton, nur deshalb heiratet, um durch den namen seiner frau in höhere sociale kreise und sogar ins parlament zu kommen. Die art und weise, wie sich der ruhmelüsterne bourgeois

an die adlige dame herandrängt, ist mit einer grausamen offenheit dargestellt. Doch verrät sich auf schritt und tritt, dass der ver- fasser über den personen und der handlung steht. Er treibt eigentlich ein frivoles spiel mit dem leser. Seine absichtlichkeit verstimmt. Aber dem englischen publikum kann es nicht schaden, wenn es einmal »vom weichen flaumenbette des schlaffen in- differentismus aufgeißelt« wird.

Und so bleibt von diesen fünf büchern nur die beichte des Percy White übrig, die der »straussenmagen der litteratoren« verträgt.

Berlin, 20. Oktober 1900.

Max Meyerfeld.

### SCHULGRAMMATIKEN UND LEHRBÜCHER.

A. Baumgartner, *The International English Teacher*. First Book of English for German, French, and Italian Schools. Zürich, Orell Füssli, 1898. X u. 244 ss.

Dieses büchlein zerfällt in drei teile: I. "*Lessons and Exercises*" (s. 3—140), II. "*Grammar*" (s. 143—169) und III. "*Alphabetical Vocabulary, with the German, French, and Italian translations*" (s. 173—244). Der erste teil besteht aus 50 lektionen, deren jede einen einfachen englischen text, die daraus abzuleitende partie der grammatik, fragen zur beantwortung, sowie entwürfe zu grammatischen aufgaben bringt. Dem grundsatze folgend, dass beim unterricht nur die fremde sprache zu gebrauchen sei, sind alle bemerkungen des ersten teiles, sowie der ganze zweite teil englisch abgefasst; übersetzungen aus der muttersprache sind gänzlich verpönt. Ungenau ist die fassung folgender regel: "*Abstract nouns, names of substances, and nouns in the plural do not take the article if they are used in a general sense*" (s. 158). Statt '*nouns*' ist *class-nouns* (gattungsnamen) einzusetzen. Im alphabe- tischen wörterverzeichnis findet der lernende neben jedem eng- lischen worte eine angabe der aussprache nach Webster, ferner die deutsche, französische und italienische bedeutung; in vielen fällen werden auch in klammern etymologische winke und autonome angegeben.

Das buch verdient, auch ausserhalb der Schweiz, für welche es wohl in erster linie bestimmt ist, dem anfangsunterricht im Englischen zu grunde gelegt zu werden.

Wien, Juni 1899.

J. Ellinger.

- O. Börner und O. Thiergen, *Lehrbuch der englischen sprache*. Mit besonderer berücksichtigung der übungen im mündlichen und schriftlichen freien gebrauch der sprache. *Gekürzte ausgabe C*. Bearbeitet von O. Schöpke. 108 ss. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. Preis M. 2,—.
- O. Thiergen, *Grammatik der englischen sprache im anschluss an das lehrbuch der englischen sprache*. *Gekürzte ausgabe C*. Bearbeitet von O. Schöpke. 172 ss. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. Preis M. 1,80.

Die englischen unterrichtsbücher von Börner erfreuten sich bisher schon einer weiten verbreitung. Das werk verdankt diesen erfolg vor allem seiner vermittelnden methode, die in geeigneter weise die vorzüge der neuen und der alten methode zu vereinigen weiss. Die auswahl des lesestoffes ist eine äusserst glückliche; der schüler wird an der hand desselben rasch und angenehm in die englische sprache und in englische kulturverhältnisse eingeführt. Die grammatischen regeln sind knapp und klar gefasst; dieselben werden durchweg von sorgfältig ausgewähltenustersätzen abgeleitet. Wenn neben den von Börner und Thiergen besorgten ausgaben A und B noch eine ausgabe C notwendig geworden ist, so ist der grund darin zu suchen, dass von zahlreichen fachgenossen an anstalten, wo dem Englischen nur ein beschränktes mass von zeit zugewiesen ist, der wunsch nach einer kürzung geäussert wurde. Was den übungsstoff anbelangt, so hat ihn Schöpke nach umfang und schwierigkeit auf das mass beschränkt, welches auch von anstalten mit gekürztem englischem unterricht eingehalten werden muss, wenn bei gleichmässigem fortschritt ein gewisser abschluss erreicht werden soll. Aus der grammatik sind vergleichende hinweise auf das Lateinische, sprachgeschichtliches, abseits liegende ausnahmen, lediglich der sprache der poesie angehöriges u. dgl. ausgeschieden worden.

Der schwächste teil des ganzen werkes scheint mir die lautlehre zu sein. Die aussprachebezeichnung ist eine ganz ungenügende. Wenn die *o* in *origin* und *other* mit dem gleichen bögchen versehen sind, so erfährt der schüler dadurch wohl etwas über die quantität, nicht aber über die qualität dieser *o*-laute. Dass *organ* auf s. 31 des wörterverzeichnis dasselbe bögchen hat, scheint nur ein druckfehler zu sein. Dasselbe ist wohl s. 33 bei *purple* und *purpose* der fall, die für das *u* dasselbe zeichen wie *pump* und *punish* aufweisen. Ganz unzulässig ist die erklärung:



*th* ist ein durch die zunge gehemmter *s*-laut. Jeder lehrer des Englischen weiss, wie nachdrücklich man im anfangsunterrichte besonders bequeme schüler davor warnen muss, das *th* als *s* zu behandeln, und wie man immer und immer wieder darauf hinweisen muss, dass *th* ein blosser blaselaut ist.

Auch in der fassung der grammatischen regeln ist durch das streben nach kürze manches unklar und geradezu falsch geworden. Ich erwähne hier beispielsweise die sätze: *some* wird im bejahenden, *any* im verneinten und fragenden satze gebraucht; vor ländernamen und grösseren städten heisst das deutsche *in* «*in* oder *at*»; die drei übersetzungen für »unter« sind *under*, *among* und *between*.

Doch lassen sich mängel dieser art in einer späteren auflage leicht beseitigen. Das buch bleibt auch in der neuen gestalt ein sehr empfehlenswertes unterrichtsmittel, zumal die übersichtlichkeit im druck und die ganze ausstattung nichts zu wünschen übrig lassen.

Stuttgart.

Ph. Wagner.

*Der kleine Toussaint-Langenscheidt. Englisch.* Unter mitwirkung von prof. G. Langenscheidt von prof. dr. C. van Dalen. (Neue, erweiterte auflage des *English Vocabulary*.) Berlin, Langenscheidt'sche verlagsbuchhandlung (prof. G. Langenscheidt), 1896. 8 + 352 ss. Kl. 8°. Preis geb. M. 1,50.

Das buch soll in erster linie leuten dienen, die zu einem regelrechten studium des Englischen entweder keine zeit oder keine lust haben, und denen es genügt, für gewisse zwecke, z. b. für eine reise, so viel vom Englischen zu wissen, dass sie sich »radebrechend« damit durchzuschlagen vermögen; sodann soll es in der schule neben der grammatik da benutzt werden können, wo auf erreichung der mündlichen geläufigkeit wert gelegt wird; endlich soll es personen dienen, die bereits mehr oder weniger Englisch erlernt haben, und denen es darauf ankommt, ihren vokabelvorrat aufzufrischen, zu ergänzen und im zusammenhange mit vollständigen sätzen zu befestigen. Der dritte zweck, den das buch verfolgt, wird sich ohne zweifel in geeigneter weise damit erreichen lassen; dazu verhilft besonders die s. 192—352 gegebene phraseologie, in der die in den vorangehenden 19 vokabelgruppen einzeln vorkommenden wörter sich in vollständigen sätzen wiederfinden.

Auch die reichhaltige gruppe 22 »Anglizismen und sprichwörtliche redensarten« dürfte diesem zwecke sehr förderlich sein. Dass das buch ferner in der schule mit vorteil benutzt werden kann, unterliegt ebenfalls keinem zweifel; da jedoch mündliche geläufigkeit sich auch auf andere weise ohne benutzung eines besonderen buches erlangen lässt, wird man wohl kaum an geregelten schulgebrauch dieses buches denken; in der hand des lehrers mag es hin und wieder für die schule nützliche dienste leisten.

Auch das erste ziel wird bei richtiger benutzung des buches erreicht werden, wie damit angestellte proben wohl schon bewiesen haben; es wird dadurch ermöglicht, dass die vokabelgruppen mit korrekter ausspracheangabe versehen sind (es wäre nur in der angabe der aussprache das *r* und dessen bezeichnung in übereinstimmung mit Muret's encykl. wörterbuch [englisch-deutsch] eine änderung vorzunehmen, die folgende aufgaben gewiss bringen werden). Der verfasser ist der ansicht, dass die phraseologie unmittelbar nach einprägung des entsprechenden vokabelabschnittes einzuüben sei; es fragt sich, ob nicht die reihenfolge der einprägung besser umgekehrt wird. Da die unter 1. beschriebenen leute doch jedenfalls anfänger sind, so ist es bedenklich, dass in der phraseologie nur die gut deutsche übersetzung gegeben wird; ausserdem hätte, um missverständnissen vorzubeugen, etwa in klammern die wörtliche übersetzung beigefügt werden sollen. Es würde ferner in rücksicht auf die anfänger, die sich des buches bedienen sollen, sehr empfehlenswert sein, eine kleine grammatik beizugeben, die sich auf die formenlehre beschränken könnte, da sich so ziemlich alles syntaktische auf lexikalischem wege erlernen lässt.

Eisenach, August 1897.

C. Th. Lion.

---

W. Dickhuth, *Übungsstoff und grammatik für den englischen anfangsunterricht*. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte auflage. Magdeburg 1899. Verlag von Lichtenberg & Bühling.

Das vorliegende, für 2 jahre berechnete buch ist für solche anstalten bestimmt, die den fremdsprachlichen unterricht mit Englisch in der sexta beginnen. S. 1—7 giebt eine erklärung der angewandten aussprachebezeichnung, verbunden mit bemerkungen über die aussprache einzelner vokale und konsonanten. Dann folgen s. 8—21 anekdoten, fabeln, briefe u. s. w. und s. 22—27

gedichte. An diese schliesst sich auf s. 28—45 ein wörterverzeichnis zu den einzelnen stücken ohne bezeichnung der aussprache an. Der zweite, für quinta bestimmte teil enthält auf s. 46—71 die übungsstücke, unter denen sich stoffe aus der englischen geschichte, beschreibung der jahreszeiten, dialoge und gedichte befinden. Dann folgen wieder die vokabeln (s. 72—99). Im dritten abschnitt erhalten wir die einfachsten und notwendigsten regeln der formenlehre und syntax (s. 94—116) und endlich s. 117—137 ein alphabetisches wörterverzeichnis mit aussprachebezeichnung.

Die einzelnen übungsstücke sind nicht grammatisch zugeschnitten. Den ersten sechs sind englische fragen beigefügt. Deutsche übersetzungsaufgaben sind nicht vorhanden.

Dem lehrer wird also freie hand gelassen. Er ist weder an die reihenfolge der stücke gebunden, noch wird ihm vorgeschrieben, welche grammatischen sachen er jedesmal durchzunehmen hat. Eine solche einrichtung hat ihre vorteile. Nach dem stand der klasse, nach der grösseren oder geringeren befähigung der mehrzahl der schüler kann der lehrer das treiben, was ihm jedesmal passend erscheint. Auch fällt der mangel an deutschen stücken für viele nicht sehr ins gewicht. Übersetzungen aus dem Deutschen in die fremde sprache sollten m. e. in den unteren klassen nur in der schule und zwar an der tafel angefertigt werden, am besten womöglich an zwei tafeln. die durch einen strich in je zwei hälften geteilt sind, und an die 4 schüler zu gleicher zeit geschickt werden können. Auch glaube ich sehr wohl, dass, wenn der unterricht in der weise erteilt wird, wie ihn der verf. in seiner programmabhandlung (Osnabrück 1898) wünscht, man mit dem buche gute resultate erzielen kann.

Andrerseits aber ist nicht zu verkennen, dass der lehrer manches diktieren muss, was das lesebuch sehr gut bringen könnte. Ich rechne hierhin die auf s. 13 des programms erwähnten gespräche über gegenstände und vorkommnisse des gewöhnlichen lebens. Nach meiner und anderer erfahrung ist hier eine gedruckte unterlage von grösstem nutzen. Ausserdem würde es wohl vielen kollegen erwünscht sein, wenn das lesebuch den stoff brächte, der zur einübung des grammatischen pensums — unter anwendung der in den lesestücken stehenden wörter und redensarten — unbedingt nötig ist. Nicht alle haben immer die zeit, sich solche zusammenstellungen und umarbeitungen selbst anzufertigen.

Was die englischen stücke selbst anbetrifft, so sagt mir der inhalt der allermeisten zu; nur *A Short Lesson in English History* (s. 14) scheint mir für einen knaben von 10 jahren gänzlich ungeeignet. Im grunde genommen stehen doch hierin nur namen und jahreszahlen, die ihm keine teilnahme abgewinnen können. Kann man übrigens *Richard the First, called Lion-Heart, and John Lackland* bezeichnen als *the most famous successors of William the Conqueror*, besonders wenn *famous* mit »berühmt« übersetzt werden soll? Als beinamen Richard's I. geben Schmidt-Tanger, Schröer, Collier u. a. nur *Richard the Lion-hearted*, nicht aber *Richard Lion-Heart* (Dickens). Unter den gedichten würde ich gern *Those Evening Bells* missen, denn die gedanken dieser verse liegen, wie schon mehrfach auch von anderer seite hervorgehoben worden ist, dem jugendlichen geiste gänzlich fern.

Am wenigsten bin ich mit der art und weise einverstanden, wie der verf. die aussprache darstellt. Er übernimmt die bezeichnung, die Benecke für die Velhagen & Klasing'schen ausgaben aufgestellt hat, und sagt darüber in der einleitung, s. IV, folgendes: »Zur bezeichnung der laute der vokale wählte ich die zifferbezeichnung (Benecke, English Pronunciation), da mir diese für knaben im alter von 9—10 jahren am geeignetsten, weil am leichtesten, zu sein schien, welche ansicht die praxis auch bestätigte. Nur einzelne wenige lautzeichen habe ich verwandt, wie z. b. das lautzeichen d für den weichen th-laut, ŋ für den gutturalnasal, ə zur bezeichnung der lautschwächung, welche gewisse vokale in unbetonter silbe erleiden.« Der fehler dieser bezeichnung liegt darin, dass sie nicht rein lautlich gehalten ist, sondern zum teil auch auf die historische schreibung rücksicht nimmt. Denn nur so kann ich es mir erklären, wenn *battle* *ba<sup>1</sup>t-tl<sup>1</sup>*, *currant* *ku<sup>2</sup>r-rənt*, *affectionate* *af-fe<sup>2</sup>k-shən-a<sup>1</sup>t* transkribiert wird, und so das aussprachebild doppelbuchstaben zeigt, die doch nur einfach ausgesprochen werden. Konsequent wird aber auch dieser gesichtspunkt nicht durchgeführt, denn *dazzle* wird mit *da<sup>1</sup>zl*, *courage* mit *ku<sup>2</sup>r-ri<sup>2</sup>dj* bezeichnet. Oder hat diese transkription etwas mit vokalen in geschlossener und offener silbe zu thun? Wie dem auch sein mag, ich glaube, das buch wird bei einer neuen auflage sehr gewinnen, wenn hier wandel geschafft wird. Denn es lässt sich leicht nachweisen, dass die rein phonetische bezeichnung nicht nur genauer, sondern auch weit einfacher ist. Sollte *bätl*,

1) Bei dem verf. stehen die zahlen über den buchstaben.

*karidʒ* schwerer zu lesen sein, als *ba<sup>4</sup>t-tl. ku<sup>2</sup>r-ri<sup>2</sup>dʒ*.<sup>2</sup> Muss sich der schüler nicht zuerst die zahlenvokale umsetzen, während er sie bei dem andern system einfach abliest? Und ist vielleicht j für den stimmhaften sch-laut genauer und besser als das besondere zeichen ʒ oder ʒ̣? Ich kann ebensowenig dem verf. zustimmen, wenn er sich die worte eines andern grammatikers zu eigen macht, der da sagt: »Es widerstrebt meinem pädagogischen gefühl, den schülern diese zum teil abscheulichen zerrbilder vorzuführen, wie sie die lautschrift mit ihrem heere von umgestürzten, halbzerbrochenen und sonst nirgends vorhandenen schriftzeichen mit sich bringt, und die trotzdem immer noch kein genaues lautbild geben.« (Progr. s. 15.) Man vergleiche hierzu folgenden satz in der aussprachebezeichnung des verfassers und in der Vietor's: o<sup>1</sup>n-li<sup>2</sup> hi<sup>2</sup>z ku<sup>2</sup>r-ri<sup>2</sup>dʒ a<sup>4</sup>nd də de<sup>2</sup>th əv də za<sup>4</sup>-re<sup>1</sup>-nə ən-a<sup>1</sup>blɪd hi<sup>2</sup>m tu<sup>1</sup> ri<sup>2</sup>ti<sup>1</sup>r (Dickhuth s. 49). Ounli hiz karidʒ ənd də deʃ əv də zɪrɪnə vneɪblɪd hɪm tə rɪtaɪə (Vietor). Ich glaube, die entscheidung darüber, welche schrift einfacher und schöner ist, kann hier wirklich nicht schwer fallen!

Auch einige ungenaue ausdrücke auf den ersten seiten sollten verschwinden. Ich rechne hierhin unter andern die nichtssagenden worte »harte und weiche konsonanten«. Ferner: »i lautet wie kurzes i in kind: pi<sup>2</sup>n stecknadel.« Der Süddeutsche spricht das kurze deutsche i geschlossen, der Mittel- und Norddeutsche offen. »i<sup>1</sup> lautet wie der diphthong ai in hain mit stärkerer betonung des a.« Das giebt keine genügende auskunft, weder über die beschaffenheit des ersten noch die des zweiten elementes dieses diphthongen. »Oi besteht aus der zusammensetzung von o<sup>3</sup> und i<sup>2</sup> zu einem diphthong, der ein wenig voller lautet wie deutsches eu in treu.« Unter dem »ein wenig voller« kann ich mir gar nichts vorstellen, ganz abgesehen davon, dass ich und viele andre das eu in treu o<sup>e</sup> o<sup>ö</sup> sprechen. »G lautet wie deutsches g vor a, o, u und vor konsonanten; vor e, i, y lautet g gewöhnlich wie weiches g in genie; bezeichnet wird dieses g durch dj: gentle (dʒe<sup>2</sup>ntl).« (!) »Stummes e am ende deutet gewöhnlich auf weiches th hin, ebenso erweicht sich th vor dem i-laut: breath breathe, worth worthy (wu<sup>2</sup>r-dɪ<sup>2</sup>).« Ich habe bei einer allerdings nur flüchtigen durchsicht des wörterbuches bloss 3 wörter auf thy gefunden, worthy, healthy und wealthy, von denen die beiden letzten stimmloses th haben. »Ou lautet wie deutsches au in raum mit stärkerer betonung

des a: po<sup>3</sup>u<sup>3</sup>nd.« Der au-laut wird durchgängig mit o<sup>3</sup>, das heisst offenem o, und u bezeichnet. Das dürfte schwerlich zutreffen. Der erste bestandteil des diphthongen ist in der sprache des gebildeten Londoners ein sehr helles a, bei vielen geradezu ein ä. Die überschrift s. 5 »Einige der häufigsten vokalverbindungen mit einfachem vokallaut« ist nicht recht verständlich. Es stehen hier verbindungen von 2 buchstaben, die nur einen laut bezeichnen, z. b. au in *August*, aber auch wieder solche, die diphthongisch lauten, wie ie in *pie*, oa in *boat*, ou in *round* u. s. w.

Im wörterverzeichnis ist mir aufgefallen der geschlossene o-laut in *Agricola*, *Damocles*, *oblige*, *opposite*, *revolution*. Druckfehler sind wohl der lange i-laut in *angry* und *refreshment*.

Gera (Reuss), 19. Dez. 1899.

O. Schulze.

Gesenius-Regel, *Englische sprachlehre*, ausgabe B. Völlig neu bearbeitet von prof. dr. Ernst Regel. *Unterstufe*. VIII u. 182 ss. Halle, Herm. Gesenius. Preis geb. M. 1,80.

Dieses buch verdankt sein entstehen dem umstande, dass die bisher von demselben verfasser gelieferten neubearbeitungen des lehrbuchs der englischen sprache von Gesenius noch nicht allen anforderungen entsprochen haben. Besonders waren »von vielen seiten anträge auf weitere kürzungen der lesestücke und regeln gestellt worden«. Diesen wünschen dürfte mit der vorliegenden ausgabe B nunmehr rechnung getragen sein.

Das buch zerfällt in vier abschnitte. Der erste enthält auf 8 seiten einen lautierkurs nebst regeln über grossschreibung, silbentrennung und interpunktion. Die behandlung der laute im anschluss an musterwörter, die nach den einzelnen lautgruppen zu kleinen leseübungen zusammengestellt werden, kann als höchst praktisch bezeichnet werden.

Der zweite abschnitt bringt zunächst auf 46 seiten in 18 kapiteln den sprach- und übungsstoff. Jedes kapitel enthält zwei oder drei sprachstücke, einen frageabschnitt und einen deutschen abschnitt zum übersetzen. In den sprachstücken werden die »wesentlichen gebiete der direkten und indirekten anschauung in erster linie berücksichtigt«. Ausser stücken über die »gewöhnlichsten vorkommnisse des alltäglichen lebens« sind daher beschreibungen der jahreszeitenbilder von Hölzel (allerdings ziemlich summarische) auf-

genommen worden. Dazu kommen ein geographischer abschnitt über England, vier erzählungen und zehn gedichte. Die sprachstücke sind zum grössten teil guten englischen schulbüchern entnommen und gut ausgewählt. Auch die vom verf. selbst entworfenen stücke klingen durchaus englisch, was auch dadurch gesichert wurde, dass sie von kompetenten nationalen durchgesehen worden sind. Besondere anerkennung verdient die wahl der gedichte, unter denen neben einigen leichteren, aber recht ansprechenden sich auch einige perlen der englischen poesie befinden. (Zu vier liedern bringt der dritte abschnitt des buches die melodien.) Die frageabschnitte werden bei der bearbeitung des sprachstoffs mit nutzen verwendung finden können. Die meist kurzen deutschen abschnitte schliessen sich eng an die vorausgehenden englischen stücke an und sollen vornehmlich zur einübung der grammatischen regeln dienen.

Nach einem wörterverzeichnis zu den sprachstücken folgen auf 52 seiten »abgeleitete regeln«. Sie behandeln in 18 kapiteln die redeteile. Dabei ist die einrichtung getroffen, dass auf der zweispaltigen seite den regeln die beispiele gegenüberstehen, so dass der schüler regeln und beispiel unmittelbar bei einander hat. Die fassung ist klar und einfach und zeugt von viel scharfsinn und hervorragendem pädagogischem geschick. Der vierte abschnitt endlich enthält ein englisch-deutsches und ein deutsch-englisches wörterbuch. Die beiden englisch-deutschen wörterverzeichnisse sind mit genauer aussprachebezeichnung in einer lautschrift versehen, die sich an die von Sweet anschliesst.

Das buch ist im ganzen ziemlich druckfehlerfrei; nur in den ausspracheangaben sind eine anzahl von druckfehlern und irrthümlichen angaben enthalten. Folgende sind mir aufgestossen: s. 60 mountain = *mauntn* statt *mauntin*; s. 60 u. 85 iron = *aɪən*, s. 157 *airən* statt *aɪən*; s. 63 u. 160 month = *monʃ* statt *munʃ*; s. 64 birdies = *bɔɪdɪz* statt *bɔɪdiz* (ebenso bei anderen wörtern auf ies); s. 65 u. 151 dialogue = *daɪlɔʊg* statt *daɪɔlog*; s. 72 u. 151 dismal = *dɪsməl* statt *dɪzməl*; s. 73 u. 164 promise = *prɔmɪz* statt *prɔmɪs*; s. 77 u. 147 bottom = *botm* statt *botəm*; s. 77 u. 170 upset = *ʊpsɛt* statt *npsɛt*; s. 79 northerly = *nɔɹpəli* statt *nɔɹdɔli*; southerly = *sʊpəli* statt *sʊdɔli*; s. 80 Jute = *dʒʊt* statt *dʒʊt*; s. 85 u. 167 smithy = *smɪði* statt *smɪʃi*; s. 99 tenses = *tɛnsɪz* statt *tɛnsɪz*; s. 130 as = *æs* statt *æz*; s. 147 Belgium = *bɛlʒəm* statt *bɛldʒəm*; s. 154 front = *frɔnt* statt *frɔnt*; s. 160 monarch = *monək* statt *monək*;

s. 162 parents = *peirənts* statt *peərənts*: s. 170 Thursday = *þɔ̄sdi* statt *þɔ̄zdi*: s. 170 upstairs = *ʰpsteəz* statt *ʰpsteəz*. Auffällig erscheint mir auch year = *jeə* statt des gebräuchlichen *jiə* oder *jɔ̄*. Ferner halte ich es nicht für richtig, dass bei allen wörtern auf *ow*, wie *harrow*, *billow*, *window* u. s. w., sowie bei *daresay*, *however*, *gigantic* und einigen andern, zwei silben als gleich stark betont bezeichnet werden.

Übrigens versteht es sich von selbst, dass diese kleinen fehler den wert des buches nicht erheblich beeinträchtigen. Dasselbe kann vielmehr als ein vorzügliches lehrmittel bezeichnet werden, das den höheren knabenschulen, für die es in erster linie bestimmt zu sein scheint, gewiss die besten dienste leisten wird.

Altona.

Barnstorff.

Gesenius-Regel, *Englische sprachlehre*. Ausgabe B. Völlig neu bearbeitet von Ernst Regel. *Oberstufe*. Halle, Gesenius, 1901. VI u. 167 ss. Preis M. 1,80.

Die anlage des buches stimmt völlig überein mit derjenigen der bereits besprochenen unterstufe. Der sprachstoff, der ausschliesslich England und englische verhältnisse behandelt, umfasst im ganzen etwa 24 seiten, so dass also bei benutzung dieser sprachlehre auch an schulen, die auf das Englische nur wenig zeit verwenden können, raum bleibt für anderweite lektüre. Die deutschen übungstücke »wurden zuerst englisch entworfen und dann ins Deutsche übersetzt«. Ist auch das so entstandene Deutsch nicht immer mustergültig, so ist doch auf diese weise, zumal da die stücke sich an die englischen stoffe anlehnen, die gefahr, beim übersetzen von den schülern schlechtes Englisch zu erhalten, bedeutend vermindert worden.

Der grammatische teil behandelt auf 40 seiten die syntax. Die kurze, klare fassung der regeln und die gut gewählten beispiele verdienen besondere anerkennung. Es folgen ein anhang mit acht gedichten, zwei sorgfältig gearbeitete wörterbücher und ein plan von London.

Das der unterstufe gespendete lob gilt in vollem umfange auch von der oberstufe. Insbesondere bezeichnet das buch gegenüber dem alten Gesenius, den es zu ersetzen bestimmt ist, zweifellos einen gewaltigen fortschritt.

Altona.

Barnstorff.



E. Görlich, *Grammatik der englischen sprache*. 2. aufl. Paderborn, F. Schöningh, 1900. 189 ss.

Das buch zerfällt in zwei teile: Grammatik in beispielen und grammatik in regeln. Der erste teil soll es ermöglichen, die grammatik induktiv zu behandeln. Die beispiele wurden von den regeln getrennt und ebenso systematisch wie diese geordnet. Der schüler ist dadurch im stande, die sprachgesetze, die er im zweiten teile schön zusammengestellt findet, aus den beispielen selbst herauszufinden. Letztere sind alle gut gewählt; es sind durchaus einfache und kurze sätze, die sich dem gedächtnisse leicht einprägen. Auch die regeln sind kurz und klar gefasst. Da heutzutage fast überall die lektüre in den mittelpunkt des fremdsprachlichen unterrichts getreten ist, so wird der lehrer es mit freuden begrüßen, in diesem buch ein unterrichtsmittel zu besitzen, das ihn in den stand setzt, die grammatik möglichst rasch zu behandeln. Das buch wird in solchen anstalten, denen nur wenige stunden für den englischen unterricht zur verfügung stehen, mit vielem nutzen verwendet werden können.

Stuttgart.

Ph. Wagner.

Emil Hausknecht, *The English Student*. Lehrbuch zur einführung in die englische sprache und landeskunde. Dritte auflage. Berlin, Wiegandt & Grieben, 1898. 292 ss. Gr. 8°. Nebst einem Vocabulary. 118 ss.

Die erste und zweite auflage des vorzüglichen und viel benutzten buches von Hausknecht sind an mehreren orten aufs günstigste besprochen und haben sich in der kurzen zeit glänzend bewährt. Wenn man die beiden letzten auflagen mit der ersten vergleicht, so wird diese dritte mit vollem recht eine verbesserte genannt werden können. Bisher können aber noch alle drei auflagen ohne störung in der schule nebeneinander gebraucht werden. Die zweite auflage zeigte gegenüber der ersten eine ganze zahl von berichtigungen, verbesserungen und erweiterungen. Die beispiele waren vielfach vermehrt, unpassende durch besser gewählte ersetzt. Die dritte auflage ist wieder erweitert auf s. 25. S. 34 ist für das verständnis des späteren briefes hinzugefügt: 'At that time Charterhouse School was not yet at Godalming, but still in London'. S. 51 ist der sachverhalt jetzt richtig gestellt: 'Nelson's flagship, the Foudroyant. She was wrecked a little time ago and

part of her timbers made into boxes'. S. 79 ist in dem stück 'The Battle of Hastings' hinzugefügt: 'When William became settled on the throne, he ordered Domesday-Book, a record of the survey of most of the lands of England, to be written'. In der grammatik finden sich s. 131 (a pot of coffee), s. 150 (a fortnight), s. 159 (to sew) kleine erweiterungen. In dem poetischen teil fehlt jetzt das stück 'Wolsey to Cromwell' (s. 250), sind hinzugefügt 'The Months' von Samuel Taylor Coleridge (s. 258), Byron's verse 'Know ye the land' etc. (s. 259), eine kleine karte zu dem gedicht 'Paul Revere's Ride' (s. 266), die gedichte 'Boys wanted' und 'Persevere' (s. 276 u. 277), das bild 'A Stile' (s. 280), sowie das supplement s. 281—292 mit 39 nummern.

Ausser den vom verfasser selbst berichtigten druckfehlern sind in der dritten auflage noch stehen geblieben:

S. 82 z. 27 Westminster statt Westminster.

S. 205 z. 14 hellblond « hell.

S. 205 z. 27 steine « steinen.

S. 236 z. 5 [gegen]seitig « [gegenseitig].

S. 248 z. 20 befriegen « befriedigen.

Zu der in der zweiten auflage hinzugefügten karte von London sind in der dritten eine 'Map of New York' und 'Map of England, Scotland and Ireland' hinzugekommen.

Das 'Alphabetical Glossary' ist stetig gewachsen. In der ersten auflage war es nur für die compositions XII bis XX berechnet, in der zweiten für diese compositions und den poetischen teil (18 druckseiten), jetzt ist es ausgedehnt auf die compositions I bis XX, den poetischen teil und das supplement (46 druckseiten). Ausserdem ist in der dritten auflage für jedes wort die aussprachebezeichnung hinzugefügt, für schwierigere auch das tonzeichen.

Ich benutze das buch von Hausknecht jetzt seit 5 jahren in IIb, IIa und Ib unsers gymnasiums; daran schliesst sich dann im 4. schuljahr in Ia die lektüre eines schriftstellers wie Dickens, Shakespeare u. a. Die schüler haben in jeder klasse 2 stunden Englisch von IIb bis Ia, also im ganzen 4 jahre. Im ersten jahre nehme ich in IIb die 15 Sketches durch. Die schüler wissen sie am ende des jahres auswendig und können sie ohne erhebliche fehler schreiben. Sie wissen sämtliche grammatischen regeln, die sich an diese Sketches anschliessen lassen, und können sie in der grammatik aufschlagen. Ausser den fortwährenden sprechübungen werden wie im ubrigen freundsprachlichen unterricht extemporalien

geschrieben, um die orthographie einzuüben und die grammatische grundlage von vornherein zu sichern.

Im zweiten jahre (II a) werden die 20 compositions eingeübt und die dazu gehörigen übungsstücke aus dem Deutschen ins Englische schriftlich und mündlich übersetzt. Die schüler müssen sich zu hause genau präparieren, so dass sie alle stücke fließend und ohne fehler lesen und übersetzen können. Die betreffenden paragraphen der grammatik werden stets nachgeschlagen und gelernt, die deutschen übungsstücke müssen vom blatt englisch hergelesen werden. Der kursus ist der schwierigste von den vieren, lässt sich aber mit dem gehörigen nachdruck bei 2 wöchentlichen unterrichtsstunden ohne überbürdung der schüler bewältigen.

Im dritten jahre (I b) wird die grammatik systematisch durchgenommen und die sämtlichen poetischen stücke übersetzt. Die schüler erfahren das allernotwendigste über Chaucer, Shakespeare, Milton, Pope, Byron, Scott, Dickens, Tennyson und die übrigen im buche vertretenen neueren schriftsteller. Die von vornherein geübte historische erklärung der grammatischen erscheinungen und wortbildungen, an die die schüler vom Französischen her gewöhnt sind, wird fortgesetzt, das Niederdeutsche, Mittelhochdeutsche und Mittelenglische werden benutzt, soweit die schüler es verstehen können, um ihnen klarzumachen, dass die sprache etwas organisch gewordenes ist und nicht willkürlichen gesetzen folgt. In den beiden ersten jahren muss vorwiegend auswendig gelernt werden, zunge und ohr müssen geübt werden, durch das auge müssen die schriftbilder fest und sicher aufgenommen sein, im dritten jahre muss der verstand das erlernte begreifen und ordnen lernen. Die systematische anordnung der vokabeln im vokabularium erleichtert die erkenntnis der einfachsten gesetze der wortbildungslehre. Termini technici wie ablaut und umlaut, ersatzdehnung, grammatischer wechsel und rückumlaut u. a. müssen natürlich völlig gelaufig sein, wenn ihr auftreten auch in schwierigen fällen richtig erkannt und erfasst werden soll. Auf dem gymnasium opfere ich einer solchen wissenschaftlichen erkenntnis gerne einen teil der sprechgewandtheit, die in den beiden ersten jahren des englischen unterrichts die hauptsache war.

Im vierten und letzten jahre lese ich dann ein zusammenhängendes stück, das natürlich mit rücksicht auf das vorhandene schülermaterial ausgewählt werden muss. Shakespeare's *Merchant*

of Venice habe ich mit erfolg gelesen, auch Dickens' *Cricket on the hearth* mit befähigten schülern.

Jedenfalls ist die vorbereitung nach Hausknecht's *The English Student* bei allen jahrgängen stets überaus günstig ausgefallen, die vielfachen veränderungen der zweiten und dritten auflage, die alle verbesserungen bedeuten, machen das buch noch wertvoller, weil sie alle dazu beitragen, den unterricht anregend zu gestalten.

Ich glaube, dass die fachgenossen, die das buch im unterricht benutzen, nicht bloss an gymnasien, sondern auch an realschulen und ähnlichen anstalten ausgezeichnete erfolge erzielen werden.

Doberan i. M.

O. Glöde.

*The English Student. Lehrbuch zur einföhrung in die englische sprache und landeskunde.* Von prof. dr. Emil Hausknecht. Vierte auflage. Berlin, Wiegandt & Grieben, 1900. 350 + 134 ss.

Das vorliegende werk hat so begeisterte aufnahme bei den berufensten pädagogen gefunden, dass zu seinem lobe noch etwas zu sagen fast überflüssig erscheint. Wenn ich trotzdem dazu das wort ergreife, so geschieht es, um mitzuteilen, dass der *English Student* sich mir auch auf der universität während einer sechs-jährigen benutzung auf das trefflichste bewährt hat, nicht nur um anfänger einzuföhren, sondern auch um vorgerückteren sprechübungen zu veranstalten.

Die eben erschienene 4. auflage bringt, wie alle ihre vorgängerinnen, wieder eine grosse reihe von besserungen und zusätzen. Vor allem ist das prächtig gearbeitete supplement, das in der 3. aufl. neu hinzukam, von 39 auf 76 paragraphen vermehrt, unter denen ich besonders die neuen gespräche aus dem schulleben (§§ 6—17 und 50—75) und der geographie (§§ 24—39) hervorhebe. Treffliche dienste wird auch der ebenfalls neu hinzugefügte kurze abriß der englischen geschichte leisten in form einer ausgeführten chronologischen tabelle mit genealogischen stamm-bäumen der häuser Stuart und Hannover.

Die grossen vorzüge des werkes, das völlig idiomatische Englisch, die ungemein geschickte auswahl und verarbeitung des nötigsten vokabelschatzes, die das wichtigste heraushebende, trefflich darstellende und dem jetzigen sprachgebrauche angepasste syntax,

sowie endlich den äusserst brauchbaren übersetzungs- und gesprächsstoff, erkenne auch ich vollkommen an. Nur mit dem transcriptionssystem des verfassers kann ich mich nicht befreunden: vom rein praktischen standpunkte nicht, weil es viel zu kompliziert ist, und vom wissenschaftlichen standpunkte nicht, von anderem abgesehen, hauptsächlich weil es in den schwachtonigen silben vokal-nuancen zu scheiden versucht, die sich auf die normalformen der schulgrammatik nur willkürlich verteilen lassen. Die folgen zeigen sich denn auch in unserm lehrbuche darin, dass überall spuren von ungleichmässiger, inkonsequenter lautbezeichnung auftreten. Warum sollen z. b. die wörter *advice*, *along*, *aloft* mit *a*, *ago*, *a few* mit *æ*, *about*, *another* mit *ä*, *advertisement* mit *e*, *affraid*, *afflict* mit *ə*, *a hard one* mit *ʊ* gesprochen werden? Hört verf. hier wirklich verschiedene laute, oder meint er mit den verschiedenen zeichen den gleichen laut? Solcher ungleichmässigkeiten liessen sich sehr viele anführen, die zum teil in zusammenhängenden phonetischen texten als getreues abbild des gesprochenen satzes wohl am platze sind, aber bei den isolierten normalformen des glossars den schüler nur verwirren. Warum z. b. *oaken* mit *kən*, *bacon* mit *kn*; *tighten* mit *tn*, aber *mutton* mit *tn*; *Angle* mit *gəl* gegen *Anglesey* mit *gʲ* [sic!]; *Sydenham* mit *həm*, gegen *Nottingham* mit *əm*; *exam* mit *ɛ*, *examination* mit *e*; *anthem* mit *fem*, *hansom* mit *sm* und *season* mit *zn*; oder *table* auf s. 17 mit *bl*, aber s. 94 mit *bl* und endlich selbst in hochtoniger silbe *beautiful* mit *ü*, *new* mit *ü*, *newspaper* mit *jü*, u. s. w.

Ich kann mich auch des gefühles nicht erwehren, dass des verfassers aussprache sehr konservativ und stellenweise etwas nördlich gefärbt ist, so, wenn er auch vor konsonanz in der partikel *to* den *u*-laut beibehält (freilich unkonsequent *ʊ* in *to-day* s. 17) oder *forgotten* mit *f<sup>or</sup>*, *particular* mit *p<sup>or</sup>* u. s. w. transscribiert.

Zum schluss seien hier noch verbesserungen und wünsche, die mir bei der benutzung aufgestossen, zusammengestellt. S. 51 stimmt nicht mehr: *Haslemere where Tennyson . . . lives*. — S. 87 f. Der wenig tiefe artikel über Caxton enthält verschiedene irrige angaben und wäre wohl besser durch einen neuen zu ersetzen. — S. 299 wird fälschlich behauptet, dass England keine grossen kaufpaläste mit lifts habe. Freilich wiederruft dies der folgende, in der 4. aufl. hinzugefügte satz zur hälfte. Am besten würde aber der ganze abschnitt (*but bis houses*) gestrichen. — Vocabulary s. 1 bietet zur regelmässigen form *learned* die aussprache mit *-t*; doch

wohl eine unnötige erschwerung für den anfänger! — s. 4 steht in der umschrift zu *Jackson* der den hochton bezeichnende punkt falsch. — S. 5 bringt noch immer zu *monitor* die mir gar nicht gefallende übersetzung »ermahner«. Giebt es wirklich in Deutschland schulen, wo man diesen ausdruck gebraucht? In Westfalen nennt man den betreffenden schüler »klassenordner«. — S. 11 wird *abbreviation* mit *e* = *ï* (kürzel!) gegeben. Ich kenne nur *ī*, abgesehen von dem *ě* des 18. jahrhunderts. — S. 11 *Charing* fälschlich mit kurzem *e* statt *ē* umschrieben. — S. 11. In *Waterloo* und ebenso später in *thirteen*, *fourteen* u. s. w., *four-wheeler*, *scalion*, *she-bear* würde ich zwei accente setzen. — S. 12. *St. Paul's* wird meines wissens stets ohne *t* gesprochen, also *sīn* (oder, wie ich vorziehen würde, *sn*) statt *sīnt*. — S. 14. *husband* hat natürlich *z* (nicht *s*). — S. 14. In *Sydenham* ist schwachtoniges *h* stumm, ebenso in der phrase *there he is* (s. 18). — S. 19. Zu *stile* empfehle sich ein hinweis auf die abbildung des buches s. 280, da den meisten lehrern und schülern die übersetzung »heck« wenig helfen wird. — S. 21. *tournament* besser mit *ū* (statt *ñ*). — S. 21. In *animal* ist die endung natürlich = *al* (statt *al*). — S. 21 würde ich *d* in *sandwich* nicht unterdrücken. — S. 25 fehlt *Foudroyant*, dessen aussprache den meisten unbekannt sein wird. — S. 26 würde ich *thanks* mit *e* (statt *æ*) doch nicht als die normalaussprache hinstellen. — Es fehlen im wörterbuch *groove*, *hard-pine*, *Hull*, *Southampton*. — Auch die anwendung von Accoladen würde die benutzung des vokabulars wesentlich erleichtern.

Nach all diesen ausstellungen drängt es mich, ausdrücklich zu bemerken, dass sie nur aus interesse für möglichste vervollkommnung des schönen buches gemacht sind, und dass ich nach wie vor den *English Student* als das beste englische lehrbuch lieb und wert halte.

Würzburg, November 1900.

Max Förster.

K. Meier und B. Assmann, *Hilfsbücher für den unterricht in der englischen sprache*. Teil I englische schulgrammatik von K. Meier. 214 ss. Preis M. 2,25. Teil II englisches lese- und übungsbuch, A unter- und mittelstufe von K. Meier und B. Assmann. 188 + 7 ss. Preis M. 2,—. Verlag von Seele & Co., Leipzig, 1899.

Beide bücher machen einen recht guten eindruck. Die verf. wandeln eigene wege, um schüler in die kenntnis der englischen sprache einzuführen. Sie stellen die forderung auf, dass man zöglinge, mit denen die muttersprache und eine fremdsprache nach analytischer methode betrieben worden sind, in der zweiten und dritten fremdsprache nach synthetischer methode unterrichte, dass man bei ihnen vom grund zur folge, von der regel zum beispiel schreite. Dies sei erforderlich, weil grundlegende grammatische begriffe nicht mehr zu erwerben seien, und weil die grössere reife der schüler geradezu einen wechsel in der methode erheische. Mancher lehrer wird weder die allgemeine forderung noch die begründung derselben anerkennen. Der synthetische betrieb des unterrichts berührt jedoch in keiner weise die allgemein methodischen grundsätze, die sich für die verf. aus dem unterrichtsstoff ergeben. Hier stehen sie ganz auf dem boden der reformmethode, als deren grundsätze folgende zu betrachten sind:

1. die neueren sprachen sind lebende sprachen und müssen daher von anfang an gesprochen werden;
2. der schüler wird zur beherrschung des sprachstoffes dadurch geführt, dass er sich so viel als möglich in ihr selbst bethätigt, und dass er während des unterrichts so viel wie möglich die fremde sprache hört;
3. eine lebende sprache soll nicht durch vergleichen mit deutschem sprachstoff erlernt werden, sondern auf grund der anschauung und durch mündliche und schriftliche übungen an fremdsprachlichem material.

Es muss als ein grosser vorzug der grammatik angesehen werden, dass die beispiele zur erläuterung der regeln mit wenigen ausnahmen schriftstellern des 19. jahrhunderts entnommen sind. Grammatik und übungsbuch enthalten dabei eine solche menge der gebräuchlichsten idiomatischen ausdrücke und wendungen der umgangssprache, dass einem schüler, mit dem beide bücher durchgearbeitet worden sind, der mündliche wie schriftliche verkehr mit Engländern nicht mehr allzu schwer fallen kann. Auf formen wie *it is me* oder das deutsche *i was* wird man dabei allerdings hinweisen dürfen; sie besonders einzuüben, halten wir für zu weitgehend. Die grammatischen regeln sind kurz und scharf gefasst; die zusammenstellung derselben ist vielfach eine eigenartige. Das übungsbuch enthält zunächst einen propädeutischen kursus zur aneignung der aussprache, sodann schreib-, lese- und grammatische

übungen, stoffe zur übersetzung in die fremdsprache, endlich ein lesebuch, das seinen interessemittelpunkt in den gegenwärtigen zuständen und verhältnissen Englands findet. Auch dem brief und der erzählung ist ein breiter raum vorbehalten; ebenso ist der dichtung ihr recht gewahrt worden. Abbildungen sind dem buche keine beigegeben. An karten bietet es nur einen plan von London; ausserdem enthält es einige lieder. Zu bedauern ist, dass dem übungsbuch kein wörterbuch angehängt ist; dasselbe sollte nicht getrennt ausgegeben werden.

Betreffs der lautschrift und verschiedener grammatischer regeln kann ref. einige wünsche nicht unterdrücken. Zunächst muss darauf hingewiesen werden, dass eine lautschrift nur zur wiederholung des im unterricht dargebotenen stoffes dienen soll; »für den lehrer« zwölf lektionen in lautschrift zu bieten, wie die verf. es thun, halten wir für überflüssig, da man heutzutage vom lehrer einer fremdsprache erwarten darf, dass ihm phonetische umschrift nicht allzu schwieriger texte keine mühe macht. Sodann wäre es wünschenswert, dass, wo phonetische schrift angewendet wird, man die von Paul Passy und vielen andern schulmännern gebrauchte benutze. Wenn sich auch mancherlei gegen dieselbe einwenden lässt, so ist es doch ganz unmöglich, dass wir zu einer phonetischen einheitsschrift gelangen, wenn man nicht die bis jetzt am weitesten verbreitete lautschrift annimmt, und das ist die des Maître Phonétique. Für das zeichen *v* ein *w* einzusetzen, ist ganz unzulässig; die süddeutschen sprechen *w* fast wie ein englisches *u*, allerdings ohne zungenhebung. Im Interesse der rechtschreibung sollten *w* und *wh* in der aussprache und darum auch in der lautschrift unterschieden werden; im übungsbuch geschieht dies, in der grammatik nicht. Wenig glücklich ist es, unbetonte silben durch kleine hochgestellte typen anzudeuten; es werden dadurch wohl die accente vermieden, allein andererseits werden silben, die im satze in beziehung auf schallstärke ganz gleichwertig sind, ungleich gewertet; so ist z. b. in *a road is between the field and the meadow* das der schwundstufe sich nähernde *i* von *is* fett gedruckt, das von *be-* dagegen klein.

In beziehung auf schiffe wird es richtiger sein, sie nur als feminina zu behandeln; ref. kam in Portsmouth und andern seestädten auf schiffe aller art und hörte dabei matrosen ihre fahrzeuge stets als weibliche wesen bezeichnen; auch sonst ist das neutrum in diesem falle seltene ausnahme. Den gebrauch von



*none* für personen als veraltet zu erklären, geht zu weit. Beim gebrauch des defektiven verbs *to dare* sollten die negativen formen sowie die fälle, wo der infinitiv mit und wo ohne *to* folgt, besonders behandelt sein. Die präpositionen werden von dem verf. eingeteilt nach orts-, bewegungs-, stoff-, gemeinschafts-, zeit- und kraftverhältnissen. Wenn diese einteilung auch manchen vorteil bietet, so wird dadurch doch die behandlung einzelner präpositionen zu sehr zerhackt. Vielleicht entschliessen sich die verf. dazu, in einer späteren auflage jede präposition für sich zu behandeln.

Im übrigen sehen wir beide lehrbücher als recht brauchbare hilfsmittel für den englischen anfangsunterricht an. Auch die verlagsbuchhandlung hat ihr möglichstes gethan, um das werk empfehlenswert zu machen. Möge der unter- und mittelstufe des übungsbuchs bald die oberstufe folgen!

Stuttgart.

Ph. Wagner.

Frederick Bryon Norman, *English Grammar* etc. Vienna, A. Pichler's Widow and Son, 1899. 242 ss.

Der verfasser dieser englisch geschriebenen grammatik stellt sich auf dem titelblatt als dozent der englischen sprache und literatur an der k. k. hochschule für bodenkultur, professor an der Gremial-handels-fachschule, an der handelsschule »Glasser«, leiter einer englischen Grammar School in Wien etc. und als verfasser verschiedener schulbücher vor. Das ist wohl gethan, da man — bei dem mangel jeglicher vorrede über die bestimmung des buches — daraus beiläufig schliessen kann, dass dieses lehrmittel für deutsche schüler bestimmt sei, etwa solche, die eine bürgerschule oder die unteren klassen einer mittelschule hinter sich haben. Es zerfällt in drei abschnitte: *Etymology*, die lehre von den wortarten in ihrem gebrauch, *Syntax. Prosody*, und einen *Appendix*, der eine liste von homonymen, eine kleine synonymik und etwas über redefiguren enthält. Hinter den theoretischen kapiteln stehen *Examples, Exercises* und grammatische *Questions*. Die beispiele sind inhaltlich — wenn sie für die oben bezeichneten kategorien von schülern bestimmt sind — nicht immer angemessen; die *Exercises* sind ganz gut, besondets die auf ss. 48, 62, 111, 126, 132, 175. Ich fürchte aber, dass hiermit das lob erschöpft ist, denn das buch ist seiner ganzen anlage nach erstens ver-

altet, zweitens unzweckmässig und drittens in einzelheiten unzuverlässig.

1. Wenn auf dem titelblatt nicht die jahreszahl 1899 stünde, so könnte man sein alter auf 25 bis 30 jahre schätzen. Der ver-  
fasser wird dieses urteil leichter verwinden, wenn ich seinen be-  
rühmten landsmann Skeat citiere, der sich nach dem berichte der  
*Times* (22. Dez. 1899) über die fortschritte der englischen philo-  
logie und des sprachunterrichts folgendermassen ausgesprochen hat <sup>1)</sup>:

“At that time (1864) the study of phonetics was practically unknown in England . . . The teachers of modern languages had at last found out the true clue to the study, namely that it was the spoken utterance which really constituted the words and the sentence, and that the written characters were mere symbols convenient for recalling such words and sentences to our recollection, but at the same time subservient and subordinate. He would exhort all his hearers to pay the highest regard to the actual pronunciation of the spoken words, and to seize every opportunity of addressing themselves to the ears of their pupils rather than to their eyes. It was in the early youth that the ear was most easily trained, and those who then neglected to train it, inflicted upon their pupils a cruel wrong . . . He, therefore, congratulated them sincerely on their present advantages, on the extraordinary progress in the teaching of English which had taken place in the course of a single generation, on the vividness and accuracy which had been imparted to their teaching by the study of phonetics, which, as applied to English, was hardly short of a new discovery.”

Unserm verfassers ist diese »neue entdeckung« entgangen, ihm gilt Skeat's glückwunsch nicht, seine grammatik wendet sich an das auge, nicht an das ohr der schüler und fügt ihnen ein »grausames unrecht« zu. Kurz, das buch gehört der vergangenheit an. Dass die auf dem buchstaben aufgebaute lehre von der deklination und konjugation nichts taugt, ist selbstverständlich, aber auch die syntax muss einen phonetischen unterbau haben. Beispiele: s. 67 heisst es: “*I shall . . . denote(s) futurity, independent of the will of the speaker*”. Man wende sich aber mit dem folgenden an das ohr: “*Well, I'm going to marry him. And you may talk till you're tired — and I shall marry him*”. so wird man finden, dass dieses *shall*, das emphatisch ist, im gegenteil *determination* ausdrückt. Die zwei sätze auf s. 159 “*They gave me five shillings — five shillings to me*” sind nicht gleichbedeutend für das ohr!

2. Das buch ist unzweckmässig in zwei richtungen: es enthält zu viel und zu wenig. Definitionen der grammatischen

<sup>1)</sup> In der jahresversammlung der *Modern Language Association*.

termini sind in einem lehrmittel wie etwa den unterrichtsbriefen von Toussaint-Langenscheidt angebracht, da diese sich eventuell auch an grammatisch gar nicht vorgebildete lernende wenden, nicht aber in einer grammatik, die für mittelschüler bestimmt ist. Den in klammern gegebenen etymologischen erklärungen, die das Lateinische, das Angelsächsische, das Schwedische, Dänische, Altdutsche und das Isländische herbeiziehen, werden solche schüler wenig oder gar kein verständnis entgegenbringen.

Andrerseits enthält das buch zu wenig. Wenn es der ver- fasser nicht aus eigener lehrerfahrung weiss, so hätte er sich in der litteratur umsehen sollen, bevor er eine englische grammatik für Deutsche schrieb. Er würde dann z. b. in den einleitungen zu so vortrefflichen büchern wie Krüger's *Schwierigkeiten des Englischen* oder Stoffel's *Studies in English* gefunden haben, dass vieles für den fremden wichtig und notwendig ist, was dem Engländer pedantisch, überflüssig und selbstverständlich erscheint. Dazu gehört der gebrauch der zeiten, besonders der definiten (pro- gressiven), der hilfszeitwörter, des gerundiums, die auslassung des relativs, die nachstellung der präpositionen, die *do*-konstruktion, die substantivierung der adjectiva, der unterschied von *some* und *any* und besonders die wortstellung. Während nun der verfassunger z. b. ganze seiten von konjugationstabellen, lange verzeichnisse von plu- ralen griechischer und lateinischer fremdwörter, von maskulinen und femininen u. dgl. giebt, vernachlässigt er gerade die oben an- geführten kapitel. Die auslassung des relativpronomens im objektiv- verhältnis wird zwar zweimal berührt (ss. 55. 60), aber über die häufigkeit dieser erscheinung und darüber, dass man es in ge- wissen fällen nicht bloss auslassen kann, sondern muss, wenn man nicht ausserordentlich steif erscheinen will, hört man nichts. Wenn der verfassunger wenigstens ausgiebige "Exercises": *Omit the relative pronouns . . .* aufgenommen hätte! Über die substan- tivierung des adjectives äussert sich der verfassunger (s. 40): "Some adjectives are sometimes considered as real substantives, and as such take the sign of the plural, s: *the blacks, my equals.*" Punktum. Ein gerundium kennt der verfassunger überhaupt nicht. Er sagt s. 149: "The simple subject . . must therefore be: . . . 5. A. Participle (!): *Smoking is often injurious;* or Participial Phrase: *The reading of bad books corrupts the mind.*" Das ist zwar wahr, aber *reading* ist deswegen noch kein "Participle"! S. 151:

“Direct Object” kann u. a. ausgedrückt sein durch ein “Participle” oder “Participial Phrase”: *Thev preferred riding* (!). Eine ähnliche oder gar keine berücksichtigung erfahren die andern heiklen kapitel, dagegen vergisst der verfasser den “Nominative absolute” (*The weather being favourable. we set sail*) nicht, obwohl sein landsmann Sweet (Syntax p. 125) solche konstruktionen als *harsh* und als *mannerism* bezeichnet. Sie sind nicht zur nachahmung zu empfehlen und gehören gewiss nicht in ein kurz gefasstes schulbuch. Damit glaube ich meinen zweiten vorwurf gerechtfertigt zu haben.

Ich schliesse 3. mit der anführung einiger proben von unrichtigkeiten im einzelnen, von denen einige schon oben angezogen wurden. Aus der einleitung: “When two vowels come together, they form what is called a diphthong”; demnach hätten wir in *riot* einen diphthong, denn es handelt sich in dieser grammatik um die buchstaben. “If, on the contrary, only one of the vowels is heard, as ea (sic) in *eagle*, it is called an improper diphthong.” S. 3. “An Adverb . . is a word which modifies a Verb, an Adjective or another Adverb” (vgl. auch s. 104). Satzbestimmende adverbien kennt der verfasser nicht, obwohl er s. 110 selbst sagt: “When only modifies a clause . .” S. 13. Die definition: “An abstract or metaphysical (!) noun is a noun which expresses the idea of a *quality*” ist natürlich zu eng und passt nicht z. b. für *action, conversation, proof*, d. h. *phenomena*. “The pronoun *it* is often put at the commencement of a sentence with the 3. person of *to be* in order to lay more stress on the subject of the sentence, which consequently follows.” In dieser weise wird nicht bloss ein subjekt hervorgehoben. S. 67: (“The Present Tense is used) to represent a future action. This is the case with some verbs expressing movement e. g. *He sails to-morrow for America.*” Man sagt aber auch: *To-morrow is a holiday*; “because the idea of futurity is clearly indicated by the adverb of time.” S. 109: “In ordinary style, it (viz. the adverb) *generally* comes after the verb”; diese regel widerlegt sich selbst. S. 131: “When *if* is omitted, there must be an inversion in the sentence. This construction, however, can be employed only with the verbs *were, had, and should.*” Es kann auch mit *do* geschehen. “*Think what my life would be did I know (= if I knew) that you had not forgiven me*” London News. 1897 p. 842.

Diese erwägungen werden wohl meine behauptung rechtfertigen, dass diese englische grammatik veraltet, für Deutsche wenig brauchbar und in einzelheiten sehr besserungsbedürftig ist.

Graz, Dezember 1899.

Wilhelm Swoboda.

Oscar Thiergen, *English Lessons*. Kurze praktische anleitung zum raschen und sicheren erlernen der englischen sprache für den mündlichen und schriftlichen gebrauch. Mit drei ansichten und einem plane von London. (Teubner's kleine sprachbücher: II. Englisch.) Leipzig, B. G. Teubner, 1900.

»Das vorliegende werkchen,« so heisst es im vorwort, »ist ein elementarbuch zur erlernung der englischen sprache, das, abweichend von anderen werken ähnlicher art, von anfang an den stoff benutzt, der im praktischen gebrauch der sprache entgegentritt. Es soll dreierlei ziele verfolgen. Erstens soll es dem reisenden, der nach England geht, die möglichkeit verschaffen, sich in gutem, fliessendem Englisch mit Engländern in der bahn, auf dem schiffe, in gesellschaft, im theater, im hotel oder boarding house etc. zu unterhalten, sich ohne hilfe eines führers, die nur zu oft den sprachunkundigen ausbeuten, in allen lagen korrekt auszudrücken und so die unendliche fülle des sehenswürdigen, das gerade das seeumgürtete Albion bietet, mit vollem genusse und gewinn zu schauen. Es soll ferner den kaufmann in stand setzen, nicht nur in feinem Englisch mit seinen kunden und allen, mit denen er in geschäftsverbindung steht, zu verkehren, sondern auch einen guten englischen geschäftsbrief zu schreiben, beides vorzügliche empfehlungen in einem lande, wo die kenntnis fremder sprachen noch weit zurück ist. Es soll aber auch den, der das buch durchgearbeitet, befähigen, die tagesblätter wie unterhaltungslektüre, romane, novellen etc. zu verstehen und daraus nicht nur unterhaltung zu schöpfen, sondern auch seine kenntnis von land und leuten zu vergössern. Mit benutzung eines kleinen taschenwörterbuches, wie z. b. das von Feller<sup>1)</sup>, wird dies ohne mühe gelingen.«

Es war ein sehr glücklicher gedanke, die umgangssprache für die erlernung des Englischen zu grunde zu legen und auf ihr die

<sup>1)</sup> Verlag von B. G. Teubner, Leipzig; neu bearbeitet und erweitert von prof. dr. Thiergen.

grammatik aufzubauen. Und dieser gedanke ist vom verf. mit grossem geschick ausgeführt worden. Die übungsstücke sind sehr interessant geschrieben und durch ihre grosse mannigfaltigkeit wohl geeignet, in die englische umgangssprache einzuführen. Ja, wir würden es mit freuden begrünnen, wenn der verf. diesem elementar-buche noch ein andres folgen liesse, in dem er das gebiet erweiterte und auch die syntaktischen eigentümlichkeiten eingehender behandelte. Dadurch würde sich ausserdem der wort- und phrasenschatz bedeutend mehren. Denn bei dem grossen reichthum der englischen sprache ist nichts für den anfänger mehr entmutigend, als beständig das wörterbuch nachzuschlagen und, wenn dieses nicht recht ausführlich ist, sehr oft im stich gelassen zu werden.

Die einrichtung des buches ist folgende. Vor jeder lektion stehen die wörter mit lautschrift. Die stücke selbst sind zusammenhängend und bringen beispiele zu gewissen grammatischen regeln. Dann folgt im anschluss an das englische übungsstück ein deutsches und endlich eine »konversation«. Die grammatik wird auf denselben seiten unter dem strich behandelt. Auf s. 1—12 steht eine lautlehre; s. 13—136 bringen die stücke. Ihnen schliessen sich auf s. 136—183 verschiedene anhänge an: das zeitwort, lautgleiche und formenähnliche wörter, Letter-Writing, Poems, Reading. Die ss. 184—229 nehmen ein deutsch englisches und englisch-deutsches wörterbuch ein. Am ende befinden sich drei ansichten: der Tower, London Bridge, das parlamentsgebäude, ferner eine münztafel und schliesslich eine karte von London.

Im einzelnen möchte ich den verf. auf eine reihe von punkten aufmerksam machen, die einer verbesserung bedürfen, oder bei denen ich eine abweichende ansicht vertreten zu müssen glaube.

Die Transskription ist im grossen und ganzen dieselbe, die Th. in seinem lehrbuche der englischen sprache anwendet, und von der er sagt, dass ihre zeichen in den meisten lautschriften angenommen seien, z. b. von Sweet (?), Rambeau u. a. Ich will hierüber nicht streiten. Ich habe eine ganze reihe englischer bücher vor mir liegen, von denen ein jedes seine eigne schreibweise hat. Haben wir doch leider noch immer nicht eine allgemein angenommene transskription. Um so mehr halte ich es deshalb für angebracht, meine ansichten und bedenken über einzelnes zu äussern.

Einfache zeichen halte ich in jedem falle für besser als solche, die mit häkchen, punkten, tilden u. s. w. versehen sind, denn die

ersteren sind übersichtlicher, leichter zu lesen und dem auge entschieden wohlthuender. So erscheinen mir die *z, η, f, 5* besser als die von Th. und andern gebrauchten zeichen *š, ŷ, š, ž* oder *ṧ*. *̄* ist vollständig genügend für den langen englischen ö-laut; dafür *̄r* zu gebrauchen, ist erstens umständlicher und kann zweitens dazu verleiten, ein deutsches ö (mit vorstülpung der lippen) in der aussprache einzusetzen.

Den diphthongen in wörtern wie *gold* bezeichnet Th. mit *ou*; warum aber gebraucht er in wörtern wie *name, day* für den diphthongen die bezeichnung *ē*, obgleich der zweite bestandteil dieser wörter, *u* und *i*, gleich stark oder schwach ist? Konsequent ist er freilich hierin nicht. Während er in den allermeisten fällen *ē* schreibt, finden wir plötzlich ein *ei* in *way, waste, praise, place, play, make, made, lain, observation, invade, grave, great, gave, gaze, frustrate, faint* u. a.

Eine weitere inkonsequenz finde ich in der anwendung kleiner buchstaben, um »die in der aussprache etwas verschwindenden laute anzudeuten«. So steht s. 118 *jūs*, im wörterbuche jedoch *jās*, s. 118 *njūmōrs*, im w. *njāmōrs*, s. 41 *jāmōn*, im w. *jāmōn*, s. 45 *jelōu*, im w. *Jelōu*, s. 49 *jangst*, im w. *Jay*, s. 78 *väljū*, im w. *väljū*; *infoŕm* steht neben *informēišm*, *stjūpid* neben *stjūtid* u. s. w. Was soll das übrigens heissen: »die in der aussprache etwas verschwinden«? Verlieren sie an quantität oder qualität? Soll das *o* in *inkōnŕmōnt* z. b. ganz kurz oder wie ein *o* gesprochen werden? Fast möchte ich eine beeinträchtigung der qualität annehmen, wenn ich sehe, dass der verf. im wörterbuche schreibt *āgou, ākāunt, ābav, ālon* und vorn *ogou* (s. 99), *akaunt* (s. 132), *obav* (s. 116, 117), *olon* (s. 117). Zweifellos können diese wörter auf zweierlei art ausgesprochen werden, aber für ein praktische ziele verfolgendes buch sollte doch hier nur eine aussprachweise gewählt werden. Für ganz und gar unangebracht halte ich die bezeichnung der ersten silbe in *āstoniš, āstoništ, āstonišmōnt* im vergleich zu *strolodšer*. Erstens würde ich lieber den ersten drei wörtern ein *o* und dem vierten ein *ā* geben, weil dieses seltener ist, und zweitens weiss ich nicht recht, was ich mit dem höher gestellten *s* anfangen soll. Liegt hier ein druckfehler vor oder eine m. e. übel angebrachte unterscheidung? Durch das höherstellen so vieler buchstaben erhält das lautbild etwas unruhiges, ohne dass eine besondere genauigkeit erzielt würde. Bloss für die diphthonge und für den kurzen *i*-laut am ende von wörtern wie *happy* würde ich die

höherstellung eines kleinen *i* befürworten, um der unleidlichen gewohnheit mancher schüler, diesen laut lang zu sprechen, entgegenzuwirken.

Von den lauten *ai* und *au* heisst es s. 2, dass der diphthong bei ihnen nicht mit *a*, sondern mit *ä* beginne. Eine durchaus richtige bemerkung, wenn auch viele hier nur ein helles *a* (oder *ø*) ansetzen. Aber wenn Th. dieser ansicht ist, warum schreibt er nicht durchgängig *äi* und *äu*, wie er dies in seinem englischen lehrbuche thut? Die phonetische schreibung soll doch den laut so treu wie möglich wiedergeben. Auch hier herrscht im buche inkonsequenz. Meistens wird *ai* geschrieben, doch findet sich auch *äi*, z. b. in *untic. try, rise. roll by. nice. lime, lie. light, goodbye, idea. gigantic, hind. beside, advertise* (wörterbuch), *line, fly* (s. 132) u. a. Von denen mit *äu* habe ich mir *now, ground. bound* angemerkt.

Ich mache ferner auf die endung *-es* aufmerksam, die bald durch *s*, bald durch *is* wiedergegeben wird. So steht s. 17 bei der pluralbildung *rēs's, haus's, brüd's's, s. 38 pres's, rīt's's, bok's's*. S. 9 heisst es jedoch *hūs's's* und s. 145 wird als endung der dritten person praesentis nach zischlauten ausdrücklich *is* angegeben und dabei auf die pluralbildung verwiesen. Dem *is* ist ohne alle frage der vorzug zu geben. Ähnlich ist es mit der endung *-ness*. die bald mit *nis* (*brightness, witness, business*), bald mit *ns* bezeichnet wird (*kindness* s. 22, *firmness* s. 117).

Der verf. bezeichnet den stimmhaften *s*- und *sch*-laut mit *š* und *ṣ̌*. Daneben aber hat sich auch ein *z* und *ž* eingeschlichen. So seltsamerweise *z* bei der zeichenerklärung s. 6, im wörterbuch *noiz, ckskwizit, mid'vidžz, džast. džastis*.

Fehlerhaft sind die bezeichnungen *balbt-präf. balwɔrk, aɪdɔl, s̄ɪrɪas* (s. 156), *paltri* (*poultry*) (s. 85), *äpr'čšöt, krä'sɔd* mit der bedeutung kreuzigung; *kontčtšm* (*contagion*), *cont'ct, rečsed* (s. 72), *eks* (s. 105), *houšwɪr* (s. 111); *wär* (s. 19) für *were* ist doch wohl nur provinziell und vulgär. Für gänzlich veraltet und deshalb auch fehlerhaft halte ich die bezeichnung *äftwɔwɔrdš* und *bäkwɔwɔrdš* neben *apwɔwɔrdš*. Übrigens musste in *afterwards* konsequenterweise das *w* durch *u* bezeichnet und höher gestellt werden.

In wörtern wie *fasten, thrive, fallen, listen, happen, reason, able, castle, uncle* u. a. setzt Thiergen stets ein *ɔ* vor das *u* oder *l*. Sweet und Vietor thun es nicht, Schröer (wörterbuch) setzt einen apostroph vor diese buchstaben, um anzudeuten, dass die



laute silbig sind, bemerkt aber ausdrücklich s. XXII, dass kein vokal gehört wird. Und damit ist m. e. die herrschende aussprache Südenglands angegeben. Auch Murray transskribiert *cib'l, brit'n, kūs'l, känd'l, v'n*.

In wörtern wie *virgin, pencil, nostril, peril, imagine*. bei denen das *i* der endung immer durch *ɪ* wiedergegeben ist, ziehe ich das sehr gebräuchliche *i* vor. In *mountain* giebt Th. in der endung *ɪ*, in *fountain* (s. 213) ein *i*. Sweet schreibt *ciprɪl*, Murray u. a. *cipril* und ebenso Thiergen s. 49.

Die aussprache von eigennamen ist merkwürdigerweise gar nicht angegeben (s. 65 *Chelsea, Woolwich*. s. 73 *Walsall*. s. 181 *Seville* u. a.). Ebenso fehlt die lautschrift bei sehr vielen andern wörtern, z. b. s. 177 *dispensary, apothecary, druggist*. s. 104 *pastime*. s. 118 *pretend, mast, lance, enchanted, idem, ultimo* (s. 165) u. a. Die abkürzung *i. c.* (s. 23) und *v. g.* (s. 87) bedurfte gleichfalls einer erklärung in betreff der aussprache. Ebenso s. 133 *a. m.* und *p. m.* und 162 *viz.*, das doch meistens gleich mit *namely* übersetzt wird.

Bei einzelnen wörtern, wie *grass, glass, plant, vast* und einigen andern, ist angegeben, dass sie mit  $\bar{a}$  oder  $\tilde{a}$  gesprochen werden. Aber warum nur bei diesen? Sollte dies einmal erwähnt werden — für nötig halte ich es nicht —, so war sicherlich eine allgemeine bemerkung am platze, dass man in derartigen wörtern, wo  $\bar{a}$  vor *s* und *n* steht, jetzt manchmal ein  $\tilde{a}$  (oder  $\tilde{ä}$ ) zu hören bekommt.

Auf s. 1 halte ich es für nötig, anzugeben, dass der Engländer beim sprechen die lippen nicht vorstülpt, und dass es ihm anfangs sehr schwer fällt, gerundete vokale wie in *monsieur, schön, hübsch* auszusprechen. Auf s. 3 würde ich den ausdruck »langes *italienisches a* in *madre*« als nicht allen verständlich streichen.

Auf s. 17 und sonst ist bei den zeitwörtern die form mit *thou* ohne weitere erklärung neben die mit *you* gestellt, so dass der schüler annehmen muss, er habe die wahl zwischen beiden. Diese formen sollten beim paradigma doch nur in einer bescheidenen anmerkung stehen. Ebenso ist s. 96 bei *thou. of thee* etc. eine änderung vorzunehmen.

S. 40: »Vor vokalisch anlautender endung (*est, ed, ing*) wird der einfache endkonsonant nach kurzem und betontem vokale stets verdoppelt, bei den verben auf *l* auch nach unbetontem, aber stets nur nach kurzem vokale.« Bei den verben auf *l* kann der

vokal lang und betont sein, darf aber nicht durch zwei buchstaben ausgedrückt werden. *Control, controlled, controlling.*

S. 46. Die bemerkung über den gebrauch bei Dickens ist an dieser stelle überflüssig.

S. 54. »Zwischen zahl und monatsdatum tritt stets die präposition *of*, weil man *day: the 12th (day) of October* zu ergänzen hat.« Zu schreiben braucht man *of* nicht, aber beim lesen fügt man es wohl immer hinzu. Es war auch durchaus unnötig, das datum in den briefen, die dem buche des Rev. Hunter entnommen sind, zu ändern und z. b. statt "*East Lane House, 19th July, 1860*" *East Lane House, July 19th, 1860* (s. 160) und so in allen andern briefen zu schreiben. Die erste schreibweise ist durchaus gebräuchlich (vielleicht sogar gebräuchlicher als die zweite), wie der verf. sich leicht durch einen blick in Anderson's *Commercial Correspondence* u. a. überzeugen kann.

S. 55. *Travelling bag* kann man nicht mit »koffer« übersetzen.

S. 82. »Nur die bestimmten zeitangaben wie *to-day, yesterday, to-morrow* u. s. w. stehen am ende des satzes.« Hinzugefügt musste werden »oder am anfang«. Fünf seiten weiter steht der satz: *Yesterday I saw the Queen for the first time.*

S. 89 »*rather shabby* ziemlich schäbig«. Nicht immer hat *shabby* diese starke bedeutung, wenn sie auch von den wörterbüchern in erster reihe angegeben wird. "*My gloves are rather shabby*" (s. 90) würde ich übersetzen: Meine handschuhe sind etwas abgetragen, schon etwas schlecht.

S. 86. »Die sonne ist gewöhnlich männlichen geschlechts; mond, schiffe, sowie ländernamen sind gewöhnlich feminina, doch kommen letztere auch als neutra vor.« Die fassung lässt zu wünschen übrig, denn man fragt unwillkürlich: kommen erstere nicht auch als neutra vor? Auf s. 102 heisst es ferner: »Zur wiederholung: länder, schiffe, sowie der mond sind im Englischen weiblichen geschlechts.« Hier ist also »gewöhnlich« ausgelassen. Was die schiffe anbetrifft, so dürfte kein zweifel darüber herrschen, dass sie von seeleuten immer und von andern meistens weiblich gebraucht werden. Von den ländern kann man sagen, dass sie in geographischer hinsicht so gut wie immer als neutra bezeichnet werden. Bei einem durchfliegen von Nelson's *Geography and Atlas No. 1. For Junior Classes* (1873) finde ich beständig *it* und *its*. nur an einer stelle *her* (s. 25): *The*

*mineral wealth of Britain is one chief source of her power. Coal and iron enable her to manufacture for the world . . . Her ships are on every sea and her commerce reaches to every country of the globe.* Es ist von der bedeutung Englands die rede; *it* und *its* wäre aber auch hier nicht ausgeschlossen. *Moon* und *sun* sind meistens sächlich. In Lockyer's *Astronomy, Science Primer* (1886) und sonst habe ich nur wenige beispiele für *moon* mit dem femininum gefunden. Bei *sun* scheint das masculinum häufiger aufzutreten, aber doch noch in verschwindender zahl gegenüber dem neutrum. Krüger, *Schwierigkeiten des Englischen*, s. 5 sagt: »*Sun, moon* sind in der gewöhnlichen sprache nur sächlich, nur die gehobene behandelt *sun* als männliches, *moon* als weibliches wesen; wer dies nicht beachtet, wirkt komisch.«

S. 97. *The different kinds of beer as porter, stout, ale, beer, ginger-beer.* Dazu steht unter den vokabeln »*ale* bier, *porter, stout* porterbier, *beer* braunbier«. Das ist natürlich nicht genügend. *Stout* und *porter* sind dunkel, *stout* aber ist das stärkere, mehr eingebraute bier, *ale* ist leichter und hell. *Beer* ist der allgemeine ausdruck für jede art von bier und wird speciell jetzt auch von den deutschen bieren (*Bavarian beer*) und ganz leichtem gebräu (*small beer*) gebraucht.

S. 113. *The stockweavers get very little for immense toil, whereas the hosiers enrich themselves by selling what the mechanic has made.* Was werden dazu *the hosiers* sagen?

S. 153. *Charley* »Karlchen«. Diese deminutiva werden auch von erwachsenen gebraucht, wo dann nur ein ausdruck wie »lieber Karl, mein, unser Karl«, am platze ist.

S. 165. Briefschlüsse mit *your humble, obedient servant* kommen jetzt immer seltener vor und sind in kaufmännischen briefen, wenn sie auch noch von briefstellern angegeben werden, so gut wie ausgestorben.

Eine reihe weniger wichtiger punkte übergehe ich hier, doch bin ich gern bereit, sie dem verf. brieflich zur verfügung zu stellen.

Zum schluss möchte ich mein urteil dahin zusammenfassen, dass das buch in der transskription allerdings noch mängel zeigt, dass diese aber gegenüber den unbestreitbaren vorzügen des werkes nicht sehr ins gewicht fallen können.

Ph. Wagner, *Lehr- und lesebuch der englischen sprache für den schul- und privatunterricht*. Dritte, verbesserte und vermehrte auflage der Elementargrammatik des verfassers. Stuttgart 1901.

Das ziel und der zweck des vorliegenden buches ist eine möglichst rasche und erfolgreiche vermittlung der lebenden sprache nach einer methode, die sich aus den erfahrungen der neuzeit heraus entwickelt hat und mit dem fortschritt der wissenschaft in engster fühlung steht. Die zweckmässigkeit derselben ist jetzt über jeden zweifel erhaben und muss auch von den anhängern der älteren unterrichtsmethode als fruchtbringend anerkannt werden. Und wenn sie sich bis jetzt nicht einen breiteren boden erobert hat, so liegt dies nicht etwa an dieser selbst, sondern an der macht der tradition und weiterhin an den gesteigerten anforderungen, die sie an das wissen und die pädagogische fähigkeit des lehrers stellt. Sie legt die hauptarbeitslast auf die schultern des letzteren und schont den schüler. Der verfasser, der durch seine phonetischen arbeiten wohl bekannt ist und jüngst die lehrerwelt mit einem recht praktischen büchlein über englische aussprache beschenkt hat (*Die sprachlaute des Englischen*), ist nicht etwa ein anhänger der extremen richtung, die aus dem anfangsunterricht im Englischen die muttersprache ganz verbannt wissen will und nur phonetische schrift verwendet. In verständnisvoller erkennung der schwierigkeiten und schattenseiten der unterrichtsweise der extremen reformer hat er einen mittelweg gefunden, so dass er sich die vorteile der neuesten methode zu nutze macht und doch mit der tradition nicht ganz bricht. Seine methode ist ein glücklicher kompromiss, bei dem erlernung der aussprache, aneignung der wichtigsten formen und eindringen in den wortschatz hand in hand gehen. Die abstrakte grammatik wird aus dem anfangsunterricht verbannt. Dem lernenden werden die wichtigsten formen an einfachen sätzen beigebracht. Hauptsache bei der einübung derselben ist die aussprache, die ja gerade im anfangsunterricht des Englischen eine so überaus wichtige rolle spielt. Zu diesem zweck ist die heutige aussprache des Londoner Englisch in phonetischer umschrift jeder zeile beigegeben, und zwar wird dies über mehr als hundert seiten des übungsbuches durchgeführt. Dem anfänger wird somit stets die thatsache vor augen gehalten, dass das schriftbild eines wortes und seine heute geltende aussprache zwei sehr verschiedene dinge sind. Wenn er die einzelnen laute, die der lehrer ihm natürlich zunächst vorsprechen muss, einmal be-

wältigt hat und erkennt, was für zeichen in der phonetischen umschrift entsprechen, wird letztere ihm ein unentbehrlicher und sicherer führer bei seinen weiteren ausspracheübungen werden. Die benutzung einer transskription erleichtert den ausspracheunterricht ungemein und führt rasch zu sicheren resultat. Kein lehrer des Englischen sollte sich die vorteile einer solchen entgehen lassen. Wegen seiner sorgfältigen und genauen aussprachebezeichnung scheint mir das Wagner'sche buch besonders schätzenswert. Die einzelnen worte sind jedes für sich transskribiert und nicht nach massgabe des satzaccentes zu gruppen zusammengezogen. Letzterer ist in vielen fällen ein für den ausländler ungreifbares etwas, das sich erst nach langem gebrauch von selbst einstellt und nicht von vorneherein gelehrt werden kann. Der verfasser hat sehr verständig gehandelt, indem er diesen faktor ganz aus dem spiel gelassen hat. Sein praktisches geschick hat er ferner in der auswahl des lehrstoffes dokumentiert. Nachdem die gewöhnlichsten formen in 26 lektionen an einzelnen sätzen eingeübt sind, folgen gedichte und zusammenhängende lesestücke in prosa, die dem kindlichen alter angepasst sind und nach ihrem inhalt und durch ihre bunte abwechslung das interesse der jugend wachzurufen geeignet sind. Auf anekdoten, fabeln, kleinere stücke unterhaltenden und belehrenden inhalts folgen dann grössere lesestücke aus der geschichte und über die kulturverhältnisse Englands, zwischen die auch wieder gedichte eingestreut sind. So wird auch stofflich das interesse des lernenden für die geschichte, das geistige und materielle leben der nation wachgerufen, um deren sprache er sich bemüht. Und je mehr unterhaltendes und anziehendes geboten wird, um so erfolgreicher wird der unterricht sein. Der zögling verlangt nicht allein belehrung in den langen stunden des schulunterrichts, — er will auch unterhalten sein. Und gerade der neusprachler sollte durch geschickte auswahl des stoffes, durch eine unterrichtsart nach der methode der neuzeit am ersten in der lage sein, dem bedürfnis gemüthlicher anregung seitens des schülers zu entsprechen. Dies ist eine seiner vornehmsten pflichten. Reiches und vielgegliedertes material für einen interessanten und anregenden unterricht findet er in dem Wagner'schen buche. Der verfasser zeigt, wie an dem hier gebotenen stoff die hauptdaten der formenlehre und syntax in systematischer ordnung klargemacht werden können. Vokabeln und regeln zu den einzelnen lektionen

sind in dem dritten teile des lehr- und lesebuchs zusammengestellt, so dass eine genauere orientierung über die betreffenden grammatischen kapitel hier möglich gemacht wird. Diese einrichtung hat den vorteil, dass der schüler mit regeln nicht unmittelbar belästigt wird und der lehrer grössere freiheit in der behandlung des übungsstoffes hat. Die regel ist nicht eine von vornherein gegebene norm, deren zwang und autorität der übungsstoff sich fügen muss, sondern sie erscheint vielmehr als ein aus dem lesematerial gewonnenes resultat. Durch die unterrichtsmethode sowie die einrichtung des buches wird der schüler stets auf die thatsache hingewiesen, dass die regel etwas abgeleitetes und keine wesenhait für sich ist. Zeigt man ihm, wie man durch sorgfältige analyse des englischen textes nach irgend einem grammatischen gesichtspunkte hin diese gewinnt, so wird er erkennen, dass die erlernung der methode, dieselbe zu suchen, wertvoller ist als der besitz der regel selbst, und dass über der arbeit der gewinnung er sich diese am leichtesten dauernd aneignet. Die formulierung einer alle fälle deckenden regel ist etwas ungemein schwieriges, und auch der verfasser des vorliegenden buches hat diese *crux* des grammatikers sicherlich empfunden. Manchen regeln in dem dritten teile des buches möchte man eine noch etwas präcisere und schärfere fassung gönnen. Auch wäre es rätlich, alle archaischen formen und phrasen ganz zu vermeiden und auf keinen fall beispiele zu wählen, in denen sich nicht der gegenwärtige sprachstand widerspiegelt. In dieser beziehung wird eine weitere auflage noch reinigend wirken müssen. Über die notwendigkeit, nur die lebende sprache zu lehren, ist der verfasser ja mit mir einig. Alles, was im entferntesten an den ballast erinnert, den die älteren lehrbücher kritik- und vernunftlos mitgeschleppt haben, muss über bord geworfen werden. Mag der schüler lieber über die eine oder andere veraltete form, die ihm in der lektüre begegnet, in seiner grammatik keine auskunft finden, als dass er sich einbildet, dieselbe gehöre noch der lebenden sprache an. Auf sprechübungen legt der verfasser vernünftigerweise einen grossen wert und beginnt mit denselben in der ersten unterrichtsstunde. Sie schliessen sich natürlich an das durchgenommene pensum an und können nicht leicht übertrieben werden. Sie sind das belebende element im unterricht und am meisten angethan, dem schüler einen wort- und phrasenschatz leicht und spielend zu vermitteln, der ihm jeden augenblick zur verfügung

steht, und dessen besitz das freudige streben in ihm wachruft, tiefer in die sprache einzudringen und die rudimentäre fähigkeit, einen gedanken in eine fremde form zu kleiden, weiter und reicher auszubilden. Übungen in der orthographie können mit erfolg in der klasse angestellt werden, indem man einen schüler sätze, die man ihm vorsagt, an die tafel schreiben und die übrigen korrigieren lässt. Bei einigem fleiss und geschick des lehrers ist es mit hilfe der neuen methode möglich, in den zwei ersten jahren den schüler von häuslichen arbeitsarbeiten ganz zu befreien. Ihn auch späterhin mit solchen wenigst möglich zu belästigen und sie auf ein minimum herabzudrücken muss ein wesentliches ziel des neusprachlichen unterrichts der zukunft sein. Den tüchtigen und eifrigen lehrer der neueren sprachen wird man mit sicherheit daran erkennen, dass er auf häusliche arbeitsarbeiten möglichst verzichtet und trotzdem das klassenpensum mit erfolg absolviert. Das lebendige wort des lehrers ist der dreh- und angelpunkt des neusprachlichen unterrichts und die sichere und imponierende beherrschung der lebenden sprache seinerseits die unerlässliche vorbedingung für raschen und sicheren erfolg bei dem schüler. Seine aufgabe ist, die fremde sprache in dem geiste des lernenden lebendig zu machen, und dies erreicht er am besten durch die mündliche verarbeitung des lesestoffs. Wagner's buch giebt anweisung, wie dieser durch frage und antwort zu behandeln ist. Auch diktate, memorieren, gelegentliche kompositionen scheinen ihm geeignet, dem lernenden die fremdsprachlichen gebilde näherzubringen. Übersetzungen aus dem Deutschen hält er nur dann für erspriesslich, wenn das zu übersetzende stück aus dem englischen lesestoff hergestellt ist, so dass nur worte und formen vorkommen, in die der schüler sich durch vorausgegangene übungen an diesem bereits eingelebt hat. Auch hierin bekundet er ein erfreuliches verständnis für die forderungen der neuzeit. Ich zweifle nicht, dass das Wagner'sche buch in der neuen gestalt sich als ein sehr brauchbares hilfsmittel zur erlernung der englischen sprache erweisen wird. Die genaue und zuverlässige phonetische transskription eines grossen teiles des übungsmaterials, die geschmackvolle und verständige auswahl des letzteren, die geschickte einteilung des lernstoffs sind seine hauptvorzüge. Das buch repräsentiert eine glückliche vereinigung von lesebuch und grammatik und wird hoffentlich viel dazu beitragen, den englischen unterricht in den schulen Württembergs, denn für diese ist es bestimmt, zu fördern und zu beleben. Mögen

vor allem die anhänger der alten methode sich mit demselben befreunden.

Tübingen, 31. Dezember 1900.

W. Franz.

F. J. Wershoven, *Zusammenhängende stücke zum übersetzen ins Englische*. Dritte verbesserte auflage. Trier, J. Lintz, 1900. 163 ss. Kl. 8°. Preis M. 1,35.

Derselbe, *Hauptregeln der englischen syntax*. Mit einem anhang: *Synonyma*. Zweite, verbesserte auflage. 47 ss. Im selben verlag, 1900. Kl. 8°. Preis M. —,60.

Der erste abschnitt der »Zusammenhängenden stücke« enthält deutschen lesestoff verschiedenen inhalts und soll, ins Englische übersetzt, zur einübung der formenlehre und syntax dienen. Der zweite abschnitt ist in ähnlicher weise der syntax gewidmet. Zu den übungsstücken der beiden ersten abschnitte sind in einem anhang die vokabeln angegeben. Der dritte abschnitt, der nahezu so umfänglich ist wie die beiden ersten zusammengenommen, trägt keine besondere überschrift.

Dass der grösstenteils nach englischen quellen bearbeitete übungstoff vielfach englische verhältnisse behandelt, ist recht und billig; anzuerkennen ist auch, dass die übersetzung durchaus gutes Deutsch bietet. Im übrigen aber halte ich übersetzungen in die fremde sprache, wenigstens im mittelschulunterricht, für wenig erspriesslich. Wenn solche übungen nicht insgesamt unter der aufsicht eines tüchtigen lehrers vorgenommen werden, sind sie eine quelle von germanismen und andern fehlern. Allerdings giebt es, wie eine bemerkung auf der rückseite des titelblattes sagt, einen »schlüssel«, der aber nur an lehrer direkt von der verlagsbuchhandlung übersandt wird (preis M. 1,20). Der lehrer braucht also einen schlüssel, und der schüler soll die übersetzungen ohne eine solche hilfe machen! Wäre es nicht viel besser, man arbeitete zuerst die englischen texte, den »schlüssel«, mit den schülern durch und liesse dann in der schule rückübersetzungen ins Englische machen? Wenn solche rückübersetzungen über haus aufgegeben werden, müssen natürlich die »schlüssel« vorher abgeliefert werden.

Das zweite werkchen giebt kurz, klar und übersichtlich »Die hauptregeln der englischen syntax«. Die den regeln vorangestellten mustersätze sind gut gewählt; auf das Französische



wird vielfach vergleichend hingewiesen. Recht nützlich sind die im anhang übersichtlich behandelten 57 gruppen englischer synonyma.

Wien, Oktober 1900.

E. Nader.

R. Kron, *English Letter Writer. Anleitung zum abfassen englischer privat- und handelsbriefe.* Karlsruhe i. B., J. Bielefeld's verlag, o. j. 50 ss. Preis M. 2,—.

Kron's name auf dem titelblatt eines neuen hilfsmittels verbürgt stets zwei eigenschaften des letzteren: erstens, dass dasselbe praktisch angelegt, und zweitens, dass der darin niedergelegte fremde sprachstoff verlässlich ist. Die vorliegende broschüre bildet hierzu einen neuen beleg.

Die anlage ist ausserordentlich zweckdienlich. Wir bekommen nicht eine reihe von musterbriefen, deren inhalt und individuelle färbung sich doch nie so wiederholt, dass ein benutzer der sammlung öfters einen derselben fast gerade so, wie er gedruckt dasteht, anwenden könnte. Kron giebt vielmehr eine überreiche fülle nur von brieffragmenten für eine gewisse anzahl von situationen, die sich mit notwendigkeit tausendfach im leben jedes briefschreibenden kulturmenschen wiederholen müssen. »I. Briefe an angehörige, fremde und bekannte. A. Briefe allgemeiner natur. 1. Anrede. 2. Empfangsbestätigung des letzten briefs und etwaige entschuldigung wegen unpünktlicher beantwortung. 3. Gesundheitszustand a) des adressaten und der seinigen, b) des schreibenden und der seinigen . . . . 8. Grüsse an . . . . 9. Grüsse von . . . . u. s. w.« Diese probe genügt wohl, um die art der einrichtung erkennen zu lassen. Übersetzung wird nicht gegeben, ausser von einzelnen worten oder wortverbindungen. Letzteres mag sich vom geschäftlichen standpunkte aus empfehlen, ist aber thatsächlich von überfluss, denn niemand sollte in einem briefe worte oder wendungen gebrauchen, die ihm nicht völlig geläufig sind. Ein hilfsmittel wie das Kron'sche hat wert für den benutzer nur durch das, woran es ihn erinnert, nicht durch das, was es ihn neu lehrt.

Die durch ausserordentliche mannigfaltigkeit sich auszeichnenden korrespondenzformeln sind von völlig kompetenten Engländern

nachgeprüft worden. Der kundige bedarf indess dieser versicherung des herrn hrsg.s nicht.

Rendsburg (Holstein), Dezember 1900.

H. Klinghardt.

W. Ulrich, *Der englische familienbrief*. Eine sammlung von englischen billetten und briefen des familienlebens mit angabe der regeln über die englische correspondenz zum schul- und privatgebrauch. Stuttgart 1897. Jos. Roth'sche verlagshandlung. VI u. 103 ss. Klein 8°. Preis geb. M. 1,50.

Der verfasser giebt die quellen nicht an, denen er seine sammlung entnommen hat, die briefe sind jedoch sprachlich mustergültig und wohl national-englischen ursprungs. Auf verschiedene quellen deutet z. b., dass s. 2 die anweisung für das datum durch das muster *Hull, June 16<sup>th</sup> 1897* gegeben ist, während von s. 17 an durchweg *May, the 3<sup>d</sup> 18 . .* (s. 18 u. ff. ohne komma: *May the 10<sup>th</sup> 18 . .*) steht, was ja auch möglich ist. Die sammlung will alle möglichen fälle des familienlebens berücksichtigen; es fehlt etwa ein glückwunsch zur geburt eines kindes, sowie zu einer vermählung; sonst wird nichts wesentliches vermisst. Im ersten abschnitt werden allgemeine regeln über die abfassung englischer briefe gegeben (s. 1—7), der zweite enthält muster von billetten (8—10), der dritte muster von briefen, das familienleben betreffend. Die einzelnen briefe sind mit deutschen überschriften, die den in ihnen behandelten gegenstand angeben, versehen. Endlich folgen auf s. 93—103 musterbriefe einiger berühmter schriftsteller im auszuge. Die durchsicht hat zu folgenden einzelbemerkungen anlass gegeben. — S. 7. »Der poststempel *the post-stamp*«. *post-stamp* oder *postage-stamp* ist vielmehr »post-, brief-marke«. — S. 15. Lies *We all*. statt *We all* — S. 18. Zu *I beg to be kindly remembered* findet sich die anm. »*to be remembered* zu empfehlen«; müsste lauten: mich zu empfehlen«. Weil aber das für *remembered* nicht auf alle fälle passen würde, bleibt nichts anderes übrig als zu schreiben: *I beg to be remembered* ich bitte, mich zu empfehlen. — S. 20. Lies *Mr. Henry Storm*, statt *Mrs. Henry Storm*. und *so rapid and violent was the course of the fever* statt . . . *cause of the fever*. — S. 21. Lies *To Mr. Philip Mortimer*. statt *To Mister . . .* — S. 25 nr. 15 enthält nicht geradezu eine abmahnung, aufs geratewohl nach

England zu gehen, da schliesslich doch der hoffnung auf gelingen ausdruck gegeben wird. — Die worte *your new departure* s. 28 bedürfen einer erklärung. — S. 34. Lies *I spent nearly five days* statt *I spend etc.* — S. 37. »to go down the line die eisenbahnstrecke zurücklegen«. Es hätte gesagt werden müssen, dass *down* im gegensatz zu *up* die reise von der hauptstadt bedeutet. Zu *will see us off* wäre eine übersetzung erwünscht. — S. 46. Wird nach *at the same time* ein komma gesetzt, so muss auch eins davor stehen. — Wenn s. 47 *the morality* die moralität; [so statt:] angegeben wird, so war das unnötig; als übersetzung möchte ich »gesinnung, sinnesweise« vorschlagen. — S. 46. »to be on good terms freundlichen verkehr haben«; besser: »in gutem einvernehmen stehen«. — S. 48. »to drop niederfallen lassen«; vielmehr »niederschreiben, zu papier bringen«. (S. 13 richtig: *to drop a line* eine zeile schreiben.) — S. 62 nr. 47 enthält nicht »dank für besorgung etc.«, sondern »antwort auf dank etc.«. *you were quite welcome* to bedarf einer erläuterung; ebenso *booked down*; statt *do not credit* lies *do no credit*. — S. 68 würde ich *to settle* nicht durch »bezahlen« (wofür *pay*), sondern durch »begleichen« verdeutschen. — S. 71 ist *in getting cashed* nicht erklärt, wohl aber unnötigerweise *momentary*. — Zu s. 72 *affluent circumstances* ist *affluent* durch »reichlich« übersetzt; »reichliche umstände« ist im Deutschen nicht üblich; »to be in affluent circumstances in guten verhältnissen lebend«. — Ebenso ist *a sour mien* s. 76 nicht wohl durch »eine unfreundliche miene«, sondern durch »ein mürrisches gesicht« wiederzugeben. — S. 77 lies *My little brother Fred had* statt . . . *has*. — S. 79 lies *brother-in-law* (ebenso s. 80) statt *brother in law*. Nach *offers* ist ein komma zu setzen; statt *an other* (z. 1 v. u.) schreibe *another*. — S. 81 ist zu *ere this* angemerkt: *ere* ehe, bevor; schreibe dafür: *ere this* früher (als jetzt). — S. 89 tilge das komma nach *to say*. — S. 91. Lies *It might not be uninteresting* statt *I might etc.* und *holidays* statt *holydays*, ebenso s. 92 *holiday* statt *holyday*. — S. 92. »tolerant duldsam« zu *holiday spirit which is tolerant of folly*. Ich weiss nicht, wie hier die übersetzung »duldsam« anzubringen wäre; ich würde vielmehr übersetzen: »feiertags-(ferien-)laune, die sich allerrhand narrheit (tollheit, unsinn) gefallen lässt«. — S. 93 lies *seen what is shown* statt *seen what shown*. — S. 95. Am schluss des briefes ist nach *If I come* nach der mir zur hand befindlichen ausgabe der *Letters of Lady Montague* »alive« hinzuzufügen. —

S. 99 statt *Helsketh.* lies *Hesketh.*, statt *Oktober* lies *October.* — S. 101 hinter *for fifty years* fehlt ein komma. — S. 103<sup>8</sup> lies *I really had not* für *I really have not.*

Doch das sind alles bemerkungen, die der brauchbarkeit des zweckmässigen büchleins keinen abbruch thun und sich bei einer 2. auflage, die wir ihm baldigst wünschen, leicht verbessern lassen. Für den privatgebrauch ist es allen zu empfehlen, die in die lage kommen, einen englischen brief zu schreiben; die schule wird wohl schwerlich an eine einföhrung denken können, da der schüler schon genug notwendige bücher mit sich föhren muss, so dass an entbehrliches, wenn auch noch so wünschenswertes nicht gedacht werden kann; der lehrer dürfte aber für gelegentlichen gebrauch in der schule, etwa zu diktaten oder sonstwie, nützliche verwendung für die briefsammlung finden.

Eisenach, August 1897.

C. Th. Lion.

## VERZEICHNIS

DER VOM 1. AUGUST BIS 31. DEZEMBER 1900 BEI DER REDAKTION  
EINGELAUFENEN DRUCKSCHRIFTEN.

*Anglia.* **23, 2** (15. Aug. 1900): H. Schmidt-Wartenberg, Das Newberry manuskript von James Thomson's jugendgedichten. — Wilhelm Dibelius, John Capgrave und die englische schriftsprache, I. — Ewald Flügel, Chaucer's kleinere gedichte, II. Anmerkungen zum text. — Ewald Flügel, Zu Chaucer's prolog zu C. T. — C. Alphonso Smith, A note on the concord of collectives and indefinites in English. — F. Holthausen, Zu alt- und mittelenglischen dichtungen, XIII. — **23, 3** (17. Okt.): Alois Pogatscher, Unausgedrücktes subjekt im Altenglischen. — Derselbe, Die engl.  $\bar{w}/\bar{e}$ -grenze. — Derselbe, Das westgerm. deminutivsuffix *-inkil*. — J. Perry Worden, Longfellow's Tales and their origin. — Wilhelm Dibelius, John Capgrave und die englische schriftsprache, II. — Henry Marvin Belden, Poe's Criticism of Hawthorne.

*Beiblatt zur Anglia.* **11, 5—10** (August—November 1900).

*Archiv für das studium der neueren sprachen und litteraturen.* **105, 1. 2** (Okt. 1900): F. Holthausen, Der mittelenglische disput zwischen Maria und dem kreuze. — Georg Herzfeld, Zur geschichte der deutschen litteratur in England. — H. Willert, Bildliche verneinungen im Neuenglischen. — Kleine mitteilungen. — Beurteilungen und kurze anzeigen.

*Generalregister zum Archiv für das studium der neueren sprachen und litteraturen.* Braunschweig, Westermann. 1.—50. bd. Herausgegeben von Ludwig Herrig. 1874. 172 ss. Preis 2 M. — 51.—100. bd. Zusammen- gestellt von Hermann Springer. 1900. IV + 285 ss. Preis 6 M.

*Litteraturblatt für germanische und romanische philologie.* **21, 8—12** (August—Dezember 1900).

*Die neueren sprachen.* **8, 5** (August, September 1900): Ernst A. Meyer. Stimmhaftes *H*. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes. — **8, 6** (Oktober): Wilhelm Homann, Henry Fielding und die verhältnisse seiner zeit. — Berichte: F. Baumann, Erfahrungen im internationalen briefwechsel. — Besprechungen. — Vermischtes. — **8, 7** (November): W. Homann, Henry Fielding und die verhältnisse seiner zeit. (Schluss.) — Berichte: H. Heine, Die reform der französischen syntax und orthographie. — Besprechungen. — Vermischtes. — **8, 8** (Dezember): Rudolf Lenz, Über ursprung und entwicklung der sprache. Mit besonderer berücksichtigung von Jespersen's Progress in Language. (I.) — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes.

*Modern Language Notes.* **15, 7** (November): G. L. Kittredge, Coryat and the Pardoner's Tale. — R. D. Miller, Milton's conception of the temptation as portrayed in Paradise Regained. — O. B. Schluter, Lexical and Glossographical Notes, I. — Reviews. — Obituary: Professor Eugen Kölbing, by F. H. Pughe.

*Beiträge zur geschichte der deutschen sprache und litteratur.* **25, 2. 3** (14. November 1900): van Helten, Zu den Malbergischen glossen und den salfränkischen formeln und lehnwörtern in der Lex Salica. — E. Lörcher, Ueichte negation bei Otfrid und im Heliand. — A. Leitzmann, Saxonica. 1. Das Taufgelöbniß und der Indiculus superstitionum. — G. Burchardi, Noch einmal gotisch *nahtam*.

*Indogermanische forschungen.* **11, 5** (16. Oktober 1900): Sach- und wortregister.

*Anzeiger für indogermanische sprach- und altertumskunde.* **11, 1** (16. Okt. 1900). — **11, 2. 3** (22. Dezember): Bibliographie des jahres 1898. — Mitteilungen.

*Zeitschrift für französische sprache und litteratur.* **22, 5 u. 7** (26. Sept. 1900): Ernst Dannheiser, Alexandre Dumas fils und die frauenemanzipation (nach seinen dramen). — M. V. Young, Molière's stegreifkomödien, im besonderen *Le Médecin Volant*. — **22, 6 u. 8** (22. Dezember): Referate und reensionen.

*Bonner beiträge zur Anglistik.* Herausgegeben von prof. dr. M. Trautmann. Bonn, Hanstein, 1900.

Heft 5. Sammelheft: Hans Jovy, *Untersuchungen zur altenglischen Genesisdichtung*. — Franz Mennicken, *Versbau und sprache in Huchow's Morte Arthure*. — John T. T. Brown, *The Author of Ratis Raving*. — Moritz Trautmann, *Zur berichtigung und aufklärung der Waldhere-bruchstücke*. 192 ss. Preis 4,80 M.

Heft 6. J. T. T. Brown, *The Wallace and The Bruce restudied*. VIII + 174 ss. Preis 4,50 M.

O. Schrader, *Reallexikon der indogermanischen altertumskunde. Grundzüge einer kultur- und völkergeschichte Alteuropas.* 1. halbband. 560 ss. Gr. 8°. Strassburg, Trübner, 1901. Preis 14,00 M.

*Laut- und formenlehre der altgermanischen dialekte.* Zum gebrauch für studierende dargestellt von R. Bethge, O. Bremer, F. Dieter, F. Hartmann und W. Schlüter, herausgegeben von Ferdinand Dieter. Leipzig, Reisland. 1. halbband: Lautlehre. 1898. Preis 7,00 M. — 2. halbband: Formenlehre. 1900. Preis 9,00 M.

Joel Elias Spingarn, *A History of Literary Criticism in the Renaissance*, with special reference to the influence of Italy in the formation and development of modern classicism. New York, The Macmillan Co.; London, Macmillan, 1899. (Columbia University, Studies in Literature.) XI + 330 pp. 8°.

Ludwig Fränkel: *Romanische, insbesondere italienische wechselbeziehungen zur englischen litteratur*. Ein repertorium auf grund neuerer veröffentlichungen, spec. 1894—96. S.-a. aus: *Kritischer jahresbericht über die fortschritte der romanischen philologie*, herausgegeben von Karl Vollmöller, bd. IV. [Nur in 16 exemplaren abgezogen.] Erlangen, Fr. Junge, 1900.

James A. H. Murray, *The Evolution of English Lexicography*. The Romanes Lecture 1900, delivered in the Sheldonian Theatre, Oxford, June 22, 1900. Oxford, Clarendon Press, 1900. 51 pp. 8°. Preis 2 s.

*Old English Glosses, chiefly unpublished*. Edited by Arthur S. Napier. (Anecdota Oxoniensia, Mediæval and Modern Series, Part 11.) Oxford, Clarendon Press, 1900. XL + 302 ss. 4°. Preis 15 s.

Erik Björkman, *Scandinavian Loan-Words in Middle English*. Part I. (Studien zur englischen philologie, herausgegeben von Lorenz Morsbach. 7.) VI + 191 ss. 8°. Halle, Niemeyer, 1900. Preis 5,00 M.

*A New English Dictionary on historical principles*. Vol. V: *Input—Invalid*. By James A. H. Murray. Oxford, Clarendon Press, 1900.

Muret-Sanders, *Encyklopädisches wörterbuch der englischen und deutschen sprache*. Teil II (Deutsch-Englisch). Lieferung 17—19: Pacht- bis Seifen-. Berlin, Langenscheidt, 1900. [Nach dem am 12. Mai d. js. erfolgten plötzlichen tod von Immanuel Schmidt hat die verlagshandlung in Cornelis Stoffel-Nijmegen, dem hervorragenden kenner der englischen syntax und lexikographie, einen vortrefflichen fortführer des grossen unternehmens gewonnen. Die red.]

*Engelsk-Dansk-Norsk Ordbog*. Af J. Brynildsen og Johannes Magnussen. Udtalebetegnelsen af Otto Jespersen. Kjøbenhavn, Gyldendalske Boghandels Forlag, 1900. Lieferung 1—8: *A — gander*. Preis à 50 öre.

C. Stoffel, *Intensives and Down-toners*. A study in English Adverbs. (Anglistische forschungen, herausgegeben von Johs. Hoops. 1.) Heidelberg, Winter, 1900. 156 ss. 8°. Preis 4,00 M.

*Dialect Notes*, published by the American Dialect Society, II 1: *College Words and Phrases*. With an introduction by Prof. Eugene H. Babbitt. The Tuttle, Morehouse & Taylor Co. New Haven, Conn, 1900. 89 pp. 8°. Preis \$ 1,00.

*The Christ of Cynewulf*. A poem in three parts: The Advent, the Ascension, and the Last Judgment. Translated into English Prose by Charles Huntington Whitman. Boston, Ginn & Co. The Athenæum Press, 1900. VI + 62 ss. 8°.

King Alfred's *Version of the Consolations of Boethius*. Done into Modern English, with an Introduction. By Walter John Sedgfield. Oxford, Clarendon Press, 1900. LII + 253 ss. 8°.

*Havelok*. Edited by F. Holthausen. (Old and Middle English Texts, edited by L. Morsbach and F. Holthausen. 1.) Heidelberg, Winter; London, Sampson Low Marston & Co.; New York, Stechert, 1901. XII + 101 pp. 8°. Preis 2,40 M., geb. 3,00 M.

Gustav Liebau, *König Eduard III. von England und die gräfin von Salisbury*. Dargestellt in ihren beziehungen nach geschichte, sage und dichtung, unter eingehender berücksichtigung des pseudo-Shakespeare'schen schauspiels *The Raigne of king Edward the Third*. (Litterarhistorische forschungen, herausgegeben von Schick und Waldberg. 13.) Berlin, Felber, 1900. XII + 210 ss. Preis 4,50 M.

*Morte Arthure*. An alliterative Poem of the 14<sup>th</sup> Century. From the Lincoln Ms., written by Robert of Thornton, edited, with Introduction, Notes, and Glossary, by Mary Macleod Banks. London, Longmans, Green & Co., 1900. 206 pp. 8°. Preis 3 s. 6 d.

George Neilson, *John Barbour: poet and translator*. London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., 1900. VIII + 57 pp. Preis 1 s. 6 d.

L. W. Cushman, *The Devil and the Vice in the English dramatic Literature before Shakespeare*. (Studien zur englischen philologie, herausgegeben von L. Morsbach. 6.) Halle, Niemeyer, 1900. XIV + 148 ss. Preis 5,00 M.

Wilhelm Lühr, *Die drei Cambridger spiele vom Parnass (1598—1603) in ihren litterarischen beziehungen*. Kieler dissertation 1900. 107 ss.

Shakespeare's *Tempest*, nach der folio von 1623 mit den varianten der andern folios und einer einleitung herausgegeben von Albrecht Wagner. (Englische textbibliothek, herausgegeben von J. Hoops. 6.) Berlin, Felber, 1900. XXV + 108 ss. 8°. Preis 2,00 M.

Sidney Lee, *William Shakespeare. Sein leben und seine werke*. Recht-mässige deutsche übersetzung. Durchgesehen und eingeleitet von Richard Wülker. Leipzig, G. Wigand, 1901. XXIV + 469 ss. 8°. Preis brosch. 7,00 M., geb. 8,00 M.

L. Kellner, *Shakespeare. (Dichter und darsteller)*, herausgegeben von Rudolph Lothar. 4.) Leipzig, Berlin und Wien, E. A. Seemann, 1900. 238 ss. Gr. 8°. Preis 4,00 M., geb. 5,00 M.

Georg Jürgens, *Die 'Epistolae Ho-Eliaenae'*. Ein beitrug zur englischen litteraturgeschichte. (Marburger studien zur englischen philologie. Heft 1.) Marburg, Elwert, 1901. 87 ss. 8°.

Ferris Greenslet, *Joseph Glanvill. A study in English thought and letters of the 17<sup>th</sup> century*. (Columbia University. Studies in English. Vol. I.) New York, Columbia University Press. The Macmillan Co., Agents. 1900. Preis 1,50 \$.

Theodor Schenk, *Sir Samuel Garth und seine stellung zum komischen epos*. (Anglistische forschungen, herausgegeben von Johannes Hoops. 3.) Heidelberg, Winter, 1900. 114 ss. 8°. Preis 3,00 M.

Fielding's *Tom Thumb*. Mit einleitung herausgegeben von Felix Lindner. (Englische textbibliothek, herausgegeben von Johannes Hoops. 4.) Berlin, Felber, 1899. VIII + 111 ss. 8°. Preis 1,60 M.

Henry Fielding, *The History of Tom Jones, a Foundling*. (Library of English Classics, edited by A. W. Pollard.) London, Macmillan & Co. 1900. 2 vols. 8°. Preis 3 s. 6 d. net each.

Helene Richter, *Thomas Chatterton*. (Wiener beiträge zur englischen philologie. 12.) Wien und Leipzig, Braumüller, 1900. X + 258 ss. 8°. Preis 6,00 M.

Theodor Reitterer, *Leben und werke Peter Pindars (dr. John Wolcot)*. (Wiener beiträge zur englischen philologie. 11.) Wien und Leipzig, Braumüller, 1900. VIII + 150 ss. Preis 4,00 M.

J. G. Lockhart, *Memoirs of Sir Walter Scott*. (*Library of English Classics*, edited by A. W. Pollard.) London, Macmillan & Co., 1900. 8°. 5 vols. Preis 3 s. 6 d. net each.

*Selections from the Poetry of Lord Byron*. Edited with an introduction and notes by Frederic Ives Carpenter. New York, Holt & Co., 1900. LVIII + 412 pp. 8°.

Sophie Bernthsen, *Der Spinozismus in Shelley's weltanschauung*. [Heidelberger dissertation.] Heidelberg, Winter, 1900. VIII + 162 ss. 8°. Preis 4,00 M.

*The Complete Works of John Keats*. Edited by H. Buxton Forman. Vol. I: Poems published in 1817. Endymion. Gowans & Gray, Glasgow. Dec. 1st 1900. (*The Complete Library*.) L + 208 pp. 8°. Preis 1 s. nett.

Paul Hensel, *Thomas Carlyle*. (Frommann's *Klassiker der philosophie*. 11.) Stuttgart, Frommann, 1901 [1900]. 212 ss. 8°. Preis 2,00 M., geb. 2,50 M.

Otto Schmeding, *Über wortbildung bei Carlyle*. (Studien zur englischen philologie, herausgegeben von L. Morsbach. 5.) Halle, Niemeyer, 1900. XIII + 352 ss. Preis 10,00 M.

Tennyson: *The Lotus-eaters, Ulysses, Ode on the Death of the Duke of Wellington, Maud, The Coming of Arthur, The Passing of Arthur*. With introductions and notes by F. J. Rowe and W. T. Webb. London, Macmillan & Co., 1900. (*English Classics*.) XLIX + 187 ss. 8°. Preis 2 s. 6 d.

Edward Fitzgerald, *Miscellanies*. (*Golden Treasury Series*.) London, Macmillan & Co., 1900. VIII + 207 ss. 12°. Preis 2 s. 6 d. net.

*The Collected Poems of T. E. Brown*. London, Macmillan & Co., 1900. XV + 736 ss. Cr. 8°. Preis 7 s. 6 d.

James Lane Allen, *Summer in Arcady. A Tale of Nature*. New York, The Macmillan Co., 1900. 170 pp. 8°.

James Lane Allen, *The increasing Purpose*. London, Macmillan & Co., 1900. 97 pp. 8°. Preis 6 s.

*The April Baby's Book of Tunes, with the story how they came to be written*. By the author of 'Elizabeth and her German Garden'. Illustrated by Kate Greenaway. London, Macmillan & Co., 1900. 75 pp. 4°. Preis 6 s.

Maurice Hewlett, *The Life and Death of Richard Yea-and-Nay*. London, Macmillan & Co., 1900. XI + 429 pp. 8°. Preis 6 s.

*Collection of British Authors*. Tauchnitz Edition, vols. 3440—3470. Leipzig 1900. Preis à band 1,60 M.

3440. Rider Haggard, *Black Heart and White Heart, and Elissa*.

3441. 3442. Marie Corelli, *Boy*. A sketch.



3443. Ernest William Hornung, *The Belle of Toorak*.  
 3444. Rudyard Kipling, *The City of Dreadful Night*, etc.  
 3445. Albert Kinross, *An Opera and Lady Grasmere*.  
 3446. H. G. Wells, *Love and Mr. Lewisham*.  
 3447. Walter Besant, *The fourth Generation*.  
 3448. W. E. Norris, *The Flower of the Flock*.  
 3449. Frank Frankfort Moore, *Nell Gwynn — Comedian*. A Novel.  
 3450. 3451. Marie Corelli, *The Master-Christian*.  
 3452. *Conversations with Prince Bismarck*. Collected by Heinrich von Poschinger. English edition. Edited, with an introduction, by Sidney Whitman.  
 3453. 3454. Mark Twain, *The Man that corrupted Hadleyburg, and other Stories and Sketches*.  
 3455. 3456. Gertrude Atherton, *Senator North*.  
 3457. Leonard Merrick, *The Worldlings*.  
 3458. Henry Seton Merriman, *The Isle of Unrest*.  
 3459. Florence Montgomery, *Prejudged*.  
 3460. 3461. M. E. Braddon, *The Infidel*.  
 3462. Anthony Hope, *Quisanté*.  
 3463. M. Betham-Edwards, *A Suffolk Courtship*.  
 3464. 3465. A. Conan Doyle, *The Great Boer War*.  
 3466. Arthur Morrison, *Cunning Murrell*.  
 3467. 3468. Mrs. Humphry Ward, *Eleanor*.  
 3469. 3470. F. Marion Crawford, *In the Palace of the King*.

---

M. J. Farrelly, Advocate of the Supreme Court of Cape Colony, *The Settlement after the War in South Africa*. London, Macmillan & Co., 1900. XV + 321 pp. 8°. Preis 10 s. net.

L. Kellner, *Ein jahr in England. 1898—1899*. Stuttgart, Cotta, 1900. X + 413 ss. 8°. Preis 4.50 M.

---

Karl Breul, *Betrachtungen und vorschläge, betreffend die gründung eines reichsinstituts für lehrer des Englischen in London*. Dem 9. allgemeinen deutschen neuphilologentage gewidmet. Leipzig, Stolte, 1900. 16 ss. 8°. Preis 0,60 M.

Hermann Breymann, *Die neusprachliche reform-litteratur von 1894 bis 1899*. Eine bibliographisch-kritische übersicht. Leipzig, Deichert nachf. (G. Böhme), 1900. 97 ss. 8°. Preis 2,25 M.

L. Cope Cornford, *English Composition. A Manual of Theory and Practice*. London, Nutt, 1900. XI + 225 ss. 8°.

Gesenius-Regel, *Englische sprachlehre*. Ausgabe B. Völlig neu bearbeitet von Ernst Regel. *Oberstufe*. Halle, Gesenius, 1901. Preis geb. 1,80 M.

Susanne Scholtz, *English-German Conversations for schools and family-pensions*. Out of practical life. Dresden, Kühnmann, 1900. X + 151 ss. 12°.

Ph. Wagner, *Lehr- und lesebuch der englischen sprache für den schul- und privatunterricht*. Dritte, verbesserte und vermehrte auflage der elementar-

grammatik des verfassers. Mit bezeichnung der aussprache nach Passy'schem system. Stuttgart, Neff, 1901. XV + 410 ss. 8°.

R. Kron, *English Letter Writer*. Anleitung zum abfassen englischer privat- und handelsbriefe. Karlsruhe, Bielefeld, o. j. [1900]. 51 ss. Preis 2,00 M.

*British Anthologies*. Edited by professor Edward Arber. London, Henry Frowde, 1900. 312 pp. each. Cr. 8°. Cloth extra, 2 s. 6 d. each. Each volume is complete in itself, and may be obtained separately.

II. *The Surrey and Wyatt Anthology*. 1509—47.

IV. *The Goldsmith Anthology*. 1745—74.

Wilhelm Vietor und Franz Dörr, *Englisches lesebuch. Unterstufe*. 6. Auflage. Leipzig und Berlin, Teubner, 1900. XXIII + 292 ss.

Johann Julius Sauer, *Englisches lesebuch für handelslehranstalten*. Wien, Hölder, 1900. V + 335 ss. Preis geh. 4 k., geb. 4 k. 50 h.

Freytag's *Sammlung französischer und englischer schriftsteller*. Leipzig, G. Freytag, 1900.

*Three Christmas Stories from Ch. Dickens' Household Words and All the Year round*. Herausgegeben und erklärt von Hermann Conrad. 2 teile. Preis geb. 1,20 M.

M. E. Braddon, *The Christmas Hirelings*. Für den schulgebrauch herausgegeben von Karl Erhardt. 2 teile. Preis geb. 1,80 M.

Mandell Creighton, *The Age of Elizabeth*. In gekürzter fassung für den schulgebrauch herausgegeben von Philipp Aronstein. 2 teile. Preis geb. 1,50 M. Dazu ein wörterbuch, preis steif broschiert 0,80 M.

Ascott R. Hope, *Young England*. Für den schulgebrauch herausgegeben von J. Klapperich. I. teil: Einleitung und text. II. teil: Anmerkungen. Preis geb. 1,40 M. Hierzu ein wörterbuch, preis 0,70 M.

Albert Hamann's *Schulausgaben englischer schriftsteller*. Leipzig, Stolle.

1. Alfred Tennyson, *Idylls of the king*. (Auswahl.) Mit einleitung und anmerkungen herausgegeben von Albert Hamann. 1896. Preis 1,00 mk.

2. Juliana Horatia Ewing, *Jackanapes* und *Daddy Darwin's Dovecoat*. Mit einleitung und anmerkungen herausgegeben von Albert Hamann. 1897. Preis 1,00 M.

3. Sir Edward Creasy, *The fifteen decisive Battles of the World*. (Auswahl.) Mit einleitung und anmerkungen herausgegeben von Albert Hamann. 1897. Preis 1,20 M.

4. William Shakespeare, *The Tempest*. Mit einleitung und anmerkungen herausgegeben von Albert Hamann. 1897. Preis 1,00 M.

Hesba Stretton, *Alone in London*. Für den schulgebrauch mit anmerkungen und einem wörterbuch herausgegeben von Hans Nehry. Zweite, durchgesehene auflage. Wolfenbüttel, Zwissler, 1900. (*Modern English Writers*. 1.)

*The Sewanee Review*. Quarterly. J. B. Hennemann, Editor. B. J. Ramage, Associate editor. Vol. VIII, no. 4. October 1900. Longmans, Green & Co. New York, London, and Bombay. 385—512 pp. Price, single number, 50 cents.

*Guingamor. Lanval. Tyolet. Le Bisclaveret.* Four Lais, rendered into English Prose from the French of Marie de France and others, by Jessie L. Weston. With designs by Caroline Watts. London, Nutt, 1900. XV + 101 pp. 12°. Preis 2 s. net.

*Dictionary of Quotations (French and Italian).* By Thomas Benfield Harbottle and Philip Hugh Dalbiac. With authors' and subjects' indexes. London, Swan Sonnenschein & Co., 1901. 565 pp. 8°.

*Contes et Nouvelles. I. Ernste und heitere novellen hervorragender schriftsteller der neueren französischen litteratur.* Für den schulgebrauch bearbeitet von oberlehrer dr. Rahn. Mit anmerkungen, questionnaire und wörterbuch. Dresden, Kühnmann, 1901. 112 ss. 12°. [Enthält 7 erzählungen von Henri de Bornier, Guy de Maupassant, Henriette Gotthelf, Alphonse Daudet, Ernest Legouvé und Eugénie Foa.]

*Contes de Noël.* Für den schulgebrauch mit anmerkungen und wörterbuch herausgegeben von F. J. Wershoven. Dresden, Kühnmann, 1901. 94 ss. 12°. [Enthält eine einleitung über das weihnachtsfest in Frankreich von Fontaine, 9 weihnachtsgeschichten von Biart, Aicard, Theuriet, Coppée, Auriol, Normand, Arène, Chateaubriand, Jean Paul, sowie verschiedene gedichte.]

---

## MISCELLEN.

### IMMANUEL SCHMIDT †<sup>1)</sup>.

Am 12. Mai 1900 starb am herzschlag, wohl als folge eines unfalls, der ihn in den strassen Berlins betroffen, Immanuel Schmidt, unerwartet trotz seines hohen alters von nahezu 77 jahren, da er bis zuletzt noch eine seltene rüstigkeit an den tag gelegt hatte.

Er wurde am 29. August 1823 zu Derenburg bei Halberstadt als zweiter sohn des dortigen oberpredigers geboren, eines mannes, der zuerst als feldprediger während der unglücklichen kriegsjahre, dann als pfarrer in Teltow zur zeit der schlacht bei Grofsbeeren schwere stunden erlebt hatte. Leider verlor Immanuel seinen vater, als er noch nicht sein siebentes jahr vollendet hatte, so dass seine weitere erziehung seiner mutter, einer hochbegabten frau, und einem älteren bruder anheimfiel. Von ostern 1832 bis ostern 1842 besuchte er das domgymnasium zu Halberstadt und bezog nach gut bestandenen abiturientenexamen die universität Berlin, um dort namentlich philologischen studien obzuliegen. Ostern 1844 siedelte er nach Halle über, woselbst er bis ostern 1846 vorlesungen hörte, worauf er nach seiner heimatstadt zurückkehrte, um sich zum examen pro facultate docendi vorzubereiten. Während dieser zeit übernahm er die vertretung eines erkrankten lehrers an der Halberstädter bürgerschule, an der er neujahr 1848 eine, wenn zunächst auch nur provisorische anstellung erhielt. Dann aber kamen die aufregungen des revolutionsjahres, an denen Schmidt als volksvertreter lebhaften anteil nahm und infolgedessen zu einem jahr festungshaft, das er in Magdeburg verbüfste, verurteilt wurde.

---

<sup>1)</sup> Vgl. auch meinen nachruf in den Neuphilologischen blättern VII 10.

Da er nunmehr auf eine anstellung im schuldienste nicht mehr rechnen konnte, wanderte er im frühjahr 1850 nach England aus. Nachdem er zunächst als haus- und privatlehrer seinen unterhalt gefunden hatte, wurde er 1852 als lehrer des Deutschen an die universität zu Aberdeen berufen. Diese wenig einträgliche stellung gab er jedoch im jahre 1854 auf, als er eine anstellung am college zu Cheltenham erhielt, die er bis zum jahre 1858 bekleidete.

Dann aber kehrte er in sein vaterland zurück, um an der Berliner universität zu promovieren, worauf er ein vorzügliches staatsexamen ablegte. Zu Michaeli desselben jahres wurde er mit der verwaltung einer provisorischen lehrerstelle am kgl. Friedrich-Wilhelms-gymnasium zu Berlin betraut, aus der er jedoch schon 1860 schied. Er begab sich abermals nach England, wo er sich mit einer deutschen erzieherin, frl. Stadler, seiner jetzigen wittwe, vermählte. Zu Johanni 1861 übernahm er dann die leitung des Viktoria-instituts zu Falkenberg i. d. Mark. Die mangelhafte geschäftsverwaltung dieser erziehungsanstalt, die sich in privathänden befand, nötigte ihn später, seine stellung niederzulegen, worauf er zum direktor der höheren mädchenschule zu Hamm i. W. ernannt wurde, an der er bis Ostern 1879 eine segensreiche thätigkeit entfaltete. Er folgte nunmehr einem rufe an die Hauptkadettenanstalt zu Gross-Lichterfelde, an der er bis zu seiner am 1. Oktober 1894 erfolgten pensionierung wirkte, vor welcher noch er durch verleihung des roten adlerordens IV. klasse ausgezeichnet wurde. Er blieb bis zu seinem lebensende an diesem orte wohnen, in unermüdlichem fleisse mit wissenschaftlichen und litterarischen arbeiten beschäftigt.

Die früheste veröffentlichung Schmidt's dürfte *The Life and Writings of Alphonse de Lamartine* sein, die 1853 in Aberdeen als der erweiterte abdruck eines dort gehaltenen vortrags erschien. Im jahre 1860 folgte eine mit einer erläuternden abhandlung versehene übersetzung von Milton's *Comus*, 1867 das bekannte *Elementarbuch der englischen sprache*, das hiernach noch 10 auflagen erlebt hat. Den II. teil dieses lehrbuchs, die *Grammatik der englischen sprache*, deren 6. auflage jetzt im drucke ist, veröffentlichte er im jahre 1871, eine hieraus verkürzte *Schulgrammatik*. jetzt in 4. auflage, im jahre 1876. Hieran schlossen sich 1878 *Übungsbeispiele zur einübung der englischen syntax*, von denen bisher drei auflagen erschienen sind: alle diese werke von der Haude & Spener'schen buchhandlung zu Berlin herausgegeben. Im selben

verlage erschienen dann die trefflichen schulausgaben von Dickens' *Christmas Carol* (1879, 2. aufl. 1888) und von Macaulay's *Warren Hastings* (1880); in der Tauchnitz'schen 'Students' Series' die von *Tom Brown's Schooldays* (1887), von den *Rebellions of Argyle and Monmouth* (1890), von Shakespeare's *Julius Cæsar* (1890) und *Macbeth* (1893), von welcher letzterem Schmidt im vorjahre eine metrische übersetzung hatte erscheinen lassen (Berlin, Gronau); endlich in der Freytag'schen sammlung die ausgaben des *Merchant of Venice* (1896) und von Mrs. Gaskell's *Cranford* (1898).

Und alle diese bearbeitungen zeichnen sich vorteilhaft vor der grossen masse der billigen schulausgaben durch gründliche forschung und umfassendes wissen aus. Doch waren die letzten dieser veröfentlichungen gewissermassen nur früchte einer nebenbeschäftigung, da die hauptthätigkeit Schmidt's jetzt lexikalische arbeiten bildeten. Zuerst verfasste er gemeinschaftlich mit G. Tanger ein wörterbuch für den hand- und schulgebrauch (1896), nicht als eine blosse verkürzung des grossen Flügel'schen lexikons, sondern als eine zum grossen teil selbständige leistung. Nach vollendung dieses werkes wurde er an stelle des verstorbenen D. Sanders leiter und mitarbeiter am deutsch-englischen teile des von Muret begonnenen grossen wörterbuchs im Toussaint-Langenscheidt'schen verlage, an dessen fertigstellung er bis zu seinem letzten atemzuge, kann man sagen, mit hingebendem eifer und unsäglicher mühe wirkte; hatte er doch oft genug die beiträge anderer umzumodeln, um sie für den druck fähig zu machen! Leider sollte er die vollendung dieses werkes nicht mehr erleben, — doch befindet sich jetzt die leitung in gleich trefflichen händen, in denen C. Stoffel's, dessen verdienste um die englische sprachwissenschaft den lesern dieser zeitschrift nicht besonders aufgezählt zu werden brauchen.

Doch ist mit diesen bedeutenden wissenschaftlichen leistungen Schmidt's schriftstellerische thätigkeit noch nicht erschöpft. So hat er sich ausser in den schon citierten veröfentlichungen auch sonst als übersetzer bethätigt. U. a. ist eine übertragung der *Ingoldsby Legends* in der Reclam'schen sammlung erschienen, während eine vollständige übersetzung von Burns' gedichten, von der hie und da proben erschienen sind (so Neuphilologische blätter, VII, S. 315—17), nebst ausführlicher biographie noch der herausgabe harrt. Mehr populär gehaltene aufsätze erschienen in der sonntagsbeilage der 'Vossischen zeitung', ein artikel über

*Milton's jugendjahre und jugendwerke* in der 'Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher vorträge' im 243. heft. — Ausser andern materialien ist das allerdings nicht ganz vollendete, doch immerhin umfangreiche manuskript einer *Englischen synonymik* erhalten, das hoffentlich bald einen fortsetzer und verleger finden wird.

Endlich sei noch kurz der thätigkeit Schmidt's als mitglied der gesellschaft für das studium der neueren sprachen zu Berlin rühmend gedacht, deren II. vorsitzender er nach Zupitza's tode wurde.

Doch nicht nur ein hervorragender mann der wissenschaft war Immanuel Schmidt, — er war auch ein liebevoll sorgender familienvater, ein gemütvoller und geistreicher gesellschaftler, ein treuer, uneigennütziger freund, ein vornehmer charakter. Allen, die ihm nahe gestanden, wird die erinnerung an ihn heilig bleiben.

Gross-Lichterfelde, Nov. 1900.

John Koch.

---

### ROSICRUCIAN.

Mit bezug auf das in den *Englischen Studien* 28, 319 f. bemerkte muss gesagt werden, dass die dort aus Webster's Dictionary angeführte »falsche erklärung« von *Rosicrucian* aus einer alten auflage des werkes stammt. Im jahre 1890 erschien Webster's *International Dictionary*. auf dessen titelblatte die worte standen: "being the authentic edition of Webster's *Unabridged Dictionary* comprising the issues of 1864, 1879, and 1884, now thoroughly revised and enlarged," u. s. w. In dieser auflage hat die etymologie von *Rosicrucian* folgenden wortlaut: "The name is probably due to a German theologian, Johann Valentin Andreä, who in anonymous pamphlets called himself a knight of the *Rose Cross* (G. *Rosenkreuz*), using a seal with a St. Andrew's cross and four roses." Die darauffolgende definition ist gleichfalls nicht mehr die alte. (Auch diese auflage kann, beiläufig gesagt, jetzt als veraltet bezeichnet werden, denn die im herbst dieses jahres [1900] unter demselben titel erschienene enthält, abgesehen von kleineren änderungen, ein grosses *Supplement of additional words*.)

Cambridge, Massachusetts, 17. Dezember 1900.

E. S. Sheldon.

Ich habe zu obigem nur zu bemerken, dass meine berichtigung, die dadurch veranlasst wurde, dass die falsche erklärung sich in

Feyerabend's *History of English Literature* findet, sich auf die im jahre 1889 in London bei George Bell & Sons erschienene "authorised and unabridged edition" bezieht. Auch Feyerabend, der mir schreibt, dass sein irrthum durch Webster veranlasst sei, scheint diese in Deutschland sehr verbreitete ausgabe benutzt zu haben.

Northeim.

R. Sprenger.

#### KLEINE MITTHEILUNGEN.

Herr Cornelis Stoffel in Nijmegen, der treffliche kenner der historischen englischen syntax und wortkunde, der fortsetzer des Muret'schen wörterbuchs, welcher kürzlich, wie wir im letzten hefte berichteten, einen ruf an die universität Groningen als nachfolger Bülbring's abgelehnt hatte, um freier seinen arbeiten leben zu können, wurde von der philosophischen fakultät zu Groningen zum "Doctor in de Nederlandsche Letteren honoris causa" ernannt.

Herr A. E. H. Swaen wurde als lehrer des Englischen an das gymnasium zu Amsterdam berufen.

In Giessen habilitierte sich dr. Wilhelm Horn als privatdocent für englische philologie.

Honorarprofessor dr. Wilhelm Ihne, der seit 1873 als lehrer der englischen sprache und litteratur an der universität Heidelberg gewirkt hat, tritt mit dem ende dieses semesters in den wohlverdienten ruhestand, nachdem er am 2. Februar d. j. in seltener geistiger und körperlicher frische seinen 80. geburtstag gefeiert hat. Möge ihm ein langer heiterer lebensabend beschieden sein.



## DER URSPRUNG DER NEUENGLISCHEN *AI-, AU-DIPHTHONGE.*



Nicht aus freude an wissenschaftlicher polemik, sondern in der überzeugung, zur lösung eines schwierigen problems der englischen lautgeschichte etwas beitragen zu können, komme ich auf meine früher in dieser zeitschrift (XXVI 229 ff.) entwickelte theorie noch einmal zurück, welche inzwischen von Luick heftig angegriffen worden ist (XXVII 89 ff.). Luick versucht nachzuweisen, dass sich in meiner »darstellung des dialektischen thatbestandes ein irrthum an den anderen« reihe und daher meine theorie auf falschen voraussetzungen ruhe.

Den ersten irrthum findet er in meinem satze: 'In nord-englischen und schottischen dialekten ist bekanntlich die diphthongierung von  $\bar{u}$  fast gar nicht, die von  $\bar{i}$  nur unvollkommen durchgeführt.' Er liest daraus mit merkwürdiger logik die meinung heraus, »dass im norden ebenso wie me.  $\bar{u}$  durch ( $\acute{u}_1$   $u$ ), so me.  $\bar{i}$  durch ( $\acute{i}_1$   $i$ ) vertreten« sei.

Das ist indessen ein missverständnis Luick's, welches wohl dadurch veranlasst wurde, dass ich an der stelle auf Ellis EEP V 494 verwies, ohne das ziemlich selbstverständliche »ff.« hinzuzusetzen.

Jedem unparteiischen sachverständigen wird wohl klar sein, was ich mit der unvollkommenen durchführung der  $\bar{i}$ -diphthongierung im norden meinte: dass nämlich in den meisten nordenglisch-schottischen mundarten nicht volle *ai-* (*ae-*)diphthonge, sondern nur *ei*-diphthonge entwickelt sind, wie Luick selbst a. a. o. s. 96 ausführlich auseinandergesetzt hat.

Die gewöhnliche schottische (Lowland) aussprache eines wortes wie *like* deckt sich etwa mit der des wortes *lake* im munde des gebildeten Londoners. Dieser diphthong (*éi*) kann als ein unvollkommener darum bezeichnet werden, weil er von den meisten menschen, die nicht phonetisch geschult sind, gar nicht als diphthong empfunden wird. Noch Murray bezeichnet ja seine eigene schottische und die nordenglische aussprache des *ɪ* als monophthongisch (Ellis EEP I 294, vgl. I 288).

Luick hat selbst mehrfach (Untersuchungen zur engl. lautgesch. § 29, ESt. XXVII 99) darauf hingewiesen, dass in mehreren dramen aus den letzten jahrzehnten des 16. und den ersten des 17. jahrhunderts die schottische aussprache des *ɪ* in *I, by, find, Christ, assign, Friday, mine* durch *ai, a* bezeichnet wird«. Wenn er diese lautbezeichnung aber so deutet, dass das schottische *ɪ* damals »mindestens *æi* oder *a* (bez. *æi*)« war, so muss die deutung als mindestens sehr gewagt wahrscheinlich als irrig erklärt werden. Im Englischen hatte damals (um 1600) *ai, ay* allerdings noch im munde von vielen (namentlich wohl von älteren und pedantischen personen) die diphthongische geltung; aber diese kann hier unmöglich gemeint sein; denn selbst heutigentags ist ja (ausser im auslaut und im hiatus) in den meisten schottischen dialekten der betreffende diphthong noch nicht so weit (*ai, æi, æi*) in der entwicklung gelangt, was ja Luick selbst zugiebt. Die *ɹi, ai* in der aussprache von Edinburgh und umgegend sind ja offenbar eine jüngere entwicklung und wahrscheinlich aus der englischen gemeinsprache importiert, was ja zum teil auch Luick (s. 97) annimmt. Nun bestand aber bekanntlich schon seit der mitte des 16. jahrhunderts in England für *ai, ay* die monophthongische aussprache (*æe*) (Kluge, Grdr. d. g. phil. I<sup>2</sup> 1050); und dies ist offenbar in den erwähnten schottischen dialektformen gemeint. Es geht daraus hervor, dass den Engländern der laut des schottischen *ɪ* ungefähr wie *ɪ* klang. In wirklichkeit wird dasselbe höchstwahrscheinlich ein *ei*-diphthong, etwa wie in *lake, fate* (gebildete Londoner aussprache), gewesen sein.

Nach Luick's theorie wäre damals der schottische diphthong dem englischen in der entwicklung voraus gewesen, während er heute von ihm überholt ist. Das ist von vornherein unwahrscheinlich. Das normale verhältnis ist vielmehr, dass die entwicklung ungefähr parallel ging, und dass schon damals

der schottische diphthong hinter dem englischen mindestens um eine stufe zurück war; die gewöhnliche englische aussprache dürfte um 1600 etwa (*Ei*) gewesen sein.

Es kommen aber sogar noch vereinzelte fälle in schottischen und nordenglischen dialekten vor, die gar keine diphthongierung, sondern erhaltung des *i*-lautes aufweisen. Ich will die wörter auf *nd*, *ld* (z. b. *bind*, *blind*, *find*, *chiel* = *child*) nicht besonders urgieren, weil man ja hier zur not annehmen kann, dass die gemeinenglische vokaldehnung nicht durchgeführt oder frühzeitig rückverkürzung eingetreten ist. Aber davon abgesehen, finde ich z. b. für einen schottischen dialekt (Mid North Lowland) die aussprache von *write* notiert als: *vriit*, *vrit*, und *writing* wiedergegeben als *vreetin* (Ellis OEEP V 782, 826). Die Yorkshire-aussprache von *kite* = ae. *cyta* wird als *kiit* angegeben (a. a. o. p. 825); die wörter *mice*, *lice* werden in einem teil von Yorkshire (Danby, Cleveland) als *liis*, *miis* gesprochen (a. a. o. p. 528, 825). Ebenso entspricht schott. *to keek* dem me. mndd. *kīken*, holl. *kijken* u. s. w. Ganz gewöhnlich ist die erhaltung des *i* in schottischen wörtern romanischen ursprungs (Ellis V 720).

Der erste, von Luick getadelte satz entspricht also genau den vorliegenden thatsachen.

Mein zweiter, von Luick ebenfalls bemängelter satz lautete: »Auch aus dem östlichen mittelland können die diphthonge nicht stammen, da im nördlichen Lincolnshire monophthongische formen bei *ū* die herrschenden sind, bei *i* wenigstens neben diphthongischen noch vorkommen (Ellis V 314).« Auch in diesem satz, den Luick in bezug auf *i* für »völlig unhaltbar« erklärt, muss ich jedes wort aufrechterhalten. Monophthongische formen kommen, wie bei Ellis a. a. o. angegeben, nicht nur bei *night*, *alight*, *sight* u. s. w. in dem erwähnten dialekt vor (wörter, in denen allerdings *i* erst sekundär entwickelt ist), sondern auch bei *bind*, *blind*, *find*, *to wind*<sup>1)</sup>, obwohl hier nach ausweis von Orm's schreibung, die doch einen mindestens sehr nahestehenden dialekt wiedergibt, sicher im ME. des östlichen mittellandes *i* vorlag. Luick's bemerkung über diese

<sup>1)</sup> Es ist bemerkenswert, dass in der noch nördlicheren mundart des südlichen Lancashire (D. 22) in diesen wörtern volle diphthongierung regelmässig eingetreten ist (Ellis V 348), ebenso in Cheshire (V 423).

mundart, 'dass jedes schon mittelenglische  $\bar{i}$  zu ( $\acute{a}i$ ) geworden ist', erweist sich als unrichtig.

Nun habe ich das nördliche Lincolnshire nicht gerade als 'charakteristischen vertreter des ganzen östlichen mittellandes' hinstellen wollen; aber für die frage nach der eigentlichen heimat eines lautvorganges ist doch jedenfalls die thatsache von bedeutung, dass dieser lautvorgang einen teil des betreffenden dialektgebietes gar nicht oder nur unvollkommen ergriffen hat. Denn wir müssen uns doch lautwandelungen etwa wellenförmig um sich greifend vorstellen und annehmen, dass sie in der nähe des ursprungs am kräftigsten sind.

Übrigens kommen auch in anderen teilen des östlichen mittellandes vereinzelt undiphthongierte formen vor, so für *lice*, *mice* die formen (*liis*), (*miis*) in Suffolk (Ellis a. a. o. s. 283, 287), (*miis*) auch in Norfolk (Ellis s. 267), ferner für *dyke* die form (*diik*) in Norfolk (Ellis s. 276), für *hive* die form (*hiiv*) in Norfolk (Ellis s. 286), für *dive* die form (*diiv*) in Suffolk (Ellis s. 287).

Jedenfalls ist im östlichen mittelland die diphthongierung von  $\bar{i}$  und  $\bar{i}$  unvollkommener und unregelmässiger durchgeführt als im westlichen mittelland. Mit noch grösserer bestimmtheit als zuvor muss ich daher behaupten, dass das östliche mittelland als heimat dieser diphthonge nicht in betracht kommen kann.

Ich muss ferner auf das entschiedenste bei meiner aufstellung bleiben, dass »im äussersten süden und südwesten *ei-* (*oi-*) und *ou-*diphthonge vorherrschen«, ja sogar, dass »einzelne nicht diphthongierte formen vorkommen«, obwohl hier Luick einen dritten irrthum findet. Sämtliche von Luick auf s. 91 aufgezählte diphthongformen zeigen in der that diesen charakter: ( $\mathcal{H}i$ ), ( $\mathcal{H}oi$ ), ( $\acute{o}i$ ), ( $\mathcal{H}ou$ ), ( $\mathcal{H}ú$ ), ( $\acute{É}u$ ), ( $\acute{é}u$ ). Nur muss man den begriff: »*ei-* (*oi-*) und *ou-*diphthonge« nicht so eng fassen, wie Luick es thut. Natürlich habe ich mit *ei-* und *ou-*diphthongen nicht nur das gemeint, was paläotypisch als (*ei*, *ou*) bezeichnet wird; ich hätte dann der deutlichkeit halber diese bezeichnungen ja in klammern fassen müssen; ich habe, weil ich nicht wusste, ob der druckerei die entsprechenden typen zur verfügung standen, mich mit der allgemeinen charakterisierung begnügt und solche diphthonge gemeint, die als erste komponente einen *e-* oder *o-*laut zeigen.

Für mich kam es nur darauf an, festzustellen, dass in keinem dieser dialekte die erste komponente der diphthonge ein reiner *a*-laut ist. Das kann auch Luick nicht bestreiten. In (*ɔoi*) ist der erste bestandteil der vokal, der in der gewöhnlichen aussprache von *first*, *third* vorliegt, also ein *e*-laut nach gewöhnlicher auffassung. Ebenso rechne ich nach Ellis a. a. o. s. 80 allerdings auch *ɥ* zu den *e*-lauten, obwohl der laut akustisch dem *a* sehr nahe kommt. Die formen (*Eu*), (*ɥu*), (*ɔou*) sind *ou*-diphthonge mit unvollkommener lippenrundung; sie setzen meiner ansicht nach durchaus nicht (*au*) als notwendige vorstufe voraus; ebensowenig wie (*oi*), welches ein labialisiertes (*eî*) ist, mit notwendigkeit ein (*ai*) als durchgangsstufe erfordert. Im Französischen z. b. ist *oi* aus *ei* ohne die mittelstufe von *ai* entwickelt worden, im Deutschen ist *eu* ohne die mittelstufe von *au*, *aü* zu (*oü*) labialisiert worden. Der übereinstimmende kieferwinkel bei *e* und *o* erklärt die nahe berührung der vokale, welche durch die *ö*-laute vermittelt werden kann. Eine entwicklungsreihe *e* — *e* — *a* — *o*, wie Luick sie als notwendig anzunehmen scheint, wäre geradezu ein umweg.

Allen diesen südenglischen diphthongen mit kleinem kieferwinkel stehen in den westlichen mundarten diphthonge mit grossem kieferwinkel: (*ai*), (*au*) ganz markant gegenüber. Da die entwicklung der diphthonge im wesentlichen auf der allmählichen erweiterung des kieferwinkels beruht, so zeigen die westlichen mundarten ohne zweifel eine vorgerücktere stufe.

Dass die gewöhnlich als *oy* bezeichneten *ɪ*-diphthonge des südens (*ɥi*, *ɔoi*) nicht auf eine stufe mit (*ai*) zu setzen sind, oder etwa gar (*ai*) als durchgangsstufe voraussetzen, geht aus folgender einfachen erwägung hervor. Im süden haben sich, wenigstens in einigen dialekten, alte me. *ai*-diphthonge (aus ae. *æg*, *eg*, fr. *ai*) als (*ái*) noch erhalten (Ellis p. 43). Die neueren *ɪ*-diphthonge werden aber von diesen streng geschieden. Ellis sagt (a. a. o.): 'I', in contrast to this clear (*ai*), has (*ɥi*, *ɔoi*) or (*ai*), which strangers hear as (*ɔ'i*) and write *oy*. Es ist daher klar, dass die neuen diphthonge nie bis zur stufe der alten oder darüber hinaus sich entwickelt haben können, denn dann wären sie ja mit diesen zusammengefallen.

Noch deutlicher zeigen die bekannten dialektformen von West-Somersetshire die *E*-stufe in der entwicklung der di-

phthonge: Wörter wie *blind*, *five*, *knife*, *sight*, *white*, *dive* erscheinen hier als (*bleen*), (*veev*), (*neev*), (*zeet*), (*zvit*), (*deev*). (Ellis V 154.) Die me. *ai*-diphthonge sind aber auch hier voll erhalten; es ist also nicht möglich, monophthongierung aus *ai* in den erwähnten wörtern anzunehmen. Endlich kommen in Südwest-Devonshire, Dorsetshire, Somersetshire auch formen mit erhaltenem  $\bar{i}$  vor: (*kiinli*), (*miind*), (*miis*) (Ellis V 165), (*shiin*), (*wiild*) V 84, (*ziild*), (*tjiild*) V 88.

Die diphthongierung von  $\bar{i}$  ist also im süden ungefähr ähnlich unvollkommen entwickelt wie im norden, während  $\bar{u}$  hier allerdings durchweg diphthongiert erscheint.

Dass nun wenigstens die  $\bar{i}$ -diphthonge nicht aus südlichen mundarten herrühren können, lässt sich noch durch eine andere betrachtung erweisen. Bekanntlich haben sich im süden die alten  $\bar{u}$ -laute ( $\bar{y}$ ) noch bis in spätmittelenglische zeit als *u* (nach französischer weise geschrieben) erhalten. Die gemeinenglische diphthongierung aber hat sie mit den alten  $\bar{i}$ -lauten zusammenfallen lassen, setzt somit den mittelländischen übergang von  $\bar{u}$  in  $\bar{i}$  voraus.

Jedenfalls stammen also die neuen  $\bar{i}$ -diphthonge weder aus dem norden noch aus dem süden, sondern aus dem mittellande. Da nun aber das östliche mittelland aus obenerwähnten gründen ebenfalls ausgeschlossen ist, so bleibt nur das westliche mittelland als heimat übrig. Und hier finden wir auch wirklich vollentwickelte *ai*-diphthonge, ja sogar noch weiter vorgeschrittene stufen. Da nun die  $\bar{u}$ -diphthongierung in andern sprachen mit der  $\bar{i}$  diphthongierung parallel geht, ist dies auch für das Englische mit einiger wahrscheinlichkeit anzunehmen. Der norden und osten ist für diese ebenfalls als heimat ausgeschlossen, der süden könnte allenfalls als ursprungsort für *au*-diphthonge in betracht kommen. Aber auch hier weisen die westmittelländischen mundarten weiterentwickelte diphthongformen auf.

Die ganz analogen verhältnisse in den deutschen mundarten nötigen förmlich zu dem wahrscheinlichkeitsschlusse, dass, ebenso wie österreichisch-bayrisches gebiet im Deutschen, westmittelländisches gebiet in England der herd dieser lautentwicklung gewesen ist.

Ich habe mich aber mit diesem wahrscheinlichkeitsbeweis nicht begnügt, sondern auf grammatikerzeugnisse und reim-

belege hingewiesen, welche meine theorie nahezu zur gewissheit erheben. Auf diese letzteren beweise ist Luick gar nicht oder fast gar nicht eingegangen, — weil er meine oben genau begründete darstellung des dialektischen thatbestandes für irrtümlich hielt. Er hält mir nur vor, dass eines der von mir zu belegen herangezogenen mittelenglischen denkmäler (S. Editha) ungenau reimt, was ich selbst schon bemerkt hatte. Gewiss; aber es dürfte schwer, ja unmöglich sein, englische dialekt-dichtungen aus jener zeit zu finden, die ganz genau reimen. Der von Luick in ausgiebigem masse zur stütze seiner theorie verwendete Cursor Mundi hat ja auch mannigfache ungenaue reime. Es liegt in der natur der sache, dass weniger genau reimende dichter uns im allgemeinen über die natur der laute mehr aufschluss geben als genau reimende, da die letzteren selbstreime bevorzugen, aus denen sich nichts schliessen lässt. Die meisten der von mir angezogenen belege sind ubrigens dichtungen entnommen, die ziemlich oder sehr genau reimen: dem Ipomedon A und den Towneley Plays.

Ich hatte gegenüber der herrschenden ansicht, dass in wörtern wie *plough* etc. im Mittelenglischen langes *u* gesprochen worden sei, die frage aufgeworfen: 'Warum sollte gerade in diesen fällen, entgegen der allgemeinen mittelenglischen tendenz zur bewahrung der diphthonge, monophthongierung eingetreten sein?' Luick glaubt diese frage mit der antwort abfertigen zu können: »weil nach ausweis der neuenglischen lautung der vokal von *plough* u. dgl. einmal mit me. *ū* zusammengefallen sein muss, und zwar nach ausweis der grammatiker des 16. jahrhunderts schon in mittelenglischer zeit.« Diese antwort ist zunächst keine eigentliche antwort auf meine frage; denn ich hatte nach dem grund der annahme der monophthongierung gefragt, nicht nach einem grund für die annahme des monophthongs. Aber die antwort giebt auch gar keinen entscheidenden grund für das letztere. Gewiss, irgendwann in spätmittelenglischer zeit muss dieser neuentstandene diphthong *ou* einmal mit me. *ū* zusammengefallen sein. Die frage ist nur, ob damals me. *ū* noch rein monophthongisch war. Es ist doch nicht nur meine ansicht, sondern auch die mancher anderen forscher (z. b. Kluge, Grdr. d. g. phil. I 1032<sup>2</sup>), ja, auch die ansicht Luick's, dass die diphthongierung schon um 1400 oder bald nachher begonnen hat.

Nun hatte ich in meinem früheren aufsatz (a. a. o. s. 231) schon darauf aufmerksam gemacht, dass ähnlich wie im Deutschen im wortauslaut sich früher diphthonge entwickelt haben als im inlaut.

Dementsprechend finden wir denn sogar in schottischen mundarten, die sonst  $\bar{u}$  durchweg monophthongisch erhalten, regelmässig diphthonge [ $\tau'u$ ] in wörtern wie *cow*, *how*, *thou*, *now* entwickelt (Ellis V 718, 723; vgl. V 712).

Luick hat s. 90 betont, dass me.  $\bar{u}$  und  $\bar{i}$  auf dem nordhumbrischen boden ein völlig verschiedenes verhalten zeigen: »jenes ist (bis auf einige südliche striche) bewahrt, dieses ist überall diphthongiert.« Das ist ein künstlich konstruierter gegensatz; oben zeigte ich bereits, dass die zweite hälfte der these unrichtig ist; nunmehr sehen wir auch, dass die erste hälfte auf einer ungenauen beobachtung des thatbestandes beruht.

In wirklichkeit zeigt sich in der abneigung gegen diphthonge im wortinlaut, in der vorliebe für diphthonge im wortauslaut sogar ein auffallender parallelismus in der nordenglischen entwicklung dieser beiden vokale. Da die auslautsdiphthonge also bis nach Schottland gedrungen bezw dort voll entwickelt sind, müssen wir in ihnen gleichsam eine ältere schicht erkennen.

Im Spätmittelschottisch finden wir regelmässig *now*, *cow* etc. geschrieben gegenüber *hous*, *toun*, *schroud* u. s. w. (vgl. Curtis, Clariodus p. 161); dieselbe differenz muss also schon damals bestanden haben. Ähnliches gilt für das Mittelenglische, wie ich schon früher bemerkt habe (a. a. o. s. 230, 235). Die auslautdiphthonge sind also jedenfalls sehr früh, wahrscheinlich schon vor 1400, wenigstens im ersten stadium entwickelt gewesen. Auch Chaucer scheint sie schon zu kennen. Damit erledigt sich Luick's einwand gegen meine auffassung von mittelenglischen reimen, wie *plow* : *thow*, ganz von selbst. Solche reime brauchen nicht monophthongisch, sie können sehr wohl diphthongisch aufgefasst werden; ja, sie sind nach ausweis der schreibung wahrscheinlich diphthongisch zu deuten.

Ich muss nun bei der besprechung der auslautsdiphthonge auf meine hypothese, die ursachen der diphthongierung betreffend (Archiv f. n. spr. CI 81 ff.), und auf Luick's einwände dagegen (Archiv f. n. spr. CIII 297 ff.) etwas näher eingehen,



da die frage des ursprungsgebiets damit zusammenhängt. Luick meint, dass die diphthongierung in isolierten einsilbigen wörtern wie *I. thou* entschieden gegen meine theorie spreche, welche die diphthongierung mit dem morenverlust (abfall oder schwächung des end-*e*) in verbindung bringt.

Ich hatte diesen einwand vorausgesehen, und auf die 'wirkung des systemzwanges' hingewiesen. Wir dürfen solche wörter nicht aus dem satzgefüge herausreissen, sondern wir müssen an die lebendige rede denken, in welcher geschriebene wörter und sprechtakte durchaus nicht immer gleichbedeutend sind. Auf wörter wie *I, thou* etc. folgten im satzgefüge sehr häufig wörter, die ursprünglich mit einem vollen präfix (*ā-*, *be-*, *ge-*) begannen, sehr häufig auch schwachbetonte wörtchen wie 'ne', 'have', 'am', 'had', 'wille'.

Es sollte doch nun sprachforschern klar sein, dass in der entwicklung solcher ganz gewöhnlicher sprachakte wie *I saw* aus *I (y-)saugh*, me. *I ne saugh*, *I've seen* aus *I have seen*, *I 'gan* aus *I began*, *I'm ill* aus *I am ill* ganz dieselbe bedingung des morenverlustes der folgesilbe obwaltet wie bei ursprünglich zweisilbigen wörtern. Und es ist andererseits leicht begreiflich, dass von solchen häufigen wörterbindungen aus circumflektierte, bezw. diphthongierte wortformen weiter übertragen und allgemein üblich werden konnten.

Mit den einsilbigen, auf einen vokal auslautenden wörtern hat es aber offenbar noch eine besondere bewandnis, da hier, in manchen mundarten wenigstens, der diphthong besonders früh entwickelt zu sein scheint. Hier ist es allerdings gar nicht einmal nötig, einen ersatz für morenverlust anzunehmen, weil solche wörter in der emphase leicht zweitonig (zweisilbig) werden (vgl. z. b. die deutsche aussprache von *wie?!*, *ja?*, *du!!*, *da?!*, *so?*).

Endlich ist noch bei den einsilbigen, auf langen vokal ausgehenden wörtern an den vor vokalischem anlaut eintretenden hiatus zu denken, der ebenfalls circumflektierte betongung und diphthongierung veranlasste. Bekanntlich haben auch solche deutsche mundarten, die im allgemeinen keine diphthongierung kennen (Alemannisch, Schweizerisch), diese im hiatus und wortauslaut eintreten lassen. Diese wörter können also gegen meine theorie ebensowenig beweisen wie die ent

sprechenden deutschen wörter gegen die übereinstimmende theorie Wrede's für die entstehung der deutschen diphthonge<sup>1)</sup>.

Von solchen einsilbigen wörtern müssen wir, da sie auf dem ganzen sprachgebiet (auch im norden!) diphthongiert sind, absehen, wenn wir nach der heimat der diphthonge fragen. — Wenn nun unsere theorie über die gewöhnliche ursache der diphthongierung richtig ist, so können die diphthonge sich nur

<sup>1)</sup> Die übrigen argumente Luick's gegen meine theorie (Archiv f. n. spr. CIII 273) sind ebensowenig stichhaltig. Bei wörtern wie *idle*, *housel*, die Luick für unvereinbar mit meiner Morenverlust-theorie hält, muss man natürlich zur erklärang vor frühmittelenglischen dreisilbigen formen (*ideli*, *housesen* etc.) ausgehen, die durch synkope des mittelvokals zweisilbig werden; wörter wie *ivy*, *doughty*, *bounty*, *vital* etc. kommen nicht in betracht, weil ihre aussprache offenbar nicht aus der volkssprache stammt (*ivy* wird z. b. noch jetzt in mehreren mundarten mit kurzem oder langem i ausgesprochen: Ellis, OEP V 88, 180, 186, 326, 343, 363, 442, 444), sondern durch die schriftsprachliche form beeinflusst ist.

Einige der anderen von Luick gegen mich angeführten wörter sind ganz unzutreffend: in *either* liegt nicht diphthongierung von ursprünglichem *ī*, sondern entweder erhaltung des mittelenglischen diphthongs oder ganz späte sekundäre diphthongierung vor; das wort *ousel* geht auf me. *oosel*, ae. *ōsl* zurück und wurde noch zu anfang des 19. jahrhunderts regelmässig mit *ū* gesprochen (Walker); *giant* passt ebensowenig, da es auf me. *gcaunt* zurückzuführen ist. Mit solchen sekundär entwickelten diphthongen muss man offenbar noch vielfach rechnen (*shire* = ae. *scire*, *tire* = ae. *teorian*, *tiny*, früher *teony* [nach Skeat zu 'tine' kufe gehörig?], *Bijron*, früher *Bijron*). Oft hat gewiss auch volksetymologische anlehnung oder analogie auf die vokalisierung eingewirkt: *tyrant* dürfte z. b. frühzeitig mit me. *tyron*, ne. *tire*, *zerfleischen*, in verbindung gebracht worden sein (Mids. I 2, 35 'my chief humour is for a tyrant: I could play Eracles rarely, or a part to tear a cat in, to make all split'); *rival* konnte durch *arrival* beeinflusst werden, *bounty* durch das von *count* abhängige *county* u. s. w.

Nachdem einmal mit den schreibungen *i*, *y*, *ou*, *ow* sich die aussprachevorstellung der üblichen diphthonge verbunden hatte, wurde sehr begreiflicherweise diese aussprache öfters durch analogie auf übereinstimmend geschriebene, minder übliche, mehr schriftsprachliche wörter übertragen. Übrigens könnte man ja auch bei wörtern wie *tyrant*, *silence*, *bounty*, *doughty* in der verkürzung oder schwächung des vokals der endsilbe einen morenverlust sehen, so dass auch von diesem gesichtspunkte aus meine theorie anwendbar wäre. Ich habe nie behauptet, dass morenverlust und silbenverlust gleichbedeutend und dass nur der silbenverlust eines wortes die vorbedingung zur diphthongierung wäre. Vorbedingung ist meiner ansicht nach nur das schwinden eines kurzen oder die starke verkürzung eines ursprünglich langen vokals der endsilbe. [Über *either* vgl. jetzt Hempf, Amer. Journ. of Philol. 21, 441. Hoops.]

in einer mundart entwickelt haben, in welcher das auslautende *e* im allgemeinen zur zeit schon geschwunden war.

Wie steht es in dieser beziehung mit dem westmittelländischen dialekt? Morsbach hat in seiner Mittelengl. gram. § 78 bei besprechung des 'auslautenden *-e*' leider zwischen dem östlichen und dem westlichen mittellande nicht unterschieden. Er sagt nur vom mittellande im allgemeinen: »Um 1200 ist das end-*e* noch im ganzen fest, um 1300 kann es in den meisten fällen fakultativ verstummen, und um die mitte des 15. jahrhunderts scheint es gänzlich verstummt zu sein.« Im westmittelländischen dialekt dürfte indessen das auslautende *-e* schon um 1400, vielleicht schon um 1350, verstummt sein; wenigstens zeigen reime und versbau einer westmittelländischen dichtung wie *Ipomedon A.* (ed. Kölbing), welche nach K. etwa in der mitte des 14. jahrhunderts gedichtet wurde (Einleitung s. CLXXIII), dass schon damals dem end-*e* in dieser mundart kaum noch irgendwelche lautliche geltung zukam.

Etwas länger dürfte sich das end-*e* in dem mehr südlichen dialekt des *Piers Plowman* (Shropshire) erhalten haben (vgl. Klapprott, Das end-*e* in W. Langland's buch von Peter dem pflüger, Gött. 1890); aber auch hier zeigt sich gegenüber der Londoner sprache Chaucer's schon (s. 44) ein weitergehender verfall der flexionsendungen: das end-*e* war »in gesprochener prosa« schon damals (1377) »im verstummen begriffen«. Morsbach wird daher gewiss auch für diese mundart recht haben, wenn er sagt, dass im mittellande um die mitte des 15. jahrhunderts das *-e* gänzlich verstummt sei. Aber auch in südlichen mundarten, insbesondere in der von Wiltshire (*S. Editha*), zeigt sich um 1400—1420 schon eine solche regellosigkeit in der schreibung des end-*e*, dass wir annehmen dürfen, dass damals die lautung höchstens noch fakultativ war. Im osten ging dieser process, wie noch nicht genügend betont worden ist, offenbar langsamer vor sich, — ein unterschied, der besonders zu tage tritt, wenn man die sprache Langland's mit der Chaucer's vergleicht.

Jedenfalls waren nicht nur in westmittelländischen, sondern auch in südwestlichen mundarten um 1400—1450 die vorbedingungen für den eintritt der diphthongierung nach meiner theorie vollauf gegeben.

Die anfänge der diphthongierung aber fallen, auch nach

Luick (Anglia XIV 285, Archiv f. n. spr. CIII 271) 'etwa in die erste hälfte des 15. jahrhunderts', also genau in dieselbe zeit.

Wie die apokope des end-*e* so wird sich auch die diphthongierung im laufe des 15. jahrhunderts weiter verbreitet haben, bis beide ergebnisse der lautentwicklung um 1500 etwa das gesamtgebiet der englischen sprache (mit ausnahme des nordens) beherrschten. Das chronologische verhältnis zwischen beiden erscheinungen spricht durchaus nicht gegen, sondern für meine theorie.

Nun sagt Luick weiter, die bewahrung des me. *ī* auf nordhumbrischem boden spreche gegen meine theorie von der ursache der diphthongierung. Die diphthongierung müsste auch auf diesem gebiet durchgeführt sein, weil hier das end-*e* ebenso wie sonst (ja sogar noch früher) abgefallen sei. Dagegen erwidere ich, dass nach meiner theorie zwar reduktion der endsilbe vorbedingung für die diphthongierung ist, aber diphthongierung durchaus nicht die unumgänglich notwendige folge der reduktion.

Diese unlogische folgerung wäre natürlich unzutreffend. Die reduktion der endsilbe bewirkt zunächst nur als ersatz circumflektierte betongung des stammvokals; ob daraus sich diphthongierung entwickelt, hängt von besonderen umständen ab.

Diese umstände waren gerade im westlichen mittellande besonders günstig, im äussersten norden und im äussersten süden, auch im äussersten osten weniger günstig; sie begünstigten in dem einen falle die diphthongierung von *ī*, in dem anderen die von *ī̄* mehr.

Dass die diphthonge sich in mehreren englischen mundarten nicht vollständig parallel entwickeln, ist ein bemerkenswerter, aber leicht zu erklärender umstand. Es ist nur nötig, die diphthongierungen im zusammenhang der ganzen englischen vokalentwicklung ins auge zu fassen. Und hier hat Luick gewiss auf den richtigen weg der erklärang hingewiesen. Es lassen sich zwei vokalverschiebungen, beide vom *a*-vocale ausgehend, in der entwicklung der englischen sprache unterscheiden: die eine ursprünglich mehr im süden (genauer wohl südwesten, vgl. Morsbach, Mittelengl. gr. § 135 ann. 1) zu hause, nach der *o*-richtung; die andere ursprünglich mehr im norden (genauer wohl nordwesten) heimisch, nach der *e*-richtung hin. Die *o*-verschiebung begann erheblich früher (um 1200) als die

*e*-verschiebung (um 1400). Durch die erstere verschiebung wurden die alten langen *o*-vokale in der richtung nach *u* hin gleichsam gedrängt, durch die letztere die alten langen *e*-vokale nach *i* hin. Es ergab sich also in beiden fällen eine gewisse notwendigkeit, die alten  $\bar{i}$ -laute bzw.  $\bar{z}$ -laute durch eine modifizierte aussprache zu differenzieren: dies geschah mit hilfe der diphthongierung. Es ist nun leicht einzusehen, dass in nordenglischen und schottischen dialekten die notwendigkeit der differenzierung sich nur beim  $\bar{z}$  geltend machte (denn die alten  $\bar{o}$ -laute wurden ja in diesen dialekten nicht zu *u*-, sondern zu  $\bar{ö}$ -,  $\bar{ü}$ -lauten). Es ist andererseits ebenso leicht begreiflich, dass im süden die *au*-diphthonge sich konsequenter ausbildeten als die *ai*-diphthonge (vgl. Kluge, Grdr. d. germ. phil. I<sup>2</sup> 946, 1032). Es ist daher wohl auch anzunehmen, dass die *au*-diphthongierung im süden etwas früher eingesetzt hat als die *ai*-diphthongierung.

Das östliche mittelland war nun sozusagen ein indifferenzgebiet in bezug auf diese beiden strömungen: keine von beiden kam darin sehr energisch zur geltung. Die alten  $\bar{a}$  erhielten sich ziemlich lange; erst allmählich drangen *o*-laute von süden ein. Andererseits zeigt sich hier auch wenig neigung zur späteren tonerhöhung von  $\bar{a}$  zu  $\bar{e}$ ,  $\bar{e}$  zu  $\bar{i}$ . So ist es denn begreiflich, dass hier auch die *ai*- und *au*-diphthonge erst spät und nicht konsequent durchgeführt wurden.

Ganz anders das westliche (auch nordwestliche) mittelland. Hier sind schon um 1350 die alten  $\bar{a}$  konsequenter als im osten in *o*- übergegangen (vgl. Knigge, Sprache des Sir Gawayn s. 31 ff., Fick, Perle s. 20 ff.), die alten  $\bar{o}$  wahrscheinlich zu  $\bar{u}$  ähnlichen lauten geworden. Also ergab sich hier die diphthongierung von  $\bar{u}$  als notwendige folge der verschiebung.

Aber andererseits zeigt sich im norden des westlichen mittellandes (ähnlich wie überhaupt im norden) schon im 14. jahrhundert auch neigung zur tonerhöhung des *a*,  $\bar{a}$  (vgl. Kluge, Grdr. d. g. phil. I 1036<sup>2</sup>; W. Fick, Zum me. gedicht von der perle, diss. 1885, s. 10 ff.). Auch für *e*,  $\bar{e}$  treffen wir dort schon frühzeitig *i* (Morsbach, Mittelengl. gr. § 109; Kölbing, Ipomedon CLIX). So trat denn auch die diphthongierung von altem  $\bar{i}$  hier gewissermassen notgedrungen ein. Die beiden vokalverschiebungen stossen hier gleichsam in ihren ausgangspunkten aneinander.

Ein scharfer, meines wissens noch nicht hervorgehobener gegensatz zwischen ost- und westmittelländischen mundaa. bestand in der mittelenglischen periode also darin, dass die ersteren die reinen *a*-vokale erhielten und begünstigten, die letzteren sie vermieden. Der unterschied tritt in der schreibung nicht sehr hervor, ist aber aus den reinen deutlich erkennbar.

Daraus ergab sich die weitere abweichung, dass die westmittelländischen mundarten eine grössere hinneigung zu den vokalexremen und zur diphthongierung aufweisen als die ostmittelländischen. Der westen scheint in beziehung auf vokalentwicklung fortschrittlicher, der osten konservativer gewesen zu sein. Das lässt sich noch in den gegenwärtigen westlichen mundarten erkennen: In Cheshire (wie übrigens auch in manchen südwestlichen mundarten) ist das gemeinenglische (*ee*), (*ei*) in wörtern wie *tale, name, take* u. s. w. bis zu einem (*i*) vorgerückt (Ellis, OEEP V 409, 421); in den angrenzenden grafschaften Shropshire, Derbyshire, Lancashire aber finden wir *u* laute in wörtern wie *road, toad, throat, more, oats, clothes, stone* (Ellis, OEEP V 185, 323). In denselben mundarten aber ist, wahrscheinlich im zusammenhange mit diesen lautwandelungen, eine ganz neue diphthongierung der modernen gemeinenglischen (*ī*) (*ī̄*) eingetreten, und zwar, genau entsprechend, in Cheshire diphthongierung zu (*Ei*) in wörtern wie *green, sheep, sleep, needle*, in Derbyshire und Lancashire diphthongierung zu (*oeu*) in wörtern wie *moon, look, book*.

Es wird jetzt wohl hinlänglich klar geworden sein, wie es kam, dass die diphthongierung gerade vom westlichen mittellande ausging. Gerade hier trafen die günstigen bedingungen der frühzeitigen apokope des *-e* und der frühzeitigen vokalverschiebung zusammen. Ob bei der diphthongierung noch gaelische einflüsse mitspielten, lasse ich dahingestellt.

Nach einer richtung hin muss ich jetzt allerdings meine früher ausgesprochene theorie modifizieren. Ich glaube jetzt, dass in einigen mittelenglischen mundarten zweigipflige betnung der langen vokale schon vor der periode des abfalls des end-*e* in einsilbigen wörtern (wortformen) üblich war. Wenigstens scheinen mittelenglische schreibungen wie *liif, wiif* (gegen *live, wyve*) in gewissen handschriften (z. b. Auchinleck-Ms.), darauf hinzudeuten.

Hier kann die von Luick entwickelte theorie der aus-

gleichung des silbengewichts mitspielen; es wäre aber auch möglich, dass noch aus der germanischen urzeit her in den durch synkope des end-vokals gekürzten formen circumflektierte betonung sich erhalten hätte.

Jedenfalls wurde aber diese im Mittelenglischen nur auf gewisse einsilbige wortformen beschränkte zweigipflige aussprache infolge der neuen apokope allgemein üblich.

Dass die apokope des end-*e* (die reduktion der endsilbe) die entwicklung der diphthonge beeinflusst hat (was Luick immer noch leugnet), lässt sich aus nordenglischen dialekten schlagend beweisen. Denn hier ist regelmässig volle diphthongierung des  $\bar{i}$ , bzw. ein *a*-laut, eingetreten in wörtern oder wortformen, die im Mittelenglischen zweisilbig waren, deren end-*e* verstummt ist; dagegen in früher einsilbigen worten oder wortformen ist nur ein unvollkommener diphthong entwickelt worden.

So hat sich bei einigen der in betracht kommenden wörter sogar eine art ablaut zwischen ursprünglich einsilbigen und ursprünglich zweisilbigen formen gebildet, z. b. *knife* (= *neif*) — *knives* (= *naiʋz*) (Ellis, OEEP V 496). Besonders instruktiv sind in dieser beziehung einige Yorkshire-mundarten (V 530, 535). Hier finden wir die aussprache von wörtern wie *drive*, *time*, *rise*, *five*, *wide*, *mile*, *wise*, *while* (die zum teil schon in der gestaltung des auslautenden konsonanten die ursprüngliche zweisilbigkeit verraten), mit (*ai*), (*aa*) angegeben, dagegen *like*, *life*, *knife*, *wife*, *ice*, *wire* mit (*ei*).

Analog, nur nicht ganz so durchsichtig sind die lautverhältnisse in mehreren anderen nordenglischen und schottischen mundarten (z. b. V 625, 628, 679, 722, 744). In einem anderen dialekt (D. 21, Lancashire, Derbyshire) stellt sich bei ursprünglich zweisilbigen wortformen noch jetzt gern zweigipflige (circumflektierte) betonung ein, z. b. (*wâiz*) = *wise*, aber (*âist*) = *ice* (V 327). Die (zweigipfligen) diphthonge sind also offenbar in ursprünglich zweisilbigen, aber durch apokope gekürzten wörtern früher und vollkommener entwickelt als in einsilbigen.

Der phonetisch leicht erklärliche zusammenhang zwischen morenverlust und diphthongierung kann gar nicht deutlicher nachgewiesen werden als durch die thatsachen der gleichzeitigkeit und der noch deutlich erkennbaren ursprünglichen

beschränkung der diphthonge auf verkürzte wörter oder wortformen.

Was die heimat der diphthonge betrifft, so weist die entwicklung der neuenglischen mundarten, ebenso wie die frühesten grammatikerzeugnisse und mittelenglischen reimbindungen, ganz entschieden auf das westliche mittelland.

Breslau, August 1900.

G. Sarrazin.

## EINE ALTPORTUGIESISCHE VERSION DER KÖNIG LEAR-SAGE.



Im *Livro do Conde Pedro*, dem vom grafen *Pedro de Barcelho* verfassten vierten buche der *Livros de Linhagens*<sup>1)</sup>, findet sich ein abschnitt bretonischer chronik und darin folgende version der Lear-sage, die nicht allgemein bekannt und in Deutschland wenigen zugänglich sein dürfte.

De rrey Leir filho de rrey Balduc o voador, e de suas filhas e do que lhes aqueçeo.

Quando foi morto rrey Balduc o voador<sup>2)</sup> rreynou seu filho que ouue nome Leyr. E este rrey Leyr nom ouue filho, mas ouue tres filhas muy fermosas e amauaas muito. E huum dia ouue sas rrazoões com ellas e disselhes que lhe dissessem verdade qual dellas o amaua mais. Disse a mayor que nom auia cousa no mundo que tanto amasse como elle, e disse a

<sup>1)</sup> *Portugaliae Monumenta hist., Scriptores* I s. 238; wiederabgedruckt in: Theofilo Braga, *Contos tradicionais*, II s. 31.

<sup>2)</sup> Auch hier ist Balduc ein urenkel des rrey Brutus Verdescut, einem nachkommen des Brutus, Ascanius' sohn, und der Imogen; Brutus kämpft in Sevilla gegen Torineus, der kämpfe gegen Got und Magot besteht. Brutus' söhne waren Socrim, Camber und Albanast; er wurde in London begraben. Socrim's land ist Imgraterra, Camber's land Galas und Albanast's Escorçia. Von Balduc heisst es: ". . . per grande siso que avia cuydou de voar atáa Londres e mandou fazer aas por voar e falleçou seu sem e cayo em terra e quebrou todo, e assy morreo." (Er war von so grossem verstande, dass er gedachte, bis nach L. zu fliegen; und er liess flügel zum fliegen machen, und die besinnung verliess ihn, und er fiel zur erde und zertrümmerte ganz, und so starb er.)



outra que o amaua tanto como ssy meesma e disse a terceira, que era a meor, que o amava tanto como deue d'amar filha a padre. E elle quislhe mall porem, e por esto nom lhe quis dar parte no rreyno. E casou a filha mayor com o duque de Cornoalha, e casou a outra com rrey de Tostia, e nom curou da meor. Mas ella por sa ventuira casousse melhor que nenhuma das outras, ca se pagou della elrrey de Framça e filhoua por molher. E depois seu padre della em sa velhiçe filharomlhe seus gemrros a terra e foy malladamte, e ouue a tornar aa mercee delrrey de Framça e de sa filha a meor a que nom quis dar parte do rreyno. E elles receberomno muy bem e deromlhe todas as cousas que lhe forom mester e homrraromno mentre foy uiuo, e morreo em seu poder. E depois se combateo elrrey de Framça com ambos os cunhados de sua molher, e tolheolhes a terra. Morreo elrrey de Framça e nom leixou filho uiuo. E os outros dous a que tolhera a terra ouuerom senhos filhos e apoderaromsse da terra toda, e prenderam aa tya, molher que fora delrrey de Framça e meteromna em hum carçer, e alli a fezerom morrer.

#### De Margat e Gouedagos primos comirmaãos delrrey de Framça.

Estes dous primos coirmaãos que mataram sa tia hum ouue nome Margat e ho outro Gouegagos partirom a terra ambos. E hum ouue desde Home aalem e aaquem. E depois ouue hum cobiiça da terra ao outro. Margat ouue cobiiça e emvija da terra, e veo sobrelle com grande hoste por lhe tolher a terra e lidarem ambos, e foy arramcado o primo meor e foy morto. E foi Gouedagos senhor da terra toda.

En o tempo que esta guerra foy em aquella sazom probrarom Roma Remos e Romulus.

Ich lasse eine übersetzung folgen.

Vom könig Leir, sohn königs Balduc des fliegere, und von seinen töchtern und von dem, was ihnen geschah.

Als könig Balduc der flieger gestorben war, regierte sein sohn, der Leyr hiess, und dieser könig Leyr hatte keinen sohn, aber drei sehr schöne töchter, und er liebte sie sehr. Und

eines tages führte er ein gespräch mit ihnen und forderte sie auf, ihm die wahrheit zu sagen, welche von ihnen ihn am meisten liebe. Die älteste sagte, dass es kein ding in der welt gäbe, welches sie so liebe wie ihn, und die andere, dass sie ihn so liebe wie sich selbst, und die dritte, die jüngste, dass sie ihn so liebe, wie es sich für die tochter schicke, den vater zu lieben. Daher war er böse auf sie und wollte ihr keinen teil des königreiches geben. Und er vermählte die älteste tochter mit dem herzog von Cornoalha und vermählte die andere mit dem könig von Tostia, und um die jüngste kümmerte er sich nicht. Durch einen glücklichen zufall jedoch vermählte diese sich besser als eine der anderen, denn der könig von Frankreich fand gefallen an ihr und nahm sie zur frau. Ihrem vater aber, dem nahmen später, in seinem alter, seine schwiegersöhne das land, und es ging ihm schlecht, und er musste die barmherzigkeit des königs von Frankreich und seiner jüngsten tochter anrufen, der er keinen teil seines reiches hatte geben wollen. Und sie empfangen ihn sehr gut, gaben ihm alles, was er brauchte, ehrten ihn solange er lebte, und er starb in ihrer gewalt. Und nachher kämpfte der könig von Frankreich mit den beiden schwägern seiner frau und nahm ihnen ihr land. Der könig von Frankreich starb und hinterliess keinen sohn. Aber die anderen zwei, denen er das land genommen hatte, hinterliessen je einen sohn, und diese bemächtigten sich des ganzen landes, ergriffen ihre muhme, die die frau des königs von Frankreich gewesen war, warfen sie in ein gefängnis und liessen sie dort töten.

#### Von den vettern Margat und Gouedagos, neffen des königs von Frankreich.

Von diesen zwei vettern, welche ihre muhme getötet hatten, hiess der eine Margat und der andere Gouegagos. Sie theilten beide das land, und einer hatte es diesseits und<sup>1)</sup> jenseits vom Home. Und darauf begehrte einer das land des anderen. Margat war voll neid und begierde auf das land und kam mit einem grossen heere über Gouedagos, um es ihm zu nehmen, sie kämpften beide, und der jüngste vetter wurde niedergeworfen und getötet. Und Gouedagos wurde herr des ganzen landes.

<sup>1)</sup> Wohl zu ergänzen: der andere. Vgl. Münchner Brut v. 3631—38.

Zu dieser selbigen zeit, als dieser krieg stattfand, bevölkerten Remus und Romulus Rom.

Das *Livro do Conde Pedro* ist 1325 abgeschlossen und hängt offenbar mit dem Münchner Brut zusammen, von dem es in der darstellung der L.-sage nur in einem wesentlichen punkte abweicht: Cordelia tötet sich nicht selbst, sondern wird von den neffen umgebracht. Eine stark gekürzte prosaversion, die jedenfalls zwischen der gemächlichen darstellung des Galfred v. Monmouth = Matthäus Paris = Münchner Brut einerseits und der vorliegenden knappen erzählung liegen muss, ist vorläufig noch nicht aufgefunden. Vgl. Geschichte der port. litteratur (Gröber's *Grundriss der romanischen philologie* II 209) von Caroline Michaelis de Vasconcellos, der ich auch für gütige briefliche mitteilungen zu dank verpflichtet bin.

Wien, 2. Februar 1901.

Elise Richter.

## THE GERMAN SPY (1738).

*The German Spy* in crown octavo enthält: eine vorrede von 16 seiten: »the Editor to the Reader«, eine übersicht des inhaltes und 48 briefe eines Engländers (s. 1—436) über Norddeutschland. Letter I, II sollen von Münster aus geschrieben sein, III von Paderborn, IV Osnabrück, V Minden, VI—X Bremen, XI—XXXVI Hamburg, XXXVII u. XXXVIII Glückstadt, XXXIX Helgoland, XL Stade; XLI—XLIII wieder Hamburg, XLIV—XLVI Lübeck, XLVII u. XLVIII Rostock. Der schreiber der briefe, die genau in die jahre 1726—27 zurückzusetzen sind, hat sich nicht genannt. Das buch erschien in erster auflage 1738. Mir lag in zwei exemplaren die zweite<sup>1)</sup> aus dem jahre 1740 vor, die das umfangreiche titelblatt trägt:

<sup>1)</sup> Das eine exemplar befindet sich auf der königlichen bibliothek in Berlin: S. 15 838; ein andres wurde vor einigen jahren von herrn prof. Brandl für das englische seminar in Berlin angekauft und von mir dort benutzt.

The | German Spy : | or | Familiar Letters | From | A Gentleman  
 on his Travels thro' | Germany | To | His friend in England. |  
 Containing

an exact and Entertaining  
 Description of the Principal  
 Cities and Towns  
 With their several Reli-  
 gious Establishments,  
 and Governments, Civil  
 and Military

An Account of the Customs  
 and Manners of the People.  
 Remarks on their Language,  
 Interests and Poli-  
 cies; Fortifications,  
 Churches, Publick  
 Buildings and Curio-  
 sities.

Interspersed

With the Secret History and Charac-  
 ters of the several Princes and Prin-  
 cesses and other the most considerable  
 Personages in the Empire of Germany.

---

Heroes and Gods make other Poems fine,  
 Plain Satire calls for Sense in every Line.

Universal Passion, Sat. II.

Wisely the Springs of Action we conceal;  
 Thus Sordidness, is Prudence; Fury, Zeal;  
 Ambition makes the Publick Good his Care,  
 And Hypocrites the Mask of Saintship wear.

Pope on Human Life.

---

The Second Edition.

London.

Printed for T. Coopers; in Pater-noster-Row, and sold by the  
 Booksellers of London and Westminster.

MDCCXL.

Was auf der titelseite ein wenig marktschreierisch ver-  
 sprochen war, das hat das buch freilich nicht gehalten; die  
 beschreibung der städte ist nur bei Bremen und Hamburg  
 ausführlich. Mit einer gewissen vorliebe und mit unglaub-  
 licher schnelligkeit zeigt sich der *Spy* über die geschichte  
 aller plätze, wo er sich gerade befindet, unterrichtet. Diese  
 einführungen haben natürlich nicht den allermindesten wert

mehr, und man würde sie gern für einige weitere persönliche beobachtungen des reisenden hingeben. Die anlage ist dabei durchaus schematisch; er fängt fast stets mit denselben worten an und erzählt die gründungsfabel, die er allerorts dann wieder nüchtern zurückweist; er beschäftigt sich gern auch mit der bedeutung des namens der stadt und führt ihre geschichte mit einem ungeheuren ballast von zahlen pragmatisch bis in den anfang des 18. jahrhunderts.

Dem zweiten teil seiner aufgabe, die religiösen sowohl wie die bürgerlichen und militärischen einrichtungen in Norddeutschland betreffend, hat der *Spy* nur in gewissem umfange entsprochen, um dann von den sitten der bevölkerung ein desto anschaulicheres bild, aus eigenen erlebnissen und aus eifriger nachforschung, zu entwerfen. Fürsten und fürstinnen ist er in den hansestädten natürlich nicht oft begegnet, um die letzte behauptung des titelblattes: »Interspersed with the secret History . . .« irgendwie zu rechtfertigen. Dahinschlagende briefe aus Hannover, die auch das englische königshaus nicht ungeschoren liessen, sind freilich, wenn man der vorrede trauen darf, nachher unterdrückt worden.

Der »Editor« will diese briefe in der von ihm übernommenen bibliothek eines kürzlich verstorbenen herrn gefunden haben, der sie seinerzeit von einem in Deutschland weilenden freunde empfing. Er unterbreitete sie einem Mr. Lediard, der selber längere zeit das ausland bereist und ein zuständiges urteil über die glaubwürdigkeit der schilderung hatte<sup>1)</sup>. Das gutachten ist in der vorrede abgedruckt.

---

<sup>1)</sup> Dictionary of Nat. Biography 32, 339; Goedecke<sup>2</sup> III 338; Schröder 4, 395 ff. Thomas Ledyard, wie er sich am schlusse unterzeichnet, lebte von 1685—1754; er stand schon in jugendlichem alter im dienste des herzogs von Marlborough, mit dem er auch 1707 Schweden besuchte. Günstige äussere verhältnisse gestatteten ihm grosse reisen und eine vielseitige schriftstellerei. Er diente längere zeit (1725) im diplomatischen corps in Hamburg als sekretär, wo er besonders mit der oper betraut war und auf wunsch seines vorgesetzten, des gesandten Sir Cyril Wich, die festvorstellungen leitete; 1732 kam er nach England zurück. 1736 nannte er sich ehemaliger sekretär des königs von England und *envoyé extraordinaire en Hollande*. Seine werke sind:

»Eine Collection verschiedener Vorstellungen in Illuminationen 1724—1728 unter der Direction und von der Invention Thomas Lediard's«. Hamburg, fol. 1730.  
 »Grammatica Anglicana Critica, oder Versuch zu einer vollkommenen Grammatik der englischen Sprache«. Hamburg 1726

Ledyard kann sich freilich nicht entsinnen, welcher von den vielen Engländern, die zu seiner zeit in Hamburg durchkamen, der schreiber dieser briefe war.

Das umfängliche, oben abgedruckte titelblatt umfasst aber nicht den ganzen inhalt des *German Spy*, der vielmehr seinen lesern neben der beschreibung von stadt und land noch eine menge erzählungen, allegorien und visionen im geschmack der wochenschriften vorsetzte. Zum teil einfach aus deutschen werken übertragen, lassen sie sich aber doch wieder noch auf fernerliegende englische vorbilder zurückführen, so dass die fäden zwischen England und Deutschland in der ersten hälfte des 18. jahrhunderts hin und her und wieder durcheinander laufen. Da aber die reisen des Engländers auf ihre kulturgeschichtlichen ergebnisse an andern orte von mir nachgeprüft und die wichtigen stellen über Bremen und Hamburg dort auch übersetzt sind, sollen uns hier nur die litterarhistorischen partien beschäftigen<sup>1)</sup>.

Die allegorien und märchen des *German Spy* sind nämlich durchweg einer hamburgischen wochenschrift, dem *Patrioten* (1725—1727), entnommen, der seinen nüchternen und lebhaften bericht gern unter berufung auf den englischen *Spectator* und *Tatler* mit allerlei fabeln unterbrach. Sie bildeten ein künstlerisches gegengewicht zu dem übrigen inhalt und wandten sich, statt bloss an den verstand, einmal an die phantasie der leser. Diese mischung von doktrin und fiktion blieb ja für die wochenschriften eine zeit lang überhaupt charakteristisch, bis im laufe der entwicklung die bunten hüllen und zuthaten abfielen und nachher nur die mit erschreckender geistlosigkeit vorgetragenen moralpredigten die spalten füllten. Da der *Patriot* zu unsern besten deutschen wochenschriften zählt, mag hier eine kurze schilderung seiner absicht und anlage an platze sein.

---

und die übersetzungen

»A History of the Ancient Germans«, by dr. J. J. Mascon, 2 vols., 4to 1737.

»A Plan of Civil and Historical Architecture«, by J. B. Fischer, 1738.

Er übertrug 1725 auch die Händel'sche oper »Julius Caesar in Ägypten«.

<sup>1)</sup> Mein buch über »Bremen im spiegel der litteraturen.« Bremen, G. Winter, 1901. S. 31—44. — Briefe eines Engländers über Westfalen und Hamburg. Ein kulturbild von dr. H. Kraeger. Hamburger fremdenblatt 1900, nr. 73 ff.

## 1. Der Patriot<sup>1)</sup>.

Im Jahre 1715 hatte Michael Richey die »Deutschübende Gesellschaft« begründet, die 2 Jahre bestand und sich später (1724—28) zur »patriotischen« Gesellschaft fortbildete: »Daher sie ihrer Gesellschaft keinen beliebteren Namen zu geben wussten, als welcher eine Geflossenheit fürs Vaterland andeutete.« Aus deren Mitte ging dann die Zeitschrift *Der Patriot* hervor. Beiträge wurden von den Mitgliedern geliefert; die Leitung übernahm Richey, der in der »Zuschrift« des dritten Bandes der 2. Auflage ausdrücklich genannt ist<sup>2)</sup>. Zu dem Kreise gehörten Surland, Widow, B. H. Brockes, Fabricio, Thomas, Weichmann, Hoffmann, Klefeker und Anckelmann.

Jedes Blatt der regelmässig Donnerstags erscheinenden Zeitung trug nach Art der englischen Wochenschriften ein Leitwort, das nicht wie bei Gottsched's *Vernünftigen Tadelrinnen* dem Canitz, Opitz und Philander von der Linde, sondern meistens den lateinischen Klassikern Juvenal, Ovid und Horaz entnommen, leider ganz ohne die entsprechende Verdeutschung angebracht war. Engländern stand damals schon für solche Fremdsprüche eine grosse, zum Teil anerkannte Übersetzungslitteratur von Pope, Dryden, Francis, Creech und Wynne zu Gebote. Die Griechen, die im *Spectator* mehrfach zu Worte kommen, sind im *Patrioten* nicht vertreten. Auch fehlte am Schluss der Aufsätze jedes Zeichen des betreffenden Verfassers. Für den Leserkreis, den die Verfasser sich möglichst weit dachten, sind die

<sup>1)</sup> Zur Litteratur über die Wochenschriften seien erwähnt:

Barthold Heinrich Brockes, Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert von Alois Brandl. Innsbruck 1878.

Die ersten moralischen Wochenschriften Hamburgs am Anfang des 18. Jahrhunderts, von Dr. Carl Jacoby, Professor. Wissenschaftliche Beilage zum Osterprogramm des Wilhelm-Gymnasiums in Hamburg 1888.

Die moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte von Dr. phil. Ernst Milberg, Meissen.

Studien zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Moralische Zeitschriften von Max Kawczyński. Leipzig 1880.

Hamburgs Litteraturleben im 18. Jahrhundert, von Feodor Wehl. Leipzig 1856.

<sup>2)</sup> 1. Auflage: *Der Patriot*. Mittwochs, den 5ten Jänner 1724, Nr. 1 bis Sonnabends, den 28. Dec. 1726, Nr. 156 Schluss; in einem Sammelband vereinigt. — 2. Auflage: *Der Patriot*. Neue und verbesserte Ausgabe mit vollständigem Register. Hamburg, gedruckt bei Conrad König. 1—3. 1728—29. Die Zeitschrift ist in beiden Auflagen auf der Königl. Bibliothek in Berlin.

aufsätze manchmal freilich sehr lehrhaft zugeschnitten; das breit und ausführlich besprochene wird zum schluss gern noch einmal in regeln gedrängt. Über anregungen, welche die zeitung gab, liess sie nachher aussprechen der leser zu, und um auch sonst die mitarbeit zu fördern und um von einem erzieherischen gesichtspunkte aus gelegenheit zu geben, gedanken schriftlich klar fassen zu lernen, veranstaltete der *Patriot* wohl mal ein preisausschreiben. Dann heisst es 36, 3: »Man weiss, dass in England alle personen von Geist und Geschmack gleichsam in die wette mit einander eiferten, wer dem sogenannten *Spectator* oder *Guardian* den besten Beytrag zusenden könnte.« Es arbeiteten also nicht allein die mitglieder der patriotischen gesellschaft mit, sondern auch andere leute, wie z. b. Hagedorn, der, damals, februar 1726, auf dem Hamburger gymnasium, zwei satirische briefe über allerlei passionen und galanterien einschickte: »Ich hoffe nicht allein, dass sie beide gefallen werden,« sagt die einföhrung, »sondern wünsche auch, dass der junge deutsche Adel, zu seinem Vorthelle, dieselben durchlesen und an den aufgeführten Exempeln sich spiegeln möge.« Die zeitschrift war vielseitig. Sie sprach über nahe und ferne dinge, bald nüchtern, predigerhaft, bald witzig oder anmutig. Das thema der glückseligen inseln wird ebenso gut wie eine anleitung zur kinderzucht angeschlagen. Es fehlt nicht an ratschlägen für das gewöhnliche leben. Die Hamburger zustände liegen den verfassern<sup>1)</sup> zumeist am herzen. So finden sich berichte über die mode und das kasten und geschäftswesen der stadt. Der kaufmannsstand wird geflissentlich herausgestrichen, ohne dass die untugenden der dabei rasch bereicherten leute verschwiegen würden. Der leser hört etwas über höflichkeit, wie er sich zu hause oder einem nachbarn gegenüber verhalten soll. Auch abstrakte stoffe werden behandelt, wie die »geduld« und die »unzufriedenheit«. Moralische erzählungen wechseln mit visionen ab. Der plan zu einer frauenakademie wird vorgetragen. Naturschilderungen, beschreibungen der jahreszeit laufen mit unter, oder ein spaziergang über den hamburgischen wall wird in den sanften, verweilenden tönen eines Brockes in prosa vor-

<sup>1)</sup> Über Richey vgl. Deutsche biographie 28, 436 ff. (v. Waldberg). — M. Richey's Deutsche gedichte III. Hamburg 1764—66. — A. Brandl p. 33. 69. — Wehl p. 203 ff. — Gervinus III 5 665—69. — M. Richey in Schröder, Lexikon der Hamburgischen schriftsteller p. 262—272. Hamburg 1873.



getragen, — eine malerei, wobei der pinsel immer wieder ansetzt und wohl ein liebevoller, aber doch durchaus kein freier strich erzielt wird. Brockes selber<sup>1)</sup> steuerte aus seinem *Irdischen Vergnügen*, dessen 4. band bekanntlich Richey selber herausgab, einige gereimte stücke bei, z. b. am 11. April 1726 im 119. stück: »Die Elbe« und »Das Treibeis«. Gelegentlich geht die fahrt auch weiter, z. b. zu den Grönländern, die ausführlich beschrieben werden. Die einrichtung eines gartens, einer vernünftigen kaffeegesellschaft wird auseinandergesetzt, aber der verfasser kennt nicht allein den engen, philisterhaften standpunkt, sondern gestattet sich auch aussichten in tod und ewigkeit und in die wunder des gestirnten himmels, woraus sich eine zuschrift erklären mag, die den *Vernünftigen Tadlerinnen* zugeht:

Es ist wahr, dass mir jener (der hamburgische *Patriot*) bissweilen einwenig zu hoch schreibt, allein, das muss ich meiner Einfalt zuschreiben. Doch merke ich schon, dass ich durch die Übung auch dergleichen Sachen werde begreifen lernen, die etwas mehr Nachdenkens erfordern.« Der *Patriot* wollte auf hoher warte stehen und sein bekenntnis: — »So oft ich, welches häufig geschehen, unterwegs, allein, und ohne andere Bücher gewesen, hat mir das grosse Buch der Natur, nebst der Bibel, zu meiner stärksten Bibliothec und ein mit mir selber darüber angestelltes Gespräch zu meinem angenehmsten Umgang gedienet,« ist beachtenswert. Trotzdem ist der theologische standpunkt der zeitschrift frei, weshalb sie denn auch bald von allen seiten angefeindet wurde.

Was sie an litterarischen und geschichtlichen kenntnissen bei ihren lesern voraussetzte, war, aus den kargen anspielungen zu schliessen, wenig genug. Gelegentlich sind die englischen in Hamburg wohl bekannten wochenschriften erwähnt, und in der »sparsamkeit« sollen sich die leser des *Patrioten* gar durch das »ansehnliche Beyspiel des grossen Engel-Sächsischen Königs Alfred« bestärken lassen, »der im 9. Jahrhundert lebte, und, wie viele noch jetzt herrschende Monarchen auswärtiger

<sup>1)</sup> *Patriot* III 136—144; *Irdisches vergnügen* II 161 ff., 425—28; cf. *Patriot* I 488. — Siehe auch Brandl a. a. o., der für Brockes die stücke 5, 8, 18, 23, 42, 61, 68, 76, 84, 96, 98, 124 in anspruch nimmt. Zu Brockes 4, 426 z. 11: »obgleich nicht einer stille steht« hat der *Patriot* die variante: »kein einz'ger«.

Völker, aus altem deutschem Geblüte entsprossen war. Kein Mensch, wie Milton in seinen Englischen Geschichten von ihm schreibt, ist jemahls mit seiner Zeit und Baarschaft sparsamer gewesen als er . . . .« Auch aus dem *Froschmäuseler* werden einmahl ein paar verse angeführt.

Der stil des *Patrioten* ist geschmeidig und besonders in der 2. Auflage durchaus wohlklingend; er entbehrt bei ernsten stoffen nicht einer gewissen wehrhaftigkeit; im allgemeinen gilt für ihn die folgende selbstcharakteristik, die im *Patrioten* no. 55 steht: 'In dem schönen Gedichte des Englischen Poeten Denham auff die Thems haben mir insonderheit vier Verse gefallen, die nicht allein ein artiges Lob dieses Strohms, sondern auch alle Eigenschaften einer guten Schreibarth, mit kurzen Worten in sich fassen. Nach einer gewissen Uebersetzung davon, die ich ehemahls gelesen, lauten sie, wie folgt:

- »O flöss' ich, gleichwie du, und wäre diess dein Fliessen,
- »Wie du mein Inhalt bist, mir an Exempels statt!
- »Zwahr tieff, doch aber klahr: sanfft, aber doch nicht matt:
- »Starck, ohne Raserey: voll, ohn' sich zu ergiessen.«<sup>1)</sup>

Kräftig suchte der *Patriot* auch die fremden bestandteile, die sich damals auf der deutschen sprache abgelagert hatten, zu entfernen:

»Meyne nicht,« so mahnt er, »du seyst ein Teutscher, und dürffest dir deswegen in deiner Mutter-Sprache keine Mühe geben. Es ist sehr nöthig, und erfordert sonderbaren Fleiss, deutlich und rein Teutsch zu schreiben, auch wohl zu sprechen.«

Er ging selber mit dem besten beispiel voran; die herren verfasser entsagten freiwillig ihrem fremden wortschatz, um den heimatlichen aus eigenen mitteln zu bereichern. Dieser Hamburger zeigt sich stolz auf seine muttersprache. Wäre es — man gestatte die scheinbare abschweifung — nicht der mühe wert, in einer studie einmal die bekenntnisse unsrer dichter und schriftsteller über die deutsche sprache aufzureihen und damit einen beitrag zur kenntnis von der entwicklung des nationalgefühls zu liefern? — Wenn erst solche arbeiten gleichmässig

<sup>1)</sup> Diese verse hat der Patriot in Weichmann's Poesie der Niedersachsen 1, 307, 1725 gelesen, wo Denham's vier reihen *On de (!) Thames* mit denselben worten übertragen und von der folgenden bemerkung begleitet sind: »Dieses ist aus einem Lobgedichte der Thems, und begreifen diese wenigen zeilen gar artig und sinnreich alle eigenschaften eines guten gedichtes in sich.«

für die englische, französische und italienische sprache vorlägen, würde auch die frage zu beantworten sein, ob die schriftsteller der betreffenden länder wirklich die richtigen merkmale ihrer sprache herausgefunden oder bei der charakteristik bloss einer allgemeinen vaterländischen regung nachgegeben haben, so dass jeder seine sprache auch als das einzig mögliche und vollkommenste werkzeug für den gedanken- und gefühlsaus-tausch ansah. Stimmt etwa das, was Klopstock und Schiller vom Deutschen sagen, mit dem überein, was bedeutende englische dichter wieder an ihrer muttersprache zu rühmen wissen? <sup>1)</sup>)

Das unverkennbare talent und die geistige kraft, die im *Hamburger Patrioten* thätig waren, erregten natürlich die freude sowohl wie den neid der umgebung. Noch im selben jahr, als das erste blatt erschien, tauchte eine gegenschrift auf: »Patriot, Schnatriot, Ein wenig beleuchtet von einem ehrlichen Schlesier«. Vor allem hatte dieser die symbolischen ausführungen seines gegners völlig missverstanden; »in dem ersten Bogen machet der Schnatriot ein entsetzliches prahlen von seinen Qualitaeten, Reisen und grossem Reichthum.« Er strafte die weiten fahrten, die der *Patriot* angeblich ausgeführt, einfach als Lügen ab, anstatt zu begreifen, dass sie doch nur die aus reicher, vielseitiger lektüre erworbene welt- und menschenkenntnis umschreiben sollten.

Anders sprachen sich am 28. Mai 1725 die Gottsched'schen *Vernünftigen Tadlerinnen* über ihren bruder von der presse in einer geradezu begeisterten kundgebung voll weiblicher überschwenglichkeit aus: »Dieser Scribent verdient allerdings, unter die grossen Geister gesetzt zu werden, die so selten in der Welt erscheinen. . . Man nennet ihn bei uns den hamburgischen Patrioten, aber ich pfege ihm diesen namen allezeit streitig zu

<sup>1)</sup> In einem lobgedicht Hagedorn's auf das *Irdische Vergnügen* von Brockes, vorrede zu band III:

»Erlernt der Teutschen Sprache Klang,  
Erlernt, wie weit sie sich erstrecket,  
Und wisst, wie bündig sie entdecket,  
Der Körper Form und Eigenschaft.  
Darf man ob ihrer Armut klagen,  
Da sie uns solche Wunder lehrt,  
Wovon das Kleinste vorzutragen  
Ein Nachdruck selt'ner Art gewährt?«

machen, und wider meine Freunde zu behaupten, dass er vielmehr der Teutsche Patriot heissen solle. . . Und die Nachkommen werden nach vielen Jahrhunderten unsere Zeit vor glücklich achten, dass sie einen solchen Mann hervorgebracht, der ein Lehrer so vieler Völker gewesen.« — Der herausgeber der briefe des *German Spy* macht in seiner vorrede den herren der Deutschübenden Gesellschaft auch eine verbeugung

## 2. The German Spy und der Patriot.

Um die allegorien und erzählungen des *Patrioten*<sup>1)</sup> in seine briefe möglichst zwanglos zu verflechten, schob der *Spy* eine erdichtete person vor, von der er alles gehört haben wollte. Die erfindung bei diesem maskenscherze ist ziemlich seicht. Der *Spy* gibt sich nämlich in seinem Hamburger logis dem wirt gegenüber als ein Deutscher<sup>2)</sup> aus, der lange in England war und zu seiner weiteren ausbildung gern die bekenntschafft eines bedeutenden, allgemein gebildeten mannes machen möchte. Der wirt, darüber sehr erfreut, hat in der that gerade unter seinen gästen einen menschen der gewünschten art auf lager, der sich aber durch ungeheure schweigsamkeit auszeichnet und in 2 jahren kaum 3 sätze gesprochen haben soll. Wegen seines sonderbaren lebenswandels halten ihn die einen für einen schwarzkünstler und die andern für einen grossen weisen. Der Engländer, durch diese berichte neugierig geworden, beschliesst, den merkwürdigen fremdling zu erwarten. Die beiden sitzen sich erst eine lange weile schweigend gegenüber, bis der fremdling endlich das ungemütliche schweigen mit einem französischen<sup>3)</sup> Wort unterbricht und nach der her-

---

1) Dass der Engländer mit den herausgebern des *Patrioten* fühlung hatte, ergibt sich ausser anderm auch aus dem im *Spy* angeführten namen eines dr. T—s, "a very sociable and worthy Gentleman", der englischer geistlicher und zugleich mitglied der Deutschübenden Gesellschaft war, und der die bekenntschafft vermitteln konnte. Dr. T—s ist identisch mit dem in der widmung des *Patrioten* (2III) erwähnten »herrn John Thomas, Th. D., der Löblichen engländischen Societaet in Hamburg hochverdienten Pastori«.

2) "I told my landlord I was a High-German, but had lived many Years in England . . . That I was no Trader nor did I seek the Company of the English Nation in Particular."

3) "Sir (said he) I perceive you are a Stranger and therefore speak to you in French, the universal Language of Travellers . . ."

kunft seines nachbarn, des *Spy*, fragt; der Engländer giebt sich nun anfänglich für einen Schweizer aus<sup>1)</sup>. Die zwei kommen schliesslich ins gespräch, und der fremde, »our dumb philosopher«, wie er vorderhand genannt wird, ladet den Engländer auf die nächste woche zu sich aufs land, auf seine wundervolle besitzung, die uns samt der persönlichkeit ihrers besitzers in den briefen des *Spy* auch ausführlich beschrieben wird.

Das bild, das der Engländer dann (p. 123—132) von seinem neuen bekannten (my learned friend, wie er später heisst), selber nach dessen erzählungen entwirft, entspricht im wesentlichen der autobiographie im ersten stück des hamburgischen *Patrioten*, der sich seinen lesern mit den worten vorstellt: »Ich bin ein Mensch, der zwar in Obersachsen gebohren und in Hamburg erzogen wurde: der aber die gantze Welt als sein Vaterland, ja, als eine einzige Stadt, und sich selber als ein Verwandter oder Mitbürger aller andern Menschen ansieht.« Als der sohn reicher eltern will er eine sorgfältige erziehung genossen, früh viele sprachen gelernt und dann auch die entferntesten völker aufgesucht haben, dinge, die natürlich nur symbolisch zu nehmen sind und als wirkliches erlebnis ausgeben, was der verfasser vielmehr in büchern bloss gelesen hatte, — »zu den fast unbekanntem Lappländern, Grönländern, Tartarn, Molucken, Indianern, Sinesen, Japanern, Moren, ja selbst den Hottentotten und Cannibalen. Diese weitläufigen Reisen haben mir etliche zwanzig Jahr gekostet, woran allein bey den Americanischen Menschen-Fressern zwey Jahre darauf gegangen.« Nun im 58. jahre stehend, im besitz reicher erträgnisse aus seinen nicht weit von Mansfeld gelegenen gütern, denkt er sein leben und thun dem wohle der vaterstadt zu widmen und spielt vor seinen mitbürgern den im hintergrund stehenden beobachter.

Der Engländer hat freilich noch einiges hinzugethan und schliesst die interessante lebensgeschichte mit einer englischen auf seinen helden gemünzten übersetzung des horazischen »Si fractus illabatur orbis« ab; diese verse müssen in jenen

<sup>1)</sup> " . . . a Swiss, a Nation, which, tho' they generally understand German, speak it very corruptly, and I thought the Progress I had made in that Tongue might enable me to imitate their Jargon by larding my Discourse with a pretty many French words, tack'd to German Terminations, an asserted way which prevails as well in Switzerland as in Germany."

kreisen besonders geläufig gewesen sein, denn der hamburgische *Patriot* bringt sie seinerseits auch einmal in deutscher übersetzung vor.

In ihnen spiegelt sich jenes männliche ideal der kraft und unerschrockenheit wieder, das der herausgeber einer wochenschrift vor seinen abnehmern zu verkörpern hatte. Das ganze bild des *Patrioten* ist unverkennbar aber dem englischen *Spectator* nachgeschaffen, der dem wunsch des publikums, etwas vom dichter selber kennen zu lernen, ebenfalls in der ersten nummer durch ein geschmeicheltes und phantasievoll ausgeführtes porträt entgegengekommen war. Der *Spectator* hat viele länder bereist, allerdings meist Europa, und bloss mit einen kurzen satirischen abstecher nach Afrika abgeschlossen; auch ist er biograph, weiss um seine person den reiz der heimlichkeit zu verbreiten, und von den andern wenig gekannt, aber selber sie alle kennend übernimmt der verschlossene, reiche mann die rolle eines censor morum. Statt viel zu sprechen, was auch zu der englischen schweigsamkeit nicht gepasst hätte, will der *Spectator* desto öfter schreiben.

Die künstlichen figuren eines hamburgischen *Patrioten* und des »learned friend« im *Spy* sind also eine nachahmung der in den englischen wochenschriften des *Spectator* und *Tatler* beliebten verkleidung. Es galt hier, die vielen mitarbeiter unter einem zeichen zu vereinigen und die zeitung als die äusserung einer einzigen, bestimmt umrissenen persönlichkeit, eines redakteurs, den lesern glaubhafter und anschaulicher zu machen.

### 3. Entlehnungen des *Spy* aus dem *Patrioten*.

#### a) The intellectual Thermometer, or Weatherglass of the Understanding.

Im *Patrioten* ist (nr. 34) ein mit merkwürdigem, gefärbtem wasser gefülltes thermometer erwähnt, das »wetterglas des verstandes«<sup>1)</sup>, dessen nullpunkt der gesunde verstand

<sup>1)</sup> In den *Vernünftigen tadlerinnen* p. 163: »Nur dieses muss ich noch erwähnen, dass nämlich nach dem Ausspruch des *Patrioten* Teutschland von euren Schriften Ehre habe. Das ist in Wahrheit nichts Gerings; und ob ich wohl noch nicht weiss, was der *Patriot* nach Anleitung seines *Wetterglases* vor eine Erklärung davon geben werde, so kann ich doch leicht muthmaassen, dass es von eurer reinen Sprache und schönen Schriftart zu verstehen seye.«

bildet, woran sich nach oben die Grade »munter«, »feurig«, »wild« und »rasend« und nach unten »ernsthaft«, »phlegmatisch«, »matt« und »stumpf« schliessen. Das glas giebt, wenn in der nähe von büchern aufgestellt, auskunft über ihren wert: »Die alten Poeten machen, dass es auf feurig steht. Der Juristische und Cantzelei-Styl, aber, dass es auff phlegmatisch fällt. Die berühmtesten Romanen heben es in die Höhe bis zu wild und ich besorge, dass der gröste Theil unserer heutigen Bücher es wenigstens einen Grad tieffer als das Phlegma steht, niederdrückt. Hauptsächlich aber verwundert mich die seltsame Wirckung der meisten, und insonderheit der neuesten Streitschriften, die in einem Augenblicke von einem Ende des Glases zu dem andern rücken.«

Der *Spy* brachte das instrument auf p. 135—137 seiner briefe nach England: »It may very properly be called the Touchstone of Sound Reason, but the Author has signified it with the significant Name of 'The Intellectual Thermometer or Weatherglass of the Understanding'«.

Die versuche dürfen wir des objektes wegen, dem sie gelten, nicht ganz übergehen.

»I tried it with several of *Shakespeare's Plays*, and found it to deviate but very seldom from its center for any long time, with any of them; and tho' it did indeed, frequently take a short Trip above the middle Region, I plainly perceiv'd my Author had never lost his View of that Point<sup>1)</sup>. It was just the same, when upon reading some of those Puns, or what the French call *Feu de Mots* (or Play with words) of which this great Author is but too full;... I had the Satisfaction, at reading Mr. Addison's *Cato*, to find, that, notwithstanding they often rose two Degrees above the center, they never, tho' a Tragedy, went more than a full Degree below it.«

Das hamburgische thermometer hat aber seine vor- und nachgeschichte. Es ist nicht in Deutschland selber fabriziert, sondern von England aus erst dorthin gebracht worden. Eine

---

<sup>1)</sup> Dazu bemerkt der herausgeber in einer note p. 143: This Thought our Author seems to have borrow'd from the *Tatler*, who says, "Shakespear had an agreeable Wildness and Warmth of Imagination." — Die betreffende stelle lautet *Tatler* 2, 319: "Those lines in Shakespear, wherein, according to his agreeable wildness of imagination, he has wrought a country tradition into a beautiful piece of poetry."

geschichte des *Spectator* (4, 111), *The Dissection of a Coquet's heart* gab die anregung. Dort wird aus dem herzen einer buhlerin eine flüssigkeit von ähnlicher, aufschlussreicher und empfindlicher beschaffenheit gewonnen, die nachher zu aufklärungs Zwecken in ein gefäss gesperrt wird.

Der hamburgische *Patriot* hat seinen berichte zweifellos diese fabel des *Spectator* zu grunde gelegt; aber damit war das motiv nicht erschöpft. Der *Spy* mag zu seinem weiterleben in England beigetragen haben, und so wurde es denn nach einigen jahrzehnten noch einmal von einer englischen zeitung niedrigsten genres wieder hervorgeholt, vom *Connoisseur* am 21. februar 1754. Freilich sind die wundergaben nun etwas eingeschrumpft und abgelagert: man kann auf dem thermometer nämlich nur eine reihenfolge weiblicher eigenschaften ablesen. Das instrument in seiner handlichen form will damen ein unentbehrlicher ratgeber sein.

Es liesse sich demnach für das thermometer-motiv ein stammbaum etwa folgender art aufstellen:

*Spectator* 1711. — *Patriot* 1724 = *Spy* 1738. — *Connoisseur* 1754.

#### b) Pekadenosch or the Touchstone of Sincerity.

In no. 74 berichtete der *Patriot* von einer pyramide, die oben mit einer glocke und unten mit dem bild der zeit versehen war. Wenn jemand redete, wie er es meinte, so bewegte sich die untere figur: wenn aber jemand heuchelte, so fing die schelle zu läuten an. Auch diese maschine »Pe-kad-en-nosch oder die Gemüthsprobe« findet der *Spy* im hausrat seines gelehrten freundes vor. Er nennt sie 147/8 »The Touchstone of Sincerity« und macht bei reden und gebeten mit erfolg eine probe auf ihre wunderbaren kräfte.

Während aber im deutschen original nur wenige kurze gemütexperimente mit der pyramide angegeben wurden, stellt der Engländer (193—6) mehrere versuche an: er lässt sein ganzes hauspersonal, erst das dienstmädchen, das ihm das frühstück bringt, dann die wirtin, schliesslich ihren gemahl, und noch einen jüdischen trödler eintreten. Die scenen mögen für die damalige zeit drollig gewirkt haben.



## c) The Empire of Pathia.

Der 19. brief des *Spy* (p. 152—162) gibt die übersetzung eines manuskriptes mit der überschrift: »A description oft the Empire of Pathia.« Es ist die wörtlich durchgeführte übertragung des 93. stückes aus dem *Patrioten*: »die allegorische Vorstellung des Verhaltens der Leidenschaften im Reiche der Vernunft«. Der Engländer verbreitert hie und da etwas ungeschickt einzelne ausdrücke seiner vorlage. Sprachlich fordern wohl die deutschen und englischen benennungen der allegorischen personen unser interesse heraus. Die fabel, auf dem satze der schule des Descartes errichtet, dass die vernunft im haupt und der willen mit seinen affekten im herzen wohnt, gliedert sich in drei teile. Die kaiserin Vernunft (Reason) hält sich in »Cephale«, der hauptstadt von »Pathia«, auf. Die namen sind durchsichtig genug. Der erste diener des staates ist der »Freyherr von Wille (baron Will)«, der, mit »der Gräfin von Phantasey (Lady Fancy)« vermählt, nach schloss »Cardia« versetzt wird. Dieser ehe entstammen mehrere kinder, die »Fräulein Liebe (Lady Lovely), Hoffnung (Hope), Fröhlichkeit (Gay), Sorge (Anxiety), Furcht (Timorous) und der Junker Hass (Squire Splenetic).« Die »Liebe« heiratet den Herrn von Wahrengut (Truegood)«, dem sie dann vier kinder, die Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Mitleid und Freundschaft, schenkt. So weit der erste abschnitt, der das einvernehmen zwischen der Vernunft und dem Willen samt seinem anhang schildert; ein fremder eindringling stört aber bald den frieden, »Herr v. Eigennutz (the Marquis of Self-Interest)«, der den »Wahrengut« totschiägt und nun mit der »Liebe« drei andere kinder zeugt, »Junker Geiz (Lord Ambition, Junker Wollust (Squire Sensual) und den Geldgeiz (Avarice)«. Diese neue partei zettelt auch eine verschwörung gegen die kaiserin an, die dann von dem wankelmütigen volk bald abgesetzt wird; falsche münzen kommen in umlauf — ein vorspuk der revolution — alle laster sind losgelassen, bis endlich im dritten und letzten teil der erzählung die verblendete menge von einer matrone, der »Erfahrung (this prudent and venerable Sybil, whose name was Experience)« über das treiben seiner herrscher aufgeklärt wird. Die dynastie »Willen« fällt, und die alte kaiserin »Vernunft« zieht wieder ein. In einem anhang setzt der verfasser

noch auseinander, was er mit seiner freilich etwas verwickelten allegorie <sup>1)</sup>) gemeint habe. Der herausgeber der briefe des *Spy* aber führt eine ähnliche stelle aus dem *Spectator* (VI 49) an, der sich auch für ein anzustrebendes friedliches verhältnis zwischen der leidenschaft zur vernunft entschieden hatte: So werden aus der allgemeinen philosophierenden neigung der zeit heraus in England und Deutschland dieselben urteile, nur hier in anderer form als dort, gebildet und von land zu land verschleppt.

d) A philosophical Watch.

Unter den schätzen des *Patrioten* befindet sich (no. 52) auch eine »philosophische uhr«: Als das moralische gegenstück zu dem mehr auf die eigenschaften des geistes und des gemüts gestimmten thermometer giebt sie an, welche zeit seines lebens ein mensch wirklich gelebt hat. Im *Spy* p. 210—215 wird nach den deutschen angaben wörtlich derselbe gegenstand »a Philosophical Watch« beschrieben; vgl. *Tatler* no. 264, 16. XII. 1710.

e) Universal Snuff for Refreshing the Memory.

Unter seinen wundermitteln führt der *Patriot* (no. 87) auch einen »Universal-Schnupftoback für das Gedäch-

<sup>1)</sup>) Für eine geschichte der allegorie und ihrer mittel ist es nicht unwichtig, festzustellen, dass die »Sorge« später in der litteratur allgemein anders und älter dargestellt wurde. *Patriot*: »Fräulein Sorge verbrachte gantze Stunden auf ihrem Zimmer in Einsamkeit und mit Weinen.« Dagegen Goethe im 2. teil des *Faust*; und neuerdings Sudermann, *Frau Sorge* 1898, I:

»Frau Sorge, die graue, verschleierte frau,

Herzliebe eltern, ihr kennt sie genau, . . .«

p. 290. »Das märchen von Frau Sorge. . . . Da kam eines abends mit der sinkenden dämmerung eine frau zu ihr ins haus, die hatte graue kleider an und ein graues tuch um den kopf geschlungen.« Und in der nachahmung dieses romans: Jacobowski, gedicht *Frau Sorge*, vgl. Das magazin für litteratur 1899, nr. 33 p. 776:

»Kam das paar geschritten in die stadt hinein,

Sass frau Sorge mitten schon im kämmerlein.« —

*Goldene tage:*

»Die freude mög' erwachen,

Dass alles grau verschwinde!

Frau Sorge und frau Sünde,

Ich will sie leuchtend machen

Durch einen goldnen rand . . .«

P. Wertheimer, Deutsche dichtung 27, 4, 96.

niss« auf, der die eigenschaft hat, die leute von ihren thorheiten zu heilen; weiter wird von einem Clas von Glückbüll berichtet, der, von niedrigem herkommen, doch durch das glück begünstigt, sich alter freunde gar nicht mehr recht erinnern konnte, der aber nach dem gebrauch des pulvers auch wieder hergestellt wurde, und endlich von einem grafen Udeno, der alles versprach und nichts hielt und dadurch besonders einen gewissen »Rudolf Leisegang benachteiligte. Der graf wird ebenfalls von seiner vergesslichkeit geheilt.

Dieses mittel »Universal Snuff for Refreshing the Memory« und die drei letzten personen Parvulus, Count Udeno und Jack Saunter tauchen im *Spy* p. 216—220 wieder auf. Der hamburgische *Patriot* hatte das recept zu seinem seltsamen wunderpulver im englischen *Guardian* no. 275, 21. IV. 1713 entdeckt. Dort wird ein schnupfmittel von ganz merkwürdigen eigenschaften gerühmt, die freilich nicht ganz dieselben wie bei dem deutschen »universaltabak«, mehr in der richtung der vorhin erwähnten zauberdinge, wie des wetterglases, liegen.

#### f) Chinese Eye-water.

Auch ein »besondres himmel-blaues Wasser« hatte der *Patriot* (no. 5) bereit gehabt; bei anwendung dieser flüssigkeit werden die augen so weit gestärkt, »dass man eine beständige Ausdünstung aus dem Gehirn der Menschen, und in derselben die Leidenschaften des Gemüthes figürlich sehen, auch verschiedene Kreaturen in der Luft, welche darin, wie Fische im Wasser, schwimmen, auf das Kennbarste entdecken könnte«. Der *Patriot* erprobt die wirkung gelegentlich einer gesellschaft. Dasselbe kapitel wird dann im *Spy* p. 219—224 wiedergegeben.

Man beachte wohl, dass in diesen erzählungen die zauberstücke vielfach in Asien hergestellt sein sollen. Ein arabischer philosoph hat das künstliche thermometer, ein persischer »Chimyst« das blaue wasser, Jaaphar Ebn Jophzd hail die merkwürdige uhr eingesandt. Andres stammt aus Japan; die pyramide ist »mit *Sinesischen* Charakteren« bezeichnet und im reich der mitte verfertigt worden. Diese angabe würde mit unter die ersten zeichen einer teilnahme in Deutschland für den osten aufzuzählen sein, die der ernsten, wehrhaften

bethätigung dieses interesses am schlusse des 19. jahrhunderts langspurig voraufgezogen sind.

g) A curious Laterna Magica.

Im *Patrioten* wird (no. 115) von einer wunderbaren magischen laterne erzählt, welche allegorische figuren, wie den reichthum, betrug, wucher, verrat, glaube, liebe und hoffnung, kurz sämtliche laster und tugenden an dem zuschauer in ergreifenden bildern vorbeiführen kann. Der *Spy* bringt diese zaubervorstellung im 34. brieft p. 312—318: er meint aber zum schluss, dass die anregung zu diesem schauspiel wohl von England ausgegangen und auf verse (welche?) in den »Sheet-Almanacks« zurückzuführen sei:

Ein geschichtschreiber der allegorie darf sich diesen aufsatz des *Patrioten*, der unsere menschlichen verhältnisse eingehend personifiziert, nicht entgehen lassen. Verschiedene zeiten und völker werden sich ihre götter und teufel auch jedesmal anders vorgestellt haben. Einmal den wandel der figuren durch die jahrhunderte zu verfolgen, wäre aber eine kulturgeschichtlich lohnende aufgabe, die sich natürlich nicht allein von der litteratur aus, sondern nur in verbindung mit den andern künsten, der malerei und bildhauerei, lösen liesse.

h) The Return of Astræa.

Der letzte brief des *Spy* bringt p. 427 die übersetzung einer arbeit seines »gelehrten freundes«, unter dem titel: »The Vision or the Return of Astræa«, die sich in der that im *Patrioten* nr. 153 unter dem gleichen motto des Vergil »Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna« findet. Diese erzählung ist aber nichts weiter als die vielfach veränderte übersetzung einer im *Tatler* II 264 ff., 275 ff. unter derselben überschrift erschienenen abhandlung.

Der erste verfasser hatte im *Tatler* eine ganz allgemeine einleitung gewählt: Er will eines tages über die unaufrichtigkeit der welt nachgedacht und auch am abend weiter darüber gegrübelt haben, bis ihn endlich der anblick der sterne wieder fröhlicher und vertrauender stimmte. In der nacht aber hatte er einen seltsamen traum: Er sah in der gegend der wage den himmel sich öffnen und Astræa, die göttin der gerechtigkeit,

mit einem spiegel heraustreten, den sie wie einen gewaltigen scheinwerfer auf die ganze welt richtete. Leute sammeln sich an, unter denen das licht verschiedene änderungen hervorbringt. Den männern werden dabei drei sprüche zugerufen: Alles eigentum soll seinen regelmässigen besitzern zufallen, das verdienst nach gebühr belohnt werden, und alle kinder sollen sich zu ihren rechtmässigen vätern versammeln. Die folge ist eine grosse verwirrung: arme werden reich, und reiche werden arm; familienväter verlieren ihre kinder, die auf die junggesellen zulaufen, und viele unbekante, aber würdige rücken bei der sonderung nach dem verdienste in die ersten reihen ein. *Tatler* 2, 267: "It was a very melancholy spectacle to see the fathers of very large families become childless, and bachelors undone by a charge of sons and daughters."

Nun kommen aber die frauen dran, die sich bislang etwas geräuschvoll bei der ganzen gelegenheit benommen hatten. Sie werden nach der schönheit des charakters geordnet. Die satire ist unverkennbar bei diesen geboten, wo es erstens heisst, alle verleumderinnen sollen ihre sprache verlernen, und es nun augenblicklich sehr ruhig wird, und wo zweitens befohlen wird, dass alle, die je ihre tugend preisgegeben, auf der stelle schwanger erscheinen sollten, und nun der platz auf der grossen ebene des gerichts fast zu eng für die menge und den umfang der sich ganz plötzlich verbreiternden gestalten wird.

Aber diese vision, die mit solchen schärfsten mitteln einer fast verletzenden satire arbeitet, klingt doch ebenso, wie sie artig eingeleitet war, zuletzt auch freundlich wieder aus; denn als der dichter — so wird man den geist- und phantasievollen träumer wohl nennen dürfen — erwacht ist, lenkt er versöhnlich in die verse Adam's aus Milton's *Paradise Lost*, in das lob der Eva ein. Er schliesst mit der behauptung: »If Virtue in men is more venerable, it is in women more lovely,« und reiht sich damit unter die vorgänger der Schiller und Humboldt ein, in denen die idealistische bestimmung des würdigmännlichen und anmutig-weiblichen charakters im 18. jahrhundert ihren höchsten punkt erreichen sollte.

Der schöne rahmen dieser vision wurde im deutschen *Patrioten* von einem schmucklosen ersetzt. Ein freund des herausgebers benutzt nämlich ein kräuterkissen, das ihn in

den stand setzt, die am tage angesponnenen gedanken in der nacht weiter auszuführen. Er glaubt sich im traum von einer volksmenge umgeben, der »recht und gerechtigkeit« von der neuen göttin wiedergebracht ist. Er erhält karten von Europa, wo aller besitz rechtmässig verteilt erscheint und kommt dann in den palast der königin selber, die manchen ehrenschild auf seine gültigkeit hin durchgesehen hat. Der träumende selber wird schliesslich in ämter und würden eingesetzt, die freunde beglückwünschen ihn schon, »als ich durch einen ungestümen Nachtwächter beim Gerassel seines knallenden Instruments ungefähr um 4 Uhr morgens meiner Bedienung unglücklicherweise wieder entsetzt wurde«.

Die deutsche, matte fortbildung steht in jeder beziehung weit unter dem trefflichen englischen original: das poetische element, das in der alten vorlage den spott anmutig und mildernd umfloss, ist ausgelassen; anderseits hat aber auch die satire selbst alle schärfe verloren; der aufsatz des *Patrioten*, für ein künstlerisch und geistig lange nicht so vorgebildetes publikum berechnet, wie es der englischen wochenschrift zur verfügung stand, erscheint nur als eine sehr schwache wiedergabe des *Tatler*. Die ganze sphäre des deutschen traumes ist um einige grade unter die englische gesunken; denn es handelt sich dabei weniger um ein grosses sittliches gericht, also einen idealen vorgang, als um lauter materielle, kleine entschädigungen. Nichtsdestoweniger nahm der als *German Spy* verkleidete Engländer diese grobe hamburgische »Astraea« unter seinen schutz; sie wurde von ihm ohne jede umgestaltung weiter übersetzt. Es ist interessant, wie hier ein stoff, der, augenscheinlich in England entstanden, bereits mit starken abweichungen nach Deutschland übertragen war, in dieser neuen form unerkant wieder in die heimat zurückgeschafft wurde: die 1709 im *Tatler* angekündigte Astraea kehrt 1726 in Deutschland im *Patrioten* ein und 1738 durch den *German Spy* wieder nach England zurück.

Allerdings werfen diese thatsachen gerade kein günstiges licht auf die bildung unsers Engländers, dem ein solches stück seiner litteratur wie der aufsatz des *Tatler* gar nicht bekannt war; sonst würde er jedenfalls hier doch mit berechtigtem stolze, wie er es gelegentlich an einer andern stelle thut, auf den heimatlichen ursprung der allegorie hingewiesen haben.

Auch der herausgeber der briefe schweigt sich bei dieser gelegenheit aus.

#### 4. Entlehnung des Patrioten aus dem Spy.

Wenn aber der Engländer häufig bei den Deutschen zu gast sass, so haben sich ihrerseits auch die patrioten einmal von ihm bewirten lassen; es ist gewiss bezeichnend für die harmlosigkeit des litterarischen verkehrs in jener zeit, wenn nun auch etwas aus den briefen des *Spy*, nämlich einige beobachtungen über Hamburg, in die deutsche wochenschrift zu nutz und frommen der Einheimischen übergang, die ihre verhältnisse in neuer beleuchtung mit den augen eines ausländers sehen sollten.

Im sechsten stück behauptet nämlich der herausgeber des hamburgischen *Patrioten*<sup>1)</sup>, bei einem spaziergang auf dem walle der stadt ein stück papier mit englischer schrift gefunden zu haben: »Vielleicht war einer von dieser Nation kurtz vor mir denselben Weg gegangen, der solches verlohren oder unverschens weggeschmissen hatte. Indem ich aber fand, dass es verschiedene anmerckungen über den Zustand und die Lebensart unserer Einwohner enthielt, steckte ich's zu mir, und übersetzte es zum Dienste meiner Leser, die Zweifelsohne nicht weniger neugierig sind, als ich, zu wissen, was Fremde von uns gedencken. Es scheint der erste Aufsatz eines Briefes zu seyn, der von Hamburg aus an einen Freund in London geschrieben wurde, und lautet folgend:

Hamburg, den 6./17. Jan. 1724.

Mein herr!« u. s. w.

Der erste absatz des angeblichen briefes ist nun ein kurzer abriß von dem, was der Engländer im *Spy* über die stadt Hamburg geschrieben. Dann werden stellen aus dem 28. und 30. briefe des *Spy* über die kaufleute und über die frauen genauer übersetzt. Einiges aber ist neu hinzugefügt. Der brief bricht mitten in einem satze ab, dann fährt der herausgeber fort: »So weit gehet mein aufgehobenes schreiben, welches ich desto lieber ganz zu haben wünschte, je lebhafter und natürlicher es ist.« Ein geplänkel wider die ansichten des fremden schliesst sich an.

<sup>1)</sup> Einer der herausgeber des *Patrioten* hatte also die reisebriefe des *Spy*-anonymus eingesehen; s. oben s. 220, anm. 1.

Eine stelle grade aus diesen briefen des *Spy* sei noch besonders erwähnt. Der Engländer hatte davon gesprochen, wie alle erzeugnisse der erde nach Hamburg zusammenströmten, und die kaufleute gerühmt:

“They have their Vineyards in France and Spain, their Groves of Oranges and Lemons in Portugal, their Fleeces in the luxuriant Meadows of Great Britain, and their Plantations of Sugar and Tobacco in the Westindies.”

Dem *Patrioten* gefiel diese schwungvolle schilderung seiner landsleute dermassen, dass er sie in seiner nr. 6 kräftig erweiterte und noch viel mehr länder den Hamburger handelsherren dienstbar machte; wohlgemerkt, alles unter der maske einer äusserung jenes briefschreibenden Engländers.

So schob er folgendes ein:

»Ihre Häuser findet man mehrentsils mit Italiänischen Schildereyen, Türkischen Tapeten, und Pyramiden von Sinesischem Porcellan ausgeschmücket. Die Frauenzimmer prangen in den seidenen Stoffen aus Persien, schertzen bei den Blättern einer Pflanze aus Indien, wärmen sich des Winters mit Zobeln aus Russland, und kühlen sich im Sommer mit Fischbein aus Grönland.

Die Bürger, sagt er, haben häufige Weinberge in Frankreich, wo sie ihre Trauben wachsen lassen, und gantze Pomerantzen-Wälder in Portugall, daran die dasigen Einwohner nur den Schatten und Geruch haben. Viele tausend Schaaffe blecken itzund auf unsern Britischen Wiesen, welche sie jährlich zur Kleidung für sich scheeren lassen. In unserm Westindien sind gantze Felder mit Zucker und Toback bedeckt, der hier entweder im Wasser zerschmeltzt, oder im Rauche vergehet.«

Nun stammt aber gerade dieser farbige und ausdrucksvolle bericht über Hamburg aus dem *Spectator* aus Addison's aufsatz »Upon Trade« ab; denn mit augen, die an den weltumspannenden verkehr Londons gewöhnt waren, hatte der *Spy* sich die deutsche seestadt angesehen. Jener aufsatz im *Spectator* aber war in der that ein glänzendes lobgedicht auf den handel gewesen, der hier eigentlich zum ersten male in seiner ganzen bedeutung auch für die wohlfart der nation erfasst war. Darin kommt die stelle von der geographischen bedeutung des handels vor, die im *Spectator* nr. 69 auf London bezogen, bald aber im *Spy* und dann im *Patrioten* für Hamburg beansprucht wurde:



“Our Ships are laden with the Harvest of every Climate: Our Tables are stored with Spices, and Oils, and Wines: Our Rooms are filled with Pyramids of China, and adorned with the Workmanship of Japan: Our Morning's-Draught comes to us from the remotest Corners of the Earth: We repair our Bodies by the Drugs of America and repose our Selves under Indian Canopies. My Friend Sir Andrew calls the Vineyards of France our Gardens: the Spice-Islands our Hot-Bets; the Persians our Silk-Weavers and the Chinese our Potters.«

Und grade diese so merkwürdig zeugungskräftige partie in dem aufsatze Addison's war auch nicht eigenstes gewächs, sondern sicherlich von jenen versen des auf Rom stolzen Vergil angeregt, die als leitwort an der spitze des englischen artikels prangten :

“Nonne vides, croceos ut Tmolus odores,  
India mittit ebur, molles sua thura Sabaei?  
At Chalybes nudi ferrum, virosoque Pontus  
Castorea, Eliadum palmas Epirus equarum?”

Jene worte des Vergil aus der *Georgica* I 56 wollen zwar nur beweisen, wie verschieden die aufgaben und erzeugnisse eines jeden himmelsstriches sind. Aber es klingt doch unwillkürlich etwas von dem stolze des “civis romanus” hindurch, der den ganzen weltkreis um sich und seine stadt gelagert sah. Ihr wurden ja die erträge fremder länder, aus Indien, Arabien und Griechenland, zugeschickt; und eine gleichung auf das alte Rom fand Addison im neuen London seines England.

So schlingt sich auch ein band um die welthandelstädte der alten und der neuen zeit, wie sie einander abgelöst haben: was früher einmal von Römern und Rom gegolten, das traf später auf London und Hamburg zu.

Der hamburgische *Patriot* aber, der so verständnisvoll sich diese weite anschauung des Addison in der fassung des *Spy* zu eigen machte, steht hier entschieden auf einem höheren standpunkt, als ihn einige jahrzehnte später noch in Deutschland Klopstock einnahm, der von der grossen aufgabe der kaufleute nichts wissen wollte und hartnäckig bei seiner verachtung der »krämer« bestehen blieb.

So knüpft auch hier das 18. jahrhundert als eine art spätrenaissance wieder an das altertum an. Es bliebe die dankbare aufgabe noch zu lösen, was denn alles an klassischem

gut gerade durch die gelehrten herren verfasser der englischen und besseren deutschen wochenschriften in unsere kultur und litteratur übergeleitet ist. Denn man kann doch mit recht annehmen, dass in den meisten fällen die lateinischen, den einzelnen artikeln vorangesetzten sprüche die ausgangspunkte für die aufsätze und nicht die nachträglich angesteckten schmuckstücke waren.

So laufen in der that die fäden zwischen England und Deutschland hin und her; unsere meerstädte, welche waaren ein- und ausführen, haben auch bei den litterarischen, geistigen beziehungen zwischen der heimat und der fremde vermitteln helfen.

Wie wir nun in mehreren fällen im hamburgischen *Patrioten* eine verwendung englischer materialien feststellten, die durch einen seltsamen zufall dann wieder nach England zurückgeführt wurden, so müssten überhaupt einmal alle deutschen wochenschriften daraufhin durchgearbeitet werden, was ihnen aus englischer quelle zugeflossen ist. Es ist nicht genug, sie immer bloss zu kulturbildern zu verwerten, sondern es gilt hier, die auffallende unterlegenheit und unselbständigkeit des deutschen geistes in der ersten hälfte des 18. jahrhunderts durch die thatsache zu begründen, dass den wirklichen einfällen, den originellen gedanken und der poetischen erfindung jenseits des kanals die einfälle, gedanken und erfindungen von seiten der Deutschen noch lange nicht entsprachen. Man beschränkte sich darauf, das fremde eigentum in nachbildung und übersetzung für sich in beschlag zu nehmen. So wird es möglich sein, englische anregungen durch zahllose, mehr oder weniger gute nachdrücke in den deutschen wochenschriften weiter zu verfolgen: ein kapitel mehr aus dem langen ringen zwischen der deutschen und der englischen litteratur und zwar aus jener fernen, traurigen, zeit, als die letztere uns noch auf der ganzen linie schlug, — jahrzehnte vor der geburt des unüberwindlichsten aller Deutschen, des Wolfgang Goethe, der den sieg endlich auf unsere seite brachte.

Berlin.

Heinrich Kraeger.

---

GEHIRN UND SPRACHE.<sup>1)</sup>

Die aufmerksamkeit der nicht unmittelbar beteiligten auf die neue betrachtungsweise der modernsten naturwissenschaftlichen forschungsergebnisse über gehirn und sprache zu lenken, ist der zweck der folgenden besprechung. Dass in diesem vortrage vieles, oft genug auch wichtiges, aus äusseren gründen nur kurz angedeutet werden kann, ist selbstverständlich. Das thema soll nach der entwicklungsgeschichtlichen methode abgehandelt werden; es wird sich dabei zeigen, dass die anfänglich ausführliche allgemeine darstellung für die speciellen fragen von weittragender bedeutung ist.

Die evolutionstheorie nimmt an, dass durch den schöpferprozess nicht mit einem schlage der mensch, das tier, die pflanze entstand, sondern durch eine entwicklung aus uranfängen bauten sich aus urzellen unzählig viele zellstaaten, d. h. gruppierungen von zellen auf, deren reizbarkeit auf äussere einwirkungen sich allmählich in besonderer weise zu art- und gattungscharakteren differenzierte. Ob jenen ursprünglichen zellgruppen die entwicklung zu einer bestimmten art von anbeginn immanent gewesen ist, oder ob durch anpassung und vererbung aus wenigen typen sich eine in die andere art ausbildete, das ist für die annahme einer entwicklung überhaupt nicht von belang. Die anfänglich rohste form der lebensäusserung, die reizbarkeit, schritt im verlaufe der ungeheuer grossen entwicklungsperiode im sinne der arbeitsteilung durch gruppierung besonderer zellgruppen zu verwickelteren, notwendig gewordenen, der erhaltung dienlichen bildungen fort. Es traten zellen zu organen zusammen, indem diese gruppe zur fortbewegung, jene zur besorgung des stoffwechsels, noch andere zur fortpflanzung im dienste des einzelnen lebewesens sich besonders gestaltete. So ist auch der mensch ein zell-

---

<sup>1)</sup> Diesen aufsatz, der als vortrag im Neusprachlichen verein zu Hamburg gehalten und im März-heft der Wiener medizinischen zeitschrift *Heilkunde* veröffentlicht wurde, bringen wir hier mit gütiger erlaubnis des herrn verfassers, dr. med. J. Michelsohn, und der redaktion der *Heilkunde* zum erneuten abdruck, da er auch philologischen lesern viel lehrreiches bringen dürfte.

staat, in welchem die einzelnen zu seiner lebensäußerung, erhaltung und fortpflanzung zweckdienlichen organe gebildet sind durch absonderung und teilung ursprünglich einheitlicher zellindividuen. Dieser absonderungsvorgang, diese entwicklung ist auch jetzt nicht abgeschlossen, sie wird es niemals sein, sie wird formen annehmen, deren richtung wir nur nach einer seite als wahrscheinlich annehmen können, nämlich in der richtung unserer geistigen entwicklung. Die augenblicklich am weitesten fortgeschrittene differenzierung spielt sich erkennbar ab in den zellschichten der obersten teile der hirnrinde, in den sphären des bewusstseins. Dies unser bewusstsein ist aber nicht die definitive krönung des baues, im gegenteil, hier sind deutliche anzeichen vorhanden, dass unser bewusstsein nur einen übergang zu anderen bewusstseinsformen und phänomenen darstellt. Wir wollen es hier übernehmen, einigen betrachtungen über den sitz der bewussten handlungen, über die ursprungsstätten der bewusstseinsthätigkeit und der sprachverrichtung in dem nervensystem unsere aufmerksamkeit zu widmen. Der gegenstand berührt in innigster weise zahlreiche tiefernste und brennende fragen unseres täglichen lebens, fragen der naturwissenschaft, medizin und in gleich hohem grade die der heutigen pädagogik. In dem vermögen bewusster und unbewusster thätigkeiten gipfelt das voll entwickelte seelenleben. Jedes vorgeschrittene, seelische geschehnis ist gebunden an ein innigstes ineinandergreifen, ja an ein unmittelbares ineinanderübergehen jener beiden. Schon der so unscheinbare vorgang des addierens oder subtrahierens zweier elementarer zahlen hat unter allen umständen eine verhältnismässig bedeutende geistige arbeit, ein folgerechtes sich-abwickeln ganzer ketten von bewussten und unbewussten leistungen zur notwendigen voraussetzung. Noch geringwertigere thätigkeit, das gehen z. b., auch viele andere erlernte bewegungen, so die der finger beim klavierspiel, schreiben oder nähen, kommen für gewöhnlich unbewusst zu stande. Sie bieten insofern das unverkennbare bild gewöhnlicher reflexerscheinungen dar. Doch besteht der eine wichtige unterschied, nämlich dass jene bewegungen zwar unbewusst ausführbar, dessenungeachtet der gewalt des willens unterliegen und hingelenkte aufmerksamkeit einhalt gebieten kann, während der eigentliche reflex von dem willenseinfluss so gut wie unberührt erscheint. In einigen fällen

bergen reflexe bereits einen urkeim von bewusstsein in sich. Das verleiht ihnen aber sofort den wert sozusagen elementarster seelenphänomene. Von dem zusammengesetzten psychischen vorgang giebt es alle übergänge bis zum einfachsten reflex. Der begriff des bewusstseins im weiteren sinne umfasst die gesamtheit alles dessen, was das gebiet der innenwelt angeht. Das bewusstsein in diesem sinne ist zweifellos gemeingut aller tierischen geschöpfe. Zwar erfreut sich das tier nur eines elementaren bewusstseinsvermögens, allein im hauptsächlichen ist ihm die nämliche welt des subjectiven, das nämliche innendasein verliehen, in dem man auch das hoch angelegte bewusstsein des menschen wurzeln sieht.

Die unbewusste, reflektorische thätigkeit zeigt das bild einer automatischen, unabänderlich konstanten und übermässig stereotypen zweckmässigkeit als ausdruck eines ein für allemal feststehenden, allezeit und überall in der nämlichen art wirksamen mechanismus. Für jedes bewusste thun dagegen bezeichnend ist eine zweckmässigkeit, die nichts von der starrheit der maschine an sich hat, sondern veränderlich, anpassungsfähig erscheint an die stetig wechselnde mannigfaltigkeit der äusseren bedingungen. Die innere erfahrung, ihrer entstehung nach bedingungslos gebunden an das vorhandensein eines bewusstseins, führt die bewegungsthätigkeit in eine derartige bahn, dass sie den ankommenden äusseren reizen entgegentritt nach massgabe der wertschätzung, die letzteren von dem bewusstsein zu teil wird, und nicht, wie dies bei den reflexen der fall ist, nach massgabe der objektiv sich steigernden stärke der einwirkenden reizkräfte. Die an und für sich nicht vorgebildete, sondern lediglich die vorhandenen, äusseren bedingungen mit der inneren erfahrung verbindende, individuelle wahl ist es, die uns in jedem einzelnen fall über das vorhandensein einer inneren erfahrung informiert, zugleich über das bestehen eines seelenlebens kenntnis giebt. Wo immer bewegung das merkmal individueller oder willkürlicher wahl trägt, da giebt es bewusste differenzierung der äusseren eindrücke und des gedächtnisses, die ersten und grundlegenden erscheinungen des bewusstseins. Da eröffnet uns die heutige forschung höchst überraschende ausblicke. Schon die frühesten stufen des tierreichs, wo das dasein eines nervensystems noch durch nichts angedeutet ist, geben kunde von einem primitiven

bewusstseinsvermögen. Alles drängt zu der anschauung, eine subjektive welt und der erste anfang einer bewussten seelenthätigkeit offenbare sich in dem tierreiche auf stufen, die weit hinter den ersten keimen eines nervensystems zurückliegen. Die neuesten errungenschaften der tierpsychologie bezeugen uns offenbarungen eines keimenden bewusstseins schon in den frühesten anfängen organischen lebens. In seinen verschiedenen äusserungen wird bewusstsein insofern gemeingut aller tierischen wesen, ja solcher, die in tiefgehenden beziehungen dem bereiche der pflanzlichen formen eng angrenzen. Die ersten erscheinungsformen eines lebens können nur da auftreten, wo die bedingungen zu der entwicklung eines bewusstseins gegeben sind, so wie keine bewusstseinsäusserung gedacht werden kann ausser zusammenhang mit dem lebendigen. Und wenn bei dem voll entwickelten geschöpf die vegetativen vorgänge ohne eine unmittelbare mitthätigkeit des bewusstseins in kraft treten können, so ist der tierische organismus als ganzes nicht anders als mit dem vermögen des bewusstseins zu einem selbständigen dasein befähigt.

Es hat aber den anschein, dass auch andere pflanzliche organismen eines gewissen unterscheidungs- und wahlvermögens und folglich eines elementaren bewusstseins nicht völlig entbehren. Wenn es sich um die frage nach den ursachen dieser erscheinungen handelt, so werden wir uns jenseits der grenzen des lebendigen vergebens nach beispielen solcher zweckmässigkeit unsehen. Es muss, werden wir folgern, das zweckmässige geschehen in der pflanzenwelt ein ausfluss sein eines gewissen etwas, dessen die leblosen massen der natur nicht teilhaftig sind. Und dies wird uns ganz von selbst zum nachdenken bringen, ob denn jene welt von zweckmässigen bewegungen, die uns bei dem anblick vieler pflanzen tief erregt, nicht doch kunde giebt von der wirksamkeit eines in weiter ferne liegenden bewussten prinzipes. Inwieweit dieses prinzip nach neuesten physikalischen experimenten mit der erhaltung zweckmässiger formen lebloser gegenstände in zusammenhang zu bringen sei, soll hier unerörtert bleiben. Indessen wäre es verfrüht, in diese geheimnisvollen gebiete tiefer einzudringen. Noch harren hier grundlegende fragen ihrer endlichen lösung. Das angedeutete wird genügen, um auf den umfang des gegenstandes hinzuweisen. Bewusstseinsvermögen

im weitesten sinn erscheint nach vielen thatsachen zweifellos als gemeingut des gesamten tierreiches, die niedersten, eines nervensystems entbehrenden formen nicht ausgenommen. Ja, viele einzellige wesen, denen eine eigentliche organisation im gewöhnlichen sinn dieses wortes noch abgeht, finden wir im besitz eines wahren seelenlebens. Das bereitet jedoch dem verständnis um so weniger schwierigkeiten, als die tierische zelle und mit ihr alle einzelligen geschöpfe mit grosser bestimmtheit als höchst zusammengesetzte körper, deren elemente durch die sogenannten zellkörnchen dargestellt sind, erkannt werden. Ob unter den körnchen, den elementarorganen einzelliger wesen, bereits eine besondere differenzierung gegeben ist, kann noch nicht entschieden werden. Man darf vielmehr annehmen, der elementare psychische sinn ermangele auf dieser stufe noch einer bestimmten lokalisation, breite sich gewissermassen gleichmässig über alle teile des einzelligen körpers aus; bei den höherstehenden geschöpfen dagegen erscheint es — und das unterscheidet diese wesentlich von jenen — mit der thätigkeit besonderer teile des organismus, welche das nervensystem bilden, unzertrennlich verbunden. Mit dem auftreten eines nervensystems werden sämtliche psychischen verrichtungen des tierkörpers von ihm übernommen. Alle übrigen organe dienen ausschliesslich vegetativen thätigkeiten. Die vorgänge vegetativen lebens stehen aber, wie man heute sicher weiss, in einer bestimmten abhängigkeit von dem nervensystem, und obwohl bei ausschaltung dieser einwirkungen nicht ohne weiteres zum stillstand kommend, erweisen sie sich doch an die unter unmittelbarem nerveneinfluss befindliche bedingung einer regelrechten nahrung bzw. blutzufuhr geknüpft. Wo immer ein nervensystem wirksam ist, da gehen auch die allereinfachsten vegetativen geschehnisse unter unmittelbarer oder mittelbarer beeinflussung desselben vor sich. Kein tierisches leben ist denkbar ohne den odem der nerventhätigkeit. Bei denjenigen niederen tiergattungen, bei denen knoten als nervenelement nachweisbar sind, hat ihr beschränktes seelenleben nicht in einem näher bestimmten abschnitt des nervensystems seinen ursprung, sondern erscheint auf die gesamtheit aller knoten, die ihrem baue nach im wesentlichen miteinander übereinstimmen, mehr oder minder gleichmässig verteilt. Bei den

höheren gliedertieren erscheint dagegen die seelenthätigkeit vorwiegend als funktion des grossen brustknotens, des prototypes des vertebratengehirns. Die niederen arten der wirbeltiere, wie fische und amphibien, stehen ihren verstandesthätigkeiten nach zweifellos erheblich hinter den bienen und ameisen zurück, während die höheren wirbeltiere bereits den gipfel der geistigen entwicklung in der tierreihe erreichen. In der reihe der wirbeltiere entspricht der organisatorischen stufenleiter im allgemeinen eine stetig zunehmende vervollkommnung der geistigen begabung bis hinauf zu den primaten und deren edelstem vertreter, dem menschen.

Das nervensystem der wirbeltiere besteht bekanntlich aus einer centralen anlage und einem damit sehr eng verbundenen ganglienknottensystem, sowie aus peripheren leitungsbahnen. Das centralorgan zerfällt seinerseits in eine reihe grösserer abteilungen, die als rückenmark, verlängertes mark, kleines gehirn, mittel- oder vierhügelhirn, zwischen- oder sehügelhirn und end- oder hemisphärenhirn unterschieden werden. Welche von diesen teilen verdienen nun als quelle des seelenlebens angesehen zu werden?

Von dem ganglienknottensystem — dies bezeugen die direkten experimente — nehmen nirgends bewusste, sondern einzig und allein reflektorische erscheinungen ihren ausgang. Es bleibt nur noch das centrale nervensystem übrig. Hier ergeben sich aber gewisse gegensätze zwischen den verschiedenen klassen der wirbeltiere. Alle bewussten äusserungen des allerniedrigsten wirbeltieres sind offenbar als funktion des rückenmarkes anzusehen. Fassen wir die bis heute bekannt gewordenen thatsachen zusammen zu einem überblick über die lokalisation des bewusstseins bei den mit nervensystem begabten geschöpfen. Auf niederen stufen, wo ganglienketten einfachster art vorgefunden werden, erscheinen noch sämtliche glieder der kette an psychischen thätigkeiten beteiligt. Viel höher stehen bereits die arthropoden. Denn hier bildet sich der vordere brustring — das urbild des späteren gehirns — zum organ des seelenlebens heraus. Die wirbeltiere schliesslich konzentrieren ihre seelenthätigkeit ausschliesslich in den centralorganen des nervensystems. Allein auch hier ist wiederum ein allmähliches aufsteigen vom einfachen zu höheren stufen leicht erkennbar. Während die fische ihr ganzes cen-



trales nervensystem, das rückenmark nicht ausgenommen, der bewusstseinsarbeit dienstbar machen, wird diese aufgabe bei den vögeln nur von den hemisphären und vom gehirnstamm übernommen, um sich bei den höheren säugetieren und beim menschen bereits ausschliesslich zu einer funktion der grosshirnhemisphären zu gestalten. Kurz, es sammelt sich das seelenleben in der aufsteigenden stufenleiter der geschöpfe nach und nach in ganz bestimmten und zugleich ihrem baue nach immer zusammengesetzteren stufen des nervensystems. Diesen höheren centralteilen stehen andere, von einfacherem aufbau gegenüber als träger der unbewussten reflektorischen thätigkeiten. Treten uns die hemisphären des grosshirns als eigentliche organe des bewusstseins entgegen, so würde man weit fehlgehen, alle ihnen entspringenden vorgänge sich als bewusste vorzustellen. Das tierexperiment lehrt uns an der oberfläche des grosshirns nicht wenige gebiete kennen, welche für den ablauf rein vegetativer richtungen von höchster bedeutung sind: centra für die bewegungen der gefässe, des herzens, der atmung, für die speiseröhre, den magen und darm und noch viele andere organe. Und doch sind wir bekanntlich nicht im stande, diese bewegungen mit unserem willen zu beherrschen, und alle einflüsse, denen sie von der psyche aus unterworfen sind, verlaufen während des voll entwickelten lebens ganz und gar in der sphäre des unbewussten. Dass nur ein teil der vorgänge in dem grosshirn dem bereiche des bewusstseins angehört, kann in ebenso einwandsfreier weise aus psychologischen erfahrungen erschlossen werden. In jedem zusammengesetzten seelischen geschehnis nämlich spielen sich, wie wir heute mit bestimmtheit wissen, neben bewussten erscheinungen ausnahmslos und unweigerlich unbewusste thätigkeiten ab.

Auf der andern seite besitzen wir die gaben, unbewusste psychische ereignisse willkürlich dem gebiete des bewusstseins zu überantworten. Schliesslich können viele bewusste vorgänge unter bestimmten verhältnissen gänzlich unbewusst verlaufen. Man erinnere sich, um ein sehr eklatantes beispiel anzuführen, nur an die bekannten psychischen äusserungen im schlafe und während hypnotischer zustände. Der somnambule, ja der schlafende

überhaupt tritt damit zurück in einen zustand, in welchem eine vorperiode psychischer fähigkeiten den einzigen bestandteil des bewusstseins ausmacht, und so dürfte man den schlaf, die hypnose und den somnambulismus auffassen als ein periodisches zurücktreten in frühere daseinsperioden. Jedermann weiss, wie bereits erwähnt worden ist, welche anforderung die lösung einer so einfachen aufgabe wie das zusammenzählen oder abziehen zweier elementarer zahlen an die geistesarbeit des lernenden Kindes stellt, und wie alle einzelheiten dieses vorganges unter voller inanspruchnahme des bewusstseins sich abwickeln, während in späterer zeit die nämliche geistesarbeit ganz mechanisch und grösstenteils sogar ohne hinzuthun des bewusstseins geleistet zu werden pflegt. Ganz ähnlich verhält es sich mit den anfänglich bewussten, dann mechanischen körperbewegungen auf dem zweirade. Noch viel deutlicher zeigt sich dies bei dem studium einer fremden sprache. Mit bewusster hingabe an den neuen gegenstand, intensiver aufmerksamkeit und nicht unbedeutender willensanstrengung werden die ungewohnten laute von dem lernenden aufgenommen. Wie etwas selbstverständliches handhaben wir unbewusst das einmal erlernte idiom und widmen nur noch dem allgemeinen faden der rede eine gewisse aufmerksamkeit. Die zusammengesetzten bewegungen beim klavierspiel, wie überhaupt bei allen musikinstrumenten sind ebenfalls durch gewohnheit und übung allmählich dem bewusstsein entrückt. Und von allen diesen bewegungserscheinungen bezeugen die physiologie und pathologie in unwiderleglicher weise, dass sie der thätigkeit der gehirnrinde ihre entstehung verdanken. Somit erscheint der reflex sozusagen als organischer rest, als lebendiger zeuge einer einst stattgefundenen seelenthätigkeit. Erworbene persönliche erfahrung kann durch fortschreitende vererbung allmählich zum dauernden besitz der nachkommenschaft werden. In diesem vorgang liegt der schlüssel zu dem wesen der zusammengesetzten sogenannten instinkte. Alles nervenleben war in seiner phylogense — in seiner artentwicklung — ursprünglich ein bewusstes; mit der zeit erst hat es die unbewussten vorgänge in sich aufgenommen. Suchen wir uns nun über die psychologische bedeutung dieser ergebnisse klar zu werden. Die motorischen rindencentra sind uns als stätten bekannt, von welchen aus psychische impulse die muskeln des körpers in

bewusste thätigkeit versetzen, in den sensorischen rindencentren entwickeln sich bei dem menschen und den höheren säugern die verschiedenen qualitäten der empfindungen. Gehen dem bewusstsein dienende gebiete verloren, so können an ihrer statt neue bewusstseinscentra sich in der rinde an orten bilden, wo früher solche nicht vorhanden waren. Es bedeutet dies, die funktion der bewussten bewegungen aus der empfindungsaufnahme habe sich aus ihren normalen stätten, die ihr in dem entwickelten gehirn zukommen, in andere rindenregionen verschoben. Die bewusstseinsarbeit hat zu ihren äusserungen neue, ungewohnte regionen aufgesucht, die bis dahin nicht im dienste des bewusstseins gestanden, — es kann also unter besonderen verhältnissen als leistung solcher gebiete auftreten, die für gewöhnlich reflektorische aufgaben zu erfüllen haben. Das bedeutet eine wiederkehr zu primitiven stufen in der rangfolge der geschöpfe, wo das bewusste seelenleben noch in niederen hirncentren zur entwicklung gelangt.

Weiter finden wir die funktionelle entfaltung der nervengebiete in abhängigkeit von der gewöhnlichen entwicklung der hinzugehörigen hirnregionen. Jene werden annähernd zu einer zeit funktionsfähig, wo eine unmarkung der fasern beginnt und die nervenzellen vorgeschrittenere formen annehmen. Da aber die hemisphären des menschen und anderer geschöpfe in der ersten zeit nach der geburt marklos erscheinen, während zugleich die fasermassen im rückenmark und in dem kleinen gehirn bereits zum grössten teil mit markscheiden versehen sind, so haben wir uns das bewusstsein, welches ohne zweifel bis zu einem gewissen grade schon neugeborenen zukommt, ursprünglich als von der thätigkeit niederer gehirncentra abhängig und späterhin mit der fortschreitenden markscheidenbildung auf die gehirnhemisphären übergehend zu denken. So wiederholen das gehirn und das gesamte nervensystem des menschen in der allmählichen entwicklung ihrer teile gewissermassen jene stufen, welche das nervensystem in der aufsteigenden reihe der organismen durchläuft; das bewusste leben, bei tiefstehenden geschöpfen dauernd, bei dem menschen nur noch während der entfaltung des hirns an niedere nervencentra gebunden, sucht im verlauf der individuellen entwicklung immer höhere zusammengesetztere organe des nervensystems zu seinen

äusserungen auf, bis es schliesslich von den hemisphären des vorderhirns bleibend aufgenommen wird. Nur der ganz besonders grossen ausbreitung grauer hirnmassen in den hemisphären im vergleich zu den übrigen teilen verdankt der mensch sein hoch entwickeltes seelenleben; in den hemisphären selbst wiederum vollenden ihre entwicklung am allerspätsten die verbindungsbahnen — associationsbahnen —, die leitung zwischen den einzelnen gehirnwindungen und centren. Diese leitungs-, associationsbahnen bilden die wesentlichste anatomische grundlage der bewussten seelenthätigkeit. Nach der heutigen anschauung wächst jedes unserer organe stärker, wenn es innerhalb der grenzen seiner psychologischen leistungsfähigkeit stärker arbeitet. Somit zeigt auch das organ des geistes, das gehirn, ein gesteigertes wachstum unter gesteigerter geistiger arbeit. Es wurde beobachtet, dass bei den ersten schülern der universität der schädel noch bis zum 25. jahre zunahm, ja der schädel bei menschen, welche ihr gehirn innerhalb gewisser grenzen sehr stark in anspruch nehmen, sei es durch geistige oder andere seelenthätigkeiten, kann noch bis zum 30. oder 40. jahre zunehmen. Die annahme, dass das gehirn im dritten lebensjahre, im zehnten oder zwölften lebensjahre seine vollständige entwicklung erreiche, muss als irrthum bezeichnet werden. Die moderne hirnphysiologie sieht im baue des hirns zwei grundsätze vertreten. Das princip der lokalisierten und das der stellvertretenden funktion: die lehre von der lokalisation der hirnfunktionierung gegenüber der alten vorstellung von der einheit des seelenorgans. Man hat in tausendfach wiederholten tierexperimenten gebiete der rinde kennen gelernt, welche, gereizt, die allemal gleichen muskelkontraktionen der gegenüberliegenden körperhälfte auslösen, solche, deren reizung keine muskelbewegung hervorruft. Die ergebnisse der reizungen sind durch immer besser und vollkommner geplante entfernungen von einzelteilen, die sogenannten ausfallversuche, bestätigt, ergänzt und erweitert worden. Grosse abschnitte der hirnrinde können verloren gehen, ohne dass irgend eine störung sich bemerkbar macht, während an anderen stellen schon der geringste verlust eine bewegung oder empfindung schwächt, trübt oder fortfallen lässt. Die einzelnen abschnitte der hirnoberfläche sind somit nicht gleichwertig,

sondern von durchaus differenter physiologischer bedeutung. Jedes rindenfeld, das einer bestimmten funktion vorsteht, bezeichnen wir als centrum. Die bedeutung, die lage, die abgrenzung dieser centren ist zum teil auf experimentellem wege und im wesentlichen durch beobachtungen am krankenbett und der pathologisch-anatomischen befunde erforscht worden. So umfasst die zone der bewegung das gebiet der sogenannten motorischen centren. Diese erstrecken sich über die beiden mittelwindungen und ihre nachbarlappen. Innerhalb des bezeichneten areals befinden sich die centren für die muskulatur der gegenüberliegenden körperhälfte. Die oberste hinterhauptwindung ist mit sicherheit als sehcentrum erkannt worden. Die bloss angenommenen, aber nicht mit bestimmtheit erwiesenen gehirncentren sollen hier ganz übergangen werden. Dagegen bedürfen die sogenannten sprachcentren, die ein wesentliches forschungsgebiet der modernen gehirnphysiologie ausmachen, wegen des physiologischen interesses einer näheren betrachtung. Über den sitz, die lokalisation, die funktion der sprache sind in den letzten 20—30 jahren beachtenswerte thatsachen zu tage gefördert worden. Es unterliegt keinem zweifel, dass durch die neue gehirnphysiologie viele dunkle fragen der sprachwissenschaft einer lösung nähergebracht werden. Deswegen muss der streit, ob die sprachwissenschaft zu den natur- oder sogenannten geisteswissenschaften gehöre, als müssig bezeichnet werden. Wir wollen jedoch die auf diese frage bezüglichen worte Max Müller's wieder in erinnerung bringen: »Wenn man der sprachwissenschaft,« sagt Müller, »den namen einer naturwissenschaft weniger bereitwillig zugestanden hat, so kommt das hauptsächlich von einer prinzipiellen meinungsverschiedenheit bei den philosophen, die den menschen entweder als die höchste blüte der natur oder als ausser aller verbindung mit der übrigen tierischen welt stehend betrachten. Niemand hat die grenze, die den menschen vom tier scheidet, nämlich die sprache, nachdrücklicher hervorgehoben als ich, aber niemand ist auch jederzeit ängstlicher bestrebt gewesen, der natur zu geben, was der natur ist, dem geist, was des geistes ist. Man kann ohne zweifel natur so definieren, dass die sprachwissenschaft aus dem engeren kreise der naturwissenschaften ausgeschlossen bleibt. Bei der weiteren bedeutung aber, die in

unseren tagen dem begriffe natur gegeben wird, bin ich jedoch mehr als je der überzeugung, dass das studium der menschlichen rede nicht nur zulassung zu den naturwissenschaften, sondern sogar den höchsten platz unter ihnen fordern darf.« Nach diesen worten des grossen Müller, der leider in seinen werken es oft verabsäumt hat, die naturwissenschaftlichen forschungsergebnisse angemessen zu berücksichtigen, muss nun die naturwissenschaft selbst zu worte kommen. Den tieren kann ein mitteilungsvermögen nicht bloss in gebärden und mienen, sondern sogar in form der lautsprache für gemütsbewegungen und für vorstellungen nicht mehr abgesprochen werden. Man will beim affen die bedeutung von neun lauten nachgewiesen haben, die elefantensprache soll sogar über 105 sinnvolle laute verfügen. Bemerkenswert ist, dass die wörter der erwähnten tiersprachen, abgesehen von den als interjektionen zu betrachtenden lauten für gemütsbewegungen (freude, schmerz, liebeslocken und warnungsrufe), nur ganz konkrete gegenstände und vorgänge von sehr beschränktem, rein sinnlichem umfange — futter, wasser, brot, trinken, gieb — bezeichnen. Das tier lässt immer zur zeit nur einen laut, ein wort so lange hören, bis sein darin ausgedrücktes begehren seine befriedigung erreicht hat. Dass das tier nur in einem beschränkten sinne zu sprechen vermag, liegt nicht an einem mangel an artikulationsfähigkeit — vermögen doch tiere, wie papageien, menschliche laute nachzuahmen —, vielmehr daran, dass sie entsprechend ihrem gehirnbau nichts oder nicht so viel zu sagen haben, um sich von innen heraus zum sprachlichen ausdruck gedrängt zu fühlen. Es kann nicht mehr gelegnet werden, dass das seelische leben des tieres in jeder beziehung eine vorstufe des menschlichen seelenlebens ist, und dass, sofern wir gewisse für gefühle und vorstellungen charakteristische bewegungen und laute als vorstufen der sprachäusserung im allgemeinen anerkennen, solche auch dem tier nicht fehlen.

Die sprache des kindes schliesst sich in ihrer entwicklung den übrigen willenshandlungen an. Auch sie beruht auf einem zusammenwirken vererbter, in den centralorganen des nervensystems begründeter anlagen und der durch die lebenseinflüsse, in diesem falle insbesondere durch die einflüsse der redenden umgebung, gesetzten einwirkungen. In dieser

beziehung entspricht die entwicklung der sprache durchaus derjenigen der übrigen ausdrucksbewegungen, zu denen sie nach ihrem allgemeinen psychologischen charakter gehört. Die frühesten artikulierten lautbildungen der sprachorgane treten als reflexartige erscheinungen schon im laufe des zweiten lebensmonats auf, sie nehmen in der folgenden zeit an mannigfaltigkeit zu, auch zeigt sich immer mehr die neigung zu lautverdoppelungen. Diese ausdruckslaute unterscheiden sich nur durch ihre grosse und immer wechselnde mannigfaltigkeit von dem ausdruckslaute zahlreicher tiere. Sie haben, da sie bei allen möglichen gelegenheiten und ohne jede absicht der mitteilung hervorgebracht werden, noch durchaus nicht die bedeutung von sprachlauten. In diese gehen sie allmählich, in der regel vom anfang des zweiten lebensjahres an, durch den einfluss der umgebung über. Die hauptsächlichste wirkung üben hierbei die nachahmungsbewegungen aus, die speciell als schallnachahmungen eine doppelte richtung zeigen, indem nicht nur das kind den erwachsenen, sondern auch dieser das kind nachahmt. In der regel ist sogar zuerst der erwachsene der nachahmende; er bildet die unwillkürlichen artikulationslaute des Kindes nach, denen er zugleich eine bestimmte bedeutung beilegt. Nach alledem beruht die entwicklung der sprache auf einer reihe von mitbewegungen und mitempfindungen, an deren bildung das kind und dessen umgebung gleichmässig zusammenwirken. Mit gewissen den natürlichen ausdruckslauten des Kindes entnommenen oder nach dem vorbild desselben frei erfundenen wortbildungen bezeichnet der erwachsene willkürlich bestimmte vorstellungen. Das kind vereinigt diese ihm durch gebärden verständlich gemachte verbindung von wort und vorstellung mit den nachahmlich erzeugten eigenen artikulationsbewegungen. Der ganze prozess der sprachentwicklung beruht auf einer psychischen wechselwirkung zwischen dem kinde und seiner redenden umgebung, bei welcher im anfang dem kinde ausschliesslich die lautbildung, der umgebung aber die sprachliche verwendung der kindlichen laute zufällt. Die sprachliche entwicklung des Kindes vollzieht sich in drei abgrenzbaren perioden, sie entspricht dem jeweiligen anatomischen baue einzelner teile des centralnervensystems.

1. Der säugling versucht sich in hervorbringung der lippen- und gaumenlaute, der sogenannten urlaute, derjenigen laute,

welche sich im laufe der zahlreichen generationen zu all den verschiedenen lauten ausbildeten, und die in den alphabeten der heutigen volkssprachen enthalten sind; sie sind der ausdrück der funktion ererbter reflektorischer nervenbahnen zu den bestimmten muskeln.

2. Die neugeborenen menschen sind entweder taub oder doch wenigstens harthörig. Das gehör verschärft sich in den ersten lebensstagen und -wochen langsam; deswegen kennzeichnet die zweite periode der sprachentwicklung ihren eintritt dadurch, dass das kind horcht, das heisst aufmerksam hört und die töne zu unterscheiden lernt. Anatomisch findet dieses symptom seine erklärung in der thatache, dass erst jetzt das innere gehörorgan — Corti'sche organ — eine feinere ausbildung erfährt und die ummarkung der nervenfasern im gehirn und seinen windungen sich auszubilden beginnt.

3. Die dritte periode der sprachentwicklung charakterisiert sich dadurch, dass das kind die sprache als ausdrück seiner gedanken benutzt. Das missverhältnis zwischen sprachlust und sprachgeschicklichkeit tritt jetzt ausserordentlich stark hervor. Jetzt erst beginnen eigentliche centra im gehirn sich auszubilden. Ein perzeptionscentrum für den wortklang und ein bewegungscentrum für die erinnerungsbilder der wortbewegung, aber die höheren centra der begriffsbildung sind noch mangelhaft zur entwicklung gekommen: die grauen massen der hirnwindungen sind schmal und dünn, und die eigentlichen verbindungsbahnen zwischen dem klang- und bewegungscentrum treten erst jetzt durch leitungseinschaltung in nähere berührung. Über die allgemeine entwicklung der sprache giebt uns jedoch die individuelle entwicklung beim kinde deshalb keine volle rechenschaft, weil dies ein vorgang ist, an dem die sprechende umgebung überwiegend beteiligt ist. Immerhin zeigt das sprechenlernen des Kindes, dass bei ihm physische und psychische anlagen der mitteilung der sprache begünstigend entgegenkommen. In der that lässt sich annehmen, dass diese vererbten anlagen selbst dann, wenn die äussere mitteilung unterbliebe, zu irgendwelchen, von lauten begleiteten ausdrucksbewegungen führen müssten, welche die bedeutung einer unvollkommenen sprache besässen. Diese vermutung wird durch die beobachtung der taubstummen, namentlich solcher taubstummen kinder bestätigt, die ohne absichtlichen unterricht aufwachsen, und zwischen



denen sich trotzdem ein reger geistiger verkehr entwickeln kann. Dieser beruht aber in solchem falle, da der taubstumme ausschliesslich auf gesehene zeichen angewiesen ist, in der entwicklung einer gebärdensprache, die sich aus bedeutungsvollen ausdrucksbewegungen zusammensetzt. Die gefühle werden dabei im allgemeinen durch mimische, die vorstellungen durch pantomimische zeichen ausgedrückt, indem mit dem finger entweder auf die vorstellungsobjekte hingewiesen oder ein ungefähres bild der vorstellung in der luft gezeichnet wird: hinweisende und malende gebärden. Indem solche zeichen, der reihenfolge der gedanken entsprechend, aneinandergesetzt werden, entsteht sogar eine art von satzbildung, mittelst deren dinge beschrieben oder ereignisse erzählt werden können. Diese natürlich entstandene gebärdensprache beschränkt sich jedoch stets auf die mitteilung konkreter, sinnlicher vorstellungen und ihres zusammenhanges; an Zeichen für abstrakte begriffe fehlt es ihr vollständig. Die ursprüngliche entwicklung einer lautsprache lässt sich nun wohl nicht anders als nach analogie dieser entstehung der natürlichen gebärdensprache denken; nur dass die hörfähigkeit zu den mimischen und pantomimischen gebärden noch als eine dritte form die lautgebärden hinzufügen wird, die, weil sie nicht bloss leichter wahrnehmbar sind, sondern auch ungleich reichere veränderungen zulassen, notwendig bald den vortritt vor jenen gewinnen müssen. Wie aber die mimische und pantomimische gebärde ihre verständlichkeit der unmittelbaren beziehung verdankt, die bei ihr zwischen der beschaffenheit der bewegungen und ihrer bedeutung besteht, so wird eine solche beziehung auch für die ursprünglichen lautgebärden vorauszusetzen sein. Überdies ist es unwahrscheinlich, dass dieselben zuerst durch stets begleitende mimische und pantomimische gebärden unterstützt wurden, entsprechend der durchgängig zu beobachtenden ungehemmteren äusserung solcher beim naturmenschen, sowie der rolle, die ihnen beim sprechlernen des kindes zukommt. Demnach ist die entwicklung der lautsprache wahrscheinlich als ein vorgang der differenzierung zu denken, bei welchem aus einer menge verschiedenartiger, sich wechselseitig unterstützender ausdrucksbewegungen allmählich die lautgebärden als die allein übrigbleibenden hervorgehen, die jene anderen hilfsmittel erst abstreifen, als sie selbst sich zureichend fixiert hatten. Psychologisch lässt sich hier-

nach dieser vorgang in eine aufeinanderfolge von zwei akten zerlegen: in die in der form triebartiger willenshandlungen von den einzelnen mitgliedern einer gemeinschaft erzeugten ausdrucksbewegungen, von denen diejenigen der sprachorgane unter dem einfluss des strebens nach mitteilung vor den anderen den vorzug gewinnen, und in die hieran sich anschliessenden verbindungen zwischen laut und vorstellung, die sich allmählich befestigen und zugleich von ihren anfänglichen entstehungsmittelpunkten aus über grössere kreise der redenden gemeinschaft verbreiten. In die entstehung der sprache greifen dann aber von anfang an weitere physische und psychische bedingungen ein, die stetige und unablässige veränderungen ihrer bestandteile hervorbringen. Solcher veränderungen lassen sich zwei unterscheiden, der lautwandel und der bedeutungswandel. Der erstere hat seine psychologische ursache in den allmählich in der physischen veranlagung der sprachorgane eintretenden änderungen. Solche scheinen teils aus den allgemeinen veränderungen zu entspringen, die der wechsel der natur- und kulturbedingungen in der gesamten psychophysischen organisation hervorbringt, teils aus den speciellen bedingungen, welche die zunehmende übung für die artikulationsbewegungen mit sich führt. In letzter beziehung dürfte nach manchen erscheinungen die allmählich zunehmende geschwindigkeit der artikulationsbewegungen einen grossen einfluss ausüben. Bei der ausserordentlichen bildsamkeit und anpassungsfähigkeit der kindlichen organe, insbesondere des gehirns, das die stimmwerkzeuge innerviert und mithin bei der entwicklung des sprechens eine hochwichtige rolle spielt, können durch das erlernen einer fremden sprache in frühester kindheit sowohl die leitungsbahnen im gehirn wie die teile der mundhöhle selbst sehr wohl aus ihrer angeerbten bildungsrichtung heraus in eine andere hineingedrängt werden.

Ausserdem wirken aber die verschiedenen, irgendwie einander analogen bestandteile des wortschatzes aufeinander in einer weise ein, die auf die direkte psychologische wirkung von associationen namentlich zwischen solchen sprachvorstellungen hinweist, die irgendwie, sei es bloss durch den laut, sei es zugleich durch beziehungen der bedeutung, miteinander verwandt sind, sogenannte analogiebildungen. Wie der lautwandel das äussere gerüst so verändert der bedeutungswandel den inneren

gehalt der wörter. Die ursprüngliche verbindung zwischen dem wort und der durch dasselbe bezeichneten vorstellung wird verändert, indem eine von der ersten abweichende vorstellung an deren stelle tritt, — ein prozess, der sich im laufe der zeit an dem nämlichen wort mehrmals wiederholen kann. Hiernach beruht der bedeutungswandel auf allmählich sich vollziehenden veränderungen in denjenigen verbindungs- und wahrnehmungsbedingungen des grosshirns, welche die bei dem hören und sprechen des wortes in die hauptpunkte des bewusstseins tretende vorstellungsverwebung bestimmen. Laut- und bedeutungswandel wirken in dem sinne zusammen, dass sie die ursprünglich vorauszusetzende beziehung immer mehr verschwinden lassen, so dass das wort schliesslich nur noch als ein äusseres zeichen der vorstellung aufgefasst wird. Dieser vorgang ist ein so tiefgreifender, dass selbst diejenigen lautzeichen, bei denen jene beziehungen noch erhalten zu sein scheinen, die naturnachahmenden wortbildungen, zumeist wohl verhältnismässig späte produkte einer sekundär eingetretenen verschmelzung zwischen laut und bedeutung sind, eines verschmelzungsprozesses, durch den sich die verloren gegangene verwandtschaft zwischen laut und bedeutung wiederherzustellen strebt. Eine weitere wichtige folge jenes zusammenwirkens von laut- und bedeutungswandel besteht darin, dass zahlreiche wörter allmählich ihre ursprüngliche konkret-sinnliche bedeutung ganz verlieren und in zeichen für allgemeine begriffe und für den ausdruck der wahrnehmenden funktionen der beziehung und vergleichung und ihrer produkte übergehen. Auf diese weise entwickelt sich das abstrakte denken, das, weil es ohne den zu grunde liegenden bedeutungswandel nicht möglich wäre, selbst zuerst ein erzeugnis jener psychischen und psychophysischen wechselwirkungen ist, aus denen sich die entwicklung der sprache zusammensetzt. Wie die bestandteile der sprache, die wörter, in laut und bedeutung einer fortwährenden umwandlung unterworfen sind, so vollziehen sich auch allmähliche, wenngleich im allgemeinen langsamere veränderungen in der verbindung dieser bestandteile zu einem zusammengesetzten ganzen, dem satze. Keine sprache ist ohne eine solche syntaktische wortfolge zu denken. Satz und wort sind daher gleich wesentliche formen des denkens, und der satz ist sogar die ursprünglichere von beiden, da der gedanke zunächst als

ganzes gegeben ist und dann erst in seine bestandteile gegliedert wird. Auf unvollkommneren sprachstufen sind daher die wörter eines satzes oft nur unsicher gegeneinander abzugrenzen. Auch für die wortfolge giebt es nun ebensowenig wie für das verhältnis von laut und bedeutung irgend eine allgemein gültige norm. Insbesondere hat diejenige wortfolge, die von der logik mit rücksicht auf die verhältnisse der wechselseitigen logischen abhängigkeit der begriffe bevorzugt wird, keine psychologische allgemeingültigkeit; ja, sie erscheint als ein ziemlich spätes und zum teil durch willkürliche übereinkunft entstandenes entwicklungsprodukt, dem nur manche der neueren, syntaktisch beinahe erstarrten sprachformen in dem gewöhnlichen prosastil nahekommen. Das ursprüngliche princip, dem die sprachlichen wahrnehmungsverbindungen folgen, ist dagegen sichtlich dieses, dass die wortfolge der vorstellungsfolge entspricht; darum gehen namentlich diejenigen redeteile voraus, welche die am stärksten das gefühl erregenden und die aufmerksamkeit fesselnden vorstellungen bezeichnen. Infolgedessen bilden sich dann in einer bestimmten redenden gemeinschaft gewisse regelmässigkeiten der wortfolge aus. In der that ist eine solche schon an den natürlichen gebärdezeichen der taubstummen zu beobachten. Doch ist es begreiflich, dass in dieser beziehung unter speciellen bedingungen die mannigfachsten abweichungen vorkommen können, und dass zugleich der spielraum dieser abweichungen ein ungemein grosser ist. Im allgemeinen zeigt sich aber hierbei, dass die anpassungsübung mehr und mehr zur fixierung bestimmter syntaktischer formen führt, so dass allmählich durch eine von den am wenigsten gebrauchten formen ausgehende anpassungsverbindung eine immer grössere regelmässigkeit aufzutreten pflegt. Die äusseren eigenschaften der syntaktischen verbindungen und ihrer allmählichen veränderungen sind so sehr von den specifischen anlagen und kulturbedingungen der sprachgemeinschaften abhängig, dass sie ein hervorragendes psychologisches interesse beim studium der völkerpsychologie darbieten.

Die ungeheure veränderlichkeit der natursprache beweist, dass es ein ganz vergebliches und verfehltes bemühen ist, eine ursprache der menschheit aus den heute bekannten sprachen herauskonstruieren zu wollen. Es scheint keinem zweifel zu unterliegen, dass die flektierenden sprachen sich all-

mählich erst aus niederen stufen heraus entwickelt haben. Die einsilbigen sprachen bezeichnen den wilden urzustand, die zusammenfügenden den barbarischen mittelzustand, die flektierenden den kulturzustand der menschheit. Die wurzeln der einsilbigen sprache verhalten sich wie isolierte gehirnzellen, denen die verbindung durch nervenfasern fehlt. In den einverleibenden sprachen verhalten sich die zu einem einzigen worte zusammenfliessenden wortbestandteile so, wie wenn viele differenzierte gehirnzellen sich wieder in einen grossen undifferenzierten protoplasmaklumpen aufgelöst hätten; in den flektierenden sprachen bleibt jedes wort wie jede gehirnzelle selbständig und für sich, und doch sind wieder alle durch flexion und syntax, wie die gehirnzellen durch leitungsbahnen und nervenfasern, zu einer kraftvollen einheit verbunden. Und wer weiss, ob dies nicht mehr als ein blosser vergleich ist? Ob nicht wirklich im gehirn des unentwickelten naturmenschen und des kindes die gehirnzellen nur erst relativ gering an zahl und untereinander noch relativ spärlich durch nervenfasern verbunden sind, entsprechend seinem sprachzustande, ob in dem gehirn des zusammenfügend sprechenden wilden nicht wirklich zwar die zahl der zellen, der ungeheuren fülle seines vorstellungsinhaltes entsprechend, gewaltig gross ist, dabei aber feste mittelpunkte, ruhende pole, dominierende centralstellen, entsprechend den festen mittelpunkten der begriffe, noch fehlen? Und ob nicht erst im gehirn der flektierend sprechenden menschen sich das richtige ebenmass hergestellt hat, d. h. sich sowohl eine reiche fülle von den konkreten einzelvorstellungen entsprechenden zellen als auch viele den abstrakten begriffen entsprechende dominierende centralzellen gebildet haben? Es kommt häufig genug vor, dass geisteskrankte infolge von gehirnerweichung aus der flektierenden sprachform in die einsilbige sprachform der wilden und der kleinen kinder zurückfallen. Das würde dafür sprechen, dass bei den rohesten wilden auf der stufe der einsilbigen sprache die gehirnzellenverbindung nur erst spärlich ausgebildet ist, dass sie sich in unserem kinde erst allmählich, wenn auch verhältnismässig sehr schnell, dem prozess des sprechenlernens und der vervollkommnung im sprechen gemäss, entwickelt, und dass in jenen geisteskranken eine rückbildung im sinne einer allmählichen zerstörung der verbindungsfasern zwischen den gehirnzellen stattfindet.

Aus dieser exkursion in ein wissensgebiet, das dem philologen vertraut ist, konnte leicht ersehen werden, welche nahe berührungspunkte die sprachliche philologie mit der naturwissenschaftlichen betrachtungsweise verknüpfen; es ging auch deutlich hervor, dass das gehirn als selbstverständlicher sitz für alle sprachfunktionen angenommen wurde: die begründung dieser annahme hat die anatomische forschung der letzten jahre erst mit grösster bestimmtheit beigebracht. Viele jahrhunderte hindurch hat sich die aristotelische lehre von dem sitz der sprache in der zunge, gegenüber der hippokratischen, das gehirn als die eigentliche ursprungsstätte anzusehen, als siegreich erwiesen, bis eigentlich erst in diesem jahrhundert, nicht zum geringsten von Gall, die frage nach dem sitz der sprache gelöst worden ist, und zwar zu gunsten der hippokratischen auffassung. Die lehre von der lokalisation der sprache und der ihr verwandten ausdrucksbewegungen hat eine wesentliche stütze in dem vorhandensein von zerstörungen im gehirn an bestimmten stellen bei gewissen formen von sprachstörungen. Abgesehen von Gall's noch unbestimmten lokalisationsangaben, machte im jahre 1861 der Franzose Broca die bedeutende entdeckung, dass bei gewissen arten von sprachstörungen das hintere drittel der linken stirnwindung zerstört sei. Es hat sich bestätigt, dass bei verschiedenen formen der bewegungssprachstörung, der motorischen aphasia, bei denen die kranken den sinn und inhalt der wörter verstehen, aber kein wort hervorbringen können, diese region ausschliesslich oder hauptsächlich verändert ist. Und zwar sitzt dieser herd stets in der linken gehirnhälfte, wenn nicht der kranke ein linkshänder ist. Sind die sprachcentren in der linken hemisphäre verletzt, so können mit der zeit die in der rechten sich ausbilden, was namentlich bei kindern sehr oft der fall ist. Diese thatsache gestattete den schluss, dass die sprachfunktionen bei den meisten menschen ausschliesslich an die linke gehirnhälfte gebunden sind. Zwölf jahre darauf gelang es, für die formen der sprachstörung, welche hauptsächlich das verständnis der sprache betreffen, die sensorische aphasia, eine andere stelle im gehirn zu finden, deren zerstörung ihre ursache war. Es ist dies der hintere teil der obersten schläfenwindung. Indessen gelingt es für einen nicht unbedeutenden teil der sogenannten

aphasien nicht, eine dieser beiden stellen für sie verantwortlich zu machen, wenn sie auch meistens ihren sitz in der nähe derselben haben. Namentlich verletzungen haben mit der exaktheit eines experimentes die geschilderten stellen als den sitz bestimmter formen von rindensprachstörung erkennen lassen, aber man ging vielfach zu weit, diese stellen als sprachmittelpunkte anzusehen. Man darf somit die rindenfelder für die sprachfehler nicht als rindenfelder für die sprache überhaupt oder als sichere sprachcentren bezeichnen. Jene stellen sind nur punkte der hirnrinde, von denen aus nachdrückliche störungen dieses komplizierten mechanismus der sprache am sichersten hervorgerufen werden können. Das sprechen besteht bekanntlich auf einer gemeinsamen aktion der atmungs-, kehlkopfs-, gaumen-, zungen- und lippenmuskeln, die von centralen punkten des gehirns durch nervenleitungen in bestimmte bewusste bewegungen versetzt werden. Diese peripheren sprachvorgänge kommen aber für die eigentliche sprachfunktion des hirns in zweiter linie in betracht, weshalb von ihrer besprechung hier ganz abgesehen wird. Jedes in unser ohr dringende wort hinterlässt ein erinnerungsbild für den wortklang — ein wortklangsbild — im gehirn. Wir sind nun im stande, dasselbe willkürlich zu erregen, in uns anklingen zu lassen, und bedienen uns dieses klangbildes, wenn wir uns auf ein wort besinnen müssen. Beim mechanischen, reflektorischen sprechen sind die meisten menschen nicht mehr darauf hingewiesen, die wortklänge in sich aufleben zu lassen, wohl aber beim nachdenken, beim suchen eines wortes. Die silbe ist für unser gehör eine lauteinheit; um ein mehrsilbiges wort zu behalten, brauchen wir schon das gedächtnis. Man nannte den teil des gedächtnisses, in dem sich dieser vorgang vollzieht, den bewegungsmittelpunkt der sprache oder das motorische centrum. Das verständnis eines wortes ist gleichfalls eine reine gedächtnissache, und man nannte die sammelstelle für die erinnerung des wortklanges, der klangbilder, den klangbildermittelpunkt oder das sensorische centrum. Nun spielt sich beim verstehen eines wortes ein doppelter vorgang ab: erstens muss man das wort als solches als bekannt wieder erkennen, und zweitens muss man mit ihm den richtigen sinn verbinden. Umgekehrt muss man beim selbständigen sprechen für das, was man sagen will, auch das richtige wort finden. Man hat deshalb schemata

aufgestellt, welche die sprachcentren, sprachbahnen, veranschaulichen sollen; sie sind aber nur von theoretischer natur und beweisen, dass man die wege, auf denen sich normalerweise der sprechakt abwickelt, wohl vermutet, aber noch lange nicht genau kennt. Das bekannteste schema wurde nach folgenden lokalisationsbefunden konstruiert:

1. Eine erinnerungsstätte für die klangbilder;
2. eine aufnahmestelle der gehörseindrücke;
3. eine erinnerungsstätte für die bewegungsbilder;
4. Mittelpunkte für die nerven der sprachmuskeln;
5. eine bildungsstätte der begriffe;
6. eine erinnerungsstätte für das verständnis der schriftbilder;
7. Mittelpunkte für die schriftbewegungen.

Dieses schema wurde hauptsächlich deswegen theoretisch gebildet, weil sich nach ihm sieben formen von sprachstörungen, welche von der hirnrinde ausgehen, ableiten lassen, für die sich auch praktisch beispiele anführen lassen. Die sprachstörungen zeigten entweder einen verlust der fähigkeit, begriffe in worte umzusetzen, trotz erhaltener beweglichkeit der sprachmuskeln, oder verlust der fähigkeit, gesprochenes zu verstehen, bei erhaltenem hörvermögen, wobei teils centrale rindengebiete oder einzelne verbindungen derselben eine anatomische verletzung darboten. Aus diesen störungen wurden bestimmte schlüsse gezogen: Von dem motorischen sprachcentrum gelangen die impulse zu dem verlängerten mark, vielleicht auch erst zu den rindencentren der artikulationsmuskulatur im fuss der centralwindungen, die die bewegungen der sprachmuskeln beherrschen. Nur der einfachheit halber ist die begriffsbildung als an ein einheitliches centrum gebunden zu denken. Dass das nicht richtig ist, liegt auf der hand. Wir denken uns die begriffsbildung, die ein sehr komplizierter vorgang ist, an die gesamte hirnrinde geknüpft. So enthält schon der wortbegriff ein bewegungs-, gesichts-, gehörs-erinnerungsbild. Es kann z. b. das wort »brot« in ein schriftbild, ein klangbild, ein motorisches erinnerungsbild für die beim aussprechen des wortes notwendigen muskelbewegungen und ein weiteres für die zum schreiben erforderlichen bewegungen der hand zerlegt werden. Der objektbegriff setzt sich zusammen aus einem gesichtsbild: wir sehen das brot vor unserm innern auge, aus einem erinnerungs-



bild der geschmacksempfindung, der tastempfindung, sowie aus den schon bezeichneten vorerinnerungsbildern. Es erhellt nun, dass der begriff eines konkreten gegenstandes nicht an ein centrum gebunden ist, dass er von verschiedenen sinnessphären aus gespeist wird und somit aus einer summe von erinnerungsbildern sämtlicher wahrnehmungen besteht und ebenso aus jeder derselben direkt oder indirekt erregt werden kann. Ausserdem kann ein begriff durch einen verwandten erweckt werden. Der anblick des getreidefeldes kann den begriff brot erwecken. Die erkenntnis dieser thatsache, dass das gedächtnis sich in eine summe partieller gedächtnisskräfte auflöst, ist von grösster bedeutung für die beurteilung von sprachfunktionen. Sie lehrt uns verstehen, wie mannigfaltig die bahnen sein können, welche die sinnescentren mit den sprachcentren verbinden, und wie durch unterbrechung dieser bahnen sprachstörungen entstehen. Die erkenntnis der allen schematischen darstellungen anhaftenden mangel hat einzelne autoren dazu geführt, eine neue auffassung von dem wesen der centralen sprachstörung und sprachfunktion zu formulieren, die von dem begriff der sprachcentren im alten sinne des wortes ganz absieht und in diesen nur die stätten sieht, in denen die verschiedenen associations-verbindungsbahnen zwischen den rindenfeldern der sinnes- und bewegungsentren einen knotenpunkt passieren, so dass die hier auftretenden verletzungen mehrere solcher bahnen unterbrechen. Es ist jedoch vorläufig durchaus berechtigt, an dem alten begriff der sprachcentren festzuhalten. Nur muss man der thatsache rechnung tragen, dass dieselben in mannigfacher weise untereinander und mit den centralen sinnessphären verknüpft sind, so dass die schädigung eines derselben auch die funktion der übrigen bis zu einem gewissen grade beeinträchtigt, und das individuelle momente, wie überall in der natur, bei den sprachvorgängen eine hervorragende rolle spielen. So steht es auch fest, dass bei vielen personen die schreibsprache unabhängig von der wortsprache ist. Es ist so gedeutet worden, dass bei vielen, vielleicht bei allen personen das klangbild auftauchen müsse, bevor das schriftbild erweckt wird, dem der impuls für die zur erzeugung der schriftzeichen notwendigen bewegungen folgt. Ein besonderes centrum für diese schreibbewegungsvorstellungen, das man in die zweite linke stirnwindung verlegt

hatte, existiert wohl nicht; vielleicht geschieht diese übertragung in den motorischen centren, und zwar in der regel in dem motorischen centrum für die rechte hand. Dieses muss mit den sehspähren direkt durch eine bahn verknüpft sein, da man auch, was man nicht versteht und auffasst, zu kopieren im stande ist (agraphie, alexie).

Die erinnerungsbilder für die schriftzeichen sind in beiden sehspähren deponiert. Um sie jedoch flottzumachen, um sie zum lesen zu verwerten, müssen die meisten menschen zunächst die entsprechenden wortklänge erzeugen. Also beim zusammenfassen der buchstaben liebe zum wort »liebe«, erklingt dasselbe in uns und wird dann erst wahrgenommen. Eine schädigung des klangbildcentrums muss also auch das lesen beeinträchtigen. Manche personen, namentlich ungebildete und kinder, lesen sprechend (leise oder selbst laut sprechend). Bei diesen wird auch eine verletzung des motorischen sprachcentrums die unfähigkeit zu lesen bedingen können, sonst tritt wortblindheit gewöhnlich im geleit der sensorischen sprachstörung auf. Als grundlage dieses symptoms wurde meistens eine erkrankung des linken unteren scheidellappens gefunden und der befund so gedeutet, dass die von beiden sehspähren ausgehenden leitungsbahnen ihren weg durch den linken unteren scheidellappen nehmen, um zum klangbildcentrum zu gelangen. Nach anderer auffassung erhält der linke untere scheidellappen ein besonderes centrum für die buchstabenbilder, was sehr unwahrscheinlich ist. Auch die musik gehört zu den ausdrucksbewegungen der menschlichen sprache, insofern sie die sprache sowohl in gesunden wie in krankhaften zuständen in vielen beziehungen ergänzt; so kann bei menschen mit centralen sprachstörungen das musikalische ausdrucksvermögen erhalten bleiben. Individuen, die keines wortes mehr fähig sind, sind dann im stande, einzelne lieder mit vollem texte zu singen; es kann auch das schreiben von worten verloren gehen und das von noten erhalten bleiben. Der musiksinn kann verloren gehen, ohne dass der sprachsinng angegriffen ist. Die amusieformen werden gleich den aphasiiformen eingeteilt in sensorielle, bei denen eine tontaubheit und notenblindheit bemerkbar ist, in motorische Formen (vokale motorische amusie, instrumentale motorische amusie, musikalische agraphie), also störungen der musikalischen ausdrucks-

bewegungen, beim gesang, instrumentenspiel und beim lesen der notenschrift und beim notenschreiben. Die einzelnen amusieformen sind nicht an die entsprechenden aphasiaformen gebunden und ebenso auch nicht die aphasiaformen an die entsprechenden amusieformen, da auch die lokalisation eine verschiedene ist; jedoch ist die lokalisation der amusieformen der lokalisation der analogen aphasiaformen sehr nahe gelegen. Das musikverständnis ist in einer hirnhemisphäre, meist in der linken, gelegen, und zwar in den vordersten partien der ersten schläfenwindung, also in der nähe des sensorischen sprachcentrums.

Die lokalisation der motorischen amusie ist in der zweiten stirnwindung und deren umgebung, in der nähe des motorischen sprachcentrums, doch ist anzunehmen, dass individuelle verschiedenheiten vorkommen und bald die rechte, bald die linke hemisphäre in betracht kommt. Der ort für die notenblindheit ist in der nächsten nähe der lokalisationsstelle für die wortblindheit, also in der gegend des unteren scheidelläppchens, anzunehmen. Der sprache sind im gegensatz zu den unzähligen zeichen der vorstellungswelt nur spärliche andeutungen der gefühle zu verdanken. Infolge dieser mangelhaften ausbildung hat auch die kunst auf die weitere darstellung durch das wort allein verzichtet und das unergründliche wirrsal von gemütsbewegungen, wo jegliche logische erörterung fehlschlägt, der musik zur analysierung überlassen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass eine künftige gefühlslehre die feinsten, unbeschreibbaren variationen des gemütslebens durch klänge oder leitmotive charakterisiert. Das studium der bestehenden völkersprachen zeigt, dass die lautbildung trotz der grossen mannigfaltigkeit als sekundäres sprachprodukt zu betrachten sei, und dass somit bei der beurteilung einer sprache nicht einmal das ästhetische empfinden vom lautklang abhängig erscheine, sondern nur von dem geistigen verständnis des inhaltes der laute, von den begriffen, die mit den wörtern verbunden werden. Die erste rolle spielt somit die hirnzelle, dann kommt die leitungsnervenfaser und zuletzt die muskelfaserzelle, zuerst das bewusstsein, dann der leitende sprachtrieb und zuletzt das wort. Von nicht geringer praktischer bedeutung ist jedoch die thatsache, dass das gehirn durch die lautsprache manche einwirkung erfahren kann. Diese wechselwirkung hat

bereits Bacon durch die worte gekennzeichnet: »Die menschen glauben, dass die vernunft herrin ihrer worte ist, aber es geschieht auch, dass die worte eine wechselseitige zuruckwirkende kraft auf unseren verstand ausuben. Die worte schnellen wie die bogen eines tartaren, auf den verstand des weisesten zuruck und vermögen das urteil zu verwirren und zu verkehren.« In die moderne wissenschaft übersetzt würde das heissen: Durch bestimmte übung der peripheren leitungsbahnen und der endorgane ist es in der that bei vielen gesunden und kranken menschen möglich, die centralen sprachcentren anatomisch-funktionell nach verschiedener richtung zu beeinflussen. Die ausseren lautsprachen der völker müssen einer stetigen veränderung unterliegen, sie folgen nur einem allgemeinen naturgesetz der dinge. Die höchste entwicklung einer volkssprache bleibt immer ein zeitliches produkt und gleicht den geistesfähigkeiten der menschen einer bestimmten zeitepoche. Sie gleicht einem tonwerke, das mit der veränderung des kulturzustandes und gehirnbauens der menschheit unverständlich wird und einem sicheren untergang verfallen muss. Unfruchtbar erscheinen die bestrebungen, neue ausdrucksformen ausschalten oder in irgend einem nationalen sinne verändern zu wollen. Die gesetze der sprache werden ebensowenig willkürlich geändert wie die, welche andere organe des menschlichen körpers beherrschen. Wohl bleibt es uns überlassen, diese gesetze zu erforschen. Es wird der zukunft vorbehalten bleiben, die sprache nach der anatomisch-entwicklungsgeschichtlichen methode weiter zu studieren, die lautbildung des gesamten tierreiches auf psychologische einwirkungen durch das experiment zu prüfen, die entwicklungsvorgänge der kindersprache aller völker mit den mannigfaltigen centralen und peripheren sprachfehlern, die ein interessantes und lehrreiches stück sprachlicher urgeschichte der menschheit ansmacht, einer eingehenden untersuchung zu unterwerfen. Physikalische untersuchungsmethoden, wie Röntgen- und phonograph-aufnahmen, werden zur erforschung herangezogen werden. Auf diese weise werden die heutigen zweifelhaften fragen der sprachwissenschaft im weitesten wortsinne einer wissenschaftlichen beantwortung noch nähergebracht werden. Warum heute nicht auf viele fragen eine unzweideutige antwort gegeben werden kann, zeigt uns gerade die hier vorgetragene lehre der gehirnthätigkeit. Aus letzterem grunde

mogen noch wenige von unbemerklichen nachfragen. In sich immer fortschreitende differenzierung an der entwicklungsgeschichtlichen peripherie des nervösen centralapparates hat sich die bewußtseinsvermittlung und die bewußte und unbewußte sprachverrichtung herausgebildet.

Dieser vorgang kann niemals zum stillstand kommen. Auch für das bewußtsein dieser menschenstiepage ist es denkbar ja wahrscheinlich, daß sich von problem zu problem eine zur nächsten regelung neuer augenblicklichen daseinsforderungen ergreift das daß, was heute zweifelhaft ist, stetig ins neue ingeweiht ist die fragen der etate derer, groß klein, groß klein in der großen frage einer einzigen welt oder einer universumphase bereut ihre restriktive lösung finden werden. Jeder freier ist er von obersten unregelmäßig gestalteten sphaeren der lebenswelt aus in fortwährender bewegung, in immer tätiger erregung auf neue ausweichende reaktionen begriffen. Hier müssen systemregulierungen platzgreifen, hier müssen neue funktionen angefordert werden. Hier muß das elms gewissermaßen das defizit erfahrene, das zu schmerzgere durch hemmung gut bewahrt und die eingeschleppte beut vor entgehnungen geschützt werden. Dieser von unserer welt ist von sich selbst empfindende unermessliche, unerschöpfte, unerschöpfte, unerschöpfte stufe der entwicklung. Das unbewußte zweckmäßig gewordene kann sich nicht erben es arbeitet mit einer schärfe gegen die das feinste ihr werk und ding als stumperhard ist. Aber auch hier ist unbewußtes war einst dieselbe unklarheit in der deutung der lebenswelt und wirkungen wie sie auch heute in der obersten ständeschichten der menschenhülle herrscht. auch hier müssen die menschen ihren lebenssystemen gehen. fiken hören, suchen, lernen und auch hier bilden sich mit anmahen die automatischen vollkommenen funktionellen systeme koordinieren und essen dieser nervencharakter. Der anblick jenes rastlosen fortschrittes aber den kein sehender in der entwicklung der organischen welt vermissen wird lenkt unser nachdenken schließlich auf die zukünftigen schicksale des menschenhutes und der sprache kurz des menschengestetes. Welches bild wird in dem wechsel jahrausendlicher zeitraume die nicht sehende ausgestaltung des heiligen menschen darbieten? Lassen wir den gedanken der zeit voraussehen. Wissen von ganz anderer art

geschmückt mit der krone herrlichster gaben, die leuchtende glorie der geistesheroen unserer jahrhunderte weit überstrahlend, werden den beschauer zur bewunderung hinreissen. Was wir nur mit aufwendung unserer edelsten kräfte zu bewirken vermögen, wird jenem erhabenen geschöpf der zukunft leichte mühe erscheinen. Unsere tiefste gedankenarbeit wird in einem unbewussten reflexspiel vor sich gehen. Dem bewussten sein werden neue, ungeahnte gebiete sich erschlossen haben. Dieser ausblick in eine ferne zukunft findet in den nachfolgenden worten Alex. v. Humboldt's eine gewisse entschuldigung: »An der grenze des exakten wissens schweift gern der blick wie von einem höheren inselufer in ferne regionen; die bilder, welche er erschaut, mögen trugbilder sein, aber wie die trugbilder, welche man von den Kanarischen inseln und den Azoren lange vor der zeit des Columbus zu sehen geglaubt hatte, könnten sie zur entdeckung einer neuen welt führen.«

Hamburg.

Julius Michelsohn.

---

## BESPRECHUNGEN.



### ALLGEMEINES.

C. Alphonso Smith, *Interpretative Syntax*. (Reprinted from the Publications of the Modern Language Association of America, Vol. XV, New Series, Vol. VIII. 1900.) Baltimore 1900. 19 pp. 8°.

Der vortrag, den prof. Smith als vorsitzender der Central Division of the Modern Language Association of America auf ihrer letzten jahresversammlung zu Nashville gehalten hat, schlägt nicht einen so anspruchslosen ton an, wie er zu der geringen bedeutung seines inhalts gepasst hätte. Der verf. überschätzt offenbar die originalität seiner auffassung. In seinen ausführungen, in denen sich einiges richtige mit manchem anfechtbaren verbindet, dürfte eine wirkliche förderung der wissenschaft oder ihrer forschungsmethoden schwerlich zu finden sein.

Der verf. »ist sich bewusst, dass der ausdruck *interpretative syntax* durch den bisherigen gebrauch nicht geheiligt ist« (s. 3); dass er aussicht habe, sich nun nach des verfassers vorgang einzubürgern, ist kaum anzunehmen. Zur bezeichnung von etwas neuem wäre ein neuer ausdruck nur willkommen, — aber wer wird mit dem verf. in der verwendung von syntaktischen beobachtungen »als hilfsmittel der “interpretation of literature” (s. 3) etwas neues erblicken? Verf. verweist selber auf werke von Gildersleeve und Elster (und wir könnten ihn noch auf vieles andre verweisen, wie besonders die anmerkungen zu zahlreichen kritischen ausgaben). Aber wenn »jene beiden auch “the æsthetic side of syntax” erörtern«, soll des verfassers “interpretative syntax include æsthetic syntax, but more besides“ (s. 8 note). Z. b. auch “interpretation of history” (s. 7 8). Das dazu gegebene beispiel beruhigt den er-

staunten leser sogleich: man sieht, dass auch hinter den hier gebrauchten grossen worten und citaten (z. b. vom *λόγος*) recht wenig greifbares und noch weniger neues steckt.

Ob übrigens der verf. selbst genau weiss, was er alles unter *interpretative syntax* begreifen will? Die von ihm angezogenen beispiele und seine eigenen worte lassen daran zweifeln: "Indeed it is not easy to set bounds to the radiations of syntactical distinctions into other departments of thought and activity." (S. 8.) Es wird in der that 'uferlos': "The strongest stanza yet written by an American poet seems to me to express a truth already taught by syntax." (S. 8.) Wenn hier die bedeutungsentwicklung der futurneubildungen in den romanischen sprachen mit der ausbildung unsrer sittlichen anschauungen in verbindung gesetzt wird ("An imposed duty has become a recognized and accepted duty . . ."), vermögen wir dem hohen gedankenfluge des verf. nicht zu folgen.

Der neue ausdruck *interpretative syntax* ist zudem für das, was er bezeichnen soll, wenig glücklich gewählt. In der mehrzahl der fälle, wo der verf. von syntax spricht, meint er stilistik, wiederholt begreift er darunter probleme der wortschatz- und bedeutungslehre: ersatz verlorener ausdrücke für unentbehrliche begriffe durch neue; bedeutungsentwicklung der futurbildungen; anwendung von singularen oder pluralen worten und formen in der anrede — übrigens alles fragen, die längst die aufmerksamkeit der forscher erregt haben; die art aber, wie der verf. sie zur sprache bringt, lässt nicht deutlich erkennen, ob er in ihnen neue probleme entdeckt zu haben meint, oder ob er sie nur in eine neue beleuchtung rücken will, die er für besonders förderlich hält: täuschen würde er sich freilich in beidem.

Ist so fast durchweg die bezeichnung *syntax* unpassend, so ist gelegentlich auch das attribut *interpretative* ungenau, wie s. 12—14. Hier ist nicht die rede von syntax als einem hilfsmittel zur interpretation von irgend etwas andrem, sondern von der interpretation der syntax selber, d. h. vielmehr der syntaktischen (stilistischen) eigenheiten eines schriftstellers: also nicht *interpretative*, sondern *interpreted syntax*. Der verf. sagt selbst s. 14: "Dr. Gaufinez has here interpreted syntax . . ." Es handelt sich dabei um die *Études syntaxiques sur la langue de Zola dans le Docteur Pascal* von Eugène Gaufinez, die einzige neuere syntaktische arbeit, die der verf. zu loben weiss, und die



er »mit um so lebhafterem vergnügen gelesen hat«, “because the author’s method fortifies my own views as to the range and personal correlations of syntax” (s. 12). Nun ist dies aber eine Bonner doktordissertation von 1894, und prof. Smith hätte ruhig mit uns annehmen dürfen, dass ihr verf. die darin angewendete methode von seinen universitätslehrern gelernt haben wird, und so hätte sich ihm auch der schluss ergeben, dass all seine ausführungen über “his own views . . .” nicht gerade den reiz der neuheit besitzen — wenigstens nicht für Deutschland; vgl. dazu unten.

Gelegenheitsreden und -schriften sind oft ein heikel ding und zumal in der wissenschaft. Der äussere anlass verführt, ja zwingt bisweilen zu verfrühter mitteilung noch unausgereifter gedanken und einfälle und bietet eine gar zu bequeme gelegenheit zu kritischen herzergüssen, die besser unterblieben. Manche wissenschaftliche sünde dürfte auf rechnung dieser verführung zu setzen sein. Auch der verf. hatte viel groll auf dem herzen, und er benutzte den anlass, um ihm luft zu machen. Die spitzen pfeile, die er zahlreich versendet, richten sich gegen mancherlei ziele, solche, gegen die uns sein angriff berechtigt scheint, — und andre. Nur schiesst er selbst im ersteren falle weit übers ziel, weil seine anklagen zu allgemein und summarisch gehalten sind. Wenn er sich (s. 3) gegen eine litterarische kritik wendet, »der die sichere grundlage sprachlicher studien fehlt«, und die infolgedessen “mincing and arbitrary” geworden ist, oder gegen “the elegant trifling that parades itself in high places to-day under the name of literary criticism“ (s. 14), werden wir ihm durchaus beistimmen; nur werden wir diesen vorwurf nicht der gesamten heutigen litteraturkritik machen wollen. Ob es anderwärts wirklich allgemein so schlimm steht, wagt referent nicht zu beurteilen; in Deutschland — darüber können wir den verf. beruhigen — ist das fehlen gründlicher sprachlicher studien bei den litteraturkritikern, soweit sie anspruch auf wissenschaftlichkeit machen -- und nur mit solchen haben wir es doch hier zu thun —, bisher noch nicht typisch geworden. Ganz und gar unzufrieden ist der verf. ferner mit dem jetzigen betrieb der syntaktischen forschung. Referent ist gewiss der letzte, der an diesem gar nichts auszusetzen fände; aber solch unerbittliche und alles in bausch und bogen verurteilende kritik kann er ebensowenig berechtigt finden, wie er von der *interpretative syntax* die heilung aller schäden

erhoffen möchte. Dass es mechanische köpfe giebt und geistlose arbeiter — überall natürlich, hier wie drüben —, die auch die besten methoden geistlos und mechanisch handhaben, wird niemand leugnen; auch nicht, dass einer solchen handwerksmässigen behandlung die verwendung der statistik in der philologie besonders zugänglich ist. Darum bleibt es doch wahr, dass statistische feststellungen nicht nur überall nützlich, sondern zur gewinnung sicherer ergebnisse vielfach die unentbehrliche vorbedingung sind. Aber gegen die statistik ist der verf. nun einmal besonders ergrimmt und kann sich in ausfällen gegen sie gar nicht genug thun.

Man könnte zunächst meinen, der verf. habe bei seinen schweren und in ihrer allgemeinheit gewiss überraschenden anklagen gegen den heutigen betrieb der syntaktischen studien vielleicht die besonderen verhältnisse seines vaterlandes und erscheinungen im sinne, die sich unserer genaueren kenntnis entzogen hätten; aber nein! Er sagt es deutlich, wen er meint: die bösen Deutschen sind an allem schuld. "Syntax has thus become narrowed and isolate. No longer looked upon as an integral and organic part of language and literature, it is viewed as something external, a mere scaffolding — a series of separate ladders, on which Germans are ascending and descending. Now syntax is not something external; its problems are not separate at all." — Jetzt wissen wir also, in welchem schwerem irrthum wir bisher befangen waren; jetzt wollen wir in uns gehen und uns belehren lassen: "It is a vast network with countless radiations and interweavings . . ." (S. 4.) Gelegentlich wird auch einer der hauptschuldigen namhaft gemacht: kein heil zu erhoffen, »wenn die syntax beschränkt bleibt« "to the triangle of the empirical, the historical and the genetic, which, according to Gröber, are the only possible kinds of syntax" (s. 11). Ähnlich nochmals auf s. 16<sup>1)</sup>). An einer andern stelle bekommen wir ein sauer-süßes compliment ("The leaders in the study of English syntax have from the first been Germans," s. 16) und gleichzeitig einer-

1) Der verf. scheint gar nicht zu sehen, dass auch seine *interpretative syntax* — alles übrige zugegeben — aus dem bösen dreieck kein viereck zu machen im stande wäre, dass sie niemals mit jenen drei in eine reihe treten könnte: denn was sie auch sei, so ist sie doch keine neue methode, sei es der forschung oder der darstellung; sie will doch nur eine neue art der ausdeutung und verwertung schon gewonnener forschungsergebnisse darstellen.

seits den vorwurf zu hören, dass wir über Alt- und Mittelenglisch das studium der neuenglischen syntax vernachlässigt hätten, und andererseits im selben atem die mahnung, nur ja die hände davon zu lassen, da wir als ausländer unfähig seien, die feinheiten der modernen englischen syntax völlig zu würdigen (mit einem dazu gar nicht passenden citat aus Paul's *Prinzipien*).

Diese so unverhüllt zur schau getragene unfreundliche gesinnung des verfassers uns gegenüber erinnert mich an eine ältere derartige auslassung Sweet's: zugleich erheiternde und betäubende beispiele dafür, wie sich konkurrenzneid und missgünstiger ärger über das *made in Germany* auch in die wissenschaft eindringen.

Colmar i. E., Oktober 1900.

John Ries.

---

### SPRACHE.

*Old English Musical Terms* by Frederick Morgan Padelford. Fellow in English of Yale University. Bonn, P. Hanstein's verlag, 1899. (*Bonner beiträge zur anglistik*, herausgegeben von prof. dr. M. Trautmann. Heft IV.) Preis M. 3,20.

The present volume is an interesting and in many respects valuable contribution to Anglo-Saxon lexicography. As such it has a peculiar character of its own, for whereas the glossaries that have hitherto appeared register the words of a particular dialect or a particular author, Mr. Padelford's vocabulary is purely technical.

The use of a similar vocabulary is twofold: first, it is linguistically important as it gives us an idea of the wealth of Old English, brings synonyms to our notice which might else have escaped our attention, and elucidates shades of meaning which fall outside the scope of an ordinary dictionary; secondly, it is philologically interesting as it enables us to form an idea of the musical taste and development of the Anglo-Saxons, and of the frequency with which musical terms are referred to throughout the range of Anglo-Saxon literature.

One danger threatens the compiler of a similar glossary: the desire to make the list as complete as possible is apt to induce him to the insertion of words that do not fall, or hardly

fall, within the pale of his subject. We shall afterwards see whether the author has evaded this rock.

Mr. Padelford's book consists of two parts: An historical and technical introduction, and a glossary. The Introduction is a dissertation on music among the Germanic races, especially the English; on secular and ecclesiastical music in England; and on musical instruments. It gives a good idea of the spread of music among the Anglo-Saxons, gives the uninitiated a fairly clear notion of the use and form of the instruments mentioned, and really introduces the minute vocabulary. In its turn this introduction is divided into the following chapters: *Music before the Migration: New Forces in Music after the Migration: Secular Music in England: Ecclesiastical Music in England: Musical Instruments*. In the chapter on Music before the Migration (i. e. from the continent to England) the author speaks of the place held by *scop* and *glōman*, and draws his inferences from *Bēowulf*, *Widsith* and *Dēor's Complaint*. Whether he is right in saying that "the minstrels carried the deeds of the monster (Grendel) to the courts of the earth, and thus the crime came to the ears of Beowulf" (p. 2) I doubt; at least they need not necessarily have been carried there in this manner for the poem does not say so; in fact *Bēowulf* says on his arrival:

pū wāst, gif hit is

Swā wē sōþlice secgan hýrdon,  
 þæt mid Scyldingum sceadona ic-nāt-hwylc,  
 dēogol dæd-hata, deorcum nihtum  
 ēawed þurh egsan uncūdne nið,  
 hýndu ond hrā-fyl.

(272<sup>b</sup>, 277<sup>a</sup>.)

with which also compare l. 194, and the author's less positive opinion on p. 3. In the second chapter he traces the influence of the Welsh and the Irish on the musical development of England and in the next chapter treats fully of secular music — *fyrðlōd*, *hyrgensang*, and *brýðsang*. Ecclesiastical music is treated with great minuteness, after which the various instruments are enumerated and described. In this part it is rather strange to find observations by the editor of the »Bonner beiträge inserted in the middle of the text without any introduction. Similar remarks should be given among the notes at the bottom of the page. They refer to the 'Riddles' of which Dr. Trautmann is preparing a new edition. The first of these remarks comes in under "The harp" and reiterates the opinion first mooted in the *Anglia* (beiblatt V 3, 50) that in the 55<sup>th</sup>

riddle a harp is meant. According to Dr. Trautmann no. 27 (29) also treats of this instrument. How popular the harp must have been is evident from the great number of Anglo-saxon words for plectrum (*hearpenægl*, *hearpsege*, [*nægl*], *sceaccl*, *scearu*, [*slegel*]). Whilst "the use of the lyre by the Old English people is very doubtful", the psaltery seems to have been common. Two somewhat mysterious instruments are the *Sambuca* and the *Nabulum*, which, however, do not appear to have been in use in England. The word "*cýtere*" in all probability does not indicate a "cithara" but was simply used to denote the harp. The article on "The Timpan, the Crwth, and the Rote" is very interesting. Mr. Padelford thinks that "in these three instruments — we have different forms of one original instrument, which the Kelts gave to England and to the Continent". It is curious that the *fidele* should be mentioned but once in extant Old English. Under "The Organ" Dr. Trautmann says that he is absolutely sure that neither the secular nor the church organ is meant in the eighty-sixth riddle, and under "The Bagpipe" he denies that Dieter's explanation of the thirty-second riddle is correct. Again, in the article on "The Pipes" he contends that this instrument is not the solution of numbers 61 and 9 for which he has proposed 'the runestaff' and 'the clock'. Whereas Padelford assumes the shawm to be the subject of the seventieth riddle Dr. Trautmann sticks to his explanation in beiblatt V ('der kornhalm'). As might be expected bells are often alluded to in Anglo-Saxon writings. A mysterious instrument again is the "bombulum", of which the author says that "any attempts at explaining it must prove unsatisfactory". It is not mentioned in any Anglo-Saxon text and is only given a place here for the sake of completeness. Can it have anything to do with "bombarde" explained by Littré as "Terme de musique. Sorte d'ancien hautbois; giumberde. || Nom d'un des jeux de l'orgue, mais qui s'emploie rarement. Les jeux en pédale ont aussi des bombardes"? Cp. Verdam, *Middelnederlandsch Woordenboek*, i. v. bombarde: "Een muziek-instrument, ook bombare geheeten, eene soort van *hautbois* of *hobo*, it. *oboe*, dat de oude schalmei heeft vervangen." *Scalemeyden*, bombaren, cornemusén, floyten, *Livre des Mestiers*, 39." The Rattle concludes this list. What the author means by the following observation is, at least to me, not clear: "We know nothing of the rattle, though we may gain something of a

suggestion from the nature of the word which defines it, *cleadur*."

The glossary is full; in fact, one of our objections is its too great minuteness. If under *belle* we find first the following general division: 1. a bell (L. *campana* [c], *clocca*, *tinnabulum* [t]. 2. a cymbalum [L. *cymbalum* [cy].), with examples from glossaries, and after this the following subdivisions, we get almost too much of a good thing: I A large bell. A. Rung to announce the canonical hours. B. Rung as an expression of rejoicing. C. Rung to call to prayer at a death. II. A little bell. A. Used in the monastic observances. B. Worn by the priest. III. A cymbalum. IV. Unclassified references."

In reading the glossary with all the attention it deserves I have made the following remarks.

S. v. *Āblāwan*. DF. 110 should be DJ. 110.

"*Āfenlōd*: an evening lay" is hardly a musical term and "lay" is wrong. The word occurs in the following passage from Exodus (200—204):

Forþon wæs on wicum wōp up āhafen,  
atol āfenlōþ. Egesan stōdon,  
weredon wælnet, þā se wōma cwōm,  
flugon frēcne spel. (Hunt's edition.)

and it is clear from the context as well as from *wōp* and *wōma* that 'evening song' is the right translation, 'lay' being too technical. *Āfenscōp* might have been mentioned under *scōp*, as he is not a different sort of bard, but simply a bard who on one particular occasion sang at night.

*Antefn* is translated by 'anthem'. As anthem in this sense is obsolete and might lead to confusion, and as the whole entry is badly arranged, read as follows:

*Antefn*: an antiphon (anthem). L.

*Bēacen* can hardly be translated by 'bell'; it can only mean 'the ringing, the tolling of a bell or bells for some purpose', which after all is a signal, a token.

*Begiellan*. If all sorts of noises are to be inserted among musical terms, there will hardly be a limit. Words such as this, which is used to denote the screaming of an eagle, should have been left out.

*Beorhtm* should, like the preceding word, have been "inclosed in brackets", which is the author's way of indicating that the

musical character is very doubtful. It should, moreover, have been given under the more common form of *breahtm*.

*Bergelsong* and *byrgensang* would seem to be only known from Leo. There are no quotations in Bosworth-Toller.

*Bieme*. Here again the treatment is too minute. Thus we get under I: "A. In war. B. In camp. C. In heralding a king. D. For worship. E. At the Judgment Day. F. On Sinai." I think the quotation from *Bēowulf* (2943) should not have been inserted under "Used as a *signal* in war", but rather under II "Used in joyful music".

*Blāwung*. Read *habban* for *habtan* in the quotation.

*Blēdhorn* is no doubt the same as *blædhorn* "a blowing-horn"; why it should be translated by "forest-horn", I fail to understand. Bosworth-Toller, which has the same quotation i. v. '*seolfor-hammen*' writes: *Ænne seolforhammenne blēdhorn*.

*Chōrglæo*. Read *hie* for *hic* in the quotation.

*Clipol*. As long as Hall gives no indication of the place where he found the word it had better be marked in some way. It is not in Bosworth-Toller, but Sweet has it.

*Fers, fitt, gidd*. With regard to these words I would observe that it is extremely difficult to draw a line here between poetry and music.

*Galan* III. read *hie* for *hic*.

*Galdor*. Whether the monotonous drawing forth of incantations can be considered as music remains doubtful.

*Hlyrian*. This word occurs only once (Lamb. Ps. 80, 4) as an explanation of *bymian* and merely means: to puff out the cheeks.

*Mearcung*. 'note' has been omitted. A passage containing the word in this sense, from *Ælfric's Grammar*, occurs under *sangbōc I*. This quotation is also given in Bosworth-Toller under *mearcung* but without the correct translation.

*Mōtbell* should have been left out.

*Reps*. This is a most remarkable word from a philological point of view! The shortening and subsequent metathesis show that the word was not long a learned word, but must have soon got familiar to the people. It is interesting that the word became a strong masculine.

*Scearu*. This hypothetical word for plectrum (*Fates of Men* 83) should have been bracketed. Even if we accept the proposed

reading the meaning of the word is obscure in connection with *naegl* and *neomegende*.

*Scyll*. It is absurd to give this word a place among musical terms.

*Sealmscop*, *sealmevyrhta*. After *organistre* and *sangere* have been inserted without brackets, these two words deserve a similar fate.

*Singan*. To the treatment of this word I have the same objection as to that of *belle*. In all there are 26 subdivisions! I fail to see why there should be separate divisions for the singing of hymns, of psalms, and of verses, and why a difference should be made between *singan* as a translation from the Scriptures, and *singan* as a translation from the hymns.

*Stefn*. It was hardly necessary to give to many instances of the use of so common a word.

Of printer's errors I have noticed the following, besides those already mentioned: p. 2, *minstrels* for *minstrel's*; p. 21, *skillfull* for *skillful*; p. 40, *are* for *an*; p. 42, *for* instead of *far*; *on* instead of *or*; p. 42, *durh* instead of *ðurh*; p. 60, *quodratum* for *quadratum*; p. 61, *there* for *their*; p. 88, *psalteras* for *salteras*; p. 90, *song* for *sung*.

Two 'Appendixes', one giving 'Latin and Old English Equivalents', the other 'Modern English and Old English Equivalents' conclude this interesting, instructive and useful book.

Nijmegen, June 1900.

A. E. H. Swaen.

Appleton Morgan, *A study in the Warwickshire Dialect*. New-York 1900 (4<sup>th</sup> edition). X + 485 ss.

Der zweck des vorliegenden buches ist, darzuthun, dass es zweifelhaft, wenn nicht unmöglich ist, dass Shakespeare das gedicht *Venus and Adonis* geschrieben hat. Es ist zwar mit einer widmung an den grafen Southampton und des dichters namen auf uns gekommen, doch darauf giebt der autor nicht viel (s. 54). Sprachliche unterschiede zwischen den dramen und dem gedicht deuten nach des verfassers ansicht darauf hin, dass Sh. nicht wohl der autor des letzteren sein kann. Um diese zu erweisen, hat er ein glossar des Warwickshire-dialekts angefertigt und dieses mit dem wortschatz in *Venus and Adonis* einerseits und den dramen andererseits verglichen. Und siehe da, es stellt sich heraus, dass, während



viele beziehungen zwischen dem Warwickshire-dialekt und den dramen vorhanden sind, solche zwischen letzterem und dem gedicht nicht bestehen. Der verfasser geht nämlich von der voraussetzung aus, dass, wenn *Venus and Adonis* ein werk Sh.'s ist, sich in diesem anklänge an die heimatliche mundart finden müssten. Denn das gedicht fällt in die periode der ersten dichterischen thätigkeit Sh.'s; er hat es vielleicht fertig mit nach London gebracht. Aber wo soll er in aller welt die bildung hergehabt haben? Auf der grammar-school seiner heimat kann er sie sicherlich nicht erworben haben, denn diese war so erbärmlich wie alle grammar-schools jener zeit; der verfasser legt dies eingehend dar. Wenn hierdurch schon ein starker zweifel an seiner autorschaft entstehen muss, so wird derselbe erhöht durch die sprachliche untersuchung, durch die erwiesen wird, dass ein Warwickshire-man das gedicht nicht verfasst haben kann. Selbst wenn man annimmt, dass Sh. schon eine reihe von jahren in London war, als er sich an die arbeit machte, so konnte er unmöglich die mundart des heimatsortes so sehr vergessen haben, dass sie nicht hie und da durchschimmerte. Es ist höchst lehrreich zu sehen, wie der grosse zweifler Appleton Morgan die sprachliche untersuchung führt.

Als beweisend für seine these werden in dem Warwickshire-glossar u. a. folgende formen aufgeführt: *chimbley* 'chimney', *leese* 'glean', *his'n* 'his', *our'n* 'ours', *theirn* 'theirs', *howsomdcever* 'however', *like* 'likely', *anigh* 'near', *call* 'occasion', *on* 'of', *persecute* 'prosecute', *her* 'she', *larn* 'teach', *mortal* 'very', *as* 'who'. Wer nur eine oberflächliche kenntnis der englischen volkssprache hat, wird sofort erkennen, dass diese formen so weit verbreitet sind, dass sie weder eine eigentümlichkeit des Warwickshire-dialekts noch irgend einer anderen mundart des mittellandes sein können. Was sollen sie also beweisen? Doch allenfalls nur dies, dass der verfasser nicht die geringste kenntnis von englischen dialekten hat. Merkwürdigerweise figurieren in dem glossar auch worte wie *agreeable* 'willing' (in England auch von gebildeten gebraucht), *gutter* 'drip' (vom licht), gut englisch. Dies sind aber alles kleinigkeiten gegen folgende gegenüberstellung: engl. *none*, *no one* — Warwickshire: *nobody* — Sh.'s plays: *nerrun*. Danach sollte man meinen, *nobody* komme bei Sh. nicht vor und fände ersatz durch *nerrun*. Diese form *nerrun* kennt Sh. aber überhaupt nicht!!

Gesetzt den fall, das sinn- und kritiklos zusammengestellte Warwickshire-glossar sei einwandfrei, und es sei dem verfasser

gelungen, eine reihe von worten und formen ausfindig zu machen, die anderen dialekten fremd sind, — und solches muss man doch füglich verlangen. Was soll dann aber die vergleichung mit der sprache der dramen bezwecken, da der verfasser doch die ansicht vertritt, dass Sh. allenfalls nur der herausgeber derselben gewesen sei und seine autorschaft nur für die komischen charaktere und scenen in betracht komme (s. s. 25)? Dabei vergleicht er aber das wortmaterial in hochtragischen stellen aus *Richard III.* (s. 339), *Othello* (s. 369) etc. Damit schlägt er doch sich selbst. Sie würden ja den beweis erbringen von dem, was er nicht glaubt oder bezweifelt. Oder ist es seinem scharfsinn gelungen, herauszufinden, dass gerade die angezogenen Stellen aus den tragödien Sh. zukommen? In dieser Weise schlingt sich eine kritiklosigkeit in die andere, so dass ein wahrer rattenkönig von widersprüchen und absurditäten entsteht.

Die zuverlässigkeit der schlussfolgerungen des verfassers und die gewissenhaftigkeit seiner angaben mag zum schluss noch ein krasser fall illustrieren. Der gebrauch des wortes *coast* in *Venus and Adonis* v. 870; *And all in haste she coasteth to the cry* spricht nach seiner ansicht gegen die autorschaft Sh.'s (s. s. 23), da er als binnenländer mit dem seewesen und der maritimen ausdrucksweise nicht vertraut sein konnte. Betreffs dieses wortes behauptet er, dass es in dieser verwendung früher (vor *Venus and Adonis*) nicht vorkomme. Hätte er sich die mühe genommen, das New English Dictionary unter *coast* v. nachzuschlagen, so würde er gefunden haben, dass dieses verb in der älteren sprache eine reiche bedeutungsentfaltung hat und in dem vorliegenden sinne bereits 1413 belegt ist. Er würde ferner erkannt haben, dass *coast* in diesem falle (aus afranz. *costier* zu lat. *costa*) mit der seesprache gar nichts zu thun hat und sich ganz befriedigend aus der grundbedeutung 'to move (keep) by the side of' erklärt. Zu derartigen genialen schlussfolgerungen kommt man aber, wenn man von sprachgeschichte und ihrem wert nicht den geringsten begriff hat, die nächstliegenden hilfsmittel in souveräner weise ignoriert und von der modern englischen wortbedeutung aus operiert. Das buch ist mehr als wertlos.

Tübingen, 17. Juli 1900.

W. Franz.

*Dialect Notes*. Vol. II, Part. I: *College Words and Phrases*. With an introduction by Prof. Eugene H. Babbitt. Publication of the American Dialect Society. Printed by the Tuttle, Morehouse & Taylor Co. New Haven, Conn. 1900. 89 pp. Price \$ 1.00.

The subject of college English has received so little attention in America that this issue of *Dialect Notes* will be found peculiarly welcome, containing as it does a lengthy, if not an exhaustive, list of college words and phrases, with an interesting introduction by Professor E. H. Babbitt. The material for this study was collected by the American Dialect Society, which sent a circular containing about three hundred words to almost all the institutions of learning in the country. Unfortunately, very few of the Southern colleges, and only two of those in the far West, returned reports, so that the student vocabulary of these sections is not adequately represented. Thus, from the University of Arkansas the following additions may be made to the word-list:

*buggy*, a. Cranky. [Cf. *bug*, a. Proud, self-important, pompous, conceited (dial.). Cent. Dict.; also *bug*, n. A stupid person. *Dialect Notes*.]

*bug-house*, a. Same as *buggy*.

*bummy*, a. Very poor, bad, disreputable. [Cf. *bum*, a., in *D. Notes*.]

*age*, n. A room in a dormitory. [Cf. *bird-cage*, n. Dormitory for women students. *D. Notes*.]

*daffy*, a. Foolish, stupid. [Cf. *daff*, n. A fool, an idiot, a blockhead; also *daffish*, a. (Scotch), and other derived forms. Cent. Dict.]

*dinky*, a. Neatly dressed, trim, tidy. [Cf. *dink*, n. A dude. *D. Notes*; and the Cent. Dict. gives *dink* as an adjective (Scotch), quoting from Burns, *My Lady's Gown*:

My lady's *dink*, my lady's drest,  
The flower and fancy o' the west.]

*doozy*, a. Attractive, clever.

*hill-billy*, n. A countryman who lives in the hilly portions of Arkansas. [This word is said to be used throughout the State.]

*hole*, n. Same as *age*.

*jack up*, v. t. To reprove; reprimand.

*lid*, n. A hat.

*old-lady*, n. A room-mate.

*prissy*, a. Conceited, self-important; pert, presumptuous.

*prut* (prat), *interj.* An exclamation of contempt. [The Cent. Dict. cites, MS. Harl. 1701, f. 20:

And setteth hym ryzt at the lefte,

And seyth *prut* for thy cursyng prest.]

*puđ* (*fua*), n. A "snap" [Snap: a position, piece of work, etc., that is pleasant, easy, and remunerative. (Slang.) Cent. Dict.]

*roost*, n. Topmost gallery of a theatre.

*sideways*, n. In phrase 'commit *sideways*,' to commit suicide.

*speckled pony*, p. a. + n. An interlinear translation. [*Pony* is the usual word for a translation of a Greek or Latin text.]

*stick*, v. t. To report a student to the Commandant for misconduct, absence from recitation, etc.

*whizz*, n. A spree.

Prof. Babbitt notes that institutions with dormitories, in which students live for four years cut off from outside influences, are peculiarly adapted to the development of a unique vocabulary. (Such is our college, along with academies like those at Andover and Exeter.) Moreover, certain new tendencies in education have within recent times modified the social life and increased the vocabulary of the American student. Preeminent among these is the demand for the higher education of women which has given us such colleges as Vassar of Wellesley, with a host of co-educational institutions where women have the same advantages as men. Strong and persistent, too, has been the cry for a practical education, resulting in the foundation of the scientific school, whose curriculum comprises chiefly the natural sciences and mathematics, although attention is also paid to English and the modern languages. Finally, there is the influence of Germany on our universities, which the writer would seem to think fruitful both for good and evil.

In another paragraph of the Introduction, the fact is pointed out that college words may frequently be divided into well-defined groups. Thus, a literal translation is known as a *bicycle*, *horse*, *pony*, *race track*, or *stable*. Co-educational institutions have given us *hen-medic* (a woman studying medicine), *hen-roost* (dormitory for women), *spoon-holder* (a cushioned window-seat; a divan or hammock), etc. The influence of the classics is best seen in the usage of Greek letters for the names of Greek fraternities — so-

cieties of a social character now found throughout the country, and established even in institutions where the classics are not taught. For instance, there is the *Kappa Alpha*, the *Sigma Alpha Epsilon*, and many other fraternities. It may be noted that a non-fraternity man is called a *barb* (barbarian), while a member of such a society is a *Greek*.

Again, we read the American student uses, like the German<sup>1</sup>), many words taken from botany and zoology. He calls a countryman a *buckwheat*, a *hay-rube*, or a *hill-billy*; a negro is a *charcoal-lily*; an apple-dumpling is a *baby-skull*, while sausage is known as *dog*, *doggie*, or *bow-wow*.

The writer also shows that one of the most note-worthy characteristics of student English is the tendency to abbreviate words to their fullest extent. Examples are *bib* (biblical literature), *dorm* (dormitory), *elle* (electricity), *frat* (fraternity), *fresh* (freshman), *lab* (laboratory), and many others. Compounds are freely formed, such as *blue-stockings* (a masculine college girl devoted to study), *coffin-nail* (a cigarette), *fish-scale* (a five cent piece), *gospel-shark* (a preacher), etc., while the various parts of speech are, in defiance of literary standards, frequently interchanged. Thus, we find the nouns *dead* (a complete failure in recitation), *easy* (one who gives easy lessons), and *full* (an examination), with such verbs as *chin* (to gossip), *buzz* (to entertain; converse with).

The value of a list of college words and phrases consists, as Prof. Babbitt remarks, in the fact that it "exhibits the vocabulary of a living dialect, belonging to communities fairly distinct from the rest of the world and largely affected by similar influences. On this account it illustrates, as nothing else can do, the natural influences operating upon language and the natural effects to be expected, influences and effects which cannot be arrived at by *a priori* reasoning or with certainty from merely literary tradition."

The volume also includes reports on the annual meetings (1896—99) of the American Dialect Society, the names of the members, and a list of the libraries and societies subscribing to *Dialect Notes*.

University of Arkansas.

William A. Read.

<sup>1</sup>) The writer compares Kluge, *Deutsche studentensprache* p. 50.

## LITTERATUR.

*Beowulf*. Herausgegeben von Alfred Holder. IIa. Berichtigter text mit knappem apparat und wörterbuch. Zweite auf-  
lage. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, verlag von  
J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1899. (Heft 12a des *Germani-  
schen bücherschatzes*.) VIII u. 190 ss. Preis M. 2,50.

Holder sagt im vorworte zu dieser zweiten auf-  
lage: »Auch in dieser neubearbeitung, welcher die forschung der letzten fünf-  
zehn jahre auf dem gebiete des Altenglischen zu gute kommen  
sollte, habe ich mich der im I. hefte aufgezeichneten überlieferung  
so enge als irgend möglich angeschlossen.« Da ich die erste auf-  
lage dieser Holder'schen *Beowulf*-ausgabe nicht besitze, und da sie  
auf der hiesigen universitätsbibliothek nicht vorhanden ist, so ist  
es mir leider nicht möglich, einen vergleich mit ihr anzustellen,  
an der schon Zupitza (*Litt.-ztg.* 1885 (14), 489 ff.) die sorgfältige  
textbehandlung und die geschickte auswahl in der aufnahme von  
konjekturen rühmte. Dem tadel Krügers (*Litt.-bl.* 1884 (12),  
468/70), dass das buch zu teuer sei (4<sup>1/2</sup> M.), ist durch herab-  
setzung des preises auf 2<sup>1/2</sup> M. abgeholfen worden.

Mit Trautmann (*Anglia*, beiblatt X 257 ff.) muss ich es tadeln,  
dass das buch vollkommen zweispaltig gedruckt ist, so dass sehr  
häufig zwischen den beiden hälften einer langzeile der leere  
zwischenraum grösser ist als eine halbzeile; es ist wirklich eine  
zumutung, dem auge des lesers in jeder zeile einen sprung über  
solche lücke aufzugeben. Weshalb ist Holder nicht bei der alt-  
bewährten art anderer herausgeber geblieben, die beiden hälften  
jeweils durch eine gleich grosse kleine lücke abzutrennen? —  
Und auch ich muss meiner verwunderung ausdruck geben über  
Holder's schreibungen *sē-fe*, *of-ƿæt*, *ƿæs-fe*, *ƿāra-fe*, *ƿām-de*, *ƿone-de*,  
*ne-meahte ic*, *ne-meahton wē*, *ne-grētte*, *ne-wæs* u. ä. Wozu hier der  
bindestrich?

Dass Holder die seit seiner ersten auf-  
lage erschienenen forschungen kennt und zum teil berücksichtigt hat, zeigen schon  
die zahlreichen anmerkungen am fusse der seiten, in denen neben  
Thorpe, Kemble, Ettmüller u. a. älteren forschern die namen  
Sievers, Kluge, Cosijn immer wiederkehren. Holder hat das vor-  
wort »am 18. Ostermonat 1899« geschrieben; die im Jänner des-  
selben jahres im zweiten hefte der Bonner beiträge zur anglistik  
erschiedenen berichtigungen, vermutungen und erklärungen zum

beowulf« (I. hälfte: 1—1215) von Trautmann scheint er noch nicht gekannt zu haben oder nicht mehr haben berücksichtigen können. Mögen viele von ihnen auch äusserst gewagt erscheinen, mögen manche geradezu unannehmbar sein, die herausgeber werden an diesen scharfsinnigen forschungen nicht vorübergehen dürfen und nicht ohne reiche ausbeute vorübergehen können.

Dem texte folgt die »übersicht der jetzt beschädigten stellen« der Beowulf-handschrift, die »übersicht der schreibfehler« und das übersichtliche wörterbuch (ohne belege). Man vermisst aber ein verzeichnis der benutzten ausgaben und textkritischen arbeiten.

Bonn, 23. 1. 1901.

J. Ernst Wülfing.

*Old English Idyls.* By John Lesslie Hall (translator of *Beowulf*), Professor of the English Language and Literature in the College of William and Mary. Ginn & Company, Boston. The Athenæum Press. 1899.

All who love our Old English literature must feel a certain sympathy with every whole hearted attempt to make that literature better known and more appreciated. Professor Hall in these *Idyls* has made such an attempt, and the book is filled with a spirit of affection for the early English time and the ways of that time. It is, therefore, with very sincere regret that one has to admit that the matter and method of these poems are not as good as their intention. Professor Hall has attempted to write original verses upon Old English themes in the modern English tongue but in the phraseology and versification of Old English poetry. He has given great thought and care to the work, yet the result cannot be called a success. Either his plan is altogether impossible of fine fulfilment or else it needs a writer with much more skill and a better ear than Professor Hall's to carry it out. There are indeed lines in the book which give one a certain pleasure from their rhythm, or at least are inoffensive, such as these: —

The raven was glad,  
 Bird of the battle, was easily eating  
 The flesh of the fallen. The feathery eagle,  
 Death-swooper dusky, down from his eyrie  
 Flew to the feast, too.

## Early anon

They bound to the shores the barks of the athelings,  
 Eighteen beautiful birds of the water,  
 Close by the coast, cabled them tightly,  
 Fastened them firmly, lest the flood of the tide  
 Should sweep out to seaward the swans of the ocean,  
 Or the shattering shoals should shiver and crush the  
 Barks that had brought their brethren and comrades  
 Safe o'er the sea-deeps.

But the general result is not as good as this, for, beyond the monotony of effect that arises from the repetition of this kind of verse, there are lines continually recurring which are nothing but prose (though apparently modelled after an Old English verse pattern), such as:

Etheldrith came in to the wine-hall,

while in passages which may be recognised as verse we are often pulled up by a line quite out of metrical harmony with its surroundings. It is like jolting over stones on a road. Here are some examples; —

## Eastward of Kent

Off in the ocean is the island of Thanet,  
 The loveliest of lands that are lapped by the billows  
 Winsomest of isles of all engirdled  
 In the wash of the waves, water encircled.  
 Fairest of places. This fain, gratefully,  
 We'll grant you to hold as homeland and country  
 For ever and ever, excellent-mooded  
 Lords of the Saxons.

And sailed o'er the currents, till they came to a land of  
 Fruits and of flowers and foliage so green  
 As never was seen, whither Saxon rovers  
 Thronged in thousands, thinking to capture  
 That land so lovely.

The jolting effect that we have alluded to is most frequently produced by the "juxtaposition of two emphatic syllables", a usage avoided by Professor Hall in his translation of *Beowulf*, to the advantage, there, of the melody of his verse. On the whole, then, the experiment in this volume gives us an assurance that old English metres cannot be, in full exactness, reproduced with good effect in modern English.

The result of such an experiment is no better, in another way, than the English hexameters of Gabriel Harvey and his followers. But this conclusion does not imply that some adap-



tation of Old English metre such as Tennyson made in his translation of *Brunanburh* may not, in certain cases, be a good form for modern English verse. There is, however, even then, great danger of monotony in the verse, a monotony not felt in the Old English time when all poems were chanted to the harp. Tennyson was sensitive to this danger and skilfully avoided it; Lowell and Longfellow, Watson and Henley, poets so far below the highest, have not escaped it in their reproductions of Teutonic metre. Yet all these writers seem to recognise that they are but experimenting in these attempts, and as a rule, do not repeat their experiment. The final conclusion seems to be that in the hands of a master-poet Old English metre may be skilfully adapted to the use of modern verse, but even then it will not bear too frequent usage, since such rhythm may easily become wearisome to the modern ear.

But apart from the question of metre, the experiment here made by Professor Hall of reproducing the phraseology of Old English poetry in a modern poem makes clear to us how comparatively small was the vocabulary used by the early poets, and how stereotyped their phrases soon became. No attempt at detailed description either of scenery or of emotion is possible within the limits of the Old English vocabulary. To express the extreme of winter Professor Hall finds himself forced to use again and again the one term "icicle-laden"; and to describe the appearance of the vessel under full sail "foam-throated" — a fine phrase in itself — does very frequent duty. This quality of reserve and terseness in the vocabulary, amounting almost to poverty of expression, does not much trouble us in the original Old English poems. There it seems befitting to the genius of the time, but in an original poem in modern English, as here in these Idyls, it appears forced and unnatural.

Another matter is suggested by Professor Hall's long, half-descriptive, half-moralising wanderings over Old English themes, and that is that the Old English poetic genius was not at its best in narrative poetry. Its tendency to repetition of thought, its overslowness of movement, its frequent heaviness are all evident in narrative. The sluggishness of the Teutonic temperament is too much seen. The narrative form, therefore, in Old English is not the best to select for imitation if we wish to interest ordinary readers in our early literature. It is in the shorter poems,

such as an elegy like the *Wanderer*, or the *Riddles*, or special descriptive or lyrical passages imbedded in the longer poems, that we find the Old English poetic power at its highest. These might be imitated with more success than the others. At the same time we doubt whether any imitation, save in the hands of a great poet, will ever give us real satisfaction.

London, May 1900.

Kate M. Warren.

*Legenda Aurea — Légende Dorée — Golden Legend. A study of Caxton's Golden Legend with special reference to its relations to the earlier English prose translation.* By Pierce Butler. Diss. Baltimore 1899. VI + 155 ss.

Der zweck dieses buches ist "in the main to show the sources and the method of composition of Caxton's Golden Legende . . .", aber "the many fascinating subsidiary questions connected with the Legenda Aurea could not be passed by in silence," fährt der verfasser fort und greift darum auf die *Legenda Aurea* zurück. Diese behandlungsweise hat, so berechtigt und erwünscht sie an sich ist, hier aber ihre kehrseite. *Qui trop embrasse, mal étreint*, ist man versucht zu sagen, wenn man die einzelnen kapitel näher ins auge fasst. Vielerlei fragen werden berührt, aber nicht erschöpfend behandelt; denn überall heisst es: wir haben noch einen weiten weg vor uns, also nur nicht lange gerastet. Das ist zum teil gerade deshalb zu bedauern, weil der verfasser überall handschriftliche quellen benutzt und ausbeutet, die nur verhältnismässig wenigen zugänglich sind und sein werden. Er verweist zwar bisweilen auf den umfang, den seine untersuchung bei eingehender behandlung annehmen könnte, aber das ist für eine wissenschaftliche abhandlung kein stichhaltiger grund. Doch soll uns dieser einwurf die freude an dem, was Butler's arbeit thatsächlich bringt, nicht verkümmern. Ein buch, das in seinen wesentlichen bestandteilen ganz auf handschriftliches material gegründet ist, das wertvolle mitteilungen aus englischen und französischen manuskripten, aus London, Oxford, Paris bringt und zahlreiche thatsächliche berichtigungen früherer angaben enthält, wird auf entschiedene beachtung und anerkennung zählen dürfen.

Butler gruppiert seinen Stoff in 6 kapitel, von denen kap. I und II die einleitung, kap. V und VI die nähere begründung des

in kap. III und IV ausgeführten enthalten. So behandelt er in kap. I Voragine and the Latin versions und zwar: a) Voragine's life and works; b) Date of the *Legenda Aurea*; c) Its character and scope; d) Literary history; e) The standard editions.

Aus dem zweiten abschnitt mag erwähnt werden, dass Butler die entstehungszeit der L. A. zeitlich etwas hinaufrückt (1260—1270) und auf grund einer stelle im vorwort von Voragine's *Chronicon Januense* eine allmähliche entstehung der L. A. annimmt, indem ihr verfasser, durch den erfolg ermuntert, von zeit zu zeit weitere geschichten hinzugefügt habe. Dagegen lässt sich einwenden: wenn wirklich eine solche entwicklung durch mehrere vermehrte auflagen hindurch bestanden hätte, müssten sich die spuren davon doch in gestalt von weniger vollständigen lateinischen handschriften finden, was aber, soviel sich bis jetzt sehen lässt, nicht der fall ist. Auch kann die citierte stelle aus dem *Chronicon Januense* anders gedeutet werden. — Im 3. Abschnitt wird auf die bei der L. A. in betracht kommenden quellenfragen kurz hingedeutet und die kritische thätigkeit des Jacobus de Voragine gestreift, der manchmal die wahrheit seiner geschichten anzweifelt und es dem urteil des lesers überlässt, sie zu glauben oder nicht, — eine bemerkung, die übrigens Caxton in seine fassung nicht mit herübernahm. — Abschnitt 4 bespricht einige der ältesten in England vorhandenen hss., sowie die drucke, macht auf die nachahmungen der *Leg. Aurea* aufmerksam und auf die angriffe, denen sie besonders seit der reformation ausgesetzt war.

Im zweiten kapitel geht der verf. zu den franz. versionen über, der sogen. übersetzung von Jean Belet und der Jean de Vignay's mit ihren verschiedenen redactionen. Butler stellt zunächst fest, dass wir zwischen zwei personen namens Jean Belet zu unterscheiden haben, zwischen dem verfasser des *Rationale Divinorum Officiorum*. das Jacobus de Voragine selbst vielfach benutzt und citiert, und dem verfasser der *Légende des sains dorés* (oder *doré*). Von letzterer erhalten wir die genaue beschreibung mehrerer handschriften, deren richtigkeit ich zwar nicht nachprüfen kann, die aber doch einen zuverlässigen eindruck macht. Es sind das: Bibl. Nat. Ms. franc. 183 früher 6845, 185 früher 6845<sup>44</sup>, Brit. Mus. Addit. 17,275, ferner Bibl. Nat. 413 früher 7019<sup>5</sup>, Queen's Coll. Oxf. 305, Brit. Mus. Reg. 20 D VI und Addit. 6524. Der versuch, im anschluss an die handschriften diese fassung mit der des Jacobus de Voragine zu vergleichen, ist aber etwas mager aus-

gefallen, er enthält mehr andeutungen als gesicherte ergebnisse. — Besser steht es mit dem abschnitt über Jean de Vignay, obgleich ich hier grössere vollständigkeit gewünscht hätte. B. scheidet die unter de Vignay's namen umlaufenden texte in drei klassen: eigentliche übersetzung, dieselbe und neue legenden, vollständige umarbeitung. Als vertreter der ersten beschreibt er Ms. Brit. Mus. Reg. 19. B XVII, Addit. 16,907, Egert. 645 und Bibl. Nat. Ms. franc. 241 früher 6888. Den übergang zur zweiten stellt ihm ein druck von Guillaume Le Roy, Lyons 1485 dar, die selbst in Bibl. Nat. Ms. franc 242 früher 6888 ihren vertreter findet. Die dritte gruppe ist in Ms. Brit. Mus. Stowe 50—51 und einem nahe verwandten druck von etwa 1480 zu sehen (Brit. Mus. Cat. C. 53 K. 1). Ausserhalb dieser drei gruppen, weitere Fassungen andeutend, stehen Bibl. Nat. Ms. franc. 1054, 1534 und 1535.

Kap. III—IV enthalten den eigentlichen hauptteil, English prose versions: A) The 15<sup>th</sup> century version und B) Caxton's Golden Legende, his method of composition and sources. Von ersterer giebt es ausser einem bruchstück fünf annähernd vollständige handschriften, die B. unter berichtigung mancher irrthümer Horstmann's eingehend beschreibt: Ms. Harl. 4775, Harl. 630, Egert. 876, Addit. 11,565, Lansd. 350, Douce 372 (Bodl.). Im gegensatz zu Horstmann nimmt er bei dieser fassung direkte übersetzung aus dem Lateinischen an: "we have whole pages of evidence to show convincingly that the English Mss. by no means follow Vignay word for word, and though all of it cannot be given, I shall present enough to show that the English translator used the Latin, even if he did also know the French," (s. 70) und "I have no doubt that the English Mss. were translated from the Latin" (s. 73). Diese seine ganze beweisführung scheint der verf. aber später wieder vergessen oder aufgegeben zu haben; denn in auffälligem widerspruch dazu steht folgende bemerkung, die eine rückkehr zu Horstmann's standpunkt bedeutet, auf s. 147: "We have five fairly complete Mss. of an English prose translation of the *Legenda Aurea*, made from the French of Jean de Vignay, with some use of the Latin.." Ein solcher widerspruch durfte gerade an dieser Stelle, wo es sich um einen kardinalpunkt handelt, nicht vorkommen. Denn wenn uns B. nun im zweiten abschnitt dieses kapitels zeigt, dass Caxton diese handschriften-gruppe benutzte, so ist es doch sehr wichtig, klarheit darüber zu haben, welche stadien diese fassung vorher durchlaufen hat.

In kap. IV (s. 87—98) werden die sogen. etymologiae, d. h. die jedem heiligenleben beigefügten vorreden, und ihre wiedergabe durch Caxton abgehandelt. Zur illustration des gesagten erhalten wir in kap. V diplomatische abdrücke einzelner legenden aus handschriften in englischer und franz. fassung und zwar St. Cuthbert, St. Aldelme, St. Swythyn, St. Donston, St. Thomas of Canterbury, The 7 Sleepers, St. Marine (frz. u. engl.), St. Patrick, St. Patrice (frz. handschriften und gedruckte Vignay-fassung), The Holy Cross.

Kap. VI, Remarks on the texts. Results, fasst das ergebnis zusammen, das kurz mitgeteilt werden möge. Zu grunde legte Caxton die dritte fassung der de Vignay-version (Ms. Stowe = druck); für 14 kapitel entnahm er seinen stoff der bibel, aber unter benutzung von Josephus, des Polychronicon etc. Von 19 neu hinzugekommenen englischen heiligen stammen 8 aus den erwähnten engl. handschriften, besonders aus Addit. 11 565, die anderen wahrscheinlich aus dem verlorenen original dieser handschriften. 5 legenden beruhen auf der lat. fassung, während die ursprüngliche franz. fassung von de Vignay nicht benutzt ist. Über die redaktions-tätigkeit Caxton's im einzelnen erhält man aus Butler's darstellung eigentlich kein ganz klares bild.

Denn wie auf s. 98 von ihm selbst bemerkt wird, ist seine behandlung des themas keine erschöpfende; ein grosses stück arbeit bleibt hier noch zu leisten; vor allem wird auf eine vertiefung der untersuchung, auf übersichtliche gruppierung um feste gesichtspunkte und aufzeigung der gründe, die bei Caxton für beibehaltung oder veränderung massgebend waren, bedacht zu nehmen sein. Was wir dem verf. aber als grosses verdienst anrechnen müssen, ist, dass er die grundlinien gezogen und die wege angegeben hat, auf denen weiterzuarbeiten ist, und ferner, dass er auf die quellen zurückgegriffen und wertvolles material aus den handschriften beigebracht hat. Da ihm ohne zweifel der stoff sehr vertraut ist, wäre zu wünschen, dass er seine arbeit uns dereinst in einer vollständigen fassung präsentierte.

Berlin, November 1900.

Heinrich Spies.

---

Leonard Cox, *The arte or crafte of rhetorike*. A reprint edited with an introduction, notes and glossarial index by Frederic Ives Carpenter Ph. D. Chicago, The university of Chicago press 1899. A. u. d. t. English Studies No. V. 177 ss. 8°.

Es muss als eine verdienstliche arbeit bezeichnet werden, dass durch diesen neudruck die nur in zwei exemplaren (Britisches museum und Bodleian) vorhandene rhetorik von Leonard Cox, die noch dazu verschiedene ausgaben darstellen, der wissenschaft allgemein zugänglich gemacht wird. Sie hat für uns nicht nur deshalb interesse, weil sie die erste ihrer art in England ist und nebenbei ein nicht uninteressantes sprachliches denkmal darstellt, sondern auch darum, weil sie ihre hauptquelle in dem werke eines deutschen humanisten findet, in Melanchthon's *Institutiones Rhetoricae* 1521, wie Carpenter bereits Mod. Lang. Notes Mai 1898 mitgeteilt hatte.

In der dem abdruck vorangestellten einleitung sind unter I die aus dem leben des späteren schoolmaster von Reading bekannten thatsachen und vermuthungen auf grund der quellen fleissig zusammengetragen, aus denen wir uns wenigstens im allgemeinen ein bild seiner äusseren lebensschicksale machen können. Besonders interesse darf hierbei die thatsache beanspruchen, dass Leonard Cox einer grossen anzahl bedeutender männer seiner zeit freundschaftlich näher trat, so Erasmus, Melanchthon, Leland, Palsgrave, Bale, Faringdon, dem drucker Toy und John Hales. Dem lebensabriss folgt eine willkommene bibliographie der werke von Cox, zwölf an der zahl, von denen jedoch vier zweifelhaft sind. Unter III wird dann (s. 22—33) die bedeutung der rhetorik erörtert, unter bezugnahme auf ihre vorgänger und nachfolger. Die rhetoriken der renaissance beruhten in ihren wesentlichen bestandteilen auf Hermogenes, Quintilian und besonders auf Cicero. Leonard Cox verweist die wissbegierigen unter seinen lesern auf Hermogenes und Trapezuntius, der, von geburt ein Kreter, von 1396—1486 lebte und in Venedig und Rom lehrte. Die erste in England gedruckte rhetorik war eine lateinische abhandlung von Traversanus, zugleich das erste (1480) in St. Albans gedruckte buch. In englischer sprache ist der erste abriss einer rhetorik gedruckt in Caxton's *Myrrour and dyscrepcon of the worlde*, 1481, und Stephen Hawes' *Pastime of pleasure* widmet der rhetorik volle sieben kapitel. Dass die rhetorik als ein teil des Trivium der artes liberales natürlich auch sonst in der mittelalterlichen eng-

lischen litteratur behandelt wird, wird in Carpenter's einleitung nur ganz nebenbei gestreift. Ein rückblick hierauf würde sich entschieden gelohnt haben. Carpenter erwähnt zwar Gower (der übrigens nicht nach der wenig zugänglichen ausgabe von Chalmers citiert werden sollte), aber wenn er Gower erwähnt, musste er auf die *Secreta Secretorum* überhaupt und ihre englischen übersetzungen bezw. bearbeitungen aufmerksam machen, von denen die Lydgate's und Burgh's leider eine methodisch anfechtbare und im abdruck höchst ungenaue ausgabe durch Steele erfahren hat.

Leonard Cox tritt mit eigenen absichten auf den plan. Sein zweck ist im grunde ein rein praktischer, ein schulmeisterlicher. Seine rhetorik soll teils ein hilfsbuch abgeben für rechtsanwälte, gesandte, prediger, sowie überhaupt für solche, die öffentlich als redner aufzutreten haben; insbesondere aber ist sein büchlein als ein schul- und elementarbuch gedacht für die, welche "*haue by neelygence or els false persuasyons be put to the lernynge of other scyences or euer they haue attayned any meane knowledge of the latyne tongue*". Über seine quelle bemerkt er "*I haue partely traunslatyd out of a werke of Rhetorike wrytten in the lattyn tongue, (and partely compyled of myne owne), . . .*" und an anderer stelle "*But nowe I haue folowed the facion of Tully, who made a seuerall werk of inuencion*. Seine vorlage, Melanchthon's *Institutiones rethoricae*, mit namen zu nennen, war nicht angängig zu einer zeit, wo man in den massgebenden kreisen Englands auf die thätigkeit der deutschen reformatoren mit misstrauischer voreingenommenheit herabsah. Mehr als ein drittel hat Cox aus Melanchthon direkt übersetzt; ein weiteres drittel bildet teils eine erweiterung einzelner stellen daraus, teils übersetzung von stellen aus Cicero, Melanchthon's *De rhetorica* oder anderen autoren. Die behandlung der übersetzten stellen ist eine sehr freie; selten nur hat Cox wörtlich übertragen. Es lässt sich dies in Carpenter's ausgabe sehr gut verfolgen, da er aus Melanchthon's wercken einen grossen teil mit abdruckt und auch in den anmerkungen an vielen stellen auf die quellen verweist.

Der neudruck der englischen rhetorik beruht im wesentlichen auf der undatierten ersten ausgabe, etwa aus dem jahre 1530, und macht durchweg den eindruck der zuverlässigkeit. Vereinzelte druckfehler, wie z. b. s. 49 z. 11 v. u. l. *must* st. *muft* und s. 81 z. 9 l. *that* st. *tha*, sind wohl nicht original, sonst wären sie vom herausgeber gebessert worden. Über die angabe der varianten sagt

der verfassers s. 19, "*all the more important variations in (B) have been noted*"; ich nehme an, dass m. d. anderen nur die auf s. 5 erwähnten "*few corrections in punctuation introduced in B*" gemeint sind; sonst wäre darin ein methodischer fehler zu erblicken. An die textbehandlung selbst dürfen wir den massstab strenger kritik nicht anlegen — Carpenter will ja auch nur einen "reprint" geben. Das material haben wir also wenigstens in händen; zu bedauern bleibt allerdings, dass nicht der versuch einer kritischen ausgabe gemacht ist, wobei natürlich möglichst konservativ hätte verfahren werden müssen. Aber auch so will es mir scheinen, als ob der verfassers besser daran gethan hätte, die zweite ausgabe der rhetorik (das jahr des erscheinens — 1532 — ist hier durch angabe auf dem titelblatt gesichert) zu grunde zu legen; ich lasse mich dabei von folgender erwägung leiten: Voranzuschicken ist, dass beide ausgaben zu lebzeiten des dichters erschienen sind, wir aber nicht wissen, ob und wie weit der verfassers irgendwelchen einfluss dabei gehabt hat. Nach der orthographie zu urteilen, hat sich der drucker eng an das manuskript angeschlossen und wenig normalisiert. Nun beruht die zweite ausgabe vielleicht auf der ersten oder diese ist wenigstens mit benutzt worden. Denn "*of the changes noted in B, some one hundred and ten are corrections and improvements upon A.*" Daran, dass diese änderungen zum teil modernisierungen sind, hat der herausgeber anscheinend anstoss genommen und darum den ersten druck zu grunde gelegt und besserungen aus B eklektisch herübergenommen. Würde er streng kritisch verfahren sein, so hätte er noch mancherlei mehr ändern müssen, so s. 67 z. 10 v. u. *audacitie* (B) für *audicitie* (A) nach *audacite* (A und B) s. 76 z. 15; s. 69 z. 11 *Carthaginoys* (B) für *Caragi-noys* (A) nach *Carthaginois* (A und B) s. 68 z. 6 v. u.; ebenso s. 69 z. 15 *Carthagene* (B) für *Cartagene* (A) nach *Carthagene* (A und B) s. 69 z. 3 etc. etc. Oder, um auf die principielle frage zu kommen, er hätte genau untersuchen müssen, in welchem verhältnis die beiden drucke zu einander stehen, ob B direkt aus A geflossen ist oder aus dem manuskript von A, eventuell mit benutzung von A, und was dergleichen möglichkeiten mehr sind. Voraussichtlich wäre er dabei zu dem schluss gekommen, dass dem texte von B doch der vorzug gegenüber dem von A zu geben sei. Für die textbehandlung ist die vorherige lösung dieser fragen unerlässlich und ausschlaggebend. Dass eine solche untersuchung keine gerade leichte aufgabe ist, liegt auf der hand, aber die



schwierigkeit einer frage kann den forscher nicht ihrer erörterung überheben, zumal sie unter allen umständen auch methodisch förderlich sein wird. Eine solche arbeit hätte aber im vorliegenden falle allerdings eine genaue sprachliche untersuchung der rhetorik von Cox vorausgesetzt, und darauf hat der herausgeber verzichtet, denn die wenigen sprachlichen bemerkungen in den anmerkungen erwecken nur den eindruck, als ob sie für ein weiteres publikum« berechnet seien; für wissenschaftliche Zwecke genügen sie nicht; die sprachliche verwertung der rhetorik von Leonard Cox steht noch aus. Aber abgesehen davon werden wir den neudruck dankbar entgegennehmen. Leider vermissen wir eine zeilenzählung, was beim citieren sehr störend wirkt.

Berlin, ende Oktober 1900.

Heinrich Spies.

Richard Koppel, *Verbesserungsvorschläge zu den erläuterungen und der textlesung des »Lear«*. Zweite reihe der »Shakespearestudien« von —. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1899. 156 pp. 8°.

»Ein ernstliches bemühen, zu vermehrter Erkenntnis beizutragen. hat, wo es sich um das verstehen und die rechte lesung eines grossen geisteswerkes handelt, sein recht auch in kleinen dingen«. Und kleine dinge« behandelt Koppel allerdings sehr oft, doch dann gleich so, dass man im allgemeinen sagen muss, dass durch seine behandlung jene von ihm geforderte berechtigung am schlagendsten bewiesen wird! Zwar wird es schwerlich einen kopf geben, in dem sich das verständnis des Lear ganz ebenso gestaltet, als bei Koppel, aber, und das ist schon sehr viel, in einer ganz bedeutenden anzahl von fällen wird sich die Shakespearekritik fortan auf seinen standpunkt zu stellen haben.

Aus dem reichen inhalt des kleinen buches greife ich empfehlend und nachtragend einiges heraus:

Eine sehr ansprechende vermutung ist die, welche K. auf p. 6 anm. 1 vorbringt, dass nämlich die karte schon von I 1, 1 an auf der bühne sich befindet und Gloster und Kent mit ihr und den auf ihr vorher abgegrenzten teilen beschäftigt sind. Die worte *in neither* in I 1, 6 setzt K. = *in neither of the dukes*; er fasst es also = »*de la part des*«, eine bedeutung, die *in* sehr häufig und noch z. b. bei Sheridan hat. Der alten interpunktion in F 1 und

Q 1 (*neither, can*) kann ich dabei allerdings kein grosses gewicht einräumen, da dieselbe sehr oft konfus ist.

In I 1, 128 möchte K. die worte *who stirs?*<sup>1)</sup> als gegen eine Cordelien vor dem zorn des königs schützende bewegung der umstehenden gerichtet auffassen. Ich halte sie lediglich für einen ausdruck der ungeduld Lears, dem nichts rasch genug gehen kann; in 35 war Gloster abgetreten; hier muss einer der attendants ihm und dem könig von Frankreich etc. entgegeneilen<sup>1)</sup>.

Ich denke doch, dass in I 1, 201 *sceming substance*, welches nach K. »winzige. trügerische habe, kleiner, trügerischer bettel« sein soll, mehr die bedeutung von »ding, wesen« besitzt (cf. *she* in 200, 204 gegen *it* in 202). So heisst es in Ben Jonson's Case is altered, IV 5 von Camillo, den man für Chamont ausgegeben hatte: *false substance, shadow to Chamont*. Und *sceming* sind alle die dinge, die nicht das sind, wofür wir sie halten: falsch; cf. Massinger, The Bashful Lover, IV, 2: *Like sceming flames raised by enchantment*. Das *little sceming substance* Lear's wäre also: das kleine, falsche ding, in dem ich mich so sehr getäuscht habe; *it* wie bei *child*.

In I 1, 249 kann ich mich K. nicht anschliessen; das komma vor *you* gehört zu *then*, das oft und meist in komma eingeschlossen wird: aus der setzung dieses kommas ist also nichts zu erschliessen; *so lost a father* fasse ich = so vollständig einen vater verloren.

Dagegen gehört K.'s erklärung von I 4, 114 zu den schönsten: Wider seinen willen hat dieser mensch zwei seiner töchter verbannt und einer seinen segen gegeben.

Die Bemerkungen K.'s über I 4. 316 etc. (pp. 36 ff.) sind mir zu radikal. Sie sind offenbar hauptsächlich veranlasst durch die annahme, dass »in diesen momenten« der fassungslos erregte (Lear) hinter der scene nicht erfahren haben kann, dass Goneril den befehl gegeben, 50 von seinen rittern zu entlassen. Einem heutigen publikum mag es vielleicht sonderbar vorkommen, in Shakespeare's zeiten jedoch waren derartige kurze exit nichts ungewöhnliches. Man erfuhr auf die eine oder die andere weise, warum der betreffende abging, und sah, dass er wieder kam; das genügte vollständig, und der dichter hielt es für überflüssig, die auf der bühne verbleibenden personen so lange zeit zu beschäftigen,

<sup>1)</sup> Also = »wer geht?« cf. Rebellion IV, Dods.-Haz. 14, p. 72: *Why stir you not? fetch me some skilful man.*

als die hinter der scene zu vollführende handlung in der that beansprucht haben würde: Ein beliebiger könig sagt: »Schreibt meinem freunde einen brief« — gleich geht der schreiber hinaus, um eine halbe minute später mit dem fertigen brief wieder einzutreten (cf. Dyce's anm. zu Marl. Edw. II in Old Dram. p. 192). In Jonson's Case is altered geht Jaques ein paar mal ab, um nachzusehen, ob man ihn nicht bestohlen hat; die auf der scene bleibende person hat gerade zeit genug, drei bis vier blankverse zu sprechen, und Jaques ist wieder da und weiss, dass alles noch in ordnung ist. Und Shakespeare unterscheidet sich in dieser hinsicht in nichts von seinen zeitgenossen; in Measure f. Meas. IV 1, 59 geht Isabella mit Mariana ab, um mit ihr etwas abzumachen — der Duke recitiert sechs blankverse, und diese zeit hat Isabella genügt<sup>1)</sup>!

Sonst gebe ich ja gewiss gern zu, dass I 4, 247 ff. ungemäin schwierig sind. Was würde K. zur folgenden auffassung der Q 1 I 4, 250 sagen: »Ich bin doch ganz gewiss nicht Lear! Aber wer kann mir sagen, wer ich bin? [F 1: Foole. *Lear's shadow!*] Lear's schatten? Ah, gut, das wollte ich gerade hören, denn die zeichen der majestät (seine königl. gewänder etc.), wissen und verstand könnten mich fälschlich (gegen die offenbaren thatsachen; ironisch) überzeugen davon, dass ich töchter hätte (als Lear! aber der bin ich ja, gott sei dank, nicht, wie mir eben versichert wurde).« Es scheint mir, dass sich das folgende *which they will make an obedient father* nur dann gut an das vorhergehende anschliesst, wenn »ich« kräftig betont ist. Der von Lear beabsichtigte sinn wäre demnach: »Da ich nur Lear's schatten bin, so kann ich auch keine töchter haben — und darüber bin ich herzlich froh!«

Als besonders gelungen glaube ich noch die erklärungen zu II 4, 214; III 4, 183; IV 2, 53; IV 3, 19 hervorheben zu sollen.

Für die folgenden hefte hätte ich eine bitte: die zugabe eines stellen- und wörterverzeichnisses wäre erwünscht; vielleicht entschliesst sich Koppel dazu, dem 3. heft die verzeichnisse für heft 1 und 2 beizugeben, etwa verarbeitet mit dem für das 3. heft.

Louvain, 3. März 1900.

W. Bang.

<sup>1)</sup> Vgl. noch Fletcher's Knight of the Burn. Pestle VI 5, wo der Boy abgeht mit dem auftrag, Ralph, als May-lord geschmückt, auf die scene zu bringen; die bleibenden sprechen inzwischen drei zeilen!

*The Stage-Quarrel between Ben Jonson and the so-called Poetasters*, by R. A. Small. (Forschungen zur englischen sprache und litteratur, herausgegeben von Eugen Kölbing, heft 1.)

We, i. e. all interested in English literature, must greet the appearance of this periodical with a warm welcome. The ever-increasing interest in English literature has found one vent more, and if we may judge from the work before us it is destined to do worthy service in the common field.

Small's investigation is ushered in by a preface and a biographical sketch from the pen of Professor Kittredge. From this we learn that the author died at the early age of twenty seven. His death is a severe loss to the cause to which he devoted himself, as his Stage-Quarrel testifies. It is to be hoped that his friends will see that the other work left by him: *Authorship and Date of The Insatiate Countess*, published in "Studies and Notes in Philology and literature" (Boston 1897) may soon appear as an independent work. The sharp but sound critical judgment displayed in the work before us justifies the hope that this latter question also has been treated with the same thoroughness as the Stage-Quarrel. The period treated of in the latter embraces the years 1599, 1600 and 1601. By extracts from John Davies of Hereford, Chapman and the Comedy of Lingua, the author shows the interest taken in this literary quarrel in those days. He then gives the sources from which he draws his conclusions (p. 3) and gives (on p. 4) what seems a happy emendation. By changing a comma into a period, the expression about Jonson in the Drummond Conversations: "In his youth given to venery," which has hitherto been an insurmountable difficulty, has no doubt been made clear. Had Jonson been addicted to venery in his youth, his enemies would have taken care to inform us of the fact. According to Small's punctuation, the sentence applies to Marston. In dealing with his predecessors, Small is almost too painfully conscientious. What possible importance the views of Baudissin, Cartwright, Hermann, Zeis and Henry Wood (whoever that unknown gentleman may be) can have for us, it is difficult to imagine. An other name, Penniman, author of a dissertation on the same subject, has also more attention bestowed upon him than he seems to deserve. From the quotations Small gives, Penniman seems to be a mere hanger-on of Fleay's. But in dealing with Fleay, Small shows himself equal to his work. The readers of the Engl. stud.

will remember that the present writer declared Fleay's work to be tantalising. You can make use of him only by sharply watching him in all his turnings and windings. Small has done this with never-failing sagacity, and, has thus shown himself one of the few men capable of making use of the confused mass of materials collected by that unfortunate historian of the stage. But, trying though Fleay has been to his temper, he never goes further than such an utterance of impatience as that on p. 10: "Fleay's book capitally important as it is, is both confusing and untrustworthy." In the numerous cases in which he agrees with Fleay, he shows himself anxious to acknowledge it, where he differs, he expresses his opinion with distinctness and sharpness but without irritation.

After emphasising the satiric tendency of the time p. 11, he says: "To this satiric tendency, extending through all the strata of its literary life, rather than to any subjective change of character, do we owe, perhaps, the bitter, satiric comedies of Shakespeare's mid-career." I note this point now, as one in which I can by no means agree with Small, and shall go into the matter thoroughly when his views as to the part taken by Shakespeare in the literary quarrel in the person of Ajax in *Troilus and Cressida*, come to be discussed.

Small enters on p. 13 into an account of the authors concerned in the Stage-Quarrel. He begins with Jonson. *A Tale of a Tub* and *The case is altered* are rightly put at the beginning of Jonson's career. They have no bearing on the Stage-Quarrel, nor has *Every Man in his Humour*. With regard to *Every Man out of his Humour*, our author has succeeded in fixing the date within very narrow limits viz.: from Feb. 15<sup>th</sup> to March 24<sup>th</sup> 1599—1600. In speaking of *Cynthia's Revels*, Small touches an interesting point. In an article on *All's well that ends well* in the Engl. stud., I brought forward proofs of alteration in the play, pointing to the conclusion that the ring-episode was introduced while Essex was in the Tower under sentence of death. Small makes it probable that, in the allusion to Diana and Actaeon, Jonson alludes to the murmurs of discontent, among the people at the execution of the popular favourite.

Under *The Poetaster* (p. 25) we have: "As we know from Hamlet, the men-players were hard pressed by the child actors in 1601." This cannot be taken in the sense that Shakespeare's *Hamlet*, in any form belongs to the year 1601 as Small affirms

later on. In *Hamlet*, as in all the later tragedies, the struggle which leads to the catastrophe is an internal one, fought out by the two opposite natures living in the hero's breast, as Goethe has aptly put it. In *Julius Caesar* the struggle is an external one, and the catastrophe is brought about by the the incompatibility of the natures of Brutus and Cassius, who, uniting their powers to reach a common goal, draw in different directions and involve themselves and their cause in one universal ruin. Such a radical change in the poet's art could not have taken place in the short interval between *Julius Caesar* (say 1600) and 1601.

On the same page (25) and the two following, Small gathers together all that Jonson has taken from the Latin poets in this play. Small's own share in this work is very considerable, and he repeatedly confesses his obligations to Köppel. The most interesting, thorough and instructive part of Small's work at Jonson follows on pp. 27 &c. in the table of the characters of the three plays, *Every Man out of his Humour*, *Cynthia's Revels*, *The Poetaster*, with his remarks on them. His most important results are (1.) that Anaides and Demetrius are meant for Dekker, while Carlo Buffone is not a literary man at all, he is Charles Chester, a man about town. The most convincing evidence of the correctness of this supposition we find on p. 38, where we are told that Sir Walter Raleigh once sealed up Chester's mouth, as Puntarvolo seals up Carlo Buffone's. Although I am not inclined to go so far as Small does with regard to Aubrey ("the early and trustworthy authority of Aubrey", p. 37), yet it is pretty clear that, in this case, he (Aubrey) has hit the mark. On pp. 34, 35 Small gives interesting parallel passages to support his views. (2) Of the trio Brisk, Hedon and Crispinus, the two latter are meant for Marston, while Brisk is a dandy of the time, identical with Emulo in *Patient Grissel*, whose original has not yet been ascertained. On p. 44 we have an amusing example of Fleay putting down Flealy. In the *North British Review* for July 1870 p. 402, somebody had declared that Emulo in *Patient Grissel* was meant for Jonson. In *Shakespeariana* III 31, Fleay said, "Emulo is certainly Jonson". In his *Chronicle* I 97, having evidently forgotten all about this, he speaks of "a foolish assertion, put forth by a Demi-Doctor, some years since, that Emulo is meant for Jonson." Just like Flealy. He adopts what suits his purpose without acknowledgment and then abuses those he has stolen from!

Small (p. 44) disposes of an unfounded guess, which appeared in the *Quarterly Review* for January 1896, and was adopted by Sidney Lee in the *Life of Lyly* in the *Dict. of Nat. Biog.* that Sir Fastidious Brisk was Lyly.

Small then takes up Puntarvolo in *Every Man out of his Humour* and Amorphus in *Cynthia's Revels*. Puntarvolo is partly (but only partly) identified with Sir John Hatington. In other aspects he and Amorphus are only types of the travelled gull, for whom numerous originals might be found in Elizabethan England. Amorphus (the Deformed) is glanced at by Shakespeare in *Much Ado* III 3 (Watchman) several times, which has not been noticed by Small. The manner in which the allusion is made, lightly and jokingly, rather weakens what Small has afterwards to say about Shakespeare's share in the Stage-Quarrel under *Troilus and Cressida*.

Small rejects, very properly I think, Fleay's identification of Asotus with Lodge and of Sordido with some kinsman of Burbadge, in which case of course Sordido's son and brother, Fungoso and Sogliardo would, as Small argues, also be Burbadges. Fleay's reason for his guess, given by Small on p. 54, is so ridiculous, that, in mere pity, I shall not take the pains to show its absurdity.

Small is somewhat severe in many passages on Jonson. I attribute this to the unlucky idea that he took up as to Shakespeare's share in this literary controversy. I have no doubt that allusions to it may be found in the plays, the dates of which fall within or shortly after the period of time embraced by the Quarrel. But that Shakespeare, at that time or afterwards, made any sustained effort to ridicule Jonson on the stage, I regard as unimaginable. Jonson presented many inviting points of attack to his contemporaries, not only from the peculiarities in his own character, but also from his persistent attempts to reform the stage and introduce a new form of art. But there is no reason to suppose that his declaration that he had loved Shakespeare in life almost to idolatry, was not the utterance of his inmost soul. Small's views as to Shakespeare's part in the Quarrel must stand or fall with the date of *Troilus and Cressida* in its present form. If that play was later than 1602, his theory falls to pieces at once.

On p. 62 our author goes on to treat of Marston's share in the Quarrel. I have no hesitation in saying that I regard Small's views with respect to the point whether Fleay was right in his identifications of Jonson with Carlo Buffone, Tubrio and

Jack of Paris Garden as firmly established, though Symonds accepts. F.'s identification of Jonson with Tubrio and with Jack of Paris Garden (probably a wellknown ape). Symonds also takes Torquatus in the introduction to the Scourge of Villany for Jonson. Herford (Dict. of Nat. Biog. article Jonson) identifies Tubrio with Jonson, a view also shared in by Gifford, Halliwell, Grosart and Bullen, a very formidable list of authorities. On pp. 64, 65, 66 he gives his views on these identifications with convincing clearness.

On p. 67 Small goes on to treat of *Histrionastix*, and gives it as his opinion that Marston re-cast in it part at least of an old play. This play he thinks belongs to 1596, before the Stage-Quarrel began, and that it may possibly be an early play of Chapman's, although he confesses that he cannot assign it to that dramatist decisively. The date of Marston's recast he assigns to the August of 1599 on the authority of Stow and that it was presented by a Children's Company — the Paul's Boys. Small does not believe that Posthaste in this play was Shakespeare. If, he says, that character refers to any particular person, that person is Munday. The character of Chrysogonus in the play, Small thinks, is a flattering picture of Jonson, which however the latter's sensitiveness and irascibility caused him to regard as an insult. The carefully conducted investigation seems to me to establish Small's views.

Passing over *Antonio and Mellida* and *Antonio's Revenge* we come to *Jack Drum's Entertainment*, which Small assigns to Marston and dates 1599, or 1600, when the Irish rebellion and the difficulties with Spain were at their height. The character of Brabant Senior in this play, he thinks, is a hit at Jonson. Marston's *What you Will* our authour dates 1601 and regards it as a reply to Jonson's *Cynthia's Revels* acted in February or March that year. Aronstein in the Engl. Stud. XX 381. 382 advances the same view without much discussion. That M.'s play in its present form was a re-cast, Small shows pp. 109 &c. very convincingly. The other plays of Marston have no reference to the Quarrel. Small's summary of the part taken by Marston in the Quarrel, I give in his own words: »Marston made no allusion to Jonson in his Satires and *Scourge of Villany*. In *Histrionastix*, August 1599, he, consciously made Chrysogonus a favourable portrait of Jonson. In *Antonio and Mellida* and *Antonio's Revenge*



he made no allusion to Jonson . . . . . In *Jack Drum* he satirised him as Brabant Senior. In *What you Will*, March or April 1601, he attacked him as Lampatho. Then came the *Poetaster*; and Marston, stunned by the weight of the blow, wrote no more until the end of 1603, when the *Malcontent* appeared, dedicated to his dear friend Jonson.«

The next dramatist taken up by Small is Dekker, whose part in the Quarrel is contained in only one play, his *Satiromastix*.

*Satiromastix* was entered on the Stationers Register Nov. 11 1601, and printed in 1602. It is the latest play mainly devoted to the Quarrel. It was acted, as Small believes, in August or September 1601. He is probably right in surmising, that Dekker tacked on the Horace-Jonson part of the play to the already existing Celestine-Terrill-King story and the Prickschaft-Vanghan-Widow Minever episode, for there is properly speaking no connection between them, except that the king is made judge over Horace, and that the characters in the under-plot some times appear on the stage along with the characters of the Horace part. The introduction of the Horace-Jonson part has utterly destroyed whatever interest we might have felt in the main plot which was meant to be tragic, but now runs out into a lame and impotent conclusion. In his summary at the close of his notice of Dekker, Small asserts that the poetasters have made out the better case. His view seems to be that Jonson's conceit and sensitiveness led him to begin the attack after he had carried the embers of discontent smouldering in his mind for months, during which time he was working together with Marston and Dekker for Henslowe. I cannot but think that this is a one-sided view, and that Small's evidently long-continued occupation, especially with Marston, has caused him to treat Jonson with scant measure. No doubt all the parties concerned were to blame, and perhaps equally to blame, in the matter. The whole sad Quarrel is an evidence of the infinite littleness, which often lurks in the minds of the greatest.

Of the three other poets treated by Small, Antony Munday and Samuel Daniel may be at once dismissed. They took no part whatever in the Quarrel. But with the third it is quite a different affair. Small tries to show that Shakespeare took part in the Quarrel and devotes 38 pages of the 204 of his book to this purpose. He begins by referring to the Second Part of the *Return from Parnassus* with Kempe's words: "Our fellow Shake-

speare hath given him (Jonson) a purge that made him beray his credit."

Small does not take into account, or, at least, does not mention the fact that the Parnassus Trilogy, as has been sufficiently proved, shows a striking want of acquaintance with the state of stage-matters in London. That Shakespeare may have made humorous references to the Quarrel is very probable, as we have seen from the allusion to Deformed (Amorphus) in *Much Ado about Nothing*. But that he joined Marston and Dekker against Jonson in a sustained effort to satirise him, such as Small finds in Ajax in *Troilus and Cressida*, I cannot for a moment imagine.

On p. 136 Small himself says: "I have been able to find in Jonson's plays not one particle of personal satire directed against Shakespeare." And yet he goes on to prove, or better to try to prove, that Shakespeare gave an ugly parody of Jonson in Ajax (*Troilus and Cressida*)!<sup>1</sup>)

Small finds in *Troilus and Cressida* three verbal allusions to Quarrel plays. 1. "And hither am I come / A prologue armed, but not in confidence."

To this it may be said that the allusion, if made by Shakespeare, proves just as little as the allusion to "one Deformed" in *Much Ado*. But besides it is very questionable whether Shakespeare wrote the prologue.

(2) Act I 3, 73:

"When rank Thersites opes his mastic jaws". The line is undoubtedly by Shakespeare and refers to (probably) Satiromastix, but without a personal application. If there were any such, it would be to Dekker and not to Jonson.

(3) Act II 3, 22:

"I have said my prayers and let the devil Envy say Amen".

The spirit of the whole of Thersites' speech may be a parallel passage just as well as a reference to Jonson's employment of Envy as a Prologue in the *Poetaster*. Only one allusion then is undoubtedly Shakespeare's, and it is without any personal application. On p. 140 Small mentions the play of *Troilus and*

---

<sup>1</sup>) I pass over Small's refutation of Fleay's ridiculous attempt to identify Parolles in *All's well that ends well* with Marston. The idea is not worth refutation.

*Cressida* entered on the Stationers' Registers for James Roberts Feb. 7 1602/3: "The Booke of Troilus and Cressida as yt is acted by My Lo. Chamberlain's men. When he hath got sufficient authority for it". He concludes that this must have been Shakespeare's play, (p. 141) in which I agree with him, but I do not regard 1602 as the date of authorship. When Small goes on (pp. 141, 142) to say that the play of 1602 contained both the Troilus-story and the "Camp" story: (Ulysses Story) on the strength of the lines (1609):

"Of Helen's rape and Troye's besiegea town,  
Of Troylus' faith, and Cressid's falsitie"

he seems to go beyond his warrant. All the references are within the boundary lines of the Troilus story. On pp. 140, 141 Small cites various views about the date of the play, among the rest my own from the *Transactions of the New Shakspeare Society* (1880-6). My agreement with Fleay does not go so far as Small's words would seem to indicate, as will be seen later. But I take the present opportunity to give an explanation on a minor point. In all the other dramas belonging to so late a period as that to which I ascribe the Ulysses story (as I prefer to call it), there are no such ridiculous rhyme tags as deform many speeches of that part. On that account I ascribed them to the 2<sup>nd</sup> Author, as may be gathered from the context.

Small's views as to the date are given on p. 142. The play cannot have been written before 1598, for certain portions are derived from Chapman's *Homer*. It seems later than Dekker's *Satiromastix* from the line:

"When rank Thersites opes his mastic jaws".

A secondary support of this date, he finds in "I have said my prayers, and let the devil Envy say Amen". With regard to what is derived from Chapman's *Homer* (1598) as an evidence for that year as the earliest possible date, I refer to what Small advances later. With regard to the other two points (treated of above) he takes no notice of the fact that nearly all the authorities of late years agree that the love-story and the Ulysses-story belong to very different dates, the former early, the latter late. Small proceeds on the supposition that *Troilus and Cressida* was written by one poet (Shakespeare) and at one time, and this vitiates all his results. He found, as he said, the metrical analyses untrustworthy and has made one himself. He accepts Fleay's division

of the play, in order more completely to refute him. He gives us a metrical table of the Troilus story on p. 143 which as it gives only his results without the means of controlling them, is just as valueless as the tables he proposes to supersede. In his table the absolute number of double endings and of end-stopped lines is the only thing that would have been of some value, if Small had given the last words. Act I sc. 1 he notes 70 lines. There are 90 lines of which I ascribe 12 to the second author, leaves 78. What Small has done with the remaining lines he does not say. Or perhaps he did not use the Globe edition? Of scene 2 he gives 34 lines to the Troilus story. The whole scene is early Shakespeare. Compare the use of *Ilium* (sc. 1, 104, sc. 2, 46. 94), the second author uses the form *Ilion* (act II 2, 109; IV 4, 118; IV 5, 112 and 216 also V 8, 11). This divergence of itself is enough to raise a suspicion of double authorship. As Small has only 70 lines in Act I sc. 1, which he attributes to the Troilus story, it is impossible to say whether *Ilium* occurs in a part he attributes to the Troilus story, or not. I say 'he', because in adopting Fleay's division and basing his results on it, he has made it his own. It is true that he succeeds in showing that Fleay's results are wrong, but acting on this principle, he ought not to have confined his attention to Fleay. He ought to have, in the same way, confuted every one else who has put forth a metrical table of *Troilus and Cressida*. The only reliable form of counting is one based on the Folio text and affording the means of controlling the result at a glance. Small gives us neither. His metrical table is therefore of no value and he confutes — not the theory that the play was written at different dates — nor the theory that it belongs to different authors, but — Fleay, whom it is hardly worth while to confute. I therefore decline to enter further into a discussion of his metrical results. Till now Small has spoken of the play as Shakespeare's.

On p. 149 we have the astonishing idea: "the play as we have it is the joint work of Shakespeare and an assistant, and was produced late in 1601, or in 1602". I regard these words simply as a proof how far a preconceived idea may lead even such a gifted and thorough workman as Small astray, because Small evidently imagines Shakespeare and his assistant to have worked together.

In proceeding to explain away the contradictions, p. 149,

Small leaves the weightiest out of sight, and confines himself to a few, which have been adverted to by Fleay. He begins, "Cressida is in Calchas' house IV 2, 37, but in Pandar's IV 2, 53". And proceeds to say that this is no contradiction at all. Of course not. It is quite plain that she and Troilus spent the night at Pandarus' house. Calchas was already with the Greeks I. 1. lines 82, 83. This and the second 'contradiction': "Cressida is in the tent of Menelaus in IV 5, 279; in that of Calchas V 1" are easy enough to refute. But his third point, his attempt to explain away the contradiction between the dull and long-continued truce I 3, 262, while fighting is going on in I 1 and 2, in II 3, 172. 272, and also in V 1, is impossible. The dull and long-continued truce crops up again in IV 1, 11, while in III 3, 17 Antenor is taken, when of course fighting must be supposed as going on. Small's attempt to explain these contradictions cannot for a moment be taken seriously. He says: "In reducing the time of the play from several years to a few days, he (Shakespeare) has almost necessarily mingled the events of the truce with those of the time of war in a very confusing way. The contradiction does not in the least imply revision". Not only does it imply revision, and that by Shakespeare, but also the presence of a second author. This second author did not work together with Shakespeare. He uses *Iliion* for *Ilium*, and drew his materials from Caxton, and made the allusion to Bacon's *Advancement of Learning* (Young men, whom Aristotle thought unfit to hear moral philosophy) which proves that his part was written not earlier than 1605. Although Small, in his notice of my paper in the *Trans. of the N. S. S.*, mentions this allusion, he does not make the least attempt to get rid of the (to him) inconvenient date 1605. These three coincidences, *Iliion*, Caxton as a source, and the allusion to Bacon, are proof positive of the presence of a second author, and this presence explains the numerous contradictions, which can be explained in no other way.

Small's fourth and fifth points, that Cressida and Hector do not know the Trojan and the Greek heroes respectively, cannot be adduced as an argument either way. Small concludes: "The first argument of the advocates of the revision theory thus disappears". Just exactly as when he tries to prove the metre of the whole play, except that of the last scenes, homogeneous, and believes that he has done so when he has confuted Fleay, he

here takes a few weak arguments up, tries to confute them and concludes that there has been no revision.

He now makes the attempt, p. 151 et seq. I 1, 51—63:

"I tell thee I am mad In Cressid's love" etc. to show that the play shows no traces of Shakespeare's early style: "For Shakespeare's early style is characterised by frequency of rhymed and endstopt lines, and rarity of feminine endings" (double endings). "This passage on the contrary contains no rhymes, only 50 per cent of end-stopt lines, and 33 per cent of feminine endings. In this case, the evidence of metre is sufficiently conclusive". If it is conclusive, it is conclusive the other way. That the passage contains no rhymes is true, but it is also true, that *The two Gentlemen of Verona*, an undoubtedly early play, has many passages which also contain no rhymes. Small forgot in advancing this argument that he himself in his metrical table counts 140 rhymed lines in the play, a number that decidedly points to an early date. This date may be, and I firmly believe is, long before 1598, as the Troilus-story does not require us to assume Shakespeare's acquaintance with Chapman's *Homer*. Let the reader compare Small's extract as above (Act I 1, 51—63) with sc. 3 of the same Act to line 212 and he will at once distinguish early Shakespeare and late Shakespeare (1606). Let him read further, from line 212 to 309 and he will not recognise Shakespeare at all. Let him continue to read from 310 to the end, and he will recognise late Shakespeare again.

Small asserts that to the delineation of such love (i. e. Troilus' love) on the Elisabethan stage, "conceits like that quoted were essential". Such conceits we find in early Shakespeare but not in 1601—2 (to which date Small would refer the whole play). His remark about the scene in which the Greeks kiss Cressida does not hit the mark. It is in the non-Shakespearean part. (The form *Ilion* occurs twice in the same scene later.)

In the face of such facts, Small's words on p. 153: "I have, then, disposed of all the arguments tending to cast a doubt on my conclusion that *Troilus and Cressida* was not written before the last month of 1601", are to be answered with an emphatic 'No'. He is just as unfortunate in his attempt to prove that there was no revision after 1601—2. Reference was made in the Trans. of the N. S. S. to the broad worldly wisdom of Ulysses (I think by Furnivall), as a proof of late date. Small believes that the

speeches of Ulysses shew no deeper worldly wisdom than *Hamlet* 1601—2 and *Julius Caesar* 1602. *Hamlet*, as we have it, is not earlier than 1603, as is well known, and *Julius Caesar* not later than 1600, from the allusion in Weaver's Epigrams. Besides, what comparison can there be between the incorporation of worldly wisdom in Caesar, Cassius, and Ulysses? In what way can we compare the worldly wisdom of Claudius or Polonius with that of Ulysses? Small has missed the point. Worldly wisdom is a something quite different from all that we meet with in these earlier plays, and it is certainly to be predicated of Ulysses. It is the outcome of the life-experience of a sagacious man, who has ripened in intercourse with all sorts and conditions of men, and who knows how to deal with them.

On p. 153 Small discusses the question whether the assertion of the second quarto was correct, that the play had never "been clapper-clawed by the palms of the vulgar". If we accept the theory of a revision, in or after 1606, this assertion may be quite correct. But the question is of no importance. Small seems to have been too anxious to trace as much as possible of the play back to Chaucer or the other sources. Thus on p. 155 he says: "The mental confusion of Troilus and Cressida at their first meeting (III 2, 21) is suggested by Chaucer's description of the first meeting of the lovers" etc. But Bassanio on opening the right casket (M. of V. III 2, 179: "And there is such confusion in my powers") shows the same confusion, from the same cause ("Only my blood speaks to you in my veins") and in his case Shakespeare certainly did not adopt the notion from Chaucer. The passage in T. and C. is more sensual in tone, and therefore I think earlier.

On pp. 160. 161. 162 Small gives what he imagines comes from Caxton. On referring to my copy of the Globe Shakespeare, I found that in every case, except one, I had noted these passages as by the second author many years ago. The one exception is Achilles' refusal to fight against Troy, from his love to one of Priam's daughters. Ulysses does not name her, which supports my conviction that Shakespeare did not require to go to Caxton for this well-known fact. The only passage then, in the part which I regard as Shakespeare's, which may be regarded as coming from Caxton is III 3, 237:

“I have a woman's longing,  
 An appetite that I am sick withal,  
 To see great Hector in his weeds of peace,  
 To talk with him, and to behold his visage,  
 Even to my full of view.”

It would be too much to suppose that Shakespeare had made use of Caxton and adopted only these lines from him.

pp. 168. 169. 170 Small endeavours to prove that Ajax is meant for Jonson. But he cannot advance more than that Shakespeare's Ajax has traits of envy, pride, covetousness of praise, surliness and self-conceit and that as Jonson, according to the testimony of his enemies, shows the same traits, Ajax must be a personal satire on Jonson. A very weak conclusion! It's a pity that Small wrote the note on p. 169. He ought to have remarked that the pun on Ajax' name was put into the mouth of Thersites. It would have been regrettable, if Shakespeare had meant Ajax for Jonson, and I suppose Small regretted it only on this account. But he had no right on his slender foundations to regard his point with reference to Ajax as made out.

This, as I said before, is the only point in which Small seems to have allowed himself to be influenced by a pre-conceived opinion. The rest of his work is thorough and, to me at least, convincing.

Finland, July 1899.

R. Boyle.

---

Paul Sakmann, *Bernard de Mandeville und die bienenfabel-kontroverse*. Eine episode in der geschichte der englischen aufklärung. Mohr, Freiburg, Leipzig u. Tübingen, 1897. XVI + 303 ss. 8°. Preis M. 7,00.

Die bienenfabel von Bernard de Mandeville, dem englischen arzte holländischer herkunft, mit den sich daran anschliessenden und daraus folgenden erläuterungs-, verteidigungs- und streitschriften ist eins der interessantesten und merkwürdigsten erzeugnisse der englischen aufklärung. Mandeville gehört zu den skeptischen, kritischen geistern, zu den Montaigne, La Rochefoucauld, Bayle, Voltaire und in neuerer zeit Stirner und Nietzsche. Er sieht scharf die grossen widersprüche des lebens, den widerspruch zwischen dem religiösen bekenntnis und den sittlichen anschauungen, nach denen die menschen in wahrheit handeln, zwischen öffentlicher



und privater ethik, politik und moral, zwischen den sittlichen anschauungen verschiedener zeiten und völker, und er schliesst daraus — ganz im geiste des 18. jahrhunderts —, dass die gesellschaftlichen tugenden nicht etwas dem menschen natürliches oder gar angeborenes seien, sondern eine schlaue erfindung kluger gesetzgeber, um die menschen im zaume zu halten. Ja, er geht noch weiter und erklärt, dass das, was wir laster nennen, d. h. die bethätigungen der selbstsucht und des stolzes, die grundlage der nationalen wohlfahrt und macht bilden. In dieser beziehung bekämpft er seinen zeitgenossen Lord Shaftesbury, der die moral als etwas von der religion unabhängiges und den menschen angeborenes dargestellt und versucht hatte, weltliche grösse und christliche unschuld zu vereinigen. Seine weltanschauung ist nicht bloss antireligiös, sondern auch antimoralisch und inhuman; hat er doch in seiner schrift über die armenschulen sogar die notwendigkeit behauptet, das volk zum nutzen der wenigen unwissend zu erhalten! Vieles, was er vorbringt, so die ansicht, dass jede art von konsum, auch die sinnlose verschwendung, von wohlthätigem einflusse auf die gesamtheit sei, beruht auf längst widerlegten irrthümern; oft aber gewährt sein scharfsinn einen ausblick auf probleme und fragen, die heute noch so aktuell sind wie vor 200 jahren. Eine grosse schwierigkeit zu seinem verständnis liegt darin, dass er seinen sittlichen nihilismus dadurch zu verdecken und zu beschönigen sucht, dass er im gegensatze zu den deisten den kirchlichen dogmen beständig reverenzen macht, von denen wir kaum wissen, wie weit sie ernst, wie weit ironisch gemeint sind. Er spricht in dem einen augenblicke seine verehrung für das aus, was er noch kurz vorher verspottet hatte. Im grunde ist er agnostiker und steht den dogmen zu gleichgültig gegenüber, um sie ernsthaft zu bekämpfen, aber wie Mephisto hütet er sich, mit gott zu brechen.

Das vorliegende buch über Mandeville bietet eine äusserst eingehende und gründliche darlegung seiner weltanschauung. Objektivität und gewissenhaftigkeit besitzt es in hohem masse, dagegen vermisst man eine kritische sichtung der wirklich bedeutenden gedanken von den sophismen, die nur den zwecken der polemik dienen. Mandeville ist kein systematischer philosoph, wenn auch eine einheitliche, allerdings meist negative weltanschauung bei ihm nicht fehlt, und daher lassen sich seine zerstreuten und zum teil sich widersprechenden gedanken über alles

und jedes nicht gut in ein philosophisches system einzwängen. Daraus folgt bei Sakmann eine etwas ermüdende breite in der darstellung, die das buch schwer lesbar macht. Dieser fehler wird noch verstärkt durch den stil, der in dem reproduzierenden teile von unschönen anglicismen geradezu wimmelt. Sehr wertvoll dagegen ist die darlegung der kontroverse über die bienenfabel in der englischen, französischen und deutschen litteratur. Sakmann hat unter anderm ein schulprogramm von Samuel Reimarus aus dem jahre 1726 entdeckt, das der widerlegung der bienenfabel gewidmet ist. Die zusammenfassende betrachtung endlich über den einfluss und die lehre Mandeville's ist ebenso tief als geistvoll. Wenn der verfasser dabei auf die verwandtschaft der ideen des englischen arztes mit der modernen materialistischen geschichtsauffassung, sowie mit Nietzsche's herrenmoral hinweist, so hätte auch Herbert Spencer erwähnt werden können, dessen entwicklungstheorie in ihrer anwendung auf die sociologie in so vielen punkten eine befriedigende antwort giebt, wo der skeptiker des 18. jahrhunderts nur betrügerische absicht und list zu sehen vermag. Es wäre übrigens eine nicht undankbare aufgabe, die bienenfabel mit den dazu gehörigen schriften, die 1806 zum letztenmal gedruckt sind, neu herauszugeben.

Myslowitz, Nov. 1900.

Ph. Aronstein.

Otto Roloff, *Robert Browning's leben nebst übertragungen einiger gedichte desselben*. Beilage zu dem 46. jahresbericht des realgymnasiums zu Potsdam. Potsdam 1900. 30 ss.

Die zahl derer, die in deutschland für Robert Browning eintreten, beginnt sich erfreulicherweise neuerdings zu mehren. Die übersetzungen einzelner oder ausgewählter dichtungen, die E. Leo, Graf von Schack, Friedrich Spielhagen und der referent bisher veröffentlicht haben, führt Otto Roloff in dem in der überschrift genannten programm s. 6 an. Ich füge hinzu, dass Immanuel Schmidt in drei aufeinander folgenden sonntagsbeilagen der Vossischen zeitung vom 15., 22. und 29. November 1896 eine durch mehrere übersetzungsproben erläuterte gedrängte übersicht über Browning's gesamtes schaffen gegeben hat. Auch sei hier auf die in demselben jahre bei Hofmann & Co. in Berlin erschienenen *Erinnerungen eines künstler's* von Rudolf Lehmann

hingewiesen, die auf den seiten 182—188 einige kleine, aber beachtenswerte beiträge zu Browning's biographie bringen, sowie auf das merkwürdige buch von Rudolf Kassner, *Die mystik, die künstler und das leben* (Leipzig 1900 bei Eugen Diederichs), in dem auf den seiten 220—259 der versuch gemacht wird, den dichter zu charakterisieren.

Roloff, dessen aufsatz eine warme, aber keineswegs blinde verehrung Browning's bekundet, stellt im vorwort »eine ausführlichere darstellung« in aussicht, »welche auf alle bedeutenderen werke des dichters eingehen und eine grössere zahl von übertragungen enthalten wird«. Er giebt zunächst unter benutzung der neuesten publikationen eine kurze skizze von Browning's leben, seiner weltanschauung und seiner künstlerischen eigenart. Wenn er auf s. 9 sagt: »Während der fünfzehn jahre seiner ehe war Browning schriftstellerisch nicht besonders thätig,« so ist diese bemerkung insofern irreführend, als sie sich lediglich auf die zahl der damals entstandenen werke bezieht und ihren wert nicht in anschlag bringt: dass die 1855 veröffentlichte sammlung *Men and Women* Browning im vollbesitz seiner kraft, auf der höhe seiner künstlerischen entwicklung zeigt, hätte auch in einer summarischen übersicht nicht unerwähnt bleiben dürfen. Für Browning's optimistische weltanschauung, die auf s. 12 mit recht hervorgehoben wird, und zugleich für seine scheu, in eigner person vor das publikum zu treten, ist ausser den von Roloff angeführten dichtungen besonders bezeichnend das *At the Mermaid* überschriebene gedicht (Works XIV 31 ff.), in dem Browning Shakespeare's namen borgt, um seinem eignen herzen luft zu machen.

Im II. teil seiner arbeit veröffentlicht Roloff sechs gedichte, die, wie er selbst zugiebt, »die besonderen seiten in Browning's wesen nicht gerade in der schärfsten form aufweisen«, in einer deutschen übertragung, die von einer liebevollen vertiefung in das an schwierigkeiten reiche original zeugt wie von dem redlichen ringen, es möglichst getreu wiederzugeben. Gleichwohl wird die wirkung manchmal durch eine gewisse nüchternheit des ausdrucks beeinträchtigt. Die beiden letzten zeilen der fünften strophe des gedichts *Die zwillinge*, dessen ton im übrigen trotz der veränderung des versmasses glücklich getroffen ist,

»For Dabiturs lenten face  
No wonder if Date rue«

giebt Roloff s. 21 so wieder:

»Was wunder, da Dabatur nicht gesund,  
Kommt nun auch Date auf den hund.«

Hier ist die derbe wendung in der letzten zeile ohne zwingenden grund gewählt und in der vorletzten der anschauliche ausdruck des originals durch einen farblosen allgemeinen ersetzt worden.

Einem solchen missgriff begegnen wir auch sonst noch öfter. So lautet der schluss der dritten strophe von *Martin Relph*: "*Ay, there is the cap which fits!*" in Roloff's übersetzung s. 25 »Das ist's, das muss es sein«. Ich würde die stelle so übertragen:

. . . und schau:

Es kostete dir das leben vielleicht!« »Die kappe passt genau!«

In der 28. strophe wird "*What need has my fist to strike?*" durch »Was gräme ich mich so sehr?« verdeutscht (s. 28). Die übersetzung, die Roloff von dem anmutigen gedicht *Der knabe und der engel* giebt, lässt, obwohl der sinn richtig erfasst ist, an mehreren stellen den reiz des originals völlig vermissen. Ich setze zwei zeilen hierher, die auf s. 20 stehen:

»Wie er als knabe schwer und lang  
Sich mühte, und dann ward er krank.«  
„Since when, a boy, he plied his trade,  
Till on his life the sickness weighed.“

Ich habe diese zeilen in den *Ausgewählten gedichten von Robert Browning* (Bremen, M. Heinsius nachfolger 1894, s. 49) so wiedergegeben:

»Wie er als knabe froh geschafft,  
Bis siechtum ihm zerbrach die kraft.«

Zu der übersetzung des gedichts *Tray* sei bemerkt, dass "*that sin-scathed brow*" nicht bedeutet »das kainsmal« (s. 24), das doch nur einen mörder bezeichnen könnte; dass "*that eye wide open*" nicht dasselbe ist wie »das grosse auge«; dass die heiter hingeworfene abfertigung: "*You too without your host have reckoned*" viel zu feierlich so wiedergegeben ist: O schweig! Auch du spielst nicht die richt'ge saite! und dass der kurze satz: "*Why he dived, his brain would show us, I should say*" im Deutschen allzusehr in die breite gegangen ist (s. 25):

»Was seine absicht war,  
Als er ins wasser sprang, ergibt sich klar,  
Wenn ihr die hirns substanz in händen habt.«

Dasselbe gilt von der rede des bettlers im *Melonenhändler*, die bei Roloff s. 30 zwei zeilen mehr umfasst als im original und darüber kraft und prägnanz eingebüsst hat.

Die schwierigste aufgabe hat Roloff in der streng im versmass des originals gehaltenen übertragung des schönen gedichts *Liebe unter ruinen* mit anerkennenswertem geschick gelöst, wenn auch nicht alle einzelheiten befriedigen. So verfehlt z. b. der vers s. 23: »herzblut wurde kalt, und herzblut siedet noch« den sinn des originals: "*Oh heart! oh blood that freezes, blood that burns!*" Der dichter, der gleich darauf mit dem bekenntnis schliesst: "*Love is best*", ruft hier das herz als den sitz der liebe an, die das blut bald in eisige kälte, bald in heisse glut versetzt. Goethe sagt auf andere weise dasselbe in den weltbekannten versen: »himmelhoch jauchzend, zum tode betrübt, glücklich allein ist die seele, die liebt.« Ein missverständnis findet sich auch in der letzten zeile der 29. strophe von *Martin Relph*, die im original so lautet: "*No one can hear, but if anyone high on the hill can see, she's saved!*" und bei Roloff s. 28: »Und sie ist auch gerettet! O geht nur hin! Seht ihr ins angesicht!« Der übersetzer hat hier »gerettet« offenbar in dem sinne gebraucht, wie es im I. teil des »Faust« am schluss von Gretchen gesagt wird, und er denkt zugleich an das verklärte antlitz der toten. Davon ist aber im original durchaus nicht die rede. Obwohl nämlich der dichter den tod bereits erzählt hat, so vergegenwärtigt er sich und uns in lebhafter rede hier doch noch einmal die wirkung, die Parkes' erscheinen mit der mit des königs siegel versehenen urkunde, die die unschuld der angeklagten bezeugt, hervorgerufen haben würde, wenn er rechtzeitig erblickt worden wäre, ehe sie von der tödlichen kugel getroffen wurde. Dann wäre sie in der that gerettet worden. Der eine aber, der ihn erblickt hat, ist eben Martin Relph, der aus eifersucht geschwiegen und so ihren tod verschuldet hat. Die zeile weist deutlich auf strophe 27 zurück: "*Deaf, blind were we struck, that nobody heard, not one of us saw him come.*"

Schliesslich habe ich noch auf die einwände, die Roloff auf s. 17 gegen meine übertragung des *Handschuh* erhebt, in aller kürze zu bemerken, dass ich bei diesem gedicht auf die zahlreichen scherzhaften zweisilbigen reime nur deshalb verzichtet habe, weil ich zu der überzeugung gekommen war, dass sie im Deutschen in solcher fülle nur auf kosten des inhalts und des dichterischen ausdrucks nachzuahmen seien und, statt erheiternd zu wirken, gequält und gesucht erscheinen würden. Gab ich aber diese

eigentümlichkeit preis, so war auch eine veränderung des versmasses nicht wohl zu vermeiden.

Bremen.

Edmund Ruete.

---

NEUE ROMANE.

E. W. Hornung, *The Belle of Toorak*. Tauchnitz Edition, vol. 3443. Leipzig 1900. Preis M. 1,60.

Anthony Hope, *Quisanté*. Desgl. vol. 3462. Preis M. 1,60.

Florence Montgomery, *Prejudged*. Desgl. vol. 3459. Preis M. 1,60.

M. E. Braddon, *The Infidel*. Desgl. vols. 3460/61. Pr. M. 3,20.

Arthur Morrison, *Cunning Murrell*. Desgl. vol. 3466. Preis M. 1,60.

Wenn E. W. Hornung eine neue geschichte bringt, so erwarten wir nichts anderes, als dass sie uns bilder aus dem australischen leben vor augen führt; diese exotische staffage ist es ja auch, der der verfassers seine grössten erfolge verdankt. Thatsächlich sind in der *Belle of Toorak* wiederum die schilderungen aus dem buschleben Oceaniens das beste, aber auch die geschichte ist — von der etwas unklaren exposition abgesehen — recht gut erzählt. Die schöne Moya (ein nicht sehr sympathischer backfischcharakter) grollt ihrem verlobten Rigden, weil er einem landstreicher (der sich bald als entsprungener schwerverbrecher herausstellt) unter-schlupf giebt und sogar vor den spürenden polizisten zur flucht verhilft. Rigden bekennt ihr seine *pia frau*: er hat in dem sträfing seinen eignen vater wiedererkannt. Während nun der bräutigam als der beihilfe verdächtig selber eingeführt wird, entdeckt Moya gelegentlich eines gefahrvollen abenteuers, dass jener verbrecher mit Rigden's vater gar nicht identisch ist.

In ähnlicher weise ist uns das milieu der parteikämpfe und parlamentswahlen, sowie mancher einzelzug der handlung in Antony Hope's neuem roman *Quisanté* aus früheren werken des verfassers bekannt. Der (einbändige, aber ziemlich umfangreiche) roman zeichnet uns den parlamentarischen *self-made man*<sup>1)</sup>, der, obwohl das gesellschaftliche *enfant terrible*, durch seine rednergabe eine vornehme dame derart zu begeistern weiss, dass sie

---

<sup>1)</sup> Es ist auffällig, mit welcher vorliebe in den letzten jahren das thema des politischen emporkömmlings dargestellt worden ist.

ihm nicht nur die hand reicht, nicht nur (ohne ihn zu lieben) treu bei ihm ausharrt, sondern selbst nach seinem tode noch so ganz unter seinem bann steht, dass sie die ehe mit ihrem jugendgeliebten ausschlägt. Wie man sieht, ein thema, das ganz ausserordentliche darstellungskunst erfordert, um nicht unwahrscheinlich zu wirken. Der autor scheint mir seine aufgabe gelöst zu haben, wenn freilich solch eine lösung die einfügung erschöpfender psychologischer analysen notwendig machte, die das stoffliche interesse unverhältnismässig in den hintergrund drängen. — Erwähnenswert dünkt mir noch, dass der verfasser es liebt, um scenen und namentlich conversationen jenen mystischen, nebelhaften schleier zu weben, den wir aus Ibsen's dramen so wohl kennen; man vgl. pp. 303—308.

Schleier andrer sorte webt Florence Montgomery. Bei der lektüre ihres neuen opus berühren zunächst äusserst unangenehm die zahlreichen entlehnungen aus Harraden's *Ships that pass in the night*, die sich die verfasserin in so auffälliger und augenfälliger weise gestattet hat, dass von unbewusster nachempfindung schwerlich mehr die rede sein kann. Wir haben den gleichen schauplatz der handlung (kurorte des kontinents), die gleichen hauptfiguren (*Monsieur* = *The Disagreeable Man* etc.), einige ähnliche nebenrollen, übereinstimmende züge der handlung (liebesbund einer alleinstehenden jungen dame mit einem mysteriösen kurgast, den sie anfänglich verabscheut; die episodischen kinderscenen etc.). Rechnet man hiezu, dass einige weitere motive der handlung schon in früherer zeit (bei Shakspeare sogar!) verwertet sind, so bleibt leider recht wenig eigengut der verfasserin übrig, und dieses wenige eigengut ist nicht einmal gut. Preiswürdiges geschäft der romanfabrikation! Die durch zwölf kapitel dahinhinkende geschichte putzt man in der mitte zu einem romantisch-dramatischen höhepunkt auf, worauf dann der schluss ruhig wieder in sande verlaufen kann: für das milieu (bei Miss Harraden mit wenigen strichen anschaulich hingeworfen) genügen ein paar verschwimmende aussenlinien; die personen zeichnet man zum teil schattenhaft, ohne fleisch und blut, zum teil karrikiert (wie das Fitzcarrick'sche Ehepaar, oder das zimperliche schulmädchen von einer heldin), setzt nach bewährtem brauch ein *past participle* als titelwort vor das ganze, — »und eh' man sich's versieht, ist's eben ein roman« . . .

Miss Braddon's neues zweibändiges werk entwirft stim-

mungsvolle und farbenreiche bilder aus der zeit des grossen *Revival*, der stiftung und ausdehnung der methodistischen gemeinde in England um die mitte des 18. jahrhunderts. Der reiche Lord Kilrush umwirbt die bettelarme Antonia, das ebenso schöne als kluge und freigeistige kind eines *scribbler* aus der Grubstreet. Erst auf seinem sterbebett erringt der lord Antonia's hand und zugleich das gelübde, nach ihm keinem andern mehr angehören zu wollen. Während nun die neue Lady Kilrush die vornehme welt Londons an ihre salons fesselt, wirkt sie daneben als segenspendender engel in den verarmten und verseuchten stadtvierteln, sie, die *infidel*, nach der religion ihres edlen herzens, und an ihrer seite der fromme George Stobart, ein neffe ihres gatten, früher offizier, nunmehr ein glühender verfechter des methodismus. George, an eine unbedeutende glaubensgenossin verheiratet, fühlt, dass sein herz heisser und heisser für die ungläubige Antonia schlägt. Das geständnis seiner liebe führt einen bruch herbei; in der verzweiflung seiner reue zieht er in den krieg. Antonia beginnt unter Wesley's eigener leitung den weg zum glauben zurückzufinden; George kehrt heim, beide gestehen sich ihre liebe; aber um das heilige gelübde nicht zu brechen, entflieht Antonia nach ihrem einsamen irischen stammsitz, während George in den schoss der staatskirche zurückkehrt.

Eine geschichte, die dramatisch empfunden und im ganzen recht effektiv geschrieben ist, die auch vieles bringt und deshalb manchem etwas bringen wird: aber keinem, fürchte ich, einen ganz ungeschmälerten genuss. Man muss für jene religionsfragen ein gewisses intimeres interesse besitzen, um sich bei der lektüre einzelner kapitel nicht zu langweilen und insbesondere um gegen schluss den (ungenügend motivierten) seelenwandel der heldin nicht unnatürlich zu finden. Den philologen zieht namentlich das milieu der Grubstreet an, die epoche der jahre 1750—60, aus der ihm manche liebe schatten aufsteigen: Richardson, Addison, Garrick, Voltaire etc.; sein interesse wird auch die persönlichkeit von Antonia's vater erwecken, dessen abenteuerlicher lebensgang aus Swift's und Shelley's erlebnissen zusammengeschweisst erscheint; aber er erwarte ja kein kulturbild, er mache sich im gegenteil auf zahlreiche historische verstösse gefasst. Kaum glaublich ist z. b., dass eine gute englische schauspielerin des jahres 1752 Voltaire für den titel eines buches hält (I 28). Das bekannte Cirey ist I 172 mit dem bekannteren schlachtenort Crécy



verwechselt. Auch anachronismen sind mir aufgefallen, die man von einer so erfahrenen veteranin des romans (*The Infidel* ist M. E. Braddon's 54. werk!) kaum erwartet hätte. So kann, um nur zwei beispiele anzuführen, im jahre 1752 unmöglich von werken Moratin's des jüngeren die rede sein (I 97) oder 1757 von der premiére eines neuen Händel'schen oratoriums (II 75).

Und nun zu Arthur Morrison's *Cunning Murrell*, einer dorfgeschichte aus Essex, die nicht nur unter den oben aufgezählten romanen die palme, sondern, wenn mich nicht alles täuscht, unter der ganzen erzählenden litteratur unsrer tage eine auszeichnende erwähnung verdient. Es ist das neueste werk eines jüngeren autors, von dem die Tauchnitz Edition erst drei — mir leider noch nicht bekannte — romane gebracht hat. Von dem inhalt der geschichte sei hier nur so viel verraten, dass der titelheld ein wahrsager und wunderdoktor ist, den die abergläubische bauernbevölkerung des dorfes göttlich verehrt, und dass verschiedene kühn in scene gesetzte schmutzgeleien den interessanten hintergrund des romans bilden. Ein glücklicher realismus überall, treffliche ortsschilderungen, fein beobachtete, mit humor gewürzte darstellung der ländlichen sitten, exakte führung der handlung und geschickte verknüpfung der verschiedenen fäden derselben, scharfe porträtierung der haupt- und nebenfiguren — das sind vorzüge, die das vorliegende werk neben, wenn nicht über Rosegger's gebirgs-erzählungen stellen. Zu allem der liebenswürdige Irving'sche humor, von dem das ganze werk durchtränkt ist! Man lese p. 44 die schilderung des jahrmakttreibens, p. 180 die photographisch treue beschreibung des verwahrlosten Banham'schen anwesens, die wirtshauscenen pp. 57 u. 128 mit ihren famosen unterhaltungen in realistischem dialekt, oder vielmehr: man lese den ganzen roman, und man wird dem verfasser für diese erquickende gabe herzlich dankbar sein.

Ansbach, Februar 1901.

Armin Kroder.

## REALIEN UND LANDESKUNDE.

Gustav F. Steffen, *England als weltmacht und kulturstaat*. Studien über politische, intellektuelle und ästhetische erscheinungen im britischen reiche. Deutsche, vom verf. durchgesehene

ausgabe, aus dem Schwedischen von dr. Oscar Reyher. Stuttgart, Hobbing & Büchle, 1899. 432 ss.

Mit vorliegendem bande schliesst verf. die veröffentlichung einer sammlung »journalistischer aufzeichnungen« ab, von denen er bereits in den jahren 1894 und 1896 zwei voraufgehende bände, ebenfalls bei der firma Hobbing & Büchle, Stuttgart, in deutscher übersetzung hat erscheinen lassen (»Aus dem modernen England« und »Streifzüge durch Grossbritannien«). Beide vorgänger habe ich in dieser ztschr. (XXIV 137—140 und XXVI 310—312) besprochen, sowie auf das wärmste empfohlen.

Diese empfehlung kann ich bezüglich des vorliegenden dritten bandes der reihe nur wiederholen: verf. hat mit seiner familie zehn jahre in England gelebt, besitzt von seinem studien- und arbeitsgebiete als ingenieur her eine ebenso gründliche wie umfassende allgemeinbildung und hat die seltene gewohnheit, in allen dingen ein eigenes urteil zu fällen, — letzteres eine ganz besonders wertvolle eigenschaft. Allerdings verführt dieselbe ja gern zu einer allzu starken hervorhebung der persönlichen auffassung, und bekommt dann das fragliche werk einen ausgesprochen subjektiven charakter. Dies gilt in der that auch ganz zweifellos von den büchern des verf. einschliesslich des vorliegenden dritten. Und darum möchte ich meine, ganz gewiss sehr warme und aufrichtige empfehlung mit der einschränkung versehen, dass ein neuling das buch, wie dessen zwei vorgänger, lieber nicht zur hand nehmen soll: er würde zu leicht die zahllosen angriffe des verf. auf den englischen grossindustrialismus, handels- und kolonialgeist für objektiv begründet ansehen und damit völlig irregeführt werden. Der lehrer dagegen, der sich bereits eine umfassende kenntnis von den lebensformen der Engländer und von den verschiedenen richtungen ihrer nationalen arbeit erworben hat, wird das vorliegende buch mit ebensoviel interesse wie nutzen lesen. Auch er hat sich seine subjektiven anschauungen gebildet, und wenn er dieselben gewiss vielfach an der hand der ausführungen des verf. ergänzen, nicht selten auch etwas abändern wird, so läuft er doch nicht gefahr, die urteile desselben kritiklos zu acceptieren und wohl gar zur dauernden grundlage fernerer studien zu machen.

Die hauptschwäche des verf. ist die, dass er nicht genügend zwischen allgemein-menschlichen und specifisch nationalen(englischen) erscheinungen zu unterscheiden weiss. In schönem entusiasmus träumt er von einer besseren socialen zukunft der menschheit und

ergiesst die schale seines zornes über alle dunkeln seiten des englischen industrielebens, welche heute noch im widerspruch stehen mit jenem lichtvollen bilde kommender zeit, wie wenn diese dunkeln seiten im socialen dasein der Engländer sich nicht auch genau ebenso bei anderen völkern wiederfänden. Er kann nicht genug sich darüber erzürnen, dass im englischen volksleben die materiellen interessen den weitaus ersten rang einnehmen, als ob nicht Goethe schon vor hundert jahren für Deutschland ausgerufen hat: »Am golde hängt, nach golde drängt doch alles!« als ob nicht heutzutage alle politischen parteien Deutschlands mit einem gefühle erhebenden stolzes auf die thatsache blicken, dass seit 1870 71 die deutsche »profitmacherei« — um mich eines St.'schen wortes zu bedienen — im welthandel weit bessere erfolge erzielt als je zuvor; als ob nicht beispielsweise die heutige wertschätzung der höheren lehrer bei uns lediglich bedingt wäre einerseits dadurch, dass wir jetzt besser bezahlt werden als früher, andererseits dadurch, dass wir immer noch um 600 mk. schlechter gestellt sind als die juristen u. s. w. Und ich meine, altes wie neues testament sind schon voll von seitenstücken zu dem Goetheschen stossseufzer. Welchen wert hat es da, wenn verf. in diesem punkte vorwürfe ausschliesslich an die Engländer richtet? Dieselbe frage stellt man sich, wenn man beim verf. den ausdruck seines ärgers liest darüber, dass »für die Engländer im vollsten masse der tiefsinnige moralspruch gilt "*nothing succeeds like success*"«, und sich dabei erinnert, dass die Franzosen für sich das ganz gleichlautende wort haben: »*en France, rien ne réussit comme le succès*«, dem wir unsrerseits etwa zur seite stellen können: »*nur die erste million ist schwer zu verdienen.*«

Schon bd. XXVI 311 dieser zeitschr. habe ich auf eine reihe von zügen hingewiesen, die dem Engländer eine gewisse überlegenheit gegenüber dem kontinentalen verleihen, und die die aufmerksamkeit des verf. nicht auf sich gelenkt haben. Hier könnte ich noch daran erinnern, dass der kontinentale antisemitismus unserer tage in England ebensowenig eingang gefunden hat wie die tollwut der hunde. Ich will aber lieber darauf aufmerksam machen, dass in England der *courage civil*. wie es der Franzose nennt, d. h. die neigung, gegebenen falls mit mannessinn der öffentlichen meinung des landes, der lokalen stimmung des ortes entgegenzutreten, weit verbreiteter ist als auf dem kontinent. Vom mangel dieser eigenschaft legt u. a. der titel unseres vorliegenden

buches in recht bezeichnender weise zeugnis ab. Der stoff des buches nämlich ist in diesem selber gruppiert unter die drei hauptüberschriften: Die weltmacht — Die demokratie — Die kultur Englands. Auf dem titel aber heisst es nur »England als weltmacht und kulturstaat«. Das fehlen des schlagworts für abteilung II ist hier um so auffälliger, als verf. seine vorliegenden untersuchungen vorzugsweise als »socialwissenschaftliche« ansieht (vgl. vorwort s. IV) und sein vorwort mit dem satze schliesst: »Sollte es meinem buche glücken, den leser ebenso in seinem glauben [an die demokratie als der einzig denkbaren fortschrittlichen gesellschaftsform] wie in seinem zweifel bezüglich der aristokratie [als unklarster und unbekanntester aller gesellschaftsformen] zu bestärken, so habe ich vorläufig meinen zweck erreicht.« Also: der demokratische gesichtspunkt war für das ganze buch massgebend, und gleichwohl wird gerade das wort »demokratie« für den titel unterdrückt. Das kann offenbar nur auf abwesenheit von *courage civil* beruhen angesichts der thatsache, dass demokratische ansichten gegenwärtig auf dem kontinent recht wenig beliebt sind. Ein englischer verfasser von der bedeutung G. Steffen's aber hätte sich schwerlich dazu herbeigelassen, darum gerade die ausschlaggebende idee seines buches vom titel zu streichen.

Und im übrigen, so gefährlich wäre schliesslich das wort »demokratie« auf dem titel gar nicht gewesen. Ein bisschen demokratisch sind im grunde alle unsere öffentlichen und privaten institutionen auf dem kontinent, von Berlin bis Lissabon.

Um dem leser eine vorstellung von dem reichen und anregenden inhalt des buches zu geben, will ich hier die unterabteilungen der drei hauptkapitel angeben: Die weltmacht: 1) England und die zeitprobleme, besonders die weltmachtfrage, 2) Imperium Britannicum, 3) die lebensprozesse eines weltstaats; Die demokratie: 1) der aristokratismus und der demokratismus in England, 2) industrieller demokratismus, 3) die reform der landgemeinden, 4) municipale fortschritte, 5) die gesellschaftspyramide; Die kultur: 1) englische hausgötter, 2) volksaufklärung, 3) intellektuelle evolution, 4) bildungsmaterial, 5) John Ruskin, 6) kunstgewerblicher idealismus, 7) künstlerpersönlichkeiten, 8) der nationalcharakter, 9) der kulturwert der weltmacht und des demokratismus.

Ich bemerke hierzu, dass insbesondere die kapitel 3 und 4 des zweiten hauptteils den meisten lehrern recht wertvolle belehrung bieten dürften, und dass im dritten hauptteil verf. trotz seines unwillens

über die englischen geldleute und industriefürsten doch mit voller gerechtigkeit den hochbedeutsamen anteil würdigt, den England an der gemeinsamen philosophischen und künstlerischen kulturarbeit der abendländischen völker hat. Überall aber schreibt er fesselnd und regt den kundigen leser zu eigenen erwägungen an. —

Was den übersetzer betrifft, so wirkt es hochgradig verstimmend, wenn man den abgeschmackten fehler, schwed. *urval* mit deutsch *urwahl* zu übersetzen, den ich schon in meiner anzeige des ersten bandes (Aus dem mod. England) zu tadeln hatte

Est. XXIV s. 139 jahrg. 1897 98), nicht nur im zweiten, sondern auch im vorliegenden dritten bande (1899) wiederkehren sieht. Das nenne ich hartnäckig! Und wenn ein deutscher arzt, wie es übersetzer sein soll, Darwin's werk über «natürliche zucht wahl» nicht kennt, sondern sich einbildet, der grosse forscher habe über »urwahl« geschrieben, so ist das ein starkes stück, das gleichzeitig ein bedenkliches licht auf die gymnasiale vorbildung der ärzte wirft. Demgegenüber erscheint es nur als eine kleinigkeit, wenn übersetzer in II, 1 (4), verführt von schwed. *valman* pl. *valmän*, behördlich von englischen «wahlmännern» statt von englischen »wählern« redet. Schon mehr erstaunlich ist es, dass er auf s. 191 uns Eton und Harrow als «elementarschulen» vorführt, verbunden mit vollpensionaten, wo der einzelne schüler 3000 mark zu unterhalten kostet (übersetzer hat nicht gewusst, dass *elementarskola* der schwedische ausdruck für deutsch »gymnasium, «höhere lehranstalt ist. Zu dem englischen hat übersetzer nur sehr entfernte beziehungen, sonst würde er nicht "*university extension centrum* (sic!)" als englischen ausdruck citieren und nicht das bekannte "*slum*" mit »schlamm« übersetzen oder "*magistrate*" durch magistratsperson wiedergeben. Ebenso wenig würde er das schwedische wort "*snobberi*" für englisch halten, es gelegentlich in der form "*snobbery*" vorführend, während er deutsch ein ganz unerhörtes »*snobberci*« (vgl. börsenjobberei; was aber auf ein sehr korrektes *jobber* zurückgeht, während eine englische form *snobber* etwas ungeheuerliches wäre) bildet u. a. m. Der deutsche ausdruck steht nicht selten unter dem einfluss des schwedischen textes.

Gleichwohl häufen sich diese ärgerlichen mängel der übersetzung nicht in dem grade, dass einem dadurch die lektüre des wertvollen buches verleidet würde.

Rendsburg (Holstein), Juli 1900.

H. Klinghardt.

## CHRESTOMATHIEN UND LESEBÜCHER.

F. W. Gesenius, *A Book of English Poetry for the Use of Schools*. Containing one hundred and two poems with explanatory notes and biographical sketches of the authors. Third edition revised by Dr. Fritz Kriete. Halle, Hermann Gesenius. 1900. 142 ss. Kl. 8°. Preis in leinwand mit tasche für anmerkungen und wörterbuch (61 ss.) M. 2,00.

Gesenius' bekannte englische gedichtsammlung ist in der vorliegenden dritten, von F. Kriete besorgten auflage den neuen bestimmungen gemäss umgearbeitet. Die anmerkungen sind jetzt ebenso wie das neu hinzugekommene, mit vernünftiger aussprachebezeichnung versehene wörterverzeichnis in einem besonderen hefte gegeben. Abweichend von den früheren auflagen sind ferner sowohl die anmerkungen als auch die kurzen nachrichten über das leben der dichter in deutscher sprache abgefasst. Die reihenfolge und die einteilung der gedichte in drei gruppen nach dem grade der schwierigkeit ist dieselbe geblieben. Neu aufgenommen wurden Kingsley's *Three Fishers*; zu *My Heart's in the Highlands*, *The Last Rose of Summer*, *Those Evening Bells* und *God Save the Queen* sind in einem anhang die melodien mitgeteilt. Durch diese änderungen und zuthaten wird sich das hübsche büchlein gewiss neue freunde erwerben.

Waitzendorf bei Retz in Nied.-Österreich, August 1900.

E. Nader.

---

*Auswahl englischer gedichte*, für den schulgebrauch zusammengestellt von Ernst Groppe und Emil Hausknecht. 7. aufl. Leipzig, Renger'sche buchhandlung, Gebhard & Wilisch, 1899, XII und 278 ss. Preis geb. M. 2,00.

Das buch will stoff zur poetischen lektüre für die klassen tertia bis prima geben. Die gedichte, die chronologisch geordnet sind, im ganzen 140, bieten zunächst das, was man etwa als den eisernen stoff bezeichnen kann, der sich mehr oder minder überall wiederfindet: der lehrer wird sich nur darüber freuen, wenn er keinen seiner alten bekannten vermisst. Es ist aber ausserdem anzuerkennen, dass besonders die dichter des neunzehnten jahrhunderts berücksichtigt worden sind. Auch die amerikanischen dichter sind in 29 nummern vertreten, und selbst australische

dichter haben mit vier charakteristischen dichtungen aufnahme gefunden. Wenn sich für eine ausgedehntere dichterlektüre zeit findet, ist die sammlung wohl zu empfehlen, und dass das thatsächlich der fall ist, dürfte der umstand, das schon eine 7. aufl. notwendig geworden ist, hinreichend beweisen. Es ist zu den gedichten auch ein ausführlicher *Kommentar* in zwei teilen, geb. M. 3,20, erschienen, der dem lehrer wohl das bieten wird, was er zur allseitigen gründlichen erklärung der gedichte in der schule braucht.

Eisenach, Juli 1899.

C. Th. Lion.

E. E. Speight, *The Temple Reader*. A Reading Book in Literature for School and Home. New edition, revised, enlarged, and illustrated. London, Horace Marshall and Son, 1899. 272 ss. Preis 1 sh. 6 d.

E. E. Speight, *The New English Poetry Book*. A Selection from English Poems and Ballads: Spenser to Swinburne. With a glossary. London, Horace Marshall and Son, 1900. 147 ss. Preis 1 sh. 6 d.

»Stimmen der völker in prosa und in liedern« könnte man das erste der beiden bücher nennen, die einen recht freundlichen eindruck machen. Es ist ein in England vielgebrauchtes unterrichtsmittel und enthält eine sammlung von poetischen und prosaischen bruchstücken der berühmtesten schriftsteller aller zeiten und vieler völker. Neben abschnitten aus den Sprüchen Salomo's, dem Prediger, dem propheten Micha, den briefen des apostels Paulus und einigen andern biblischen schriften bietet das buch bruchstücke aus Homer, Herodot, Plato, Xenophon, Livius, Plinius dem Jüngeren, Dante, Froissart, Montaigne, Cervantes, Shakespeare, Milton, Swift, Tennyson, John Ruskin u. a. Auffallend ist, dass Deutschland nur durch Goethe und den württembergischen theologen und philosophen Albert Schwegler vertreten ist, und zwar wird von ersterem nur ein kurzes urteil über Laurence Sterne, von letzterem eine äusserung über Xenophon geboten. Die übersetzungen sind alle in tadellosem Englisch gegeben. Man sucht jedoch vergebens nach dem princip, welches den verf. bei der anordnung geleitet hat. Da steht z. b. neben der darstellung des kampfes des Geatenkönigs Beowulf mit dem sec-

ungeheuer Grendel ein gedicht von Longfellow und neben der nach George Chapman gegebenen erzählung von Ulysses, der dem schlafenden Polyphemos das auge ausbohrt, eine beschreibung der reise des Sir John Mandeville nach dem orient. Warum hat der verf. nicht die zunächst liegende chronologische ordnung eingehalten? Die getroffene auswahl zeugt von dem guten geschmack und gesunden urteil Speight's, und es ist nicht zu zweifeln, dass auch in deutschen schulen, besonders in realschulen, das buch mit viel nutzen verwendet werden kann. Unsere jungen zeigen stets ein reges interesse für das, was die führenden geister fremder nationen an schönem und edlem hervorgebracht haben; und je mehr die gegenwart ihr vorrecht gegenüber der vergangenheit geltend macht, desto nachdrücklicher wird ohnehin an die schule die anforderung gestellt werden, die bedeutendsten erzeugnisse der weltlitteratur in guten übersetzungen zu bieten. Besonders die realschulen werden sich nicht auf die dauer der aufgabe entziehen können, ihre zöglinge durch tadellose übersetzungen mit den ideen der griechischen und römischen klassiker bekannt zu machen. Für gewöhnlich werden deutsche übersetzungen gefordert werden müssen, allein auch bücher wie das von Speight legen einen guten grund zur einföhrung in die weltlitteratur. Der wert der sammlung wird durch einige recht hübsche bilder, deren originale der mehrzahl nach in der Nationalgalerie zu London zu finden sind, noch erhöht. Bedauerlich ist es, dass über das leben und die hauptwerke der schriftsteller nicht wenigstens kurze notizen gegeben sind; besonders bei den noch lebenden autoren ist es für den lehrer oft schwer, sich das zur erklärang notwendige material zusammenzutragen.

Das zweite buch enthält nur englische originaldichtungen; es soll gewissermassen eine ergänzung zum ersten sein. Für deutsche schüler ist diese sammlung kaum zu gebrauchen. Auch hier sucht man vergebens nach dem princip der anordnung. Die zahl der liebeslieder ist zu gross. Man vermisst hier noch mehr kurze lebensbeschreibungen der einzelnen dichter. Wer versteht z. b. Walt Whitman's *Hushed be the Camps to-day* oder *Dirge for two Veterans*, ohne seine thätigkeit während des bürgerkriegs zu kennen? Dazu treten eine reihe von dichtern auf, die noch leben, und die manchem lehrer kaum dem namen nach bekannt sind. Die schottischen dialektgedichte sind verhältnismässig zu stark vertreten. Ausser *John Anderson, Auld Langsyne, Ye Banks and Braes*



von Robert Burns und *Jock o' Hazeldean* sowie *Proud Maisie* von Walter Scott enthält die sammlung noch fünf schottische balladen. Wenn diese sammlung sich für die hand der schüler weniger eignet, so wird sie manchem deutschen lehrer um so willkommener sein. Er wird darin manches schöne gedicht finden, das sich als diktat- und memorierstoff gut verwenden lässt. Ref. möchte dieses buch unsern schulbibliotheken zur anschaffung empfehlen.

Stuttgart.

Ph. Wagner.

F. J. Bierbaum: *History of the English Language and Literature from the Earliest Times until the Present Day including The American Literature* Fourth thoroughly revised Edition. *School Edition*. With 24 Portraits. Leipzig, Rossberg. 1899. VI + 189 ss. 8°. Preis M. 2,40; geb. M. 2,60.

Wenn wir dieser schulausgabe ein günstigeres zeugnis ausstellen können, als es der *Student's Edition* desselben buches zu teil geworden ist, mit deren 1. und 2. auflage in dieser zeitschrift VII 174 und XIII 100 streng ins gericht gegangen wurde, so erklärt sich dies einmal aus den vielen besserungen, die sich im laufe der zeit eingestellt haben, und dann daraus, dass ein schulbuch doch notwendig mit einem andern massstabe als ein wissenschaftliches hilfsmittel zu messen ist. Der hauptunterschied der *School Edition* von der *Student's Edition* besteht, abgesehen von wesentlichen kürzungen im text, in dem vollständigen fehlen von proben (ausser einer aus den *Canterbury Tales*) und bibliographischen angaben.

Schon die anlage des büchleins ist für seinen zweck bezeichnend. Das zeitalter der Elisabeth beginnt s. 29, das 19. jahrhundert s. 99. Die zeit vor Chaucer (s. 1—14) ist natürlich am dürftigsten behandelt, doch sind hier wie auch später die allgemeinen übersichten vor den einzelnen perioden recht gut gelungen. Im vierten kapitel, über Chaucer, konnten wohl noch einige von dessen bedeutenderen werken genannt werden. Shakespeare nimmt in der folgenden zeit naturgemäss den breitesten raum ein; nur ist Johnson (1765) keineswegs der erste herausgeber seiner werke nach Heminge und Condell (s. 48), wie die bemühungen Rowe's 1709 10, Pope's 1725 und Theobald's 1733 beweisen. Die litteratur unsers jahrhunderts ist sehr, vielleicht allzu reichlich bedacht. Denn neben den hervorragenden erscheinungen,

die sich doch wohl deutlicher abheben müssten, finden sich ein paar seiten, die nichts wie namen und titel bieten, so § 84 s. 157 und 158 die jugendschriftenlitteratur und § 86 (s. 161) die geschichtschreiber. Diese fülle ist zum wenigsten überflüssig, wenn nicht unzweckmässig. — Das schlusskapitel XII (s. 164—185) giebt einen überblick über die amerikanische litteratur seit 1620, wobei aber von den s. 168 nur allgemein erwähnten historikern mindestens deren trefflichster, George Bancroft, namentlich hätte hervorgehoben werden müssen.

Im grossen und ganzen glaube ich das buch in seiner jetzigen gestalt als eines von den besseren seiner art und für seinen zweck als recht wohl geeignet bezeichnen zu dürfen, wozu auch die beigegebenen, meist guten bilder das ihrige beitragen. Gleichwohl wäre bei einer weiteren auflage noch manches zu beachten. Erstens ist eine sorgfältigere korrektur zu wünschen (es sind mir nicht weniger als 29 druckfehler aufgefallen); sodann erlaube ich mir, auf folgende einzelheiten aufmerksam zu machen:

S. 1 anm. 1. Wenn Albion mit »alp« zusammengestellt wird, so ist nicht zu ersehen, ob das maskulinum oder femininum gemeint ist; passend ist natürlich nur letzteres, pl. die Alpen; ist aber diese namensverwandtschaft richtig, so ist die mit lat. albus nicht möglich. — S. 3. Die Geschichte von der "Saxon Heptarchy" sollte endlich einmal aus den handbüchern verschwinden, da thatsächlich viel mehr staaten bei jener invasion entstanden. — S. 18. Die accente, welche andeuten, dass die jetzt stummen *e* gesprochen wurden, können falsche vorstellungen erwecken. — S. 24. Caxton stellte 1477 die erste presse in London auf. — S. 29. *Shepherd's Calendar* erschien 1579, nicht 1580. — S. 74. Locke's lebensgang ist am schluss ungenau skizziert; bei seinen hauptwerken ist eine verwechslung untergelaufen: das eine heisst "Essay concerning (nicht *on*) Human Understanding", das andere "Thoughts *on* (nicht *concerning*) Education". — S. 80. Steele ist 1772, nicht 1775 geboren. — S. 90. Bei Burns' gedichten durfte das bekannteste "My Heart's in the Highlands" nicht fehlen. — S. 139. R. Browning starb 1889, nicht 1891. — S. 140. William Morris lebt nicht mehr, sondern starb am 6. oktober 1896. — S. 154. Captain Marryat ist 1792, nicht 1782 geboren.

Breslau, April 1899.

H. Jantzen.

- A. Brandt, *Outline of English Literature*. Bamberg, C. Hübscher. 1896. 49 ss. 8°. — Second Edition. 1900. 60 s.
- E. Döhler, *An Historical Sketch of English Literature*. Kurzer überblick über die geschichte der englischen litteratur. Für den schulgebrauch bearbeitet. Vierte auflage. Dessau, P. Baumann. 1898. 32 ss. 8°. Preis kart. M. 0,60.

Die beiden kleinen hefte in englischer sprache sind zum gebrauch an anstalten bestimmt, an denen dem Englischen nur wenig platz eingeräumt ist; daher ist nur das allernotdürftigste in anspruchsloser form zusammengestellt.

Das Brandt'sche büchlein macht beim durchlesen gerade keinen guten eindruck. Die anlage ist sehr mechanisch, der stil allzu häufig phrasenhaft und nichtssagend. An stelle mancher überflüssigen redewendungen konnte mehr thatsächliches geboten werden. So ist von Shakespeare's epen und sonetten, von Dryden's dramen, von Byron's epyllien kein wort gesagt. Namen wie Wyatt, Surrey, Young fehlen ganz. Dagegen ist den katholischen schriftstellern, den kardinälen Wiseman, Newman und Manning, verhältnismässig viel platz gewidmet; der zweite von ihnen bekommt gerade so viel wie Milton, d. i. etwas über eine seite; auch Shakespeare wird s. 13 "almost with certainty" als katholik in anspruch genommen. Fehler finden sich mehrfach. Der gegenstand des *Paradise Regained* ist bekanntlich nicht "Man's redemption by Christ" (S. 17), sondern des Heilands versuchung durch den teufel. — Bei Pope's "brilliantly written essays" (s. 20) muss der unbefangene leser an prosawerke denken. — Fielding ist 1707 (nicht 1704) geboren (s. 25). — Die deutschen anmerkungen, d. h. vokabelübersetzungen, sind sehr elementar.

Die neue auflage ist bei einem zuwachs von vierzehn namen, die meist der jüngsten litteraturgeschichte angehören, um eine textseite verstärkt. Die sonstige vermehrung wird von einer litteraturtabelle mit einigen druckfehlern eingenommen. So liest man s. 49 *Beowolf* und *Beada*; s. 51 ist als todesjahr Maria Stuart's 1578 statt 1587 angegeben. — Aus den deutschen anmerkungen bemerke ich noch den sachlichen fehler, dass s. 5, 13 Chaucer's fünffüssige verse pentameter genannt werden, und folgende schlechte oder falsche übersetzungen ins Deutsche: s. 10, 18 *Poet Laureate* = mit lorbeern gekrönter dichter. — 23, 6 *Miscellaneous Writers* = verfasser von gemischten schriften. — 31, 10 *fashionable circles* =

elegante welt (wozu das fremdwort?). — 38, 1 *Wichsfabrik* statt *Wichsefabrik*.

Besser hat mir das heft Döhler's gefallen. Es ist ohne anmerkungen, aber flotter und geschickter geschrieben und bietet ganz hübsche, wenn auch kurze inhaltsangaben. Auch hier seien ein paar versehen berichtigt. S. 12: Shakespeare heiratete mit 19, nicht mit 22 Jahren. — S. 16 erscheint Dryden nur als dramatiker. — S. 19 konnte Fielding's *Jonathan Wild* wohl übergangen werden. — S. 23: Der dichter des *Ancient Mariner* ist nicht Wordsworth, sondern Coleridge; Southey starb 1843, nicht 1813. — S. 27 durfte bei Byron zum mindesten die *Siege of Corinth* nicht fehlen.

Breslau, Juni 1900.

H. Jantzen.

Johanna Bube, *The Story of English Literature*. Für den schulgebrauch herausgegeben und mit anmerkungen versehen. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1899. *Engl. Authors* 75 B. X u. 176 ss. geb.; die anmerkungen im anhang geh. 23 ss. Preis M. 1,20. Wörterbuch dazu 78 ss., geh. M. 0,30<sup>1)</sup>.

Das buch soll das interesse an der entwicklung des englischen schrifttums wachrufen und ist als lesestoff für die oberklassen höherer lehranstalten bestimmt, soll zugleich einen leitfaden für den unterricht in der englischen litteraturkunde an lehrerinnenbildungsanstalten bieten. Ob die schule zeit dafür übrig hat, neben den werken der schriftsteller selbst auch litteraturgeschichtliche skizzen zu lesen, ist mir fraglich; es wäre ja sehr gut, wenn bei jedem schriftsteller, von dem ein grösseres stück gelesen ist, alsdann ein solches buch in dem einschlägigen abschnitt herangezogen würde; dürfte aber eine solche gelegentliche benutzung die einföhrung des buches genügend rechtfertigen? Als leitfaden für den gedachten zweck ist es jedenfalls recht brauchbar, namentlich wegen der verständigen beschränkung auf das, was wirklich als wissensstoff verlangt werden kann. Neben andern werken, die demselben zwecke dienen wollen, z. b. dem bereits 1891 in dritter auflage erschienenen von K. Kaiser, *A Brief History of the English*

<sup>1)</sup> [Es sind uns zwei besprechungen dieses werkes zugegangen, die wir nachstehend beide zum abdruck bringen. Die red.]

*Language and Literature* (Leipzig, Ehrhard Schultz' erben) und dem kürzlich hier besprochenen von K. Feyerabend, *History of English Literature*<sup>1)</sup> möge man zur auswahl immerhin auch das vorliegende buch heranziehen.

Die auszüge aus Buckland, Stronach und McWilliam und die inhaltsangaben dreier dramen von Shakespeare aus M. Seymour und E. Nesbit sind in der that ganz geschickt zusammengestellt. Nach einer übersicht über die angelsächsische und die normännische periode (s. I—II) ist die litteraturgeschichte in acht zeitalter zerlegt, die nach den namen der vorzüglichsten schriftsteller benannt sind, z. b. das letzte *The Age of Tennyson*, bei dem sich wohl bezweifeln lässt, ob Tennyson's bedeutung hinreicht, um dem zeitalter seinen namen beizulegen. Da jedoch die einzelnen zeitalter einer allgemeineren charakteristik nicht entbehren, kann man sich im übrigen diese gliederung wohl gefallen lassen, die sich dadurch empfiehlt, dass dem gedächtnis sofort die namen bedeutsamer schriftsteller eingeprägt werden. Die anmerkungen, die, abgesehen von der erklärung gelegentlich vorkommender dialektformen, nur sachliche verhältnisse behandeln, sind zweckentsprechend; das wörterbuch dürfte vielleicht beim gebrauch sich nicht als vollkommen ausreichend erweisen, wird sich aber, wenn sich bei dem gebrauche lücken ergeben, vervollständigen lassen. Meine behauptung gründet sich auf eine prüfung des wörterbuchs zu s. 106 des textes. Zu *brought in money* giebt das wörterbuch nur *to bring in* »einführen«, das hier nicht passt; zu *in a house of his own* sagt das wörterbuch: *his own* »sein eigentum«, das sich hier als übersetzung nicht schlechtweg verwenden lässt; zu *I like the very nakedness of the land* hätte *very* ins wörterbuch aufgenommen werden müssen; zu *the public came to look for two "Waverley Novels" every year* giebt das wörterbuch weder unter *come* noch unter *look* eine auskunft, die sich für die stelle verwenden liesse.

Eisenach, März 1900.

C. Th. Lion.

---

<sup>1)</sup> Als ein leitfaden, der mit grossem geschick die hauptmomente in der entwicklung der englischen litteratur heraushebt und sich durch übersichtliche, klare und anschauliche darstellung auszeichnet, ist die in der sammlung Göschen erschienene *Englische litteraturgeschichte* von dr. Carl Weiser (Leipzig 1898. 155 ss. Geb. M. 0,80) bestens zu empfehlen.

Nach dem vorwort ist das buch berechnet als lesestoff für die oberen klassen höherer lehranstalten, zugleich als leitfaden für den englischen litteraturunterricht in lehrerinnenbildungsanstalten. Es enthält auszüge aus einigen neueren, populär gehaltenen werken, besonders Buckland, Stronach und McWilliam; die inhaltsangaben dreier Shakespeare-dramen sind von M. Seymour und E. Nesbit. Bei hervorragenden autoren wurde der inhalt eines oder mehrerer hauptwerke kurz angegeben, hier und da auch besonders schöne oder charakteristische proben. Die deutschen (besonders broschierten) anmerkungen weisen vielfach auf die politischen und socialen zeitverhältnisse hin. Das werkchen erscheint für seinen zweck geschickt angelegt, und auch die auswahl der einzelnen proben ist eine geschmackvolle. Die zweite periode der litteratur (Norman Period) ist mit einer seite abgemacht, ebenso die vierte (From the Death of Chaucer to the Age of Elizabeth), selbst für diese stufe des unterrichts etwas zu dürftig.

Im texte finden sich verschiedene ungenauigkeiten und versehen, von denen wir folgende notieren: p. 116, 27 Byron's *Manfred* wurde in der Schweiz nur begonnen, aber in Venedig geschrieben. Von dem aufenthalt des dichters in Ravenna, Pisa und Genua wird p. 117 gar nichts erwähnt. Ziemlich unklar ist z. b die inhaltsangabe von *Childe Harold IV* p. 119: "it contains magnificent pictures of Venice and Rome in their decay, of Santa Croce and the tombs of Petrarch and Tasso etc."

Die anmerkungen, p. 15, bieten zu Santa Croce als ganze erklärung: »die gräberkirche in Florenz«. Die anmerkung zu p. 115 (*Giaour*) sollte auch die aussprache des wortes angeben. Zu p. 137, 3 ist zu verbessern, dass die Tennysons erst 1851 (nicht 1850) in Twickenham ihren wohnsitz aufschlugen, und zwar nur auf kurze zeit. Ebenda p. 137, 27 ergänze zu "The four first Idylls": published in 1859, da nach zeile 22 angenommen werden muss, dass in diesem jahre alle idyllen erschienen. In den anmerkungen (p. 17) zu p. 138 ist unrichtig, dass der cyklus jetzt zehn dichtungen umfasst; er enthält vielmehr zwölf, abgesehen von den anfangs- und schlussdedikationen, an die königin. Irreführend ist p. 138, 22 der satz: "he spent his last years at Farringford", während der dichter bekanntlich seinen aufenthalt zwischen diesem und Aldworth teilte. Auffallend ist es, dass bei Tennyson eine kurze inhaltsangabe nur von *The Princess* beliebt wurde.

Bamberg, 20. August 1900. Richard Ackermann.

C. Th. Lion und F. Hornemann, *Lese- und lehrbuch der englischen sprache für realgymnasien und lateinische höhere schulen*. III. teil. Untersekunda. Mit karte von England, plan von London, dem *Tower* und dem englischen parlamentsgebäude. Hannover, Norddeutsche verlagsanstalt O. Goedel, 1899. VIII, 188 ss. Preis geb. M. 2,00.

Der erste teil des in diesem buche enthaltenen lesestoffes (s. 1—92) führt uns in 19 kapiteln eine skizze der englischen geschichte bis in die neueste zeit vor; auch das verhältnis Englands zu seinen kolonien und zu Irland wird besprochen. Der text ist zum grössten teile dem bekannten, trefflichen buche *A Short History of the English People* von J. R. Green entnommen. Nur hier und da sind einzelne abschnitte aus älteren historikern eingestreut worden; so handelt Macaulay über die reformation, die *Glorious Revolution* von 1688 und den einzug Wilhelm's von Oranien in England und David Hume über die hinrichtung Karl's I. und die republik Oliver Cromwell's. Auch die berühmte rede des älteren Pitt über den krieg mit Amerika ist im kapitel XII (s. 55—64) abgedruckt. Der zweite teil, der den titel *The British Isles* trägt, dient geographischen und kulturhistorischen zwecken. Auf eine knappe *General Survey* (s. 93) folgen die stücke: *Rural Life in England* von W. Irving, *General characteristics of Commercial and Manufacturing Towns of England* (v. T. H. S. Escott), *London* (v. Herbert Fry), *The Houses of Parliament* (v. Blackie), *A Glance on Parliamentary Proceedings in the House of Commons* (v. Escott), *St. Paul's Cathedral* (v. H. Fry), *Her Majesty's Tower* (v. Hepworth Dixon). Die letzten zwei abschnitte sind Schottland und Irland gewidmet; ausser einer kurzen beschreibung dieser beiden länder finden wir hier ein kapitel aus W. Black's roman *Mr. Pisistratus Brown, M. P. in the Highlands* und die irländische anekdote *The Furlough* von Thomas Hood.

Dem soeben besprochenen lesestoffe ist ein anhang beigefügt, welcher I. gespräche über eine reise nach London und einen längeren aufenthalt daselbst (s. 124—140), II. einige briefmuster privater und geschäftlicher art (s. 141—145) und III. acht gedichte (146—160), darunter *Nellie's Prayer* (v. G. R. Sims) und *Curfew must not ring to-night* (v. Rosa Hartwick Thorpe) enthält.

Den schluss bilden »Grammatische übungen im anschluss an die lesestücke« (s. 161—188); es sind dies deutsche übungsstücke,

welche sich genau an die englischen texte anschliessen und unter hinweisen auf des verfassers »Kurzgefasste schulgrammatik« die wichtigsten regeln der syntax veranschaulichen und verarbeiten.

Das mit grosser sorgfalt ausgeführte buch ist für die oben angedeutete unterrichtsstufe vollkommen geeignet.

---

C. Th. Lion und F. Hornemann, *Englisches lesebuch zur geschichte und landeskunde Grossbritanniens für die oberstufe des gymnasiums*. Mit karte von England, plan von London, dem Tower und dem englischen parlamentsgebäude. Hannover, Norddeutsche verlagsanstalt O. Goedel, 1899. VIII, 160 ss Preis geb. M. 2,00.

Dieses »Lesebuch« ist ein genauer abdruck des vorstehenden »Lehr- und lesebuches« mit weglassung der deutschen übungsstücke.

Wien, Oktober 1900.

J. Ellinger.

---

Johann Julius Sauer, *Englisches lesebuch für handelslehranstalten*. Wien, Alfred Hölder, 1900. V, 335 ss. Preis geb. 4 kronen 50 heller.

Dieses lesebuch zerfällt in folgende abschnitte: I. *Tales* (s. 1—45), II. *Historical Sketches* (s. 45—78), III. *Geographical and Industrial Descriptions* (s. 78—129), IV. *Sports* (s. 129—147), V. *Raw Articles of Commerce* (s. 147—213), VI. *From Political Economy* (s. 214—265), VII. *Essays* (s. 265—277), VIII. *From History of English Literature* (s. 278—298), IX. *Poetry* (s. 299—335). Wie schon aus den kapitelüberschriften ersichtlich ist, besteht der lesestoff a) aus stücken allgemeinen inhalts, b) aus stücken mit rein kommerzieller und nationalökonomischer belehrung. Dass dem letzteren stoffe ein grosser teil des buches, nämlich mehr als ein drittel, eingeräumt wird, ist bei den zwecken, denen das buch dienen soll, selbstverständlich. Was die stücke von allgemeinem inhalt anlangt, so begnügt sich der herausgeber nicht damit, die gewöhnlichen schablonstücke, die sich fast in allen chrestomathien wiederholen, aufzunehmen, sondern er bestrebt sich, in allen kapiteln einen modernen und interessanten lesestoff zu bringen. So sehen wir im I. kapitel die stücke *Gemini or Twin-brothers* von R. Kipling, *The £ 1,000,000 Bank-Note* von Mark Twain, *Tom Tulliver wants to get a situation* aus G. Eliot's



*The Mill on the Floss*, *Founder's Day at Grey Friars* aus W. M. Thackeray's *The Newcomes*, im II. kapitel unter andern das stück *The Great Fire of London in the year 1666* aus R. L. Stevenson's *London*, im III. kapitel einen abschnitt aus des letzteren autors *Picturesque Notes on Edinburgh* etc. etc.

So hat der angehende handelsbeflissene, buchhalter, bankbeamte etc. reiche gelegenheit, neben rein technischen sachen manches über land und leben in England, sowie über geschichte, handel, industrie und litteraturgeschichte englands zu lesen. Im letzten abschnitt werden ihm gute muster von allen gattungen englischer poesie dargeboten. Erklärungen zu den texten sind nicht beigegeben worden.

Das vorliegende lesebuch, dessen druck und ausstattung tadellos sind, ist zum gebrauch an kommerziellen lehranstalten bestens zu empfehlen.

Wien, Dezember 1900.

J. Ellinger.

---

#### VERMISCHTES.

Karl Quiehl, *Französische aussprache und sprachfertigkeit*. (Phonetik sowie mündliche und schriftliche übungen im klassenunterrichte.) Auf grund von unterrichtsversuchen dargestellt. 3. auflage. Marburg, Elwert, 1899. VIII u. 188 ss. 8°.

Die anzeige der neuen auflage des eben genannten buches in dieser zeitschrift ist nicht schwer zu rechtfertigen. Es enthält nämlich — abgesehen von der besondern unterweisung in der französischen lautlehre — so treffliche ratschläge für den ersten sprachunterricht überhaupt, dass es von allen lehrern lebender sprachen mit reichem nutzen gelesen werden wird. Besonders zu empfehlen ist es jüngeren lehrern und lehramtskandidaten als erste einföhrung, am allermeisten aber den noch grollenden gegnern der reform des sprachunterrichts, nicht nur weil es klar und gemächlich das neue verfahren beschreibt, sondern auch weil sie vom anfang zum ende das angenehme geföhl haben werden, dass ein erfahrener, nüchterner und umsichtiger mann sie freundlich zu überzeugen sucht.

Die neue auflage ist um ein fünftel stärker als die zweite. In vielen zusätzen hat der verfasser verwertet, was er in den letzten

jahren gelernt hat; hervorzuheben wäre das neue kapitel über nachdruck und tonhöhe«.

Graz.

Georg Weitzenböck.

---

## VERZEICHNIS

DER VOM 1. JANUAR BIS 1. MAI 1901 BEI DER REDAKTION  
EINGELAUFENEN DRUCKSCHRIFTEN.

*Anglia*. **23**, **4** (6. Febr. 1901): F. Görbing, Die ballade *The Mariage of Sir Gawain* (Child I 31; Hales & Furnivall, Percy's Folio Ms. I 103) in ihren beziehungen zu Chaucer's *Wife of Bath's Tale* und Gower's erzählung von Florent. — J. L. Haney, The color of Coleridge's eyes. — Wilhelm Dibelius, John Capgrave und die englische schriftsprache. III. — G. P. Thistlethwaite, Über die sprache in Tennyson's *Idylls of the King* in ihrem verhältnis zu Malory's *Morte d'Arthur* und *Mabinogion*. — F. Holthausen, Zu alt- und mittenglischen dichtungen. XIV. — N. W. Thomas, Zur Etymologie von *maske*. — Hermann Suchier, Romanger. — G. Krüger, Zu A Note on the Concord of Collectives and Indefinites in English. — **24**, **1** (6. Febr.): Hans Füchsel, Die sprache der northumbrischen interlinearversion zum Johannes-evangelium. — H. Meurer, Textkritik und beiträge zur erklärang von: 'Die Rawley'sche sammlung von 32 trauergedichten auf Francis Bacon. Herausgegeben von Georg Cantor. Halle 1897'. — D. & M. Förster, Dialektmaterialien aus dem 18. jahrhundert. — **24**, **2** (10. April): Th. Eichhoff, Keats' briefe in ihrem wert für die charakteristik des dichters. — W. Dibelius, John Capgrave und die englische schriftsprache. IV. — F. Holthausen, Zu alt- und mittenglischen dichtungen. XV.

*Beiblatt zur Anglia*. **11**, **11** u. **12** (Dezember 1900): Besprechungen. — Holthausen, Zur textkritik des *Havelok*. — Max Förster, Burns und Würzburg. — **12**, **1** (Januar 1901): Besprechungen. — Viëtor, Miss Soames' lautschrift. — Mann, Zur bibliographie des *Physiologus*. II. — **12**, **2** (Febr.): Besprechungen. — Eienkel, Bemerkung zu 'On the History of the x-Genitive in the English Language'. — **11**, **3** (März): Besprechungen. — Wülfing, Kommt *and* in der bedeutung von *if* schon im Altenglischen vor? — **11**, **4** (April): Besprechungen. — Seydel, Das kirchliche leben Englands in Mrs. Humphrey Ward's roman *David Grieve*.

*Archiv für das studium der neueren sprachen und litteraturen*. **105**, **3**, **4** (Dezember 1900): Hermann Conrad, Gedenkrede auf Immanuel Schmidt. — Max Förster, Das stabreimende ABC des Aristoteles. — G. Tanger, Englisch *to be to* im vergleich mit *I shall*. — F. Holthausen, Zum Beowulf. — F. Liebermann, Zur Cynewulf-frage. — F. Holthausen, Die allitterierende vorrede zur altenglischen übersetzung von Gregor's dialogen. — F. Liebermann, Winchester'sche grundstücksgrenzen. — Derselbe, Zur altenglischen und mittenglischen handschriftenkunde. — F. Holthausen, Die aussprache von neuenglisch *father* und *rather*. — Beurteilungen und kurze anzeigen. — **106**, **1**, **2** (März 1901): E. Koepfel, Analogiewirkungen zwischen wurzelverwandten zeit-

haupt- und beiwörtern der englischen sprache. — Bernhard Fehr, Die lieder des Fairfax Ms. (Add. 5465 Brit. mus.). — Hermann Conrad, F. Vischer und Dorothea Tieck als *Macbeth*-übersetzer. — Kleine mitteilungen: W. W. Grey, An unknown edition of Heywood's *Play of love*; — P. Nitzer, Die quellen von Turberville's *Tragical Tales* nr. 2; — M. Förster, Berichtigungen zu bd. 104. — Beurteilungen und kürzere anzeigen.

*Die neueren sprachen.* 8, 9 (Januar 1901): Rudolf Lenz, Über ursprung und entwicklung der sprache. II. — Berichte: Hans Heim, Die reform der französischen syntax und orthographie. — Vermischtes. — 8, 10 (Februar): Rudolf Lenz, Über ursprung und entwicklung der sprache. III. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes: H. Klinghardt, Vorsicht! — H. P. Junker, Reformen im höheren schulwesen Frankreichs. — Kurt Schladebach, Unser neu-sprachlicher unterricht in englischer beleuchtung.

*Modern Language Notes.* 15, 8 (Dezember 1900): A. Schinz, The Reform of French Orthography. — John Heiss, *Abroad*. — Id., *AS. dennode*. — Reviews. — Correspondence: Albert S. Cook, *Christ* 485 ff.; W. Lyon Phelps, Wycherley and Jeremy Collier; Albert S. Cook, *Lycidas* 40 ff.; W. P. Reeves, Tom Tyler and his wife; Otto B. Schlutter, Lexical and Glossological Notes. — 16, 1 (Januar 1901): F. A. Wood, Some derived Meanings. — Frederick Klaeber, A few Beowulf Notes. — Reviews. — Correspondence. — 16, 2 (Februar): F. J. A. Davidson, The Origin of the French Alexandrine. — C. M. Lewis, Notes on Transverse Alliteration. — John A. Walz, The Folk-Lore Elements in Hauptmann's *Die versunkene glocke*. I. — Reviews. — Correspondence: Edward Fulton, The Anglo-Saxon *Daniel*; Morris W. Croll, *Arcadia*; C. W. Eastman, *Zurücke*. — Obituary: Hugo K. Schilling, Veit Valentin. — 16, 3 (March): John A. Walz, The Folk-Lore elements in Hauptmann's *Die versunkene glocke*. II. — E. W. Scripture, Speech Curves. I. — A. Schinz, The Reform of French Orthography. — W. L. Phelps, *Learn and Teach*. — Reviews. — Correspondence: O. F. Emerson, Transverse Alliteration again. — H. C. G. Brandt, *Petschaft*. — A. S. Cook, *Lycidas* 117 ff.

*The English World.* A monthly Review. Vol. I, No. 1. January 1901. B. G. Teubner, Leipzig. Price, for six months, 3,00 M. Single copy 0,50 M.

*Beiträge zur geschichte der deutschen sprache und litteratur.* 26, 2 (27. Februar 1901): M. Deutschbein, Dialektisches in der angelsächsischen übersetzung von Beda's kirchengeschichte. — S. Müller, *Hereynia*. — C. C. Uhlenbeck, Germanisches und Slavisches. — Derselbe, Zur deutschen etymologie. — A. Götze, Die Krimgoten. — B. Kahle, Zum kampf des vaters und sohnes.

*The Journal of Germanic Philology.* 3, 2: O. F. Emerson, Transverse Alliteration in Teutonic Poetry. — F. J. Carpenter, Notes on the anonymous *Richard II*.

*Americana Germanica.* 3, 3, 4 (1899—1900): Ch. B. Wilson, The Grammatical Gender of English Words in German. — D. B. Shumway, Egestorff's Translation of Klopstock's *Messias* compared with other early translations. — Francis A. Wood, Germanic Etymologies. — J. T. Hatfield and E. Hochbaum, The influence of the American Revolution upon German Literature.

*Indogermanische forschungen.* 12, 1. 2 (22. März 1901): K. Brugmann, Griechisch *ἀρθροπος*. — R. M. Meyer, Künstliche sprachen. I. — K. Brugmann, Homerisch *μεμοιράω* und got. *briggan*, zwei fälle von wurzelangleichung. — M. H. Jellinek, Beiträge zur geschichte der sprachwissenschaft. — C. C. Uhlenbeck, Agens und Patiens im kasussystem der indogermanischen sprachen.

*The American Journal of Philology.* 21, 1 (Jan., Febr., March 1900). — 21, 2 (April, May, June): Wilfred P. Mustard, Tennyson and Homer. — Francis A. Wood, Etymological Miscellany. — Otto B. Schlutter, Some Celtic Traces in the [Old English] Glosses. — Edwin W. Fay, Etymology and Slang. — Review, Reports, Brief Mention, etc. — 21, 3 (July, Aug., Sept.). — 21, 4 (Oct., Nov., Dec.): George Hempl, The *a/a'v* of *are, father, rather*.

*Zeitschrift für französische sprache und litteratur.* 23, 1 u. 3 (13. Febr. 1901).

*La France.* Revue Mensuelle. Vol. I, No. 1. Janvier 1901. B. G. Teubner, Leipzig. Pr. un semestre 3,00 M. Le numéro 0,50 M.

*Die lehrmittel der deutschen schule.* Mitteilungen, ratschläge und beurteilungen aus der praxis der höheren lehranstalten, volks- und fortbildungsschulen, 1901. No. 1. 12 ss. 4°. Breslau, Priebatsch. Jährlich 8 nummern. Abonnementspreis 3,00 M.

*Studies from the Yale Psychological Laboratory*, edited by Edward W. Scripture. Vol. 7. 1899. Yale University, New Haven, Conn. Price \$ 1,00. — Contents: E. W. Scripture, *Researches in experimental phonetics*. — Id., *Observations on rhythmic action*.

*An English Miscellany, presented to Dr. Furnivall in honour of his 75<sup>th</sup> Birthday.* Oxford, Clarendon Press, 1901. Demy 8°. X + 500 ss. Preis 21 s.

*Lehrbuch der altenglischen (angelsächsischen) sprache.* Mit berücksichtigung der geschichtlichen entwicklung dargestellt von Eduard Sokoll. (Die kunst der polyglottie. 69. teil.) Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben, o. j. VIII + 183 ss. Kl. 8°. Preis geb. 2 kr. 20 h. = 2,00 M.

Rudolf Müller, *Über die namen des nordhumbrischen Liber vitae.* (Palaestra, herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt. 9.) Berlin, Mayer & Müller, 1901. XVI + 186 ss. 8°. Preis 5,50 M.

J. Ernst Wülfing, *Die syntax in den werken Alfred's des grossen.* II 2: Adverb — präpositionen — konjunktionen — interjektionen. Bonn, Hanstein, 1901. XX + (251—712) ss. 8°. Preis 15,00 M.

Erla Hittle, *Zur geschichte der altenglischen präpositionen mid und wid mit berücksichtigung ihrer beiderseitigen beziehungen.* (Anglistische forschungen, herausgegeben von Johannes Hoops. 2.) Heidelberg, Winter, 1901. VIII + 184 ss. 8°. Preis 4,50 M.

*A New English Dictionary on historical principles.* Vol. IV: *Green—Gyzsarn.* By Henry Bradley. — Vol. V: *Invalid—Jew.* By James A. H. Murray. — Vol. VI: *L—Lap.* By Henry Bradley. Oxford, Clarendon Press, 1901.

Muret Sanders, *Encyklopädisches wörterbuch der englischen und deutschen sprache*. Teil II (Deutsch-Englisch). Lieferung 20: *Seifen-* bis *stimmen*. Vollständig in 24 Lieferungen à 1,50 M. Berlin, Langenscheidt.

*Engelsk-Dansk-Norsk Ordbog* af J. Brynildsen. For Danskens vedkommende gjennemset af Johannes Magnussen. Udtalebetegnelsen af Otto Jespersen. Kjøbenhavn, Gyldendalske Boghandels Forlag, 1900—01. Lieferung 9 u. 10: *Ganelon—idea*.

Bruno Kuhnke, *Die alliterierende langzeile in der mittellenglischen romanze 'Sir Gawain and the Green Knight'*. (Studien zum germanischen alliterationsvers. 4.) Berlin, Felber, 1900. 88 ss. 8°. Preis 2,00 M.

*Beowulf and The Fight at Finnsburg*. A translation into modern English Prose. With an Introduction and notes. By John R. Clark Hall. With 12 illustrations. London: Sonnenschein & Co., 1901. XLV + 203 pp. Price 5 s. net.

*Sir Ysumbras*. Eine englische romanze aus dem 14. jahrh., im anschluss an die vorarbeiten J. Zupitza's herausgegeben von Gustav Schleich. (Palaestra, herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt. 15.) Berlin, Mayer & Müller, 1901. VIII + 128 ss. Preis 4.00 M.

Jakob Haber, *John Heywood's "The Spider and the Flie"*. Ein kultur-bild aus dem 16. jahrh. (*Litterarhistorische forschungen*, herausgegeben von Schick und Waldberg, 15. heft.) Berlin, Felber, 1900. XII + 113 ss. 8°. Preis 3.00 M.

*The Misfortunes of Arthur*, by Thomas Hughes and others. Edited, with an Introduction, Notes, and Glossary, by Harvey Carson Grumbine. (*Litterarhistorische forschungen*, herausgegeben von Schick und Waldberg. 14.) Berlin, Felber, 1900. VIII + 263 ss. 8°. Preis 7.00 M.

Hamilton Wright Mabie, *William Shakespeare: Poet, Dramatist, and Man*. With one hundred illustrations, including nine full pages in photo-gravure. New York, The Macmillan Co.; London, Macmillan & Co., 1901. XIX + 421 pp. 8°. Price 21 s. net.

Otto Ludwig, *Shakespeare-studien*. Mit einem vorbericht und sachlichen erläuterungen von Moritz Heydrich. Originalausgabe. 2. aufl. Halle, Gesenius, 1901. LXXXVII + 403 ss. Preis brosch. 4,50 M., geb. 6,00 M.

Friedrich Theodor Vischer, *Shakespeare-vorträge*. 3. band: *Othello. König Lear*. Stuttgart, Cotta, 1901. XX + 382 ss. 8°. Preis 7,00 M.

Shakspeare's *Macbeth*. Tragödie in fünf akten, übersetzt von Friedrich Theodor Vischer. Schulausgabe. Mit einleitung und anmerkungen herausgegeben von Hermann Conrad. Stuttgart, Cotta, 1901. 208 ss. 12°. Preis 1,00 M.

Ashley H. Thorndike, *The Influence of Beaumont and Fletcher on Shakspeare*. Worcester, Mass. Oliver B. Wood, 1901. VII + 176 pp. Price \$ 1,50.

Hermann Stanger, *Der einfluss Ben Jonsons auf Ludwig Tieck*. Ein abschnitt aus Tieck's leben und dichten. 1. teil. Diss. Wien 1901. 48 ss.

*The Letters* of Thomas Gray, including the correspondence of Gray and Mason. Edited by Duncan C. Tovey. London, Bell & Sons, 1900. (Bohns Standard Library.) 8°. Vol. I. XXXIV + 393 pp.

Johann Friedrich, *William Falconer: »The Shipwreck«, a Poem by a Sailor. 1762.* (Wiener beiträge zur englischen philologie. 13.) Wien und Leipzig, Braumüller, 1901. VIII + 79 ss. 8°. Preis 2 k. 40 h. = 2,00 M.

*The Complete Works* of John Keats. Edited by H. Buxton Forman. Vol. II: *Lamia, Isabella etc. Posthumous poems to 1818.* Glasgow, Gowans & Gray, Jan. 1<sup>st</sup> 1901. VII + 243 pp. — Vol. III: *Posthumous poems 1819—20: Essays and Notes.* Feb. 1<sup>st</sup>. XI + 291 pp. — Vol. IV: *Letters: 1814 to January 1819.* March 1<sup>st</sup>. XXXV + 210 pp.

Thomas de Quincey, *The Confessions of an English Opium-Eater, and other Essays.* London, Macmillan, 1901. (*Library of English Classics.*) VI + 460 pp. Demy 8°. Price 3 s. 6 d. net.

*The Kipling Reader.* Selections from the books of Rudyard Kipling. London, Macmillan & Co., 1900. IV + 244 pp. 8°. Price 1 s. 9 d.

*Collection of British Authors.* Tauchnitz Edition, vols. 3471—3494. Leipzig 1901.

3471. F. Anstey, *The Brass Bottle.*

3472. 3473. Maurice Hewlett, *The Life and Death of Richard Yealand-Nay.*

3474. W. W. Jacobs, *A Master of Craft.*

3475. Rhoda Broughton, *Foes in Law.*

3476. *An English woman's Love-letters.*

3477. Max Pemberton, *The Footsteps of a Throne.* Being the story of an idler, and of his work; and of what he did in Moscow in the house of the exile.

3478. 3479. Robert Louis Stevenson. *In the South Seas,* being an account of experiences and observations in the Marquesas, Paumotu, and Gilbert Islands in the course of two cruises (1886 and 1889).

3480. Mrs. Alexander, *A missing hero.*

3481. Richard Whiteing, *The Life of Paris.*

3482. 3483. J. M. Barrie, *Tommy and Grizel.*

3484. Ernest Wilhelm Hornung, *Peccavi.*

3485. 3486. Eden Phillpotts, *Sons of the Morning.*

3487. Ouida, *Street Dust and other Stories.*

3488. 3489. *Life of the Emperor Frederick,* based upon the German of Margaretha von Poschinger. With an introduction by Sidney Whitman.

3490. Frances Mary Peard, *Number One and Number Two.*

3491. Tighe Hopkins, *The Man in the Iron Mask.*

3492. Gertrude Atherton, *The Doomsdwoman.* An historical romance of Old California.

3493. Charlotte M. Yonge, *Modern Broods, or Developments unlooked for.*

3494. F. C. Philips, *Eliza Clarke, Governess, and other Stories.*

*Source-Book of English History.* For the use of schools and readers. Edited by Elizabeth Kimball Kendall. New York, The Macmillan Co.; London, Macmillan & Co., 1900. XXIII + 483 pp. 8°. Price 3 s. 6 d. net.

J. A. Cramb, *Reflections on the Origins and Destiny of Imperial Britain.* London, Macmillan & Co., 1900. XIII + 315 pp. 8°. Price 7 s. 6 d. net.

John Morley, *Oliver Cromwell.* London, Macmillan & Co., 1900. VIII + 510 pp. 8°. Price 10 s. net.

William A. Dutt, *Highways and Byways in East Anglia.* With illustrations by Joseph Pennell. London, Macmillan & Co., 1901. XV + 412 pp. 8°. Price 6 s.

*Education in the Nineteenth Century.* Lectures delivered in the Education Section of the Cambridge University Extension Summer Meeting in August 1900. Edited by R. D. Roberts. Cambridge, University Press, 1901. XV + 274 pp. Price 4 s.

*Der kampf um die neusprachliche unterrichtsmethode.* Ein offenes wort über den neusprachlichen reformunterricht an unseren höheren schulen. Von dr. Paul Wohlfeil, oberlehrer an der Adlerfluchtschule zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1901. Neuer Frankfurter verlag, g. m. b. h. 27 ss. 8°.

Oscar Thiergen, *Oberstufe zum lehrbuch der englischen sprache.* Gekürzte ausgabe C. Bearbeitet von Otto Schoepke. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1901. VIII + 256 ss. 8°.

Wilhelm Vietor and Franz Dörr, *Englisches lesebuch. Unterstufe.* 6th edition. Part I. *Phonetic Transcription* by E. A. Edwards. Leipzig, Teubner, 1901. XVI + 76 ss. Kl. 8°.

Velhagen & Klasing's *Sammlung französischer und englischer schul-ausgaben. English Authors.* Bielefeld und Leipzig.

77 B. *Englische parlamentsreden.* Mit anmerkungen zum schulgebrauch herausgegeben von Otto Hallbauer. 1901. Preis 1,20 M.

78 B. *Simple Stories for young Folks from various Authors.* In aus-zügen mit anmerkungen zum schulgebrauch herausgegeben von K. Bandow. 1901. Preis 0,75 M.

Freitag's *Sammlung französischer und englischer schriftsteller.* Leipzig, G. Freitag.

*Picturesque and Industrial England.* Für den schulgebrauch ausgewählt und herausgegeben von J. Klapperich. 1900. 2 teile. Preis geb. 2,00 M.

Washington Irving, *Vier erzählungen.* Für den schulgebrauch herausgegeben von dr. Péronne. 1901. 2 teile. Preis geb. 2,00 M.

Hangen's *Englische übungsbibliothek.* Dresden, Ehlermann.

- i. Schiller, *Wilhelm Tell.* Zum übersetzen aus dem Deutschen in das Englische bearbeitet von Ph. Hangen. 5. aufl. Dresden, Ehlermann, o. j. [Mit wörterbuch und englischen anmerkungen. Zum gebrauch in englischen schulen geeignet.]

2. R. Benedix, *Ein lustspiel*. Lustspiel in vier aufzügen. Zum übersetzen aus dem Deutschen in das Englische bearbeitet von Ph. Hangen. 5. aufl. o. j. Preis 1,20 M.
3. Benedix, *Doctor Wespe*. Lustspiel in fünf aufzügen. Zum übersetzen aus dem Deutschen in das Englische bearbeitet von Ph. Hangen. 9. aufl. o. j. Preis 1,20 M.

---

### KLEINE MITTEILUNGEN.

Von dr. Hugo Lange zu Brandenburg wird demnächst in dieser zeitschrift ein artikel erscheinen, worin die verfasserschaft von Fragment B (vv. 1706—5810) des *Rosenromans* Lydgate zugesprochen wird.

Als nachfolger des nach Kiel übergesiedelten professor dr. F. Holthausen ist dr. E. Wadstein, dozent an der universität Upsala, zum professor für germanische sprachen an der hochschule G o t e n b u r g ernannt worden.

Professor Andrew Cecil Bradley, der im vorigen jahre seine professur für englische sprache und litteratur zu Glasgow niederlegte, ist jetzt zum nachfolger Courthopes auf dem lehrstuhl für 'Poetry' in Oxford erwählt worden.

---



## DER URSPRUNG DER SCHWANRITTERTRADITION IN ENGLISCHEN ADELSFAMILIEN.



Der sagenkomplex vom Schwanritter stellt die untersuchung vor das eigentümliche faktum, dass mehrere familien sich nachkommen des mysteriösen ritters genannt haben oder als solche von den zeitgenossen oder der nachwelt betrachtet worden sind. Dieses faktum zu übergehen oder kurzweg aus einer absichtlichen verherrlichung dieser familien oder aus sonst einem akt der willkür zu erklären, ist unstatthaft. Denn um nur ein bedenken zu nennen: aus welchem grunde hat man den mächtigen grafen von Flandern, die ihren Robert, den treuen genossen Gottfried's von Bouillon, in den heiligen krieg sandten, oder den mit Brabant rivalisierenden grafen und herzögen von Limburg, die in der ersten hälfte des 12. jahrhunderts nachfolger Gottfried's von Bouillon im herzoglichen amt waren oder sich als solche betrachteten, die herkunft nicht zuerkannt, wohl aber nachher den herzögen von Brabant? Warum nicht den königen von Jerusalem nach Gottfried und seinem bruder Balduin († 1118)? Und eine ganze reihe anderer bedenken<sup>1)</sup>. — Auf den ersten blick ist die genealogische abhängigkeit fast noch wunderbarer als die erscheinung des märchenhaften ritters selbst. Wer aber einmal erkannt hat, wie Brabant und Cleve<sup>2)</sup>,

---

<sup>1)</sup> S. Verf., *Der historische Schwanritter, 2ter artikel*, in der Zeitschr. f. rom. phil. bd. 25, s. 1—4 und s. 12—23. — Ders., *De Zwaanritter kan geen reflex van een mythologisch wezen zijn*, in den *Handelingen van het Tweede Nederlandsche Philologen-Congres* s. 110 ff., Leiden 1900.

<sup>2)</sup> S. Verf., *Das aufkommen des clevischen Schwanritters*, in der Zeitschr. f. deutsches altertum u. d. litt. bd. 42, s. 1—53.

Gottfried von Bouillon und seine brüder<sup>1)</sup> zu ihrer herkunft kamen, der hat auch erkannt, von wie aufschlussreicher bedeutung gerade die genealogische seite der sage ist, und dass ein eindringen in den ursprung und in die entwicklung der genealogischen abhängigkeit irgend einer familie immer wieder von neuem die ansicht festigt, dass die seltsame sage und die fremdartige herkunft von éinem punkte ausgegangen sind und in den verschiedenen familien entweder durch verwandtschaftliche beziehungen unter sich oder durch ein schwanenzeichen im wappen aufnahme gefunden haben<sup>2)</sup>.

Es sei mir gestattet, im folgenden einen beitrage zu der Schwanritterherkunft in englischen häusern vorzulegen. Ich hatte gehofft, etwas mehr als einen beitrage bieten zu können. Aber ich bin allmählich zu der ansicht gelangt, dass nur der in England ansässige oder verweilende forschere, dem das auf lokalgeschichte bezügliche material leichter zugänglich ist, den gegenstand nach allen seiten hin erschöpfen kann. Wenn ich das wenige, das ich zu geben vermag, veröffentliche —

<sup>1)</sup> S. Verf., *Der historische Schwanritter*, a. a. o. s. 1—44.

<sup>2)</sup> Es wäre ungerecht, hier nicht ein wort zu sagen über die männer, die bei der deutung der sage vom Schwanritter sich nicht durch das wunderbare in den einzelnen zügen der sage haben leiten lassen. Die clevischen autoren Pighius 1609 und Teschenmacher 1638 und in unserm jahrhundert Paulin Paris 1852, Hyde Clarke, der englische archäolog, 1894 haben einigermassen dem genealogischen rechnung getragen und die erscheinung des Schwanritters als ein historisches ereignis gedeutet, aus welchem sich dann die tradition mit ihren mythischen zügen entwickelt hätte. Aber weiter als zu einem gedankeneinfall sind sie leider nicht gekommen. Die clevischen historiographen gingen ausserdem ausschliesslich von der clevischen tradition aus. P. Paris wiederholte in anderer form — *Hist. litt. t. XXII*, 393 f. — die vermutung, die 1609 Pighius — s. Reiffenberg, *Chevalier au Cygne*, p. 223 ff., Brüssel 1846 — und Dithmar in seiner neuausgabe von W. Teschenmacher's *Annales Cliviae* etc., s. 196, Frankfurt und Leipzig 1721, schon für Cleve geüssert hatten, dass der ritte, der zur rettung der fürstin von Lothringen kam, am vordersteven seines schiffes ein schwanenbild hatte; aber der französische gelehrte that es mit so wenig überzeugenden gründen, dass sein sohn Gaston Paris auf diese erklärung, soweit mir bekannt geworden ist, niemals rücksicht genommen, und der vater vermutlich diese erklärung wohl später aufgegeben hat. — Hyde Clarke wies — *Saga-Book of the Viking-Club* p. 106 ff., Jan. 1895 — in einem nicht gerade fehlerfreien artikel auf den normannischen freiherrn Roger von Toëni († ca. 1140) als die persönllichkeit, von der die englischen Tony ihre herkunft ableiteten, ohne übrigens die passenden glieder in seine beweisführung einschalten zu können.

allerdings nach längerem zögern und mit klarem bewusstsein des unzulänglichen —, so geschieht es in der hoffnung, dass ein mit umfassenderem material ausgerüsteter sich angeregt fühlen möchte, den einzelnen fäden weiter nachzugehen, und dass es ihm gelingen möge, neue verzweigungen und zusammenhänge aufzudecken.

Ich bespreche die Tony, die Beauchamp, die Stafford, die Bohun.

## I.

An der spitze der englischen geschlechter, die sich vom blute des Schwanritters rühmten, stehen die Tony<sup>1)</sup>. Denn nicht nur sprechen von ihrer herkunft die ältesten zeugnisse, sondern von ihrem normannischen ahnherrn hat auf dem kontinent die sage von dem wunderbaren grossvater Gottfried's von Bouillon und seiner brüder ihren anfang genommen. Die er-

<sup>1)</sup> Der name des geschlechts — *Todeni*, *Toëni*, in England bald nur *Tony* — bietet sowohl in lateinischer als in volkstümlicher gestalt eine grosse mannigfaltigkeit dar, wie sich beispielsweise an folgendem zeigt:

In schenkungsurkunden, hauptsächlich der *Gallia Christiana* t. XI entnommen; das *Monast. Anglic.* ergab sich als weniger zuverlässig: *Totencio*, adj. *Toteniensis*, (vor dem jahre 1040); *Tottencio* (1080); *Thodencio* (1082); *Toncio* (1087); *Toënio* (vor 1102); *Tottencio* (vor und nach 1102); *Toëncio* (1128); *Tottencio*, *Totencio*, Roger de *Tottencis*, der ort *Totencium*, *Tottencium* (ca. 1130); *Toënio* (ca. 1130, ca. 1150, 1195); *Thoency* (1200); *Thoënio*, *Toënio* (1234 in einer Bulle Gregor's IX).

Bei den normannischen schriftstellern: *Todeniacum* (ortsname in Act. archiepisc. Rothom. ca. 1080); *Toncica* (Wilhelm v. Poitiers); *Toënio*, *Toëncia* (Wilh. v. Jumièges); *Toënio*, *Toëncia*, gen. *Toënitic* (Ord. Vital.); *Toëne* (Rob. de Monte); *Toënio* (Gisleb. von Mons); *Toëсны*, *Thoëны*, *Toëны* (Chron. der Normandie) etc.

In England: *Todeni* (Domesday-Book 1086); *Totencio* (Lib. de Benefactor. Monast. S. Albani); *Thotencio* (jetzt verschollenes Ms. Spelman der Vitae der älteren äbte des klostere S. Alban, verzeichnet in Wats' ausgabe der Vitae); *Toinio* (siegel von ca. 1150); *Thoni* (Rot. Normann. 1202); *Toney*, *Toneyo*, *Tony* (ebd. 1203); *Tooney* (Rot. de Oblatis 1214); *Touny* (Gloverrolle 1240/1245); *Thony*, *Thoënio* (Matth. Paris), *Thoni* (ders. in dem älteren teil der Vitae der äbte S. Alban's); *Tony*, alias *Thony* (Calend. Geneal. 1263), *Thony* (ebd. 1265), *Toni* (ebd. 1274), *Thouny*, alias *Touny* (ebd. 1277), *Tony* (ebd. 1295); *Touny* (Year Books 1294. 1304), *Touny* (ebd. 1294. 1304), *Tony* (ebd. 1307); *Tony* (Siege of Carverock 1300); *Touny* (brief der englischen barone an den papst 1301).

Die entwicklung ist also: *Todeni* > *Toëni* > *Tony*, die beiden ersten formen mit nicht betonter mittelsilbe.

lebnisse Roger's I. von Toëni mit dem zunamen des Spaniers — er ist in der ersten hälfte des 11. jahrhunderts bis ca. 1040 verfolgbar und war der vater des ersten englischen Tony und der grossvater der ersten gemahlin Balduin's von Boulogne durch eben diesen ersten englischen Tony — erfuhren zur zeit des ersten kreuzzugs und kurz nachher die seltsame umbildung in die sagenzüge vom Schwanritter. Da ich in der zeitschr. f. rom. phil. bd. 25, 1 ff. (vgl. ebd. bd. 21, 176 ff.) ausführlicher über das geschlecht gehandelt habe, so darf ich mich hier kurz referierend auf das wichtigste beschränken.

Für die Tony sprechen, soweit mir bekannt ist, zwei zeugnisse.

Im Juli 1300 bricht der englische könig Edward I. nach Schottland auf, um das schloss Carlaverock auf der nordseite des Solway-Firth zu belagern. Kurz darauf verfasst ein augenzeuge ein heraldisches gedicht, in welchem er die barone, ritter und edeln verzeichnet, die den zug mitmachten, und beschreibt nicht nur ihre wappen, sondern bietet auch manche charakteristische besonderheit der teilnehmer. Von dem noch nicht zwanzigjährigen baron Robert von Tony, der in der vierten heeresabteilung unter dem siebzehnjährigen Edward, dem sohn des königs, stand, giebt er folgende beschreibung<sup>1)</sup>:

‘Blanche cote et<sup>2)</sup> blanches aletes<sup>3)</sup>,  
Escu blanc et<sup>2)</sup> baniere blanche  
Avoit<sup>4)</sup> o la vermeille manche  
Robert<sup>5)</sup> de Tony ki bien signe  
Ke il est du chevalier a cigne<sup>6)</sup>.

<sup>1)</sup> N. H. Nicolas, *The Siege of Carlaverock*, s. 42, London 1828. — Nicolas' ausgabe ist der abdruck der kopie, welche Glover, der berühmte herold, im jahre 1587 von dem gedicht machte, und welche sich jetzt in der bibliothek des College of Arms befindet. Nicolas giebt am fuss der seiten die varianten des Ms. Cott. Caligula A. XVIII des Brit. Mus., welches, ohne autograph zu sein, doch der zeit, in welche die ereignisse fallen, sehr nahe steht. S. Th. D. Hardy, *Descript. Catal. of Materials relating to the History of Great Britain and Ireland*, vol. III, s. 265, London 1871. — Th. Wright legte seiner ausgabe des gedichtes, London 1864, das Cott. Ms. zu grunde. Wright's ausgabe habe ich nicht einsehen können. — Nach dem Cott. Ms. war das gedicht schon abgedruckt — allerdings sehr unzuverlässig — im jahre 1809 in *Grosé's Antiquarian Repository* t. IV, s. 469—498.

<sup>2)</sup> Cott. Ms.: e. — <sup>3)</sup> ebd. *alcetes*. — <sup>4)</sup> ebd. *portoit*. — <sup>5)</sup> *Robers*. — <sup>6)</sup> ebd. *chevalier au cigne*.

Das wappen der Tony war seit dem auftreten der erblichen wappen in England im letzten viertel des 12. jahrhunderts<sup>1)</sup> ein roter ärmel in silber<sup>2)</sup>. Robert von Tony hatte also die farben des geschlechtswappens bei seiner ausstattung zu grunde gelegt und seine kleidung ganz weiss genommen mit dem roten ärmel im schild oder sonst noch irgendwo, um durch seine äussere erscheinung an einen schwan und somit auch an seine herkunft zu erinnern. Und auch sonst findet sich seine spielerei mit der herkunft von einem Schwanritter. Im Februar 1301 gehörte er als *Robertus de Touny, dominus de Castro Matil*<sup>3)</sup> zu den baronen, die den berühmten brief an den papst Bonifaz VIII. abfassten. Sein siegel hat sich erhalten. Den wappenschild darauf umgeben löwen und schwäne, je einer um den anderen<sup>4)</sup>. Ob die Tony vor Robert diese eigentümlichkeit in ihrem siegel schon hatten, ist ohne ein siegel aus früherer zeit nicht zu ermitteln<sup>5)</sup>, da sogar der gebrauch von wappen auf siegeln in England noch im 14. jahrhundert nicht nach einem allgemein gültigen princip geordnet war<sup>6)</sup>, geschweige denn dass die ausschmückenden ornamente damals in gleicher gestalt vom vater auf den sohn übergingen.

1) Pusikan in der Vierteljahrsschrift f. heraldik, sphragistik und genealogie, IX. jahrg., s. 114. 140 f., Berlin 1881. — Vgl. B. Burke, *The General Armory of England, Scotland, Ireland and Wales*, s. V f., London 1878.

2) *d'argent ung manche de goules* heisst es in dem ältesten zeugnis für das wappen der Tony, der wappenrolle von 1240/1245, deren inhalt nur noch in der gewissenhaften abschrift des Somersetheralds Glover von 1586 erhalten ist. S. auch die angeführten zeilen des 'Siege of Carlaverock': *escu blanc . . . o la vermeille manche*.

3) Radulf V. von Tony († 1239), der grossvater des vaters von Robert, hatte mit rücksicht auf seine geleisteten und noch zu leistenden kriegsdienste von Heinrich III. im jahre 1233 das Castrum Mathildis (castle Maud) in Wales zum erblichen besitz erhalten. Matth. Paris, *Chronica Majora*, ed. H. R. Luard, vol. III, s. 254, London 1876.

4) N. H. Nicolas, *Siege of Carlaverock* o. c. s. 250. 370.

5) Das *Catalogue of Seals in the Department of Manuscripts in the British Museum* by W. de Gray Birch, vol. I—VI, London 1887—1900, beschreibt von den Tony nur ein einziges siegel: vol. II, nr. 6469 aus den jahren 1140—1150, von *Rauiulfus de Toinio*, ohne heraldisches zeichen. — Radulf IV. von Tony starb 1162. S. über ihn die kurzen notizen bei Robert de Monte s. a. 1162 und bei Gislebert von Mons in D. Bouquet XIII 553.

6) N. H. Nicolas in *Archaeologia* vol. XXI, s. 216, London 1827.

Nach dem gedicht glaubte Robert von Tony, dass er abstammte von dem gefeierten, sagenhaften grossvater Gottfried's von Bouillon. Und allerdings mag es dem geschlecht in den augen der damaligen aristokratischen gesellschaft ein höheres ansehen verliehen haben, wenn es sich auf den in der dichtung besungenen ritter als ahnherrn berufen konnte, als wenn es einen sonst nicht ferner bekannten vorfahren aufführte. Aber nach der genealogie der sage, wie wir sie aus der französischen dichtung kennen, und nach der genealogie des hauses Boulogne, sowie nach der abstammung im eigenen geschlecht konnte ein Tony nicht vom blute des Schwanritters sein. Der Schwanritter der tradition erzeugt nur eine tochter. Diese, welche identisch gemacht wird mit Ida, der gemahlin Eustach's II. von Boulogne, gebiert, wie die historische boulognische Ida, nur drei kinder, die bekannten drei brüder Eustach III. von Boulogne († ca. 1125), Gottfried von Bouillon († 1100) und Balduin († 1118), könig von Jerusalem nach dem tode Gottfried's. Die gedichte vom *Chevalier au Cygne* und ihre ableitungen sprechen in der zeit, die für die Tony in betracht kommt, ferner von keinen nachkommen. Wir wissen, dass Gottfried und Balduin in der that keine nachkommen hatten und Eustach III. nur eine tochter<sup>1)</sup>, die Mathilde, die gemahlin Stephan's von Blois, der 1135—1154 könig von England war. Die Tony hätten also nachkommen dieses Ehepaars sein müssen. Und dies ist unmöglich, wie sich aus der genealogie Boulogne's und der der Tony ergibt. — Wie das verhältnis zu einem Schwanritter ursprünglich war, zeigt die betrachtung des zweiten zeugnisses für den ursprung der Tony von einem Schwanritter.

In den *Vitae* der 23 ersten äbte des klostere St. Alban durch Matthaeus Paris lässt sich deutlich ein älterer teil unterscheiden, der vermutlich schon unter dem 16. abt, Gaufredus (1119—1146), niedergeschrieben ward<sup>2)</sup>. In der diesem älteren teil durchaus angehörigen vita des 7. abtes Leofstan (nach

<sup>1)</sup> Eustach III. von Boulogne hatte 1122 noch einen sohn, der in diesem jahre als *Rodulfus filius comitis Eustathii* eine urkunde zeichnet, in welcher Eustach III. als erster unterzeichner erscheint. S. A. Miraeus, *Op. Dipl.* t. 1<sup>2</sup> s. 84. — Der sohn muss vor 1125 gestorben sein, da Mathilde ihrem vater bei dessen tode nachfolgte.

<sup>2)</sup> Über dieses und folgendes s. angeführten artikel in der Zeitschr. f. rom. phil. bd. 25, s. 33 ff.

1046—1064) wird berichtet, dass der Tony, der mit der eroberung (1066) nach England kam, den hof Flamstead in der nähe des klostere erwarb. Dieses Flamstead war einst besitz des klostere gewesen. Aber nach der genannten vita hatte Leofstan den hof einem tapfern ritter Turnothus und seinen beiden genossen Waldef und Thurman abgetreten, ihnen dafür die verpflichtung auferlegend, die wälderreiche umgebung St. Alban's von räubern und wilden tieren freizuhalten, damit die frommen sich nicht abgeschreckt fühlen möchten, das kloster zu besuchen. Turnothus und die seinen kamen ihrer verpflichtung treu nach, bis zur Eroberung, als der hof infolge des loses der verteilung in die hände Roger's (I. Radulf's) von Thoni kam. Dieser Tony entzog sich der verpflichtung dem kloster gegenüber nicht. Von diesem ersten normannischen besitzer Flamstead's — dem vorfahren des Robert von Tony von 1300 — heisst es nun in der vita also: *'erat Normannus, ab illis famosis militibus trahens propaginem, qui a Cygni nomine intitulantur.'*

Eine betrachtung der umstände, unter denen dieser passus entstand<sup>1)</sup>, der befund, dass die kontinentale sage von der herkunft Gottfried's von Bouillon keine alte vorgottfriedische lothringische tradition oder ein ausfluss einer solchen sein kann<sup>2)</sup>, sondern ihren ursprung gehabt haben muss in der vermählung Balduin's von Boulogne mit Godehilde von Toëni<sup>3)</sup>, d. h. der tochter des ersten normannischen besitzers von Flamstead, führen dazu, dass wir uns den Radulf von Tony, der seine abstammung von den rittern, *'qui a Cygni nomine intitulantur'*, ableitete, vorstellen müssen mit einem schwan als unterscheidendes zeichen, und dass der vater Radulf's von Toëni — Roger geheissen, † ca. 1040 und bei den normannischen chronisten noch den zunamen des Spaniers<sup>4)</sup> führend — der urtypus des Schwanritters der sage ist. Dieser Roger von Toëni befreite um 1018 durch sein unerwartetes erscheinen die verwitwete gräfin von Barcelona von den sie hart bedrängenden Mauren, heiratete ihre tochter<sup>5)</sup>, hatte als zeichen einen schwan<sup>6)</sup> und

<sup>1)</sup> a. a. o. s. 34 ff.

<sup>2)</sup> ebd. s. 1—23.

<sup>3)</sup> ebd. s. 26 ff.

<sup>4)</sup> ebd. bd. 21, s. 181 ff.

<sup>5)</sup> ebd. bd. 21, s. 182 f.; bd. 25, s. 30 ff.

<sup>6)</sup> ebd. bd. 25, s. 37—42.

wurde der grossvater der Godehilde von Toëni, die kurz vor dem aufbruch zum ersten kreuzzug die gemahlin Balduin's von Boulogne wurde <sup>1)</sup>).

Die entwicklung der herkunft in dem geschlechte der Toën haben wir uns daher also vorzustellen:

Im 11. jahrhundert hatten die Toëni als unterscheidendes zeichen einen schwan und erhielten daher den namen 'schwäne', ebenso wie die könige von England aus dem hause Anjou nach dem ginsterstrauch den namen 'Plantagenets' bekamen. Die Toëni des 12. jahrhunderts wählten andere individuelle abzeichen, gaben jedenfalls den schwan auf, denn als die wappen in England erblich wurden, was erst im letzten viertel des 12. jahrhunderts geschah, nahmen die Toëni nicht einen schwan, sondern einen ärmel in ihr wappen. Als nun die französische dichtung um 1160 sich der lothringischen sage von der herkunft Gottfried's von Bouillon bemächtigt hatte und der stoff dann nach England drang, mag auch zuletzt bei den Tony wieder lebendig geworden sein, was nur als dunkle tradition in ihrer familie lebte, d. h. dass einst einer ihrer vorfahren und die seinen einen schwan als abzeichen führten. Und unter dem einfluss der bedeutenderen tradition von dem Schwanritter der sage schmiegte die erinnerung der Tony sich an die glänzendere vorstellung der herkunft an, als eine folge der nur unklar fortlebenden erinnerung an ihren einstigen vorfahren.

Die Tony nehmen also in der entwicklung des sagenkomplexes vom Schwanritter eine ganz eigentümliche stelle ein. Einer von ihren normannischen vorfahren giebt durch seine thaten, deren erinnerung ausgeschmückt in der zweiten hälfte des 11. jahrhunderts als tradition des geschlechtes in der familie Toëni und deren weiterer umgebung <sup>2)</sup> fortlebt, das material ab zu der sagengestalt in einer branche der kreuzzugsepen. Unabhängig von dem geschlecht vollzieht sich sodann die entwicklung dieser sagengestalt auf ganz fremdem gebiet. Eine erinnerung an das einstige schwanenzeichen ihrer vorfahren besteht noch bei den englischen Tony des 12./13. jahrhunderts, und diese bringt sie sodann dazu, sich zu betrachten als nachkommen der gefeierten festländischen sagengestalt.

<sup>1)</sup> ebd. bd. 25, s. 31.

<sup>2)</sup> Vgl. den zunamen 'der Spanier'.



## 2.

Bei dem tode Robert's von Tony im jahre 1310 ging der besitz desselben auf seine schwester Alice über, die nach dem tode ihres ersten gemahls, des Thomas von Leyburn, sich bald darauf mit Guy von Beauchamp, dem grafen von Warwick (geb. 1270, † 1316), vermählte. Infolgedessen konnten die nachkommen dieses Ehepaars sich durch die Tony gleichfalls vom Schwanritter rühmen. Und in der that sollen die Beauchamp sich vom geblüt des Schwanritters genannt haben, denn ältere genealogen sprachen nachher den grafen von Warwick diese herkunft zu <sup>1)</sup>, ohne dass sie wussten, dass die zu ihrer zeit schon längst erloschenen Tony sich von der nämlichen herkunft nannten. Jedenfalls war der helmschmuck in dem wappen dieses zweiges der Beauchamp, der den titel 'graf von Warwick' angenommen hatte, ein schwanenkopf mit hals <sup>2)</sup>. Und dass diese Beauchamp ihre herkunft von einem Schwanritter betont haben, ist nicht auffallend. Zunächst schon durch den Schwanritterkultus, den Robert von Tony in seiner kurzlebigen existenz geübt hatte. Sodann griffen sie auch auf einen anderen alten helden zurück, zu dem sie etwas früher gleichfalls durch erbschaft gekommen waren. Als der vater des gemahls der Alice von Tony, William von Beauchamp, 1267 als erbe seiner mutter noch zu lebzeiten derselben den titel 'graf von Warwick' annahm und den reichen besitz des alten hauses antrat, hatte er schon gleich seinen glauben an den sagenhaften ahnherrn der Warwick, den 'Guy von Warwick', dadurch bethätigt, dass er seinem bald darauf geborenen sohn den sonst bei den Beauchamp und den Warwick ungewöhnlichen namen 'Guy' gab <sup>3)</sup>. — Wie lebendig übrigens die erinnerung

<sup>1)</sup> N. H. Nicolas, *The Siege of Carlaverock* s. 370, führt in einer note an 'Ashmole's MSS. Dugdale, G. 2'.

<sup>2)</sup> Die siegel der Beauchamp, grafen von Warwick, welche beschrieben werden in dem *Catalogue of Seals* o. c., zeigen, wenn sie einen helmschmuck haben. als solchen *on a helmet and out of a ducal coronet a swan's head and neck*. S. vol. II, nr. 7248 (A. D. 1403), 7249 (A. D. 1412), 7252 (A. D. 1426), 7253 (A. D. 1430); alle vier siegel von Richard von Beauchamp, dem fünften grafen von Warwick (1401—1439). Ferner nr. 7277 (A. D. 1432). — S. übrigens für den helmschmuck der Beauchamp B. Burke, *General Armory* o. c., s. V.

<sup>3)</sup> N. H. Nicolas, *The Siege of Carlaverock* s. 157. Ders. in *Archaeologia* vol. XXI, s. 199 f., London 1827. — B. Burke, *A Genealogical History of*

an die Tony bei den Beauchamp, grafen von Warwick, blieb, zeigte ein jahrhundert später jener ritterliche, pracht- und aufwandeliebende Richard von Beauchamp, der 1415/16 vor Calais an drei aufeinander folgenden tagen jedesmal mit einer verschiedenen wappenrüstung gegen ritter des französischen hofes in die schranken trat. Am ersten tag erschien er mit dem wappen der Tony, 'dem roten ärmel in silber', am dritten führte er mit den wappen seines sächsischen vorfahren Guy, der Beauchamp und der Hanslape auch wiederum das der Tony<sup>1)</sup>. Von diesem Richard sind die ersten siegel, auf welchen der schwan als helmschmuck vorkommt<sup>2)</sup>. — Das erkenntnzeichen (*badge*) aber der Beauchamp, der grafen von Warwick, war der bär mit dem knotenstock, die erinnerung an ihre abstammung von Guy<sup>3)</sup>, nicht etwa ein schwan. — Eine besondere sage von einem Schwanritter hat sich bei ihnen nicht ausgebildet, wie es scheint; die herkunft an sich mag ihnen genügt haben.

## 3.

Roger der Spanier, der durch seine erlebnisse bei Barcelona anlass gab zu der tradition vom Schwanritter, hatte noch einen bruder und einen zweiten sohn, die beide infolge der Eroberung mächtige grundbesitzer in England wurden<sup>4)</sup>. Sie hiessen beide Robert. Roger's bruder, † ca. 1088, baut sich das schloss Belvoir (Belveir, Beauvoire, Belvedeir, Beler u. ä. = Bever in Leicestershire) als residenz und wird der stammvater der geschlechter Albini Brito und Daubeney. Roger's sohn, † nach 1100, der bruder Radulf's II. von Toëni, ist der begründer der Stafford. — In urkunden erinnern die nachkommen der beiden Robert noch eine zeitlang durch den namen Toëni

---

*the Dormant, Abeyant, Forfeited and Extinct Peerages*, New Edition, s. 30, London 1866. — Duchesse of Cleveland, *The Battle Abbey Roll* vol. I, s. 129, London 1889.

1) B. Burke a. a. o. s. 31. — Duchesse of Cleveland a. a. o. s. 131.

2) S. oben s. 345 anm. 2.

3) B. Burke, *General Armory* s. XV. LVII. — Ausführlich über dieses *badge* Mrs. Bury Palliser, *Historic Devices, Badges and War-cries* s. 345—351, London 1870.

4) Zur zeit der abfassung des Domesday-Book (1086) besass der eine 80, der andere 131 herrengüter in England. S. B. Burke, *Dormant and Extinct Peerages* s. 160 u. 498.

(Tony, Toteneio, Toteneyo, Toteneia)<sup>1)</sup> an den ursprünglichen stamm. — Der zweig der Albini, in dessen besitz die baronie Belvoir verblieb, erlosch im mannesstamm im 13. jahrhundert mit William Albini Brito IV. († 1247); der andere zweig aus dem bruder des Spaniers überdauerte bis 1548 mit Henry von Daubeney, grafen von Bridgewater. — Ganz kurz war die reihe der männlichen nachkommen aus des Spaniers zweitem sohn, dem Robert von Stafford. Sein enkel hinterliess einen sohn und eine tochter. Der sohn starb ca. 1189 kinderlos. Aber der name Stafford blühte dennoch fort durch die tochter<sup>2)</sup> und deren nachkommen, die sich nach dem ahnherrn und dem erbgut benannten. Mehrere jahrhunderte hindurch waren die Stafford ein geschlecht von besonderer bedeutung und grösstem ansehen, bis sie im ersten viertel des 16. jahrhunderts mit Edward von Stafford, herzog von Buckingham, den höchsten glanz erreichten, um dann auch mit ihm den tiefsten fall zu erleben. Nach der hinrichtung Edward's von Buckingham im jahre 1521 vermochten die Stafford sich nicht mehr zu der früheren bedeutung zu erheben. Das geschlecht erlosch 1640 im mannesstamm<sup>3)</sup>.

Dass für Bever (Albini Brito und Daubeney) sich keine berichte oder zeichen finden, die auf den ursprung von einem Schwanritter hinweisen, dürfte an sich nicht auffallend sein, da das geschlecht nicht auf Roger den Spanier zurückgeht, sondern auf dessen bruder, und ansprüche dieser art wohl begründet sein mussten, sollte ihnen von den zeitgenossen glauben beigemessen werden. — Für die Stafford aber haben wir ein ganz ausdrückliches zeugnis, dass sie sich, sogar 'in gerader linie', vom Schwanritter betrachteten.

<sup>1)</sup> S. oben s. 339 anm. 1.

<sup>2)</sup> Melisent von Stafford heiratete 1194 einen edelmann aus Staffordshire von alter familie, namens 'Hervey Bagot'. Ihr sohn und nachfolger Hervey erbte ihren besitz und nahm den familiennamen seiner mutter an als 'Hervey de Stafford'.

<sup>3)</sup> S. für diesen abschnitt: *Gallia Christiana* t. XI<sup>2</sup> *Instrum.* col. 125 ff., nr. V. — *Monasticon Anglic.* t. I<sup>2</sup> (1682), s. 327 ff., 558 f. u. ö., auch im t. II. — Zusammenstellungen: William Dugdale, *Baronage of England* t. I, s. 116 ff. (Belvoir), s. 156 ff. (Stafford), London 1675. — E. Burke, *Dormant and Extinct Peerages* s. 159 ff., 458 ff. (Belvoir), s. 498 ff. (Stafford). — Duchesse of Cleveland, *Battle Abbey Roll* vol. I, s. 177 ff. (Belvoir); vol. III, s. 173 ff. (Stafford).

Die jetzt folgende untersuchung beschäftigt sich mit der frage, ob die Stafford sich zu dem stamm des Schwanritters rechneten infolge ihrer abstammung von dem sohn des Spaniers oder infolge anderer verhältnisse. Es wird sich ergeben, dass das material, welches Verf. zu gebote stand, nicht zu einer endgültigen entscheidung führt.

Der zuvor genannte Edward von Stafford, dritter herzog von Buckingham, mit dessen hinrichtung der alte glanz des hauses gebrochen wurde, verlangte, wie Robert Copland in der vorrede zu seiner übersetzung *The knight of the swanne*<sup>1)</sup> mitteilt, fortwährend den namen und den ruhm seiner *foregoers predecessors* zu vermehren, welche *were reluctant in vertuous feates and triumphante actes of chyvalry*. So wünschte er auch ein gutes buch zu haben *of the highe and miraculous histori of a famous and puyssaunt kinge named Oryant sometime reynunge in the parties of beyonde the sea havyng to his wife a noble Lady of whome she conceived six sonnes and a daughter and chylded of them at one onely tym at whose byrthe echone of them had a chayne of Sylver at their neckes the whiche were all tourned by the provydenge of god into whyte Swannes (save one)*. Der herzog liess R. Copland's 'mayster Wynkin de Worde' ermahnen *to put the said vertuous hystori in printe*, damit die geschichte in England ebenso bekannt werde als im ausland. Dieser fand *a true approved copie, enprinted and corrected in the frenssh language*, welches Robert Copland übersetzte. Und so entstand ein büchlein, welches, als es nachher zu London von Robert's sohn Wyllyam gedruckt wurde, also anfang<sup>2)</sup>: *The Knight of the Swanne. Here beginneth the History of the Noble Helyas Knight of the Swanne, newly translated out of Frenshe in to Englysshe at Thinstigacion of the Puyssant and Illustrious Prynce Lorde Edwarde Duke of Buckingham*.

---

<sup>1)</sup> Hrsg. von W. J. Thoms in *Early English Prose Romances* vol. III, 2. ed., s. 13—149, London 1858, nach dem einzigen bekannten exemplar, welches im besitz des Brit. Mus. ist. Wynkin de Worde veranstaltete 1512 einen druck *The Hystory of Hilyas Knight of the Swanne*, 4° auf pergament mit abbildungen. Ein exemplar dieses druckes konnte Thoms nicht mehr ausfindig machen. S. Thoms a. a. o., Pref., s. 11 f.

<sup>2)</sup> Dieser anfang ist ganz in majuskeln.

Es wird uns kein zweifel gelassen, dass der gönner Wynkyn de Worde's und Copland's sich in der that von dem stamme des Schwanritters rechnete. Denn in dem erwähnten prolog heisst es ausdrücklich: *my lorde Edwarde by the grace of god Duke of Buckyngham Erle of Hereforde, Stafforde and of Northampton . . . liniially is dyscended of . . . Helyas the Knight of the swanne.*

Edward von Buckingham glaubte sich demnach vom gebüt des grossvaters der drei boulognischen brüder. Einen von diesen, ihm selbst wohl unklar, hielt er für seinen ahnherrn, von dem er 'linially' abstammte. Aber — wie ausdrücklich das zeugnis auch sein mag, es ist doch erst aus dem ersten viertel des 16. jahrhunderts.

Es giebt für die Stafford noch etwas anderes, das wie ein zeugnis aussieht. Es ist von älterem datum und besteht aus einem schwanzeichen. Es ist also ein stück material, zu dem uns die entscheidenden worte abgehen.

Der zweig der Stafford, dem Edward von Buckingham angehörte — die Stafford von Stafford —, führte als helmzier *gules a swan's head erect between two wings elevated argent*<sup>1)</sup>. Diese angabe der wappenbücher wird durch die siegel bestätigt, aber leider erst seit dem anfang des 15. jahrhunderts. Das älteste von den uns erhaltenen siegeln der Stafford von Stafford mit einer helmzierde ist vom jahre 1402<sup>2)</sup>. Ein anderer helm schmuck als *a swan's head and neck between two wings* findet sich auf den siegeln nicht<sup>3)</sup>. Nun ist ein schwan im wappen einer familie durchaus kein beweis für ihre abstammung von einem Schwanritter, ebensowenig wie etwa ein löwe im wappen auf die herkunft von dem ritter mit dem löwen hinweist. In England und in Schottland wie in andern ländern gab und giebt es übrigens mehrere familien, die nie einen ursprung von einem Schwanritter beanspruchten trotz des schwanes in ihrem

1) B. Burke, *General Armory* unter Stafford von Stafford.

2) *Catalogue of Seals* vol. III, nr. 13627. Hr. E. Maunde Thompson vom Brit. Mus., der mich auf diese nummer aufmerksam machte, hatte die grosse güte, mir brieflich mitzuteilen, dass es ihm nicht gelungen sei, ein älteres siegel der Stafford v. St. mit einem crest ausfindig zu machen. — Über das allgemeine aufkommen der crests s. unten s. 351 anm. 4.

3) *Catalogue of Seals* a. a. o. nr. 13632 (A. D. 1429), 13635 (A. D. 1431), 13636 (A. D. 1442—1460).

wappen. Aber wenn bei dem letzten Tony um die wende des 13. und 14. jahrhunderts das bewusstsein seiner abstammung so stark war, dass seine zeitgenossen ihn auch wirklich als den nachkommen des mysteriösen ritters betrachteten, dass er äusserlich auf dem kriegszug nach Schottland 1300 durch die farben seiner ausrüstung an seinen ursprung vom Schwanritter erinnerte und er für den brief der englischen barone an den papst ein siegel brauchte, auf welchem auch schwäne als orna- ment vorkamen, wenn darauf im 14. jahrhundert und nachher die grafen von Warwick durch Robert's von Tony schwester und durch den besitz der Tony'schen güter sich gleichfalls vom Schwanritter hielten und einen schwan als helmschmuck an- nahmen <sup>1)</sup>, so werden wir durch alles, was wir von den Stafford von Stafford wissen, zu dem schluss gedrängt, dass zu der zeit, da es in England eine besondere auszeichnung ward, sich von der herkunft des Schwanritters nennen zu können, d. h. seit dem 13. jahrhundert, die Stafford sich der herkunft von den Toëni <sup>2)</sup> und irgendwelcher beziehung zu dem Schwanritter noch bewusst waren. Denn um 1200 wird die herkunft der Stafford von dem Robert von Toëni des 11. jahrhunderts und seine beziehung zu der von seinem vater gegründeten abtei Conches in der Normandie urkundlich zum ausdruck gebracht <sup>3)</sup>; und kein wunder, da auch die gebeine dieses Stafford ihre letzte ruhestätte in der klosterkirche zu Conches gefunden hatten <sup>4)</sup>; in der abtei Stone in Staffordshire war noch im 16. jahrhundert zur zeit Heinrich's VIII. auf einer tafel die genealogie der Stafford zu sehen von eben diesem Robert an, der zur zeit der

<sup>1)</sup> Das früheste uns erhaltene siegel der Beauchamp mit einem crest ist vom jahre 1403. S. oben bei den Beauchamp.

<sup>2)</sup> Gemeinschaftlicher ursprung mit den Tony wird durch das wappen der Stafford nicht zum ausdruck gebracht. Hier *or a chevron gules*, dort *argent a maunch gules*. Aber die erblichen wappen entstanden zu einer zeit, da in England eine herkunft von einem Schwanritter von keiner bedeutung war.

<sup>3)</sup> 'Herveus', der gemahl der Melisent von Stafford, bestätigte um 1200 alle schenkungen und besitztümer, welche *Robertus de Tony et Nicolaus filius suus de Stafford et Robertus filius ejus*, d. h. Robert von Stafford und seine nächsten nachkommen, der grossvater und der vater der Melisent, der Abtei Conches gegeben hatten. S. *Monasticon Angl.* t. I, s. 55S. — Die normannische abtei Conches war eine gründung von Robert's vater, Roger dem Spanier. S. *Orderic Vital.* I, III, c. 3, ed. Le Prevost t. II, s. 12.

<sup>4)</sup> *Gall. Christ.* t. XI<sup>2</sup>, col. 642.

Eroberung herr von Stafford war, bis in das 15. jahrhundert hinein<sup>1)</sup>; schloss und güter dieses Robert waren immer in dem besitz seiner nachkommen geblieben, deren männliche reihe nur einmal unterbrochen wurde, deren name aber unverändert nach dem hauptsitz Stafford hiess; und schliesslich haben wir dann, allerdings erst aus dem anfang des 16. jahrhunderts, die ausdrückliche äusserung der beiden schützlinge Edward's von Buckingham, dass ihr gönner in gerader linie vom Schwanritter stamme, freilich mit der irrigen vorstellung, dass dieser Schwanritter Helyas geheissen habe und der grossvater der drei boulognischen brüder gewesen sei. Aus alledem scheint gefolgert werden zu dürfen, dass die Stafford von Stafford sich den schwan als helmzierde wählten, weil sie sich im 14. jahrhundert vom geschlecht des Schwanritters glaubten. Falls sie in der ersten hälfte des 14. jahrhunderts noch keinen helmschmuck besaßen<sup>2)</sup>, so muss Ralph von Stafford (mehrjährig 1324, † 1372<sup>3)</sup> als mitbegründer des hosenbandordens (1348) sich einen helmschmuck gewählt haben<sup>4)</sup>, und was hätte da näher gelegen als eben der silberne, d. h. weisse schwanenkopf mit hals zwischen den silbernen flügeln mit bezug auf die abstammung!

Und dennoch gelangten die Stafford vielleicht auf einem anderen weg zu ihrem schwanzeichen. Ja, nicht unmöglich ist es, dass Robert Copland's 'linially dyscended' sich auf diesen

<sup>1)</sup> Abgedruckt in *Monast. Angl.* t. II, s. 126 f.

<sup>2)</sup> Bei Matth. Paris († 1259) und im *Siege of Carlaverock* (1300) kommt das wappen der Stafford nicht vor. Ihr siegel an dem brief der barone hat keine helmzierde. S. ferner für die siegel der Stafford v. St. des 14. jahrhunderts *Catalogue of Seals* vol. III, nr. 13625 (A. D. 1301), 13641 (A. D. 1331), 13631 (A. D. 1372), 13629 (A. D. 1382); vol. I, nr. 819 (A. D. 1344), alle siegel ohne helmzierde.

<sup>3)</sup> B. Burke, *Dormant and Extinct Peerages* s. 499.

<sup>4)</sup> Die mitglieder des ordens nahmen helmzierden an; bald aber ward die sitte ganz allgemein. Leider weiss man über die helmzierden dieser ersten zeit wenig. Vgl. B. Burke, *General Armory* s. XIII. — E. Ashmole giebt in seiner geschichte des hosenbandordens (*The Institution etc. of the most Noble Order of the Garter*, London 1672; *The History of the Most Noble Order of the Garter*, London 1715) die helmzierden der wappen der verschiedenen mitglieder nicht. — Natürlich fanden sich vorher helmzierden bei dem hohen englischen adel, wie z. b. aus den siegeln vom jahre 1301 hervorgeht, wenn wenigstens die deutung derselben richtig ist. Vgl. N. H. Nicolas, *The Siege of Carlaverock* s. 144. 182. 248. 252. 279.

weg bezieht. Wohl zeigte unsere ausführung, dass der aus-  
spruch Copland's und die auffassung Edward's von Buckingham  
insofern einem historischen thatbestand entsprechen, als die  
Stafford von einem sohn Roger's des Spaniers stammten. Dass  
sich durch diese abstammung zur zeit, da die Tony sich ihrer  
herkunft rühmten, auch bei den ruhmbe gierigen Stafford die  
ansicht von ihrer herkunft von dem kontinentalen Schwanritter  
bildete, ist an sich wahrscheinlich. Aber trotz alledem hat es  
den anschein, als könne für Edward von Buckingham die sache  
doch wesentlich anders liegen, als deute das 'linially dycended'  
für ihn auf einen anderen ursprung. Nicht in folge einer ur-  
alten berechtigten abstammung hätten die Stafford ihr zeichen  
angenommen und habe Edward von Buckingham sich als  
direkten nachkommen betrachtet, sondern weil sie seit 1397  
die erben eines geschlechtes wurden, welches das ansehen der  
Stafford von Stafford fast zu einem königlichen erhob. Dieses  
geschlecht, als dessen erben die Stafford von Stafford sich  
wiederholt und nachdrücklich bezeichneten, hatte einen schwan  
als abzeichen, und seine mitglieder wurden 'schwan' genannt.  
Und da wir von den Stafford von Stafford kein siegel mit  
einem 'crest' aus der zeit von vor 1397 besitzen, so können  
wir die möglichkeit nicht leugnen, dass das schwanzeichen der  
anderen familie vielleicht die annahme des schwanes als helm-  
schmuck bei den Stafford veranlasst hat, und dass das 'linially  
dycended' in dieser verbindung seinen grund hat.

Dies führt uns zu Thomas von Woodstock, dem sechsten  
sohn Edward's III.

## 4.

Als Thomas von Woodstock, herzog von Gloucester,  
sechster sohn Edward's III., im September 1397 in Calais er-  
mordet worden war, hiess es in gedichten, die kurz darauf ent-  
standen: '*Thorw the bush a swan was sclayn*'<sup>1)</sup>, '*The Swan  
ffailed*'<sup>2)</sup>, '*Tortores . . . Cygnum prostratum jugulant quasi*

<sup>1)</sup> *Political Poems and Songs relating to Engl. Hist.* etc., ed. by Th.  
Wright, vol. I, s. 363, London 1859.

<sup>2)</sup> *Richard the Redeless*, ed. by W. Skeat, vol. I, s. 617 (passus III, v. 86),  
Oxford 1886. Vgl. die anmerkungen des herausgebers vol. II, s. 296 f.



*martyrizatum*<sup>1)</sup>. Wie in denselben gedichten der graf von Arundel 'das pferd', dessen sohn Thomas 'das füllen', der graf von Warwick 'der bär'<sup>2)</sup> und andere mit anderen namen nach den von ihnen geführten *badges* genannt wurden, d. h. nach den abzeichen, woran man sie und ihre leute unabhängig von dem wappen erkannte, so trug auch Thomas von Woodstock nach der sitte der damaligen zeit den namen 'swan' nach seinem *badge*<sup>3)</sup>. Sein siegel vom jahre 1394 zeigt über dem schild *a swan rising, ducally collared and chained*, an den seiten eine straussfeder<sup>4)</sup>. Auf einem anderen siegel sind schwäne und straussfedern abgebildet<sup>5)</sup>. In dem verzeichnis seines besitzes ist die rede von *XVII tapites et Banquets de vert poudres de cygnes*<sup>6)</sup>. Und als seine gattin Eleonore in ihrem letzten willen ihrem sohn Humphrey einen psalter, ihrer tochter Johanna ein kleines bett vermachte, fanden sich auf beiden gegenständen wiederum schwäne gewirkt<sup>7)</sup>.

Wie kam Thomas zu diesem zeichen<sup>8)</sup>, wonach alle welt ihn nach der sitte der zeit nannte? Auf einer etwaigen abstammung seinerseits von einem Schwanritter beruhte es gewiss nicht, denn die abstammung und die vermählungen der englischen

1) Gower spricht in *Tripartite Chronicle*, hrsg. von Th. Wright in den *Political Poems* o. c. s. 417 ff., fortwährend von dem herzog von Gloucester als dem 'schwan'. Die angezogene stelle s. 429.

2) *Political Poems* o. c. s. 392.

3) S. über die *badges*: B. Burke, *General Armory* s. XIV f.; Mrs. Bury Palliser, *Historic Devices, Badges and War-Cries*, London 1870. Eine ganze reihe *badges* giebt Th. Wright im Index o. c. vol. II, s. 345 f., London 1861. — Die *badges* standen in England in hohem ansehen von Edward I. (1272—1307) bis zur zeit der Elisabeth (1558—1603). S. Palliser a. a. o. s. 2.

4) *Catalogue of Seals* o. c. vol. III, nr. 12721.

5) N. H. Nicolas in *Archæologia* vol. XXXI (1846), s. 364. — Palliser a. a. o. s. 275.

6) Palliser ebd.

7) '*un psaultier bien et richement enluminé, ove les clasfes d'or enamailles ove cignes blanc*'; '*un lit fetit par un closel de blanc tertaryn balas ove lyonns et cignes*'. Palliser a. a. o. s. 275. Die verfasserin giebt ihre quelle leider nicht an. Vermutlich *Royal and Noble Wills*.

8) Sein wappen an sich hatte keinen schwan. S. die abbildung bei B. Burke, *Dormant and Extinct Peerages* s. 434, und die beschreibung in dessen *General Armory* s. 807. — S. auch die beschreibung der siegel vom jahre 1394 und 1385—1397 im *Catalogue of Seals* o. c. vol. III nr. 12721, 12723. Der schwan ist in diesen siegeln wechselndes beizeichen.

könige liegen klar zu tage<sup>1)</sup>. Keinen entscheidenden einfluss übte aus, dass sein vorfahr Edward I. (1272—1307) und dessen enkel, Thomas' vater, Edward III. (1327—1377), mit dem schwan oder dem schwanzeichen in irgend einer periode ihres lebens operiert hatten. Der erste, als er — und ihm nach die übrigen lords — zu pfingsten 1306 in der Westminsterabtei, nachdem er zwei mit goldenen netzen oder vergoldeten röhren an stirn und brust geschmückte schwäne<sup>2)</sup> in feierlichem aufzug hatte hereinbringen lassen, den eid vor dem gott des himmels und den schwänen schwur, nach Schottland zu ziehen, um sich zu rächen an den treubruchigen Schotten<sup>3)</sup>, während er bei der mahlzeit besonders die jungen ritter auffordern liess, vor dem schwan zu geloben, irgend eine waffenthat zu verrichten<sup>4)</sup>;

1) S. z. b. die übersichtliche zusammenstellung bei B. Burke, *A Genealogical and Heraldic Dictionary of the Peerage and Baronage of the British Empire*, 20<sup>th</sup> ed., s. XVIII ff., London 1858.

2) Edward's I. badge war eine goldene rose. Auf der rückseite seines siegels *pro terra sua ultra Tweedam* ein bär. Palliser a. a. o. s. 359 f. Beschreibung des siegels für die besitztümer jenseits der Tweede s. *Catalogue of Seals* o. c. vol. I, nr. 750.

3) Der passus, fälschlich einem Matthaeus von Westminster zugeschrieben, findet sich bei Grimm, D.R.A. s. 901. Bei dem letzten herausgeber der *Flores Historiarum* heisst er also: *‘Tunc allati sunt in pompatica gloria duo cigni vel olores ante regem, phalerati retibus aureis vel fistulis deauratis, desiderabile spectaculum intuentibus. Quibus visis, rex vocit votum Deo caeli et cignis se velle proficisci in Scotiam, Sanctae Ecclesiae injuriam ac mortem Johannis Comyn et fidem laesam Scotorum vindicaturus mortuus sive vivus. Spoponderunt igitur illud votum caeteri magnates . . .’* *Flores Historiarum*, ed. by H. R. Luard, vol. III, s. 132, London 1890. Über den imaginären Matth. Westmon. ebd. vol. I, Pref., s. IX ff.

4) *Chronicon Nicolai Trivetii*: *‘In festo igitur Pentecostes rex filium suum armis militaribus cinxit et cum eo comites Warenniac et Arundelie aliosque, quorum numerus ducentos et quadraginta dicitur excessisse. Eodem die cum sedisset rex in mensa, novis militibus circumdatus, ingressa menestrellorum multitudo, portantium multiplici ornatu amictum, ut milites, praecipue novos, invitarent et inducerent ad votendum factum armorum aliquod coram cigno, vocit et imprimis rex ipse, quod vindictam accipiet de contemptu illato Deo et ecclesiae per Robertum de Brus . . .’* In d'Achery's *Spicilegium* t. III, Paris 1723, wo sich das *Chronicon Nicolai Trivetii* s. 143 ff. findet, kommt der passus nicht vor. Man könnte ihn erwarten auf s. 230. — Die ed. Ant. Hall, Oxonii 1719, hat s. 343 nicht *cigno* sondern *signo*. So auch die ausgabe von Thomas Hog für die Engl. Hist. Society s. 408, London 1845. Nur ein Ms. scheint die stelle zu enthalten. Hall macht einige zeilen vorher die bemerkung *sequens Pericope est desumpta à Cod. Mert.* Ähnlich Hog *The whole of the*

der andere, als er auf einem turnier zu Smithfield 1349 mit einem weissen schwan<sup>1)</sup> auf waffenrock und schild in die schranken trat mit dem motto *Hay, hay, the wythe Swan, By Godes soule I am thy man*<sup>2)</sup>. Das schwanzeichen bei Thomas von Woodstock hat einen andern greifbaren grund.

Thomas sowohl als der graf von Derby, der nachherige Heinrich IV. (1399—1413), hatte eine der beiden erbtöchter des letzten Bohun († 1372) zur gattin. Er und Heinrich teilten sich in die reiche erbschaft<sup>3)</sup>. Und dieser letzte Bohun, seit 1360 graf von Northampton, seit 1361 graf von Hereford und von Essex, hatte neben seinem wappen *Azur a bend argent*

---

*following paragraph . . . is from Cod. M. —* Dieser Cod. Mertonensis = Coll. Mert. Oxon. 256 wie das hauptms. Coll. Regin. Oxon. 304 ist vom 15. jahrhundert. Vgl. Th. D. Hardy, *Descript. Catal. o. c. vol. III, s. 295, London 1871.* — In verbindung mit dem passus in den *Flores* ist wohl ausser zweifel, das *cigno* gemeint ist. — N. H. Nicolas giebt *Siege of Carlaverock* s. 370 den passus des Trivetus ohne weiteres mit *cigno*.

<sup>1)</sup> Edward III. hat zu den verschiedenen zeiten seines lebens die verschiedensten *badges* gehabt. Sein specielles *badge* war ein bündel strahlen aus einer wolke. Andere *badges* von ihm sind gewesen: ein baumstamm mit zwei ästen; ein auf einem hut aufgerichtetes schwert; eine lilie; ein blauer eber; straussfedern; ein falke; ein greif; ein adler; ein löwe — und ein weisser schwan. Auch seine losungen wechselten. Vgl. B. Palliser a. a. o. s. 360 f. — Auf seinen siegeln kommt kein schwan vor. S. *Catalogue of Seals* o. c. vol. I, nr. 160—230. 711. 712. 751. 752. 755. 876—878. 1064. 1168. — Als Heinrich VI. (1422—61) mit seiner gemahlin Margareta von Anjou durch die grafschaften Warwick, Stafford und Cheshire eine rundfahrt machte, liess die königin kleine silberne schwäne austeilen, um durch diese zeichen die herzen zu gewinnen für ihren sechsjährigen sohn Edward, den namensgenossen seines berühmten vorfahren Edward III., wohl im anschluss an den schwan als eines der vielen *badges* Edward's III. S. B. Palliser a. a. o. s. 366.

<sup>2)</sup> Über das turnier s. J. Larwood and J. C. Hotten, *The History of Signboards*, 10th ed., s. 118, London 1892. — Duchesse of Cleveland, *Battle Abbey Roll* o. c. vol. I. s. 73. — Auch in den schneiderrechnungen ist das motto bewahrt geblieben. S. N. H. Nicolas in *Archaeologia* vol. XXXI, s. 43. 122.

<sup>3)</sup> B. Burke, *Dormant and Extinct Peerages* s. 58: *Upon the decease of this nobleman [Humphrey de Bohun † 1372] the Earldom of Hereford expired; but his son-in-law the Earl of Derby [nachher Heinrich IV] was subsequently created (in 1397) Duke of Hereford, prior, of comun, to his becoming king of England, while the lordships of Essex and Northampton and the constableness fell to his other son-in-law, the Duke of Gloucester [Thomas von Woodstock], and the Earldom of Essex and Northampton became extinct.* Die Stafford beanspruchten nachher die ganze erbschaft der Bohun.

*between two cottices and six lions rampants or und seiner helmzier on a chapeau gules turned up ermine a lion statant guardant and crowned or*<sup>1)</sup>) als badge den silbernen schwan, wie die grafen von Bohun vor ihm, von denen dieses badge schon seit dem anfang des 14. jahrhunderts bezeugt ist<sup>2)</sup>). Daher war auch Heinrich's IV. lieblingszeichen ein silberner schwan<sup>3)</sup>), schmückte sich vor seiner thronbesteigung auch der nachherige Heinrich V., der sohn Heinrichs IV. aus dessen ehe mit Marie von Bohun, mit dem zeichen der mutter<sup>4)</sup>) und hiess es um 1449 wiederum als erinnerung an Heinrich's IV. vierten sohn, an Humphrey Plantagenet, seit 1414 herzog von Gloucester, *the father of his country*, den gründer der Bodleiana, ermordet 1446, in einem merkwürdigen gedicht, in welchem die gestorbenen englischen grossen nur nach ihren *badges* genannt werden, *the swanne is goone*<sup>5)</sup>), fast wie ein wehmutsvoller nachhall von Thomas von Woodstock's 'Thorw the bush a swan was sclayn'.

Die Bohun führten nicht nur als familienabzeichen den silbernen schwan<sup>6)</sup>), sondern wurden auch von späteren genea-

1) B. Burke, *General Armory* s. v. — In dem *Catalogue of Seals* o. c. kommt kein siegel mit einem crest der Bohun des 14. jahrhunderts vor. Vgl. vol. II, nr. 7527—7560. 5720—5722.

2) S. unten anm. 6.

3) B. Burke a. a. o. s. LVII. B. Palliser a. a. o. s. 365 f. — Vor seiner thronbesteigung hatte Heinrich auf seinem siegel einen zweigeteilten schild, rechts das wappen Edward's des confessors geteilt mit seinem eignen wappen (geviert Frankreich und England), beide mit einem steg; links das wappen seiner gattin Marie von Bohun, mit einem löwen als crest. Ein schwan zeigt sich nicht auf dem siegel; wohl als schildhalter zu jeder seite eine straussfeder. Abbildung des siegels, an einer urkunde vom 31. Juli 1399, bei N. II. Nicolas in *Archaeologia* vol. XXXI, s. 365. — Ein schwan kommt auf keinem seiner siegel vor. S. *Catalogue of Seals* o. c. vol. III, nr. 12681 (A. D. 1387), 12684 (A. D. 1395), 12685 (A. D. 1399), das soeben erwähnte. — S. ferner vol. I, nr. 253—261 als Heinrich IV.

4) B. Burke a. a. o. B. Palliser a. a. o. s. 366 f.

5) *Political Poems* etc., ed. by Wright, vol. II, s. 221: *On the Popular Discontent at the Disasters in France*.

6) Auf der einen seite des siegels *Humphridi de Bohun Comitis Herefordie et Essexie* an dem brieft der englischen barone an den papst Bonifaz VIII. vom Februar 1301 sind zu beiden seiten eines grossen schildes zwei kleine schilde abgedrückt. Der grosse schild mit dem wappen der Bohun hängt von dem rücken eines schwanes. Jeder der kleinen schilde hängt von einer schleife oder einem kleeblatt herunter. Auf jedem der kleinen schilde zeigt

logen als nachkommen des Schwanritters betrachtet<sup>1)</sup>. Wir müssen versuchen, über ihr verhältnis zu der abstammung von einem Schwanritter zur klarheit zu gelangen, denn in Edward von Stafford, dem dritten herzog von Buckingham, der sich einen direkten nachkommen des Schwanritters nennen liess und den Schwanritter als einen seiner 'foregoers predecessors' auffasste, floss das blut der Bohun wie das des Thomas von Woodstock. Und gerade in dieser richtung betonten die Stafford des 15. und 16. jahrhunderts ihre abstammung. Zwar war die hauptmasse der güter, die einst Thomas von Woodstock besass, durch seine tochter Anna Plantagenet in den besitz dieses zweiges der Stafford gekommen<sup>2)</sup>. Aber sie verlangten mehr. Edward's vater, Henry Stafford, zweiter herzog von Buckingham († 1483), beanspruchte bei Richard's III. thronbesteigung die ganze grosse erbschaft der Bohun, der einstigen grafen von Hereford<sup>3)</sup>, und auch Edward verlangte dasselbe. Nach dem verzeichnis, welches Ashmole<sup>4)</sup> von den mitgliedern des hosen-

---

sich ein geviertes wappen, welches offenbar das der Mandeville, grafen von Essex, bezeichnete: 'Geviert gold und rot'. — Von den Mandeville hatten die Bohun die gräfliche würde über Essex geerbt. S. N. H. Nicolas in *Archaeologia* vol. XXI, s. 196. *Catalogue of Seals* o. c. vol. II, nr. 5722. — Von den 37 siegeln, die in dem *Catalogue of Seals* von den Bohun beschrieben werden, vol. II, nr. 5720—5722. 7527—7560, weisen nur vier schwäne auf, jedesmal in anderer stellung, zuerst in dem siegel von 1301. — Dieser Humphrey von Bohun, der sich 1301 an dem brief der barone beteiligte, hinterliess 1322 seinem ältesten nachkommen *un lit entier de vert, poudre de cynes blanches*. B. Palliser a. a. o. s. 275 nach *Royal and Noble Wills*, 181. 182. Und Humphrey's tochter, welche sich mit Hugh, dem zweiten grafen von Devon, vermählte, hat in der kathedrale in Exeter ein grabdenkmal, auf welchem ihr fuss auf einem schwan ruht. B. Palliser a. a. o. s. 285.

1) N. H. Nicolas, *Siege of Carlaverock* s. 369 f., führt dafür an 'Ashmole's MSS. Dugdale, G. 2'. — S. oben bei Beauchamp.

2) Anna Plantagenet heiratete dreimal. Ihre erste ehe wurde nie vollzogen. Das zweite mal vermählte sie sich mit dem bruder ihres ersten gemahls, mit Edmund von Stafford († 1403), von dem wir das erste siegel mit einem schwan als helmzeichen haben. Sie starb 1438 39. S. Dugdale, *Baronage* II 172; B. Burke, *Dormant and Extinct Peerages* s. 499 f.; Duchesse of Cleveland o. c. vol. III, s. 174 ff.

3) B. Burke a. a. o. s. 500.

4) E. Ashmole, *The Institution etc. of the Garter* s. 642 f., 708 ff., London 1672. In der ausgabe von 1715 unter dem titel *The History of the Most Noble Order of the Garter* s. 301 ff. — Ashmole zeichnete die wappen im jahre 1659 nach den platten, wie sie infolge art. 23 der statute des ordens

bandordens mit ihren wappen giebt, liess Edward's vater in der Georges-kapelle zu Windsor an seinem platz nicht das wappen seines hauses Stafford 'gold mit rotem chevron' aufstellen, sondern das wappen seiner urgrossmutter, der tochter des Thomas von Woodstock<sup>1)</sup>. So auch sein jüngerer sohn Heinrich, der nachherige graf von Wiltshire<sup>2)</sup>. Edward selbst, wie der bruder seines grossvaters, John Stafford, graf von Wiltshire († 1473), zeigten an derselben stelle im wappen ausserdem ihre herkunft von den Bohun: ihr gevierter schild enthielt zwei felder mit dem wappen dieses geschlechtes, in dem einen der schild der Bohun als grafen von Hereford, in dem anderen der schild der Bohun als grafen von Northampton<sup>3)</sup>. Und als 1515 vor Therouanne die begegnung zwischen Heinrich VIII. und Maximilian von Deutschland stattfand, trug Edward seine herkunft von den Bohun noch unzweifelhafter zur schau: geschmückt mit den besonderen abzeichen der Bohun — antilopen und schwäne — erschien er als alleiniger erbe des einst so mächtigen, 1372 im mannesstamm erloschenen geschlechtes, sein recht begründend auf Thomas von Woodstock's gattin, die Eleonore von Bohun<sup>4)</sup>.

Wie stand es also bei den Bohun um ihre abstammung vom Schwanritter?

## 5.

Die Bohun lassen sich verfolgen bis in die zeit Wilhelm's des Eroberers. Ihr stammvater Humphrey mit dem Bart kam mit dem Eroberer nach England und starb vor 1113. Aber weder er noch seine männlichen nachkommen vermählten sich mit einer Tony, Stafford, Boulogne oder Brabant, kurz mit

---

auf dem rücken der chorstühle in der kapelle zu Windsor befestigt waren. Die zweite ausgabe von Ashmole's buch giebt die beschreibung der wappen, nicht die abbildung.

<sup>1)</sup> *Quarterly France modern and England, a border Argent.* Ashmole o. c. ed. 1715, s. 516.

<sup>2)</sup> ebd. s. 521.

<sup>3)</sup> Für Bohun als grafen von Hereford: *Azure a bend Argent cotised between six Lyons rampant Or*; für Bohun als grafen von Northampton: *Azure on a bend Argent cotised between six Lyons rampant Or, three mullets Gules.* So für Edward, Ashmole a. a. o. s. 520. Etwas abweichend, aber für unsere untersuchung von keiner bedeutung der schild des grafen von Wiltshire, ebd. s. 516.

<sup>4)</sup> B. Palliser a. a. o. s. 334.

keiner gemahlin aus einem geschlecht, in welchem wir damals oder später die herkunft finden, und wodurch sich die abstammung bei den Bohun erklären liesse<sup>1)</sup>.

Man könnte einen augenblick auf den gedanken verfallen, dass, da die Bohun seit könig Stephan (1135—1154) Hereford besaßen und der erste graf von Hereford, William Fitz Osbern († 1071) eine tochter Roger's des Spaniers zur frau hatte<sup>2)</sup>, sich hieraus die berufung auf die herkunft entwickelt hätte. Aber diesem verhältnis darf man keine bedeutung beimessen. Denn die grafschaft Hereford erhielt William Fitz Osbern erst in seinem todesjahr 1071 durch schenkung von dem Eroberer<sup>3)</sup>, und schon 1074 verliert der sohn William's, Roger von Britolio (Bréteuil in der Normandie), wegen empörung auf immer die masse der englischen güter, die er von seinem vater geerbt hatte<sup>4)</sup>. Die grafschaft Hereford wechselt jetzt dreimal den besitzer. Zuerst kommt sie an die Lacy, darauf an Milon von Gloucester, und nach dessen tod im jahre 1146 bringt Humphrey III., der enkel des eingewanderten Bohun, durch eine ehe mit Margarete, der tochter Milon's, die grafschaft Hereford in sein haus<sup>5)</sup>. Die erinnerung, dass die gattin William Fitz Osbern's

<sup>1)</sup> Dugdale, *Baronage* I 180 ff. — Von den neuern: B. Burke, *Dormant and Extinct Peerages* s. 57 f.; Duchesse of Cleveland o. c. I 71 ff.; E. Maunde Thompson, in *Dictionary of National Biography* vol. V unter Bohun. — Auch in den genealogien der genannten familien (Tony u. s. w.) kommt keine verbindung mit den Bohun vor. — Über die grafen von Essex gleich nachher s. 360 ff.

<sup>2)</sup> Wilhelm von Jumièges (*Will. Gemmet.*) VII 22. 25. Vgl. *Gallia Christiana* XI<sup>2</sup> Instrum. col. 124 nr. II.

<sup>3)</sup> *Orderic Vital.* ed. Le Prevost, Paris 1835—1855, t. II, s. 218, ed. Duchesne (nach der Concordance bei Le Prevost V 220 ff.) s. 522.

<sup>4)</sup> ebd. t. II, s. 264; ed. Duchesne s. 536. — Der andere sohn des William Fitz Osbern, William von Britolio, besaß das von seinem vater erbaute schloss Clifford in Herefordshire. Er starb ohne eheliche nachkommen. Dieses Clifford kam an die familie Toëni. Margarete von Tony, tochter Radulf's III. (dieser starb 1126), brachte es ihrerseits an Walter von Ponce, der darauf, wie seine nachkommen, sich 'von Clifford' nannte. Die Clifford, seit 1525 grafen von Cumberland, führten keinen schwan, s. *Catalogue of Seals* vol. III, nr. 8650—8677. B. Palliser a. a. o. s. 282 f. B. Burke, *General Armory* s. v. — Ob sie sich je von einem Schwanritter abstammen liessen, ist mir nicht bekannt.

<sup>5)</sup> Dugdale, B. Burke, E. Maunde Thompson a. a. o. Duchesse of Cleveland II 177, III 72.

eine Toëni war — sie starb übrigens schon vor der Eroberung <sup>1)</sup>), also mehrere jahre, bevor ihr gemahl Hereford erwarb — und dass die Bohun besaßen, was einst Roger von Britolio, der enkel Roger's des Spaniers, auf drei jahre innehatte, kann von keinem einfluss auf die berufung der Bohun gewesen sein, wenn man neben der kurzen zeit, dass Roger von Britolio im besitze Herefords war, in betracht zieht, dass weder die Lacy, an welche Hereford noch vor dem tode des Eroberers kam, noch die Gloucester noch die Bohun in verwandtschaft mit William Fitz Osbern und dessen nachkommen standen; dass ferner die abstammung von einem Schwanritter erst wert erhält, wenn Gottfried von Bouillon in der sage als enkel des Schwanritters gefeiert wird, was erst nach 1160 allmählich von allgemeiner bedeutung geworden sein kann; dass sogar die mächtigen Tony trotz ihrer abstammung und trotz des schwanenzeichens ihrer vorfahren — Roger's des Spaniers und Radulf's II. — den schwan im letzten viertel des 12. jahrhunderts nicht in ihr erbliches wappen aufnahmen, sondern einen roten ärmel in silbernem feld wählten; und endlich dass um diese zeit eine berufung auf den Schwanritter nur durch Boulogne oder durch die Tony möglich war. So dass bei so bewandten verhältnissen ein einfluss von Hereford ausser betracht bleibt.

Man hat behauptet, dass der dritte Bohun, der Hereford besass — er starb 1274 in hohem alter; der Bohun von 1301 war schon sein urenkel — durch seine mutter Mathilde, die schwester der zwei letzten grafen von Essex aus dem hause Mandeville, im jahre 1228 nicht bloss graf von Essex wurde, sondern auch das zeichen des weissen schwanes annahm, welches die herkunft seiner mutter von dem mysteriösen ritter angegeben habe <sup>2)</sup>). Aber wie kamen die grafen von Essex, d. h. das geschlecht der Mandeville, oder der vater der Mathilde, Geoffrey Fitz Piers, oder ihr grossvater mütterlicherseits, ein Say, noch vor 1200 <sup>3)</sup>) zu dieser abstammung? Kein einziger spross auch hier in irgendwelcher weise aus dem geschlecht

<sup>1)</sup> Dom Bouquet XI 366 f. *Ex chronico Lyrensi.*

<sup>2)</sup> Moule, *Antiquities in Westminster Abbey*, nach 'Lansdown MSS. 882 f. 59', angeführt bei N. H. Nicolas in *Archaeologia* XXI 196. — B. Palliser o. c. s. 312. — Duchesse of Cleveland o. c. I 72 f.

<sup>3)</sup> S. für Mandeville: Dugdale a. a. o.; B. Burke, *Dormant and Extinct Peerages* s. 352 f.; Duchesse of Cleveland II 226 ff.



der Tony oder aus Boulogne, keiner war verwandt mit der Gemahlin König Stephan's, der Mathilde von Boulogne, deren Onkel der gefeierte Gottfried von Bouillon war. Vergebens sucht man in der Genealogie nach einer Verbindung. — Und nun vollends das Wappen der Mandeville, welches einen Schwan enthalten haben soll! In einem Ms. des späten Mittelalters<sup>1)</sup> heisst es allerdings, dass die Mandeville als Grafen von Essex *Gules, a swan Argent, beaked, legged, ducally gorged and chained Or* führten. Aber dieser 'weisse Schwan in Rot' ist im Widerspruch mit der Gloverrolle von 1240/45, mit Matthaeus Paris, mit dem Siegel der Bohun, die alle ohne Ausnahme für die Mandeville nur einen gevierten, figurlosen Schild zeigen, in der Gloverrolle und bei Matthaeus Paris mit den Farben Gold und Rot<sup>2)</sup>. Schon N. H. Nicolas, ein anerkannt vorzüglicher Kenner<sup>3)</sup> der alten Wappen und Siegel, wies 1825<sup>4)</sup> die Angabe der Hs. zurück, mit den Worten, dass nicht die mindeste Autorität angeführt werden könne, den Mandeville das Wappen mit dem Schwan zuzuschreiben<sup>5)</sup>. — War das *badge* der Grafschaft Essex aber in der That ein Schwan<sup>6)</sup>, ging der Schwan damals in der That in das Haus Bohun über — eine verwendbare Angabe besitzen wir darüber nicht —, so könnten wir vielleicht vor dieser Entwicklung stehen. Aus irgendwelchem Grund führten die Mandeville zur Bezeichnung, dass sie die Grafschaft Essex innehatten, den Schwan neben ihrem gewöhnlichen Wappen, welches 1215 'geviert Rot und Gold' war. Das Zeichen beruhte nicht auf der Herkunft von irgendwelchem Schwanritter. Es war kein Symbol besonderer Anhänglichkeit an Mathilde von Boulogne, die Gemahlin König Stephan's, denn die damaligen

1) S. s. 360, anm. 2.

2) Gloverrolle: *quartele d'or et de goules*; M. Paris: *'ad quatre quarters, quarter devant d'or cum suo pari'*; *'quarterly, gules and or'*. S. dazu Pusikan a. a. o. s. 145.

3) *Sir Harris Nicolas, whose genealogical ability, accuracy, and erudition have never been surpassed*, Urteil B. Burke's, *Dormant and Extinct Peerages*, Preface s. X.

4) *Archaeologia* XXI a. a. o.

5) Eine Darstellung wie das *ducally collared and chained or* gehört übrigens nicht der ersten Zeit der englischen Heraldik an.

6) Das Lokalsiegel von Essex kannte 1436 keinen Schwan im Wappen, s. *Catalogue of Seals* vol. II, nr. 4904.

Mandeville gehörten zu ihren heftigsten gegnern<sup>1)</sup>, und weder im wappen Boulogne's<sup>2)</sup> noch in dem Stephan's<sup>3)</sup> kam ein schwan vor, abgesehen noch davon, dass für Mathilde von Boulogne, die bis 1113 ihre grossmutter Ida, d. h. die vermeintliche tochter des Schwanritters der dichtung, und bis ca. 1125 den eigenen vater Eustach III. von Boulogne, wie es hiess, den enkel des Schwanritters der sage, gekannt hatte, die abstammung keine thatsächliche gewesen sein kann. — Wenn die Mandeville für den besitz von Essex den schwan als *badge* geführt haben — die sache ist aber sehr zweifelhaft —, so beruhte dieses *badge* auf einem für uns nicht mehr zu bestimmenden grund, wie wir nachher für Stafford und andere häuser einen strickknoten, für andere familien andere zeichen finden und sogar bei den englischen königen *badges* begegnen, über deren ursprung wir im unklaren bleiben<sup>4)</sup>. — Der von den Mandeville ererbte schwan

<sup>1)</sup> Matth. Paris, *Chron. Maj.*, ed. H. R. Luard vol. II, s. 174 ff.; Guilelmus Neubrigensis (Wilh. v. Newburgh), *Hist. Rer. Angl.*, ed. H. C. Hamilton vol. I, s. 35, London 1856. — Zusammenfassend u. a. bei B. Burke, *Dormant and Extinct Peetrages* a. a. o.; Duchesse of Cleveland a. a. o.

<sup>2)</sup> 'Drei rote scheiben in gold', s. siegel Ida's von Boulogne († 1216) in *Trésor Numismatique, Les sceaux des Grands Feudataires* s. 29. — H. R. Luard blasoniert nach Matth. Paris für die grafen von Boulogne '*gules a lion rampant d'argent*', *Chron. Maj.* a. a. o. vol. VI, s. 470. — Leider geben die siegel im *Catalogue of Seals* vol. V, nr. 19349—19353, die zeit von ca. 1200 bis ca. 1326 umfassend, keine heraldischen zeichen für Boulogne. Ebensowenig ebd. vol. II, nr. 5899 u. 6000 für Wilhelm, grafen von Boulogne, den jüngsten sohn könig Stephan's. Erst gegen die 2. hälfte des 14. jahrhunderts tritt heraldisch ein schwan in verbindung mit Boulogne auf. Im jahre 1351 siegelt Jehan de Boloigne oder Boulogne, graf von Montfort, mit dem Montfortschen wappen, dem als helmschmuck ein schwan beigefügt wird, *Catalogue of Seals* vol. V, nr. 20012. — Die stadt Boulogne hatte 1408 ein geschäftssiegel, auf welchem sich auf der vorderseite die geschichte von Helyas befand, auf der rückseite ein schwan, ebd. nr. 18997. — Der schwan als einer der schildhalter auf den siegeln Johann's von Frankreich, herzogs von Berry und Auvergne, grafen von Poitou, Estampes, Boulogne und Auvergne, † 1416, scheint einen andern grund als den einer erinnerung an Boulogne zu haben. S. *Catalogue of Seals* a. a. o. nr. 20237 (vom jahre 1379) und nr. 20238 (vom jahre 1414).

<sup>3)</sup> Man ist über sein wappen nicht ganz im klaren. S. B. Burke, *General Armory* s. LV. — Über sein *badge* s. B. Palliser a. a. o. s. 355 f. — *Catalogue of Seals* bietet keine heraldischen zeichen von ihm. S. vol. I nr. 43—54. — Einen schwan schreibt kein heraldiker oder genealog ihm zu.

<sup>4)</sup> B. Burke, *General Armory* s. XV. LVI f. — B. Palliser o. c. passim. — J. Larwood and J. C. Hotten, *History of Signboards* o. c. s. 109. 133 f. und passim. — Schon E. Ashmole machte eine darauf zielende bemerkung, speciell

galt dann als *badge* der Grafen von Essex auch für die Bohun<sup>1)</sup>. Die Führung des Schwanzzeichens gab im Laufe der Zeit Anlass zu der Annahme der Herkunft. Über das Wann? liesse sich nur eine Vermutung aufstellen. Vielleicht war nicht ohne Bedeutung, dass derselbe Humphrey von Bohun, der zuerst das Schwanzzeichen von den Mandeville übernommen haben soll, den minderjährigen Roger IV. von Tony († 1263), nachdem dessen Vater Radulf IV. 1239 gestorben war, im Auftrag König Heinrich's III. unter seine Vormundschaft nahm und Humphrey's Tochter Alice nachher die Gemahlin dieses Roger ward<sup>2)</sup>. Bekannte die Familie der Tony sich ohne Schwanzzeichen zu der Abstammung, so hatte Humphrey dagegen das Schwanzzeichen und erklärte dasselbe nun durch die Herkunft seiner Mutter vom Schwanritter. — In diesem Falle lag die Annahme der Abstammung von einem Schwanritter in der Familie Bohun um oder kurz nach 1250, d. h. nicht lange vor der Zeit, da William

---

auf die *Impreses, Motto's and Devices* König Edward's III.: *many of which for any man now to descant upon would be an endless and fruitless attempt, seeing the occasion of their invention and the circumstances thereupon depending, are irrecoverably lost.* O. c., ed. 1672, s. 185; ed. 1715, s. 127.

1) Das Wappen des Henry von Bohun, des Gemahls der Mathilde von Mandeville, war *Scutum azureum leones aurei, bende album* oder *Azure a bend argent between 6 lioncels rampant or* oder *Or a bend gules, cotted sable*, s. 'Shields of Arms given by Matth. Paris' in *Chron. Maj.* a. a. o. s. 473. — Vgl. Pusikan a. a. o. s. 140. — *The Siege of Carlaverock* giebt für Humphrey von Bohun († 1322): *Baniere ot de Inde ceudal fort O une blanche bende lee De deus costices entre alce De or fin dont au dehor assis Ot en rampant lyoncaus sis*, a. a. o. s. 12 f., d. h. das bekannte Bohun'sche Wappen. Die Übersetzung bei N. H. Nicolas lautet: *he had a banner of deep blue silk, with a white bend between two cotices of fine gold, on the outside of which he had six lioncels rampant*, a. a. o. s. 13. — Der Helmschmuck der Bohun war später ein Löwe auf einem Hut. — Ihre Siegel haben kein Crest, s. *Catalogue of Seals* vol. II a. a. o. — S. aber vol. III, nr. 12723, Siegel des Thomas von Woodstock vom Jahre 1399, und nr. 12685, Siegel vom Jahre 1387 von Heinrich von Derby, nachher Heinrich IV. — Das *badge* war aber im 14. Jahrhundert ein Schwan, s. oben s. 356 Anm. 6.

2) Dugdale, *Baronage* I 470. — B. Burke, *Dormant and Extinct Peerages* s. 57. — E. Maunde Thompson a. a. o. — In *Calendarium Genealogicum for the Reigns of Henry III. and Edward I.*, ed. by Ch. Roberts, London 1865, heisst es vol. I, s. 116 für Roger IV. von Tony: *Post mortem istius Radulphi (sc. des vaters des Roger) successit ei Rogerus, qui fuit infra aetatem et in custodia dominae Reginae per quindecim annos . . . . Isabella qui fuit uxor Rogeri de Theny.*

von Beauchamp, der durch seine mutter graf von Warwick ward, seinem sohn bei der taufe den in der familie ungebräuchlichen namen 'Guy' gab (1270), wie es scheint, nach dem sagenhaften ahnherrn 'Guy von Warwick'.

Das alles beruht freilich auf der annahme, dass die Mandeville einen schwan als *badge* für die grafenschaft Essex führten. Ich bin absichtlich auf diese annahme eingegangen, weil sich mit ihr als grundlage dennoch ergibt, dass die berufung der Bohun auf Schwanritterursprung eine unbegründete war. Dass die basis, worauf ich baute, wahrscheinlich nur in der phantasie späterer genealogen bestanden hat, ist schon von N. H. Nicolas betont worden<sup>1)</sup>. — Die berufung auf die herkunft muss bei Bohun einen anderen grund haben. Ich glaube, dass die wappenschilde auf den siegeln der Bohun uns den weg zeigen.

Die siegel von 1259 und 1301<sup>2)</sup>, d. h. die siegel des ersten Bohun, der durch seine mutter und durch königliche erhebung graf von Essex war, und des dritten Bohun, der diese würde inne hatte, haben übereinstimmend auf der rückseite einen grossen schild, worauf das wappen der Bohun 'der schrägbalken und die löwen', und zwei kleine schilde daneben, worauf das wappen der Mandeville 'ein gevierter schild'. Verschieden sind sie aber in anderem. Auf dem siegel von 1259 steht über dem grossen schild ein achtstrahliger stern, über den kleinen schilden nichts; auf dem von 1301 steigt hinter den kleinen schilden je ein kleestengel auf, der grosse schild hängt von dem rücken eines schwans. Nun ist das siegel von 1301 das einzige beispiel eines Bohun'schen siegels, dass ein schwan einen schild trägt, zu urteilen wenigstens nach den 37 siegeln in dem *Catalogue of Seals*. Schwäne finden sich nachher nur dreimal auf den siegeln der Bohun und zwar als schildhalter an den seiten, auf einem siegel von 1334<sup>3)</sup> und zwei gleichen von 1389 und 1393<sup>4)</sup>. Ihre schilde sind immer von anderen zeichen auf den siegeln begleitet. Der schwan war also ein wechselndes bezeichnen. Der Bohun, der zuerst den schild der Mandeville doppelt neben den hausschild aufnahm (siegel von

1) *Archaeologia* XXI 196.

2) *Catalogue of Seals* vol. II, nr. 5720. 5722.

3) ebd. nr. 7553.

4) ebd. nr. 7539. 7540.

1259), brauchte sogar keinen schwan<sup>1)</sup>. Unter diesen umständen werden nun die siegel der anderen barone an dem brief von 1301 ausserordentlich belehrend. Mehrere zeigen auch da den schild von vögeln, vierfüsslern und sonstigen dingen abhängig oder ihn umgeben von solchen figuren, zwei sogar haben den schild auf der brust eines adlers<sup>2)</sup>. Und doch stammten die führer dieser siegel von keinen rittern mit diesen emblemen, und bedeuteten die zeichen keine heraldische beziehung, obgleich sich vereinzelt später aus solchem zeichen der helmschmuck oder das erkenntniszeichen entwickelte<sup>3)</sup>. Und so werden wir auch bei den Bohun nicht irre gehen, wenn wir den schwan auf dem siegel von 1301 für ein ursprünglich bloss dekoratives zeichen halten, für welches Humphrey VII. († 1321) oder einer seiner nächsten vorfahren eine besondere vorliebe hatte. Als nun der schwan nachher das erkenntniszeichen der familie Bohun wurde, was noch zu lebzeiten dieses Humphrey geschah<sup>4)</sup>, da war die brücke leicht geschlagen zu einer angeblichen abstammung vom Schwanritter. Und nicht unwahrscheinlich, dass die Bohun, als sie damals oder später ihre abstammung erklären sollten und dies aus der eigenen genealogie nicht möglich war, zurückgriffen auf eine vermeintliche herkunft der Mandeville, diesen auch das zeichen des schwanes zuschreibend. — Aber wie die Bohun die sache auch erklären mochten: vom blute des Schwanritters waren sie nicht.

Ziehen wir das resultat für die Stafford von Stafford.

Die Bohun beriefen sich auf einen ursprung vom Schwanritter, aber diese berufung war keine ererbte. Nur ein schwanzeichen gab einst anlass dazu. Ihr Schwanritter muss der niederlothringische Helyas gewesen sein. Thomas' von Woodstock und Eleonorens von Bohun tochter, die Anna Plantagenet, ward die gemahlin Edmund's von Stafford, und von diesem haben wir das erste siegel mit einem schwan als helmschmuck. Der älteste enkel Edmund's und der Anna war der grossvater Edward's von Buckingham. Dieser Edward, in welchem das

<sup>1)</sup> In dem *Siege of Carlarverock* wird von einer etwaigen besondern herkunft der Bohun nichts gesagt, der passus ist aber zu unbedeutend, als dass er folgerungen erlaube.

<sup>2)</sup> N. H. Nicolas, *Archaeologia* XXI 192 ff.

<sup>3)</sup> N. H. Nicolas a. a. o.

<sup>4)</sup> S. oben s. 356 anm. 6.

haus Stafford seinen höchsten glanz erlebte, betonte seinen ursprung von den Bohun durch wappen und ansprüche noch in höherem masse als seine vorgänger. — Infolge unseres spärlichen materials muss nun unentschieden gelassen werden, ob Edward sich durch die Bohun oder durch die abstammung von den Stafford als 'initially descended' vom Schwanritter betrachtete, und ob der schwan als helmzierde auf grund der Bohunschen oder Stafford'schen herkunft einen platz in dem wappen der Stafford fand. — Aber mochte Edward sich durch Bohun oder durch Stafford oder durch beide zugleich einen nachkommen des Schwanritters nennen, vergessen waren schon längst die ursprünglichen verhältnisse, das berechnete der Stafford wie das unberechnete der Bohun in ihrem anfänglichen zustand. Denn nicht durch Boulogne stammte Edward von einem sagenhaften Schwanritter. Durch das eigene geschlecht, durch den ersten Stafford spross er von dem normannischen ritter mit dem zeichen des schwans, von Roger dem Spanier, dem historischen urbild des sagenhaften Helyas<sup>1)</sup>.

Zu einer neugestaltung der sage, wie in Brabant, Cleve und Arkel, ist es, soweit meine kenntnis reicht, in keinem englischen haus gekommen<sup>2)</sup>. Was in England in dieser materie behandelt ward, grupperte sich ausnahmslos um Helyas, um Bouillon und Boulogne; keine einzige version nimmt rücksicht auf ein englisches haus. Nach der andeutung in dem *Siege of Carlawerock* zu urteilen, hat der letzte Tony sich 1300 nur als

---

<sup>1)</sup> In einer note sei noch auf ein anderes verhältnis hingewiesen, das aber die annahme des schwanzeichens und das aufleben der herkunft bei den Stafford kaum beeinflusst haben kann, weil es ganz hinter den beiden besprochenen faktoren zurücksteht. Die mutter des Edmund von Stafford, von dem wir das älteste Stafford'sche siegel mit einem helmschmuck haben, war Philippa, die tochter des Thomas von Beauchamp, des dritten grafen von Warwick, d. h. die enkelin der schwester und erbin des letzten Tony. — Aber in dem wappen der Stafford findet sich sonst keine erinnerung an das wappen der Beauchamp.

<sup>2)</sup> Auch W. J. Thoms im *Preface* zu seiner neuausgabe von R. Copland's übersetzung und H. Gibbs in der einleitung zu dem *Romance of the Chevalere Assigne*, E. F. T. S. Extra Series nr. VI, London 1868, sowie S. Baring-Gould, *Curious Myths of the Middle Ages*, 2<sup>nd</sup> ed., s. 561 ff. 579 ff., London 1897, führen keine beispiele an. Sie schweigen übrigens vollständig von den ansprüchen der Tony, Bohun und Beauchamp.

nachkommen von dem in der dichtung gefeierten Schwanritter, d. h. dem vermeintlichen grossvater Gottfried's von Bouillon, betrachtet, obgleich in der geschichte der äbte des klosters des heiligen Alban in Hertfordshire das richtige verhältnis ein halbes jahrhundert vorher von neuem gebucht wurde. Und betrachtete Robert von Tony, der in gerader linie auf Roger den Spanier zurückging, sich als von dem niederlothringischen Schwanritter abstammend, um wievielmehr alsdann die Stafford und die Bohun! Aus Copland's prolog, nicht durch den text seiner übersetzung geht hervor, dass Edward von Buckingham, der nachkomme der Bohun und der Stafford, sich in den tagen seines glanzes nur durch einen der drei boulognischen brüder von dem blute des Schwanritters rechnete. Und in der that konnten ansätze zu selbständigen sagengebilden, wenn in diesen häusern eine neigung dazu sich hätte regen mögen, nicht aufkommen. Der fruchtbare boden mangelte. Keine persönlichkeit von weltgeschichtlicher bedeutung wurde aus diesen geschlechtern geboren, deren thaten den englischen dichter zu einem romantischen schwung hätten begeistern, wodurch die keime sich hätten entwickeln können, um den kampf aufzunehmen mit der tradition, die sich um Gottfried von Bouillon gebildet hatte. Sodann fehlte es bei all dem äusseren glanz der Tony, der Bohun, der Beauchamp und der Stafford gerade an dem wichtigsten element, das einer etwaigen neugebildeten sage hätte zum durchbruch verhelfen können: sie entbehrten der selbständigen politischen existenz. Durch diese selbständigkeit brachten in Brabant andere zur reife, was in dem regierenden hause kaum aufgegangen war, wurde in Cleve im volke eine abstammung angenommen und gefestigt, weil in dem herrschenden geschlecht selbst daran geglaubt ward, konnte bei dem stolzen, niederländischen adelsgeschlecht der Arkel noch spät eine eigene sage sich bilden. Und schliesslich: unvergessen war, dass diese familien der englischen aristokratie aus der Normandie stammten. Systematisch wurde an diesem ursprung festgehalten. Fast offiziell wussten ihresgleichen, dass seit der eroberung in keiner dieser familien ein Schwanritter besitzer des erbguts in England geworden war. Die erscheinung des Schwanritters lag demnach für die englischen häuser ohne ausnahme auf dem kontinent. Und von dem kontinent aus strahlte nur der Schwanritter Gottfried's von Bouillon. Die später ent-

standenen brabantischen und clevischen traditionen waren auf ein enges gebiet beschränkt, beherrschten die poetische welt nicht. Sie drangen nie in die französische dichtung, aus welcher England hauptsächlich seinen litterarischen bedarf bezog. Was wunder also, dass die politisch abhängigen häuser sich angeschlossen an Boulogne, sich betrachteten von der gleichen wunderbaren herkunft mit Gottfried von Bouillon und sogar den fabelhaften Helyas ihren alnherrn nannten.

Ich muss abbrechen. Das material, das mir zu gebote steht, erlaubt kein weiteres vordringen. Eine nicht geringe anzahl werke, in denen ich aufschluss zu finden hoffte, waren mir nicht zugänglich. Aber aus den besprochenen häusern der Tony, der Beauchamp, der Stafford, der Bohun wird deutlich geworden sein, dass auch in England, wie auf dem festland, die herkunft vom Schwanritter doch nur in solchen geschlechtern ihren kultus gefunden hat, die entweder mit den Toëni oder mit Boulogne in beziehung standen oder durch einen schwan im wappen sich der herkunft annassten. Diese beziehungen in englischen häusern näher aufzudecken, muss ich dem forscher englischer lokal- und familiengeschichte überlassen.

Tilburg in Holland, Januar 1901.

J. F. D. Blöte.

---

## BEMERKUNGEN ZUM *HAVELOK*.



Die kürzlich erschienene wertvolle neuausgabe des dichterisch wenig hervorragenden aber sagengeschichtlich und sprachlich sehr interessanten *Havelok* von prof. Holthausen hat zwar für viele stellen eklatante besserungen und richtige erklärungen gebracht, für die wir dem herausgeber zu grösstem dank verpflichtet sind, allein zu einem allseitigen verständnis der schlecht überlieferten dichtung bleibt noch viel zu thun übrig. Es soll das kein tadel für den herausgeber sein. Auch kann ich mir nicht verhehlen, dass Holthausen bei längerer überlegung von manchem besserungsversuche wieder



abstand genommen hätte. Zwar rechne ich auch mich zu den »anderen, die weniger hochachtung vor den leistungen nachlässiger kopisten zu entwickeln vermögen«, allein ich gehöre auch zu den konservativ gesinnten«, die nur dann die überlieferung verwerfen, wenn durchaus zwingende gründe dazu vorhanden sind. Aber auch in letzterem falle sollte man nicht jede gute konjektur für eine emendation halten. Und auch die »zwingenden gründe« entpuppen sich ja oft bei näherem zusehen nichts weniger als zwingend. Es scheint mir daher doch einige zurückhaltung geboten zu sein. In diesem sinne sind die folgenden bemerkungen geschrieben, die sich nur auf den text und die erklärungen einiger stellen beziehen, grammatische und metrische fragen aber, zu denen Holthausen's neue und eingehende behandlung des textes so sehr einlädt, unerörtert lassen.

Die handschrift überliefert die verse so:

v. 27 II. It was a king bi aredawes  
That in his time were gode lawes  
He dede maken an ful wel holden . . .

Stratmann nahm anstoss an der konstruktion und schrieb, indem er *æere* und *he* strich:

It was a king bi are-dawes  
That in his time gode lawes  
Dede maken . . . . .

Holthausen nahm die angebliche Stratmann'sche besserung in seine ausgabe auf, ebenso fand sie eingang schon vorher in die dritte auflage des Zupitza'schen alt- und mittelenglischen übungsbuches. Die stelle ist jedoch ohne zweifel richtig überliefert, wie ich gleich zeigen werde, ganz abgesehen davon, dass man nicht recht einsieht, warum der schreiber eine so einfache konstruktion, wie sie Stratmann herstellt, geändert haben sollte. Denn um einen blossen schreiberirrtum könnte es sich ja nicht handeln.

Der vers: *that in his time were gode lawes* enthält einen relativsatz, der an den vorhergehenden vers und speciell an *king* anknüpft: »Zu dessen zeit gute gesetze bestanden.« Die konstruktion hat gar nichts auffallendes, ja sie ist echt mittelenglisch, und es prägt sich in ihr eine syntaktische erscheinung aus, die sich seit altenglischer zeit findet und noch

im neuenglischen (slang) parallelen hat. Ich verweise auf Koch, Hist. gram. II<sup>2</sup>, § 349, s. 277 f.; Einenkel, Grundr. d. germ. phil., 2. Aufl., I, s. 1115 f.; Stoffel, Engl. stud. 29 (1901) s. 98 f. (wo auch die *Havelok*-stelle citiert wird). Eine genaue parallele zu unserm vers bietet die stelle bei Chaucer, Canterb. Tales (ed. Skeat) D 309:

Whilom ther was an irous potestat,  
As seith Senek, that duringe his estaat  
Up-on a day out riden knightes two . . . .

Das relativum *that he* = 'qui', *that him* = 'quem' etc. findet sich auch sonst im *Havelok*, z. b. vv. 51. 81.

Demnach schliesst sich v. 29 im *Havelok*: *he dede maken . . . .* unmittelbar an *lawes* an. Auch das ist etwas ganz geläufiges, die sog. auslassung des relativs (*constructio à pò zoirovñ*) die sich auch sonst im *Havelok* an mehr als einer stelle findet, und über die man Koch, Mätzner, Kellner, Einenkel nachsehe.

Die betr. verse im *Havelok* sind also zu übersetzen:

In den tagen der vorzeit lebte ein könig,  
Zu dessen lebzeiten gute gesetze bestanden,  
[Die] er gab und genau einhielt.

v. 194 f. Holthausen druckt die stelle so:

And þat she coupe of curteysye,  
Gon, and speken of luue-drurye;

Jedoch nach Holthausen's anm. zu v. 194, die sonst unverständlich wäre, scheint er *gon* mit *of curteysye* zu verbinden; freilich im text sind diese wörter durch ein komma getrennt. Das auf den ersten blick auffällige *gon*, sowie die ganze stelle hat ihr analogon in v. 370 f., wodurch das *gon* ins rechte licht gesetzt wird. Dem *speken and gangen* v. 370 entspricht *gon and speken* v. 195 genau. Ich interpungiere daher:

And that she coupe of curteysye,  
Gon and speken, of luue-drurye.

Die worte *gon and speken* deuten ganz allgemein das herangewachsensein an (bis sie gehen und sprechen konnte), *of luue-drurye* ist asyndetisch angeknüpft und gehört natürlich wie *of curteysye* gleichfalls zu *coupe*. Über die verbindung von *cuman of* vgl. Mätzner, Wörterb. s. 524 sp. 2 unten.

- v. 244 ff. And sauterer deden þe[i] manie reden,  
 þat God self shulde his soule leden  
 Into heuene, biforn his sone,  
 And þer wit[h]-uten hende wone.

Holthausen nimmt an dem verse anstoss und fragt: May we conjecture

*þer withut ende for to wone?*

*wone* ist entweder der konjunktiv (abhängig von *þat* v. 245), was ich vorziehen möchte, oder der infinitiv mit ergänzung von *shulde* aus v. 245. Das subjekt zu v. 247 ist natürlich *his soule*, das aus dem vorhergehenden hier leicht zu ergänzen ist. Dem freien volkstümlichen stil unserer romanze ist das durchaus angemessen. Man übersetze also: Damit gott selbst seine seele in den himmel geleite, vor seinen sohn, und [damit sie] dort ewig wohnen möge.

- v. 320 f. And dede leden hire to Doure,  
 þat standeth on þe seis oure;

Das wort *oure* (ae. *ofer* m. 'ufer') fehlt bei Stratmann-Bradley und auch bei Holthausen im Glossar. Wie der genitiv *seis* (2silbig) zeigt, kann es sich doch hier nicht um die präpos. oder das adv. *ouer* (ae. *ofer*) handeln; es muss also heissen: am ufer (gestade) des meeres. Da *Doure* ein altenglisches kurzes *o* hat, ist der reim unrein, aber durch den eigennamen entschuldigt. Oder sollte französische aussprache des namens mit *ō* (cf. nfr. *Douvre*) vorliegen? Vgl. Sturmfels, *Anglia* IX, s. 552. Sonst kommt ein reim von *ō* mit *ō* im *Havelok* nicht vor. Der von Schmidt in seiner Dissertation s. 53 citierte *grotes: frotes* (angeblich *ō: ō*) beruht auf falscher voraussetzung, da *grotes* einem altenglischen flektierten *grot* (cf. Oxf. Dict. unter *grot*<sup>1</sup>) entspricht.

Ist *ouer* (ae. *ofer*) ufer sonst noch im Mittelenglischen belegt?

- v. 403 ff. Jesus Crist, that makede mone  
 On þe mirke niht to shine,  
 Wite his soule fro helle-pine;  
 And leue þat it mote wone  
 In heuene-riche with Godes sone!

Auch an diesen versen nimmt Holthausen mit unrecht anstoss. Dass Christus an die stelle gottes (des vaters) rückt, ist

wenigstens für mittelalterlich-englische anschauung nichts unerhörtes, wie die mittelenglische religiöse dichtung zeigt (belege dafür wird eine demnächst erscheinende Göttinger dissertation über die mittelenglische religiöse lyrik bringen); auch wird unsere stelle durch vv. 1314 u. 436 sicher gestellt. Das *Godsone* v. 407 steht nur dichterisch umschreibend und zugleich prägnanter für ein prosaisches *him*.

v. 503 ff. Of [H]avelok rewede him ful sore,  
 And þouc[h]te, he wolde þat he ded wore,  
 But on þat he nouht wit[h] his hend,  
 Ne drepe him [self], þat fule fend.

Die konjektur Napier's scheint mir eine der besten, die in *Havelok* gemacht ist, und ich wundere mich, dass Holthausen sie nicht aufgenommen hat.

Das überlieferte *þoucte* hat neben *wolde* in demselben vers keinen sinn. Ändert man *þoucte* mit Napier in *þouht*, so ist alles in schönster ordnung: Mit *Havelok* hatte er grosses mitleid; und doch wollte er, dass er tot wäre, aber nur, dass er ihn nicht selbst mit eigener hand töte.

v. 570 ff. þo Havelok mic[h]te sei: 'Weilawei,  
 þat euere was i kinges barn!  
 þat him ne hauede griþ or arn,  
 Leoun or wlf, wluine or bere,  
 Or oper best, þat wo(l)de him dere!

Ich bin mit Holthausen's auffassung nicht einverstanden. Warum sollen die verse 572 ff., die sich doch auch in der konstruktion an das vorherige so eng anschliessen, eine verwünschung des dichters bedeuten und nicht die fortsetzung der klage des prinzen? Das zweite *þat* in v. 572 gehört ebenso wie das erste in v. 571 zu *weilawei*. Der sinn ist: Wehe, dass ich je als sohn eines königs geboren bin! dass ihn (den Grim) nicht ein wildes tier zerrissen hat!

Für *griþ* ist *grīþ* mit länge zu schreiben!

Auch das handschriftlich überlieferte *bern: ern* (= *bērn: ērn*) ist ohne not geändert.

v. 691 f. Grim þouc[h]te to late þat he ran  
 Fro þat traytour, þa[t] wicke man;

*Grim þouhte* bedeutet hier: Grim dünkte; *to late* heisst doch wohl nicht »zu spät«, sondern »zu langsam«. Also:

Grim dünkte es, dass er nicht schnell genug fort gelaufen sei (da es ihm beinahe an den kragen gegangen wäre; vgl. v. 689 f.). Wegen der bedeutung von me. *lat(e)* s. Mätzner, Wb.

v. 739 f. *Bigan* he þere for to erde,  
A litel hus to maken of erþe,

. . . . .

Das komma nach *erde* ist bei Holthausen zu streichen; *þere* gehört sowohl zu *erde* wie zu *maken*: Er baute dort, um [daselbst] zu wohnen, eine lehmhütte.

v. 760 ff. *Gode paniers dede he make*  
*Ontil him, and oþer þrinne,*  
*Til hise sones to beren fish inne*

. . . . .

Es ist mit trennung von *Ontil* in *On til* zu lesen und zu interpungieren:

*Gode paniers dede he make,*  
*On til him, and oþer þrinne*  
*Til hise sones to beren fish inne . . . . .*  
Gute körbe liess er machen,  
Einen (*on*) für sich und drei andere  
Für seine [drei] söhne . . . . .

v. 800 f. *þe man þat may wel eten and drinke,*  
*þar nouht ne haue but on swink long;*

Mir scheint die handschriftliche überlieferung (*þat*) doch gut zu sein: Wer essen und trinken will, soll das nicht haben, wenn er nicht ernstlich arbeitet.

v. 926 *Daþeit hwo þe mete werne!*

Holthausen möchte hier *shal* vor *mete* einführen. Dazu liegt nicht der geringste grund vor; vgl. vv. 296 u. 300, wo ebenfalls der blosse konjunktiv steht. Dasselbe gilt für den v. 1125.

v. 949 ff. *It ne was non so litel knaue,*  
*For to leyken, ne forto plawe,*  
*þat he ne wo[l]de with him pleye:*

Holthausen will offenbar wegen des reimes *knāue* : *plawe* zwischen vv. 949 u. 950 eine lücke annehmen. Das ist aus zwei gründen unberechtigt: 1) weil dem sinne nach gar nichts

fehlt und man sich vergebens fragt, was denn in dem verlorenen verspaar noch gestanden haben könnte, da die situation doch schon breit genug ausgemalt ist; 2) weil auch an andern stellen unseres gedichts derartige reime gesichert sind; vgl. vv. 1297 98 *dræwe : hāue* (wo eine änderung in *æwe < āzan* allerdings nahe liegt) und vv. 2676 7 *of-slawen : Rāuen* (nom. propr.). Eine sichere deutung dieser reime ist bis jetzt nicht gegeben; vgl. übrigens Schmidt, *Zur heimatbestimmung des Havelok*, Gött. diss. 1900, s. 61.

Göttingen, im März 1901.

Lorenz Morsbach.

---

## DAS LAUD-TROYBOOK.

Hs. Bodl. Laud 595 (früher K. 76).



Im ersten hefte dieses bandes der *Englischen studien* (s. 1—26) hat Fräulein Dorothy Kempe in London einen aufsatz veröffentlicht, in dem zum ersten male etwas ausführlicher über die umfangreiche mittelenglische fassung der troischen sage gehandelt wird, die uns in der Bodleyschen handschrift Laud 595 (früher als K. 76 bezeichnet) in Oxford erhalten ist, und deren herausgabe für die Early English Text Society mir übertragen ist.

Die Kempesche arbeit hat mich veranlasst, meine vor 12 jahren angefertigte abschrift des textes der handschrift, die ich in bälde dem drucker zu übergeben gedenke, mal wieder vorzunehmen, und mit ihr und meinen im laufe der jahre hier und da einmal (wie Syntax Alfreds und andere arbeiten es gerade gestatteten) dazu geschaffenen vorarbeiten die von Miss Kempe gemachten angaben zu vergleichen. Ich will nun hier zunächst mitteilen, was ich bestätigend oder berichtigend oder ergänzend zu Miss Kempes aufsatz hinzufügen kann, und dann noch weitere mitteilungen, besonders zur frage nach ort und zeit des Laud-Troybooks, machen.

Zu § 1. Introductory (s. 1—3):

S. 2. Die handschrift besteht nicht aus *some 276 folios*, sondern genau aus 283; das gedicht selbst endet allerdings schon am fusse der vorderseite des 275. blattes, und die meisten der noch folgenden blätter enthalten nur kritzeleien. Ich kann nicht annehmen, dass sie als wertlos entfernt worden sind, als man die handschrift neu eingebunden hat. Als ich sie abschrieb (1889), war nämlich der rücken des einbandes vollständig zerfetzt und vermodert; dieser ist, wie mir professor Trautmann vor einigen jahren feststellte, durch einen neuen lederrücken ersetzt worden, während die alten eichenholzdeckel geblieben sind. Während dieser neue rücken nur die aufschrift trägt „Ms. Laud 595“, klebte damals auf dem alten ein allerdings vom alter arg mitgenommenes papierschildchen, auf dem noch folgendes zu erkennen war: . . . . *Lidgate* . . . *uke of Bury* : *De Bello Trojano Ere (?) Ms.* Dieses sowie die überschrift auf dem ersten blatte der hs. selbst konnte zu der annahme verleiten, dass dieser band wirklich das Lidgatesche gedicht enthalte, und sogar in den ankündigungen der E. E. T. S. wurde es, ehe ich darauf aufmerksam machte, wenn auch nicht unter Lidgates namen, so doch in der ‘Extra Series’ aufgeführt, als ob es schon einmal herausgegeben sei. Auch der 1858er “Catalogue of the Mss. of the Bodl. Library. Partis II. Fasc. I. ed. Henry O. Coxe, A. M.” bezeichnet den inhalt dieses bandes als das gedicht des mönches von Bury.

Dorothy Kempe spricht von *a half-obliterated entry on the last page*, wodurch vielleicht ein früherer eigentümer der hs. bezeichnet werde; sie liest: *Wylliam Phylp Chambyrleyn of london à XVIII<sup>o</sup>* und weist auch einen solchen nach. Aber nicht auf dem letzten, sondern auf der rückseite des 275., allerdings des letzten textblattes findet sich diese eintragung, doch habe ich s. z. nur die ganz verblassten worte: *of Londo à XVIII* entziffern können.

Auf dem wirklich letzten blatte aber steht am fusse der rückseite auf dem kopfe: *o blessid ma. . . yld for the loue of they chyld* und darunter fast ganz unleserlich: *Francfs Humble.*

Die überschrift auf der ersten seite stammt nach den angaben Mr. Madans von der Bodleian Library aus der zeit um 1550, nach Warton aus der zeit Jakobs I. (1603—1625); sie lautet wie folgt: *Dares a traian haralte & dictus* (oder *diccus*)

*a grecian haralte writt this booke in greeke & loste it in Athenes & theare it was founde by Guido de Columpnis (dieses wort zweimal, das erste mal dick durchgestrichen) a notary of Rome & digested into lattyn & orster in Anno 1421 translated into Einglishe by John Lidgate monke of Bury vide fo secundo.*

Was die jahreszahl in dieser überschrift betrifft, so ist man zunächst versucht "1454" zu lesen; Dorothy Kempe liest 1424, Warton 1414. Da aber Lidgate sein gedicht 1421 vollendet hat (s. ten Brinks Litt.-g. II. s. 233), so muss wohl auch hier 1421 gelesen werden, und das ist deshalb möglich, weil — wie ich aus einem vorzüglichen lichtdrucke der ersten seite, der mir zur hand ist, bestätigen kann — der wagerechte schwung des darüber stehenden wortes 'notary' nicht allein durch die sehr undeutliche '2', sondern auch durch die '1' zu gehen scheint und diese so scheinbar zu einer '4' macht.

Der verweis auf *fo secundo* hinkt, denn dort ist zwar von Guido die rede, nicht aber von Lidgate. Die angedeutete stelle hat Dorothy Kempe (zu anderem zwecke, auf s. 6 [a]) abgedruckt, aber die sechste zeile v. u. muss da lauten:

"And fond here bokes in athenes".

Auch druckt D. K. hier und in den anderen von ihr angeführten stellen insofern nicht genau, als sie doppelte *f* wie einfache giebt, *v* und *u* nicht sorgfältig scheidet, auch (n)eu'e statt zu (n)euere zu (n)eu'er auflöst u. a.

Die verfasserin schliesst diesen einleitenden abschnitt mit den worten: "*One would prefer to believe that the present version of the tale deserved and enjoyed some popularity before either Chaucer's 'Troilus and Crescide' was written or Lydgate's work overshadowed its lesser light. The pains and labour required in transcribing a composition of such length would hardly have been expended upon an entirely unknown or unacceptable poem.*"

Dass das Laud-Troybook eine der ersten oder gar — nach des eigenen verfassers ansicht — die erste bearbeitung des Trojanerkrieges in England gewesen ist, scheint aus folgenden zeilen der einleitung hervorzugehen, in der der dichter zunächst die helden aufzählt, über die schon *romances* vorhanden sind, und dann fortfährt:



“But of the worthiest wyght in wede  
 That euere bystrod any stede  
 Spekes no man ne in romaunce redes  
 Off his batayle ne of his dedis  
 Off that batayle spekes no man  
 There alle *prowes* of knyghtes began  
 That was for sothe of the batayle  
 That at Troye was saunfayle.”

Viel wert ist auf diese angabe natürlich nicht zu legen.

Zu § 2 “Date of the Poem” (s. 3—6):

In dem ersten auszuge, den D. K. hier giebt, ist zu lesen:  
 S. 4 z. 12 *him* statt *hom*.

Dorothy Kempe hat aber übersehen, dass *Cressida* noch an einer vierten stelle erwähnt wird, nämlich auf blatt 153:

“He (Troilus) hated him (Diomedes) for his *lemman*  
*Cresseida* that fair *womman*”.

Wie nun an der ersten, von D. K. angeführten, stelle die wörter *In til Cresside pat* von ganz anderer hand geschrieben sind, nachdem vorher etwas ausgeschabt worden ist, so auch an dieser stelle, wo die buchstaben “*Cress*” nachträglich sehr flüchtig von anderer hand auf ausgeschabtem stehen; jedes falles hat an beiden stellen “*Brixeyda*“ gestanden, wie es an den anderen beiden von D. K. angeführten wirklich steht und stehen geblieben ist. Der mit Chaucers ‘Troilus und Cressida’ offenbar bekannte gewissenhafte leser, der diese beiden änderungen auf bl. 125 und auf bl. 153 machte, scheint also über die erste hälfte des gedichtes nicht hinausgekommen zu sein, sonst würde er wohl auch auf den blättern 198 und 200 den seiner ansicht nach falschen namen geändert haben.

Aus der form ‘*Brixeyda*’ schliesst nun D. K., dass.— wenn auch unsere handschrift allerdings nicht älter sein könne als aus dem anfang des 15. jahrhunderts — doch das gedicht selbst vor 1378—83 verfasst sein werde, weil schwerlich jemand nach Chaucer noch die Guidosche Form des Namens gebraucht haben werde, und auch weil er die durch Chaucer so berühmt gewordene liebesgeschichte dann kaum in so gekürzter und knapper form gebracht haben würde.

Dass aber Chaucers ruhm nicht bis zum dichter eines so umfangreichen werkes und *so assiduous a reader of romance* gedrungen sein sollte, sei anderseits sehr zweifelhaft. Sind dies auch nur vermuthungen, die an und für sich und nicht durch andere gestützt, nicht viel wert haben, sie sind immerhin der grössten beachtung und sorgfältigsten prüfung wert.

Auch die angabe, dass das werk anderseits nicht vor 1343 entstanden sein könne (s. 5 u.), weil erst damals die von unserem dichter erwähnten *florayns* als münze eingeführt worden seien, ist beachtenswert.

Zu § 3 Relation of the Poem to Guido's "Historia Troiana" (s. 6—12):

S. 6 z. 4 im ersten absatze hier lies *Columna* oder *Columnis* statt *Columnia*.

D. K. nennt Guidos werk die quelle unseres Laud-Troy-books und begründet diese ansicht auch. Sie führt zwei stellen an, an denen der dichter den Guido erwähnt; die erste besprach ich schon vorher (s. s. 376); in der anderen lautet die erste zeile nicht, wie D. K. sie druckt:

"Witnes heres her of Dares",

sondern: "For witnes heres her off Dares".

S. 7 z. 1 u. 2 lies alle drei male "kyng" statt "king".

Z. 5 lies "Cuydo" statt "Guydo".

Ferner lies s. 8 z. 8 "be" statt "he".

Die gründe, die D. K. zur beweisführung angiebt, sind meist stichhaltig, aber sicherlich nicht alle unumstösslich; schade ist, dass sie z. b. bei den offenbar aus Guidos buche unmittelbar von dem englischen dichter herübergenommenen lateinischen brocken nicht angiebt, wo sie stehen; ebenso nicht bei den entstellten namen (s. 11).

Die erste auf s. 10 angeführte stelle beginnt mit *Bvt when*, nicht mit *When* allein. In der zweiten stelle ist *Eueas* statt *Eneas* zu lesen; die hs. liest nämlich durchweg ganz deutlich 'Eucas': einmal steht sogar am anfang eines neuen abschnittes *E Veas* (bl. 82).

Zu § 4 Relation of the Poem to the Romance of Benoit de Sainte More (s. 12—16).

Bei der s. 15 f. angeführten stelle (Diomedes und Ulysses als gesandte ins troische lager ziehend) ist nicht angegeben, wo sie steht, nämlich auf blatt 119.

Mir scheinen die untersuchungen von D. K. nur zu sein, was sie vielleicht auch nur sein wollen, eine erste anregung zu weiteren forschungen; diese werden natürlich ihr, anderen und auch mir selbst dann erst bedeutend erleichtert sein, wenn mal meine ausgabe des textes vorliegt, dessen druck die E.E.T.S. im spätherbst beginnen will. Z. b. scheinen doch die beiden auf s. 14 und auf s. 15 angeführten stellen ganz deutlich darauf hinzudeuten, dass dem englischen dichter auch das französische gedicht des Benoît vorgelegen hat, denn die übereinstimmungen sind doch gar zu gross und auffällig. Andererseits ist ja allerdings auch klar, dass dem Engländer die lateinische quelle vorgelegen hat. Aber weshalb sollte es denn nicht etwa möglich sein, dass er beide benutzt hat?

Und dann: Der Engländer liebt die beschreibung reicher kleider und giebt sie, wo sie bei Guido fehlt; Benoît aber hat die selbe vorliebe. D. K. meint nun (s. 16), der englische dichter würde bei seiner lust an solchen schilderungen keine gelegenheit dazu haben vorübergehen lassen, wenn er sie im Benoît vorgefunden habe; und da dies nicht immer der fall sei, so sei eben nicht Benoît, sondern Guido seine quelle und vorlage gewesen. Nun, auch das ist ja möglich, aber durchaus noch nicht bewiesen.

Ich lege auch keinen wert darauf, dass der verfasser nicht selten sätzchen einflickt wie *as the romaunce the sothe telles*; — *in eche a romaunce as I rede*: — *as the romaunce therof doth say*, denn diese kommen ja auch in anderen me. dichtungen häufig als ständige redensarten vor und brauchen durchaus nicht darauf hinzudeuten, dass dem dichter ein französisches gedicht vorgelegen hat. Immerhin macht Warton mit recht als auf etwas sehr beachtenswertes darauf aufmerksam, dass der dichter am schlusse der seele des verfassers der *romaunce* mit folgenden worten gedenkt:

18653 (bl. 275) And he that this romaunce wrought & made  
 Lord In heuene thow him glade  
 And gode lyff In erthe to lede  
 And heuene blysse vnto his mede

And graunte hit mot so be  
Sayeth alle Amen for charite.

Ich bemerke noch, dass auch Statius einmal als quelle angeführt wird, nämlich v. 4139 (bl. 61), wo es im zusammenhange heisst: Die Griechen überlegen lange hin und her, ob sie Troja bei tage oder nacht angreifen sollen;

4135 And so dwelled the gregeys thore  
A ful twelue monthe and more  
That thei to Troye toke non hede  
So hadde thei alle of hem suche drede  
But stace telles vs and says  
4140 That thei lye so long in pays  
For drede thei hadde of Ector knyght  
So mochel thei dredde of his myght.

Schliesslich auch noch ein paar worte zu einigen bemerkungen Jolys über die quelle unseres gedichtes. Joly sagt (s. 496 f.):

“*Cette rédaction anglaise offre une particularité curieuse: elle semble à des signes irrécusables avoir été faite non sur le livre même de Guido, mais d’après une version française qui aurait été elle-même écrite en vers. Elle en a gardé des traces, on y trouve non-seulement une foule de mots qu’elle n’a pu prendre du latin et qui, au contraire, sont évidemment français, mais des rimes qui sont évidemment la reproduction de rimes françaises.*” Als beweis für diese beiden behauptungen bringen zwei anmerkungen folgende belege: Zu 1: *Gestes, mangeres, festes, batayle, Griu, Grues, Greges, Gregeys, baronage, surment (Eid), Médéc, pris, bandoun, gestoures* (“*un mot assez curieux*”!). — Dass diese wörter und wortformen *évidemment français* sind, ist allerdings klar; aber weshalb das nun ein beweis dafür sein soll, dass unser dichter eine französische vorlage hatte, ist mir durchaus nicht klar, denn alle diese wörter, bis auf das einzige ‘*surment*’, für das ich keine belege habe finden können, kommen in me. gedichten aus früherer zeit oft genug vor, waren also unserem dichter, der so viele romanzen kennt, sicherlich geläufig. D. K. hat gleichfalls für einzelheiten schon darauf hingewiesen (s. 11 f.). — Zu 2: *Palers: burgeis: courteis, Octes ou Cetes: in pes, parchemin: latin, meyne: cite* etc. Auch dies ist durchaus kein beweis für die annahme einer französischen vorlage. — Es

spricht eben manches dagegen und manches dafür; und erst eine ganz eingehende bearbeitung des gedichtes kann zu einigermaßen befriedigenden schlüssen führen.

Zu § 5 The poem as illustrative of English contemporary life (s. 16—21):

S. 17 lies z. 14 v. u. *swear* statt *sware*, z. 12 v. u. *crisofore* statt *crisofre*, denn so hat die hs. trotz dem reinworte *profre*. — Die liste dieser heiligen, bei denen die alten heiden in diesem gedichte schwören, ist noch um einige zu vermehren: auf bl. 110 stehen nämlich folgende verse:

- 7411 GLorious kyng lord Jhesu!  
 Who so hadde sen Ector vertu,  
 How he the Gregeis ther reuoced,  
 Helmes and hauberk how he persed,  
 7415 How he hem slow by two and on,  
 He wolde haue sworn by Peter and Jon,  
 By marie brygt and persones thre,  
 That god that is In vnite  
 Made neuere man that was so goode  
 7420 Ne so many schedde of mannes blode,  
 Ne non so strong as Ector was.

Dass Hektor

“In myddis the quere  
 Ryght before the hey autere”

beigesetzt wird, führt Miss K. an. Ich bemerke dazu, dass auch bei Lidgate neben anderen auch dieser selbe ergötzliche zeitwidrige verstoss vorkommt. Vergl. darüber Brandl in Pauls grundriss II, 1<sup>1</sup> s. 687, § 103 am schlusse.

Sehr beachtenswert ist eine kurze ausführung auf s. 18, — wenn anders sie richtig ist, was ich zur zeit nicht festzustellen vermag; D. K. führt die verschiedenen rüst- und waffenstücke auf, mit denen unser dichter seine helden bekleidet, und erklärt, es seien die, die in England im zweiten viertel des 14. jahrh. getragen wurden. Das wäre ja für die feststellung der entstehungszeit überaus wichtig; d. h. nur dann, wenn die waffen nicht etwa in den früheren englischen bearbeitungen gleichfalls so benannt sind, und diese also der, etwa doch jüngere, Laud dichter buchstäblich übernommen hat. Zwar muss hier-

bei dann wieder beachtet werden, dass er selbst kein englisches gedicht kennt oder wenigstens keines zu kennen vorgiebt.

- S. 19 z. 1           lies *stel* statt *stele*.  
           z. 4 v. u.   « *bothe*   « *both*.  
 S. 20 z. 3           « *gret*   « *grete*.  
           z. 7           « *grete*   « *gret*.  
           z. 9           « *bene*   « *ben*.  
           z. 16 hinter *Oueral* fehlt *aboute*.  
           z. 1 v. u. lies *vernage* statt *vermage* (!).  
 S. 21 z. 3 streiche *a*.  
           z. 17 lies *pro* statt *per*.

Zu § 6 Style of the Poem (s. 22—26):

- S. 22 z. 10 v. u. lies *hem*        statt *him*.  
 S. 23 z. 5           « *the*           « *thee*.  
           z. 9           « *kercheues*   « *kerchenes* (l).  
 S. 24 z. 5 v. u.   « *deth*        « *death*.  
 S. 25 z. 11        « *scles*       « *slees*.  
           z. 17        « *aboute*     « *about*.  
           z. 23 die angabe »f. 96« stimmt nicht; ich vermag die stelle aber nicht zu finden.

Zu den gleichnissen, die fräul. Kempe hier zusammenstellt, möchte ich gerne ein sehr bezeichnendes nachtragen, doch kann ich es leider augenblicklich nicht auffinden; wenn ich nicht irre, hat es aber etwa folgenden sinn: »Sie schlugen so viele köpfe ab, dass sie umherflogen wie bälle, mit denen die knaben spielen« — wenn nicht gar auf das fussballspiel angespielt wird!

So viel über und zu der arbeit von Dorothy Kempe. Und nun noch einige weitere mitteilungen über dieses Troy-book, z. t. aber nur vorläufiger, nicht abschliessender art, nur um auch meinerseits auf dieses für die geschichte der Trojasage in England so wichtige gedicht die weitere Aufmerksamkeit zu lenken.

Zur zeit- und quellenfrage unseres gedichtes bringt die Hazlittsche neue ausgabe von Wartons litteraturgeschichte (1871) folgende neue bemerkung von Donaldson:

*These [various English] versions [of the Trojan war] are independent translations from Guido, belong to the end of the*

14. & beginning of the 15. century & must have been made within a period of 50 years. Probably the earliest was that by Barbour, then the Alliterative, then Lydgate's. & last of all. the Bodleian. Yet there is abundant evidence that L. had read the alliterative version, for many of his interpolations & renderings are the same as, or expansions of those given in that version: the same may be affirmed of the author of the Bodl. version. Indeed, it may be to the alliterative version that the author refers as 'the Romance that the sothe telles', — a phrase that occurs very frequently in the alliterative version. — That the Bodl. Ms. is probably a popular rendering of the Alliterative, compare the passages given by Warton with those in the E. E. T. S. I. 12\*—15. All the passages from the Bodl. Ms. that I have compared, and they were many, show the same peculiarities: some of them are even more striking.

Ich will nun einmal hier den Donaldson'schen vorschlag ausführen und die bei Warton angeführte stelle aus dem Laud-Troybook (nach meiner abschrift aus der hs.) der entsprechenden stelle aus dem stabreimenden gegenüberstellen:

## "The 'Gest Hystoriale' of the Destruction of Troy".

Ed. by Panton &amp; Donaldson.

E.E.T. S. 39 + 56.

S. 12\*.

- . . . . .
- 316 That was Jocund and Joly and Jacomede hight,  
Hit was þe souerayne Citie of the Soyle euer,  
Of length & largenes louely to see,  
Well wallit for werre, watrit aboute.
- 320 Grete toures full toure all þe toune vmbe,  
Well bilde all aboute, & mony buernes In,  
With proude pals of prise & palys full noble.  
There was the souerayne Cytie of Shetes þe kyng.
- 324 With his baronage bolde & buernes full noble;  
Mony Knightes in his courtte & company grete.  
Ther were fylde full faire fast þere besyde,  
With grete medoes & grene, goodly to showe,
- 328 With all odour of herbis þat on vrthe springes;  
The bourderis about abasshet with leuys,  
With shottes of shire wode shene to beholde:  
Grete greues full grene, greccfull of dere,
- 332 Wilde bestes to wale was þere enow:  
Herdes at þe hond ay by holte sydes,  
Vppon laundes þai lay likyng to see.  
Vmbe the sercle of the Citie was sothely A playne,
- 336 full of floures fresshe fret on þe grounde,  
With lefs-ales vppon lofte lustie and faire,  
ffolke to refresshe for faintyng of hete,  
With voiders vnder vines for violent sonnes.
- 340 There was wellit to wale water full nobill,  
In yche place of the playne with plentius stremes  
With a swongle and a swetnes sweppit on þe grounde,  
And all fowles in ffether fell þere vppon,
- 344 ffor to reckon by right þat to ryuer haunttes.  
Small briddes aboue in þe bright leuys  
With shrikes full shrille in the shire bowes;  
The noise was full nob'e of notes to here,
- 348 Thurgh myrth & melody made vppon lofte.  
To this souerayne Citie þat yet was olofte  
Jason [a]ioynid and his iust fferis,



## L a u d - T r o y b o o k .

(Ms. Bodl. Laud 595.)

Bl. 8, rückseite.

- 529 In colkos Ile a Cite was,  
 530 That men called thanne reconitas,  
 Fair and mekel, large and long,  
 With walles heye and wondir strong,  
 Ful of toures and heye paleis  
 Off riche knygztes and burgeis.  
 535 A kyng that tyme, that hete Cetes,  
 Gouerned than that lond In pes,  
 With his baronage and his meyne,  
 Dwelleden thanne in that Cyte.  
 For al aboute that riche toun  
 540 Stode wodes and parkis enviroun  
 That were replenysched wondirful  
 Off herte and hynde, bore and bul,  
 543 And other many sauage bestis;  
  
 544 Be-twix that wode and that forestis  
 Ther was large contray & playn,  
 546 Faire wodes & fair Champayn,  
  
 547 Ful of semely rennyng welles —  
 As the romaunce the sothe telles —  
 549 With-oute the cete that ther sprong;  
  
 550 Ther was of briddes michel sang  
 Thorow alle the ȝer, and mykel cry  
 552 Off alle Joyes gret melody.  
  
 553 To that Cite & kyng Cetes  
 zode Jason and hercules

- 351 Steppit vp to a streite streght on his gate.  
 . . . . .
- 402 Of nygramazsi ynogh to note when she liket,  
 And all the fetes full faire in a few yeres.
- 404 Wyndis at hir wille to wakyn in the aire,  
 Gret showres to shede & shynyng agayne,  
 Haile from the heuyn in a hond while,  
 And the light make les as his lefe thought;
- 408 Merke at the mydday & the mone change,  
 To clere Sune into Clippis & the cloudes dym;  
 The *Elementes* ouerturne & the erthe qwake,  
 fflodes *wit* forse flow agayne the hilles;
- 412 Bowes for to beire in the bare winttur,  
 ffor to florisshe faire & þe frute bryng.

Zu den namen *reconitas* (Laud v. 530) bemerke ich, dass die hs. ganz deutlich *r* hat; auch prof. Trautmann hat mir das spater nochmals bestätigt; die überschrift auf der selben seite lautet allerdings: *De Rege Cete in Ciuitate Jecomite*. Benoît hat bekanntlich die form *Faconites*, z. b. 1134 und 1149 auf s. 39 bei Joly.

Ich stelle nun noch ein paar ganz willkürlich ausgesuchte stellen nebeneinander: Die antworten des Apollo.

Gest Hystoriale s. 145.

- 4471 And þen Appollo apperith *wit* a priue voise  
 To þo worthy, o this wise, as þe writ sayes:  
 "Achilles! Achilles! [attle] (*Hs.* a litle) to þe Grekes,  
 4476 Sew to the same þat þou art sent fro;

- And alle the felawes that he hadde,  
 556 In clothes of gold as kynges be-cladde.  
 . . . . .
- 609 Sche coude the science of clergy  
 610 And mochel of Nigramauncy;  
 . . . . .
- 617 Sche coude with couiurisouns,  
 With here scleyghte & oresouns,  
 The day that was most fair & lyght  
 620 Make as derk as any nyght.  
 Sche coude also In selcouth wyse  
 Make the wynde bothe blowe & ryse,  
 And make hem so lowde blowe,  
 As it scholde houses ouerthrowe.
- 625 He (!) couthe turne verement  
 Alle wederes and the firmament,  
 And here liked make it reyne,  
 And if here liked make it schyne.  
 Sche coude do many selcouthe thyng:  
 630 In somer when the leues spryng,  
 Make stormes hem to driue a-way  
 And make trees drye as clay.  
 Sche wolde also the trees that ware  
 In wynter tyde naked & bare,  
 635 Make hem florische a-zeyn and bere  
 That wynter hem mygt not dere.

Laud-Troybook bl. 51.

- 3455 APollo sayde: "Achilles frend!  
 To thi grikes [aus 'grues' geändert] azeyn thow wend,  
 And say that thei be not agast,  
 But treuly be syker and stedefast;

- Tell hom for truth, þat hom tyde shall  
 In sounde for to saile somyn vnto Troy,  
 And mony batels on bent *witþ* buernes to thole.
- 4480 And the tent yere truly, tell hom for sothe,  
 þere worship to wyn, & þere wille haue;  
 All the Cité to sese, and the syde londis;  
 Kyng Priam to pyne, & his pure wife;
- 4484 All his sonnes to sle *witþ* sleght of *your* honde;  
 þaire Riches to Robbe, & þere Rife goodis;
- 4486 And no lede for to lyue, but þat hom selfe thinke.”  
 . . . . .
- 4501 “Calcas! Calcas! cair yow not home,  
 Ne *turne* neu $\epsilon$ r to Troy, for tene þat may falle:  
 But go *witþ* the grekes into the gret nauy, —
- 4504 *Witþ* Achilles the choise kyng chose on þe way.  
 Part neu $\epsilon$ r fro þat pepull, ne the *prise* leue,  
 ffor it is grauntid of goddis the grekes for to haue  
 The fairer of þat fight vnto the ferre end;
- 4508 All Troy for to take and tirne at hor wille.  
 And *your* graithnes may gretly the grekes auaille,  
*Witþ* counsell & comyng in cas þat will falle,  
 Till þai haue wonen hor will: wete þou for sothe.”

Man sieht also manche übereinstimmung zwischen den beiden gedichten, kann aber doch nicht so ohne weiteres über abhängigkeit des einen vom andern urteilen. Dazu wäre eine eingehende untersuchung aller einzelheiten nötig. Etwas allerdings möchte ich noch anführen, was für die annahme sehr wichtig ist, dass der dichter des Laud-Troybooks das stabreimende werk gekannt hat; das ist die sonderbare form, die in beiden gedichten der name des Kolcher-königs Aetes (bei Guido: Oetes) angenommen hat; in der “Gest Hystoriale” lautet er *Chethes* und *Shethes*, und dieser anlaut ist durch die stabreime gesichert, und im Laud-Troybook lautet er *Cetes*. Hierdurch wird also zweifellos die vermutung nahegelegt, dass unser dichter das stabreimende gedicht kannte, oder aber allerdings auch die, dass beide nach der selben vorlage gearbeitet haben. Sollte diese etwaige gemeinsame vorlage etwa das Barbour'sche gedicht vom Trojanerkriege gewesen sein,

Or this X gere go fully out,  
 3460 ze schal Troyens with-oute dout  
 Scle echon in fyght & stoures,  
 3462 And ze of grece be conqueroures.”  
 . . . . .

3479 Appollo seyde: “Calcas, be ware  
 3480 That thou a-geyn to Troye not fare;  
 For sicurly I. telle it the:  
 Or .x. zer passe, thou schat se  
 The kyng off Troye be lorn and schent,  
 And his toun be taken and be brent.  
 3485 But felawe the with wordes mylde  
 With achilles In this Ile,  
 And wende with him to his Gregeis,  
 And dwelle with him, ther is pais;  
 For thou schalt haue to hem gret nede.  
 3490 Be my counseyl to hem thow spede!”

von dem bruchstücke in zwei handschriften des Lidgatischen gedichtes enthalten sind? (Her. v. Horstmann im 2. Bande von “Barbours legendensammlung”, Heilbronn 1882.) In dem einen von diesen bruchstücken findet sich nämlich einmal der name dieses königes der Kolcher in der form *Cethes* in der hs., statt dessen Horstmann allerdings *Oethes* in den text gedruckt hat. Aber woher nahm dann Barbour diese falsche schreibung? Vielleicht aus seiner vorlage, die etwa eine französische war? Merkwürdig ist auch, dass die drei dichter den namen nicht richtig aus Guido oder Benoît, die beide die form *Oetes* haben (Benoît z. b. 1150 und 1169 auf s. 39 bei Joly), übernommen haben, wenn anders ihnen diese vorlagen! Oder galt ihnen ihre (angenommene) andere vorlage mehr als jene? — Die verstümmelung der klassischen namensformen findet sich ja in mittelalterlichen dichtungen sehr häufig; aber wo eine so auffällige thatsache vorliegt, dass drei verschiedene dichtungen

einen namen in der gleichen falschen form aufweisen, wird doch wohl irgend ein zusammenhang zu vermuten sein.

Da ich einmal bei den eigennamen bin, bemerke ich ferner, dass sich die von Benoit selbst gebildeten namen *Cedar* und *Eliachim*, sowie die verstümmelung *Pelleus* für *Pelias* auch bei unserem dichter finden; *Pelleus* kommt sogar auch deutlich als *Polleus* vor. — Guido führt unter den töchtern des Priamus an stelle der Andromache eine Kreusa auf; so heisst sie auch im stabreimenden gedichte, während unser Laud-dichter sie ganz deutlich *Clusa* nennt, was allerdings gegen eine Benutzung jenes spricht.

Ein ganz wesentlicher umstand sei jetzt hier aber noch besprochen, der unumstösslich beweist, dass die vorliegende Laud-hs. gar nicht die ursprüngliche ist, sondern selbst schon eine gleichlautende vorlage gehabt haben muss. D. K. scheint ihn nicht bemerkt, — oder wenigstens nicht beachtet zu haben, obgleich einige randbemerkungen in der hs. selbst darauf hinweisen.

Ungefähr in der mitte des gedichtes, das im ganzen 18658 zeilen umfasst, findet man eine seltsame unordnung zwischen den versen 8292 und 9122. Auf der vorderseite von blatt 123 nämlich befindet sich hinter den ersten beiden zeilen (8191 und 8192) ein zeichen mit dem buchstaben *A* und ein verweis, von der selben hand wie die anderen drei gleich zu erwähnenden geschrieben, die aber eine ganz andere ist als die des schreibers des textes. Dieser verweis lautet: *quere hoc signum in x°. folio postea | & lege ibidem post hos versus*. Thun wir, wie uns geheissen wird, so finden wir zeichen und buchstaben *A* auf blatt 132 ungefähr in der mitte der vorderseite hinter der 21. und 22. zeile, die denn auch wirklich nebst den folgenden die richtige fortsetzung bilden und also mit den zahlen 8293 ff. zu versehen sind. Hier geht es nun weiter bis zu den versen 8491/2 in der mitte der vorderseite von blatt 135, hinter denen wieder das selbe zeichen, das *A*, und die bemerkung steht: *Vsque huc legatur a xmo . . . signo tali o' tunc verte ix folia precedencia & incipe | ad talem signum b < °*. Dieses zeichen findet man denn auch am bezeichneten orte wieder, auf der vorderseite von blatt 126 hinter der 7. und 8. zeile, die also 8493/4 sind. Von hier geht es weiter bis zur mitte der vorderseite von blatt 132, wo wir vor-

her schon einmal waren, und wo wir nun auch ein zeichen mit dem buchstaben *C* hinter der 17. und 18. zeile (8910—8911) finden, sowie die worte: *quere hoc signum [in ix°. folio precedenti] & post hoc lege ibi.* Dieser vermerk gehört aber hinter die beiden folgenden zeilen (8912/3), die ja auch sonst überschessen würden. *C* und zeichen befinden sich richtig an der selben stelle, wo wir zuerst halt machen mussten, d. h. hinter der 3. und 4. zeile auf der vorderseite von blatt 123, die demnach mit 8914/5 zu bezeichnen sind. Lesen wir nun von hier ab weiter, so stossen wir auf ein viertes zeichen und eine bemerkung auf blatt 126 bei der 5. und 6. zeile (9120/1), hinter denen wir schon einmal beim buchstaben *b* zu beginnen hatten; diese bemerkung lautet: *quere istud signum postea in x°. folio.* Auf blatt 135 finden wir denn auch dieses zeichen wieder, und zwar hinter der zeile, die auf 8492 folgt, wo wir vorher schon einmal halt machten, und die also die 9122. ist. Von hier geht es ungestört weiter bis ans ende des gedichtes.

Die reihenfolge der zeilen, wie sie die handschrift bietet, ist also die folgende:

1—8292

8914—9121 (*C*)

8493—8913 (*B*)

8293—8492 (*A*)

9122—18658.

Wir haben hier demnach einen ähnlichen fall wie in der stabreimenden "Gest Hystoriale" (her. v. Panton und Donaldson, s. LIII), wo gleichfalls durch eine solche umstellung klar wird, dass die hs. nicht die ursprüngliche ist. Während aber dort nur zwei blätterlagen auszuwechseln sind, handelt es sich hier um vier lagen, von denen die erste (200 zeilen) irrtümlich an die stelle der letzten geriet und umgekehrt die letzte (208 zeilen) an die stelle der ersten, während die beiden mittlen (421 zeilen) liegen blieben. Wären nun die übergangsstellen gerade am ende oder am kopfe der seiten oder der blätter, so würde man annehmen können, dass einige blätter unserer handschrift so umgelegt worden wären. So aber kann diese gar nicht die ursprüngliche niederschrift des gedichtes sein, sondern sie ist nur die abschrift einer älteren hs., deren blätter — von je 50—52 oder auch nur je 25—26 zeilen auf der seite — in unordnung geraten waren, ohne dass unser abschreiber das merkte; er

schrieb vielmehr ganz sklavisch und gedankenlos weiter, wie eben die blätter in seiner vorlage einander folgten, ohne sich irgendwie daran zu stossen, dass der zusammenhang doch viermal gründlich zerstört wurde. Wie gründlich, das zeige hier nur die erste der vier stellen, an der es sich um Hektor's besuch im griechischen lager handelt (*Hic Ector ibat ad Reges Greecorum in tempore pacis*):

Bl. 122<sup>b</sup>. 8276 Achilles bed him to his halle;

Ful Inwardly he him be-sought,  
That he fro him departid noght,  
Til thei to-gedir In his tent

8280 Hadde dronken vernage and pyment,  
And that thei myzt to-gedur carpe;  
Hit were him leuere then note of harpe.

q Ector graunted alle his prayeres,  
He gede with him and alle his feres.

8285 When thei were comen and alle douer set,  
The wyn was asked and forth y-fet.  
At here comyng thei made fair wedur  
And spak of many thynges to-gedur;  
Achilles euere Ector be-holdes,

8290 His legges a-non on crosse he foldes,

Bl. 123. 8291 For he was naked; he was fayn

8292 He myzt not his tong constrayn — — —

8914 A man schuld not so sone say 'trayse',

8915 As he fel ded & held his payse,  
That neuere so moche that he ones quycched  
Ne his lymes ones clecched.

q Achilles hadde than sorwe y-now,  
When he saw how Ector sclow

8920 The kyng Mennon his cosyn dere.  
A lothely cry men myzt then here,  
That thei of grece among hem made,  
When thei saw Mennon ded & fade.

Ähnlich steht es natürlich an den andern drei stellen.

Wie es nun aber anderseits kommt, dass der schluss des ganzen gedichtes grade mit dem schlusse einer seite zusammenfällt, das lässt sich mit gewissheit nicht sagen. Sollte der abschreiber seiner aufgabe überdrüssig geworden sein und sich den etwas plötzlichen schluss, wie er jetzt vorliegt,



selbst zurecht gestutzt haben, ohne die in der urschrift vielleicht vorhanden gewesene schilderung der heimkehr der Griechen zu berücksichtigen? Das scheint auch Joly zu meinen, denn er schliesst seinen abschnitt über unser Laud-Troybook a. a. o. (s. 499) wie folgt: *Il (l'auteur) semble aussi s'être lassé avant la fin. Les dernières feuilles de vélin du manuscrit toutes réglées* (das ist aber nicht richtig; nur die drei ersten haben noch linien, die übrigen fünf nicht) *sont restées en blanc. Arrivé aux dernières lignes du livre XXX de Guido l'auteur, après avoir raconté la chute de la ville, nous dit en grande hâte qu'Agamemnon invite les Grecs à regagner leur patrie, et il termine son œuvre par quatorze vers où il invoque pour ses auditeurs et pour lui-même la bénédiction du "Dieu mort sur la croix", et finit en disant:*

And graunte hit mot so be.

Sayeth alle amen for charite!

*Les aventures des Grecs au retour, les νοστοι<sup>1)</sup>, racontées par Benoît en près de 4000 vers, sont résumées en ces deux lignes tracées à l'encre rouge à la fin du manuscrit: "Hic bellum de Troye finit. Et Greci transierunt versus patriam suam. Finis."* — Dieses letzte wort steht nicht in der hs. Merkwürdig ist aber diese überschrift über einer ganz leeren seite hinter dem offenbaren abschluss des gedichtes: sie ist, wie alle anderen, die vorkommen, von der selben hand geschrieben wie das gedicht selbst.

Jene auffälligkeit wird immerhin dadurch etwas gemildert, dass auch von den übrigen überschriften viele dem inhalte nach viel besser und richtiger eine oder zwei seiten vorher ständen als über derjenigen, wo sie nun einmal stehen.

Endlich will ich hier noch einige schlüsse aus einer früher einmal von mir begonnenen untersuchung der laute, formen und reime des Laud-Troybooks vorlegen, die sich aber nur auf die erste hälfte des gedichtes erstreckt hat; die ergebnisse kann ich daher nur als vorläufige bezeichnen. Immerhin ist aber bei der gleichmässigkeit dieser dichtung anzunehmen, dass auch die später vorzunehmende weitere untersuchung die jetzigen feststellungen bestätigen wird.

<sup>1)</sup> Bei Joly steht (s. 499): ". . . les Νοστοι . . ."!

Zunächst wird der ort, wo unser Troybook entstanden sein kann, dadurch auf den norden und das nördlichere mittelland beschränkt, dass die dritte person der einzahl des präsens mit der endung *-es* durch eine ungemein grosse anzahl von beweisenden reimen gesichert ist, während andere endungen fast gar nicht vorkommen. — Auf dieses entstehungsgebiet weisen ferner die thatsachen, dass das erste persönliche fürwort als *I*, das dritte weibliche als *sche*, das der mehrzahl als *thai* (*thaires*) durch den reim gesichert ist; ferner dass das partizip des präsens unter 100 fällen 85 mal die nördliche endung *-and* und nur 15 mal die südliche *-ing* hat, sowie dass das partizip des präteritums der starken zeitwörter meist das schluss-*n* erhalten hat, und dass die vorsilbe *j-* diesem und dem der schwachen zeitwörter nur selten vorgetreten ist. Auf nördliche herkunft weist ferner noch die thatsache, dass ae. *a* vor *n*, *m* als *a* erhalten ist, sowie dass ae. *æ* meist *a*, seltener *e* geworden ist.

Ein umstand könnte allerdings dagegen sprechen, nämlich der, dass ae. *ā* fast ausschliesslich als *o* vorkommt, doch weiss man ja jetzt, dass »die verdumpfung des *ā* sich sehr schnell vom süden aus verbreitete; wir haben sie bereits vor ende des 13. jahrhunderts in nördlichen denkmälern« (Napier). Vgl. auch Sir Tristrem, her. v. Kölbing, s. LXXI ff., und Morsbachs Mittelenglische grammatik § 136. — Ebenso spricht es nicht gegen nördliche herkunft, dass *wes* neben *was* gebraucht wird. (Vgl. Sir Tristrem, s. LXI f.)

Auf den norden oder das nördliche mittelland weisen uns ferner die formen *till*, *fro*, *ay*, *zing*, *alstide* u. a.; ein, zwar nur schwacher, beweis ist aber auch der umstand, dass das *-n* des infinitives fast stets gefallen ist.

Dass für *y* und *ȝ* nur selten *e* eingetreten ist, spricht gegen Northumberland, und andere jetzt noch anzuführende punkte führen uns mit einiger sicherheit in das nordwestliche mittelland. Auf den westen weist uns das überwiegen der endung *-e* in der mehrzahl des präsens, auf den norden dieses westens das daneben nicht eben selten vorkommende *-(e)s* dieser form des zeitwortes; auf den westen weist auch das ausgehen der zweiten person der einzahl des präsens auf *-es*, *-s*, sowie das schon vorher erwähnte der dritten person auf *-es*. (Vergl. Morsbach, Mittelengl. gramm. § 7 anm.)

Auf den norden weist auch vor allem noch die thatsache,

dass die mehrzahl des präteritums der starken zeitwörter fast stets den ablautvokal der einzahl angenommen hat. (Vergl. Bülbring, Geschichte des ablauts der starken zeitwörter innerhalb des Südenglischen, s. 118.)

Durch alle diese thatsachen, für die ich auch die belege gelegentlich zu veröffentlichen gedenke, werden wir also auf das nordwestliche mittelland Englands als entstehungsgebiet des Laud-Troybooks hingewiesen. Und so auch noch schliesslich durch den umstand, dass die meisten uns bekannten der von unserem dichter aufgezählten romanzen in der sprache des nordens, des nördlichen mittellandes oder wenigstens des mittellandes überhaupt abgefasst sind.

Sehen wir uns diese zum schlusse noch genauer an und suchen daraus noch etwas über die entstehungszeit unseres gedichtes zu schliessen. Zum anfangе dieses sagt der dichter u. a.:

- 11 Many speken of men that romaunces rede  
 That were sumtyme doughti in dede,  
 The while that god hem lyff lente,  
 That now ben dede and hennes wente,
- 15 Off Bevis, Gy, and of Gauwayn,  
 Off kyng Richard, and of Owayn,  
 Off Tristram, and of Percyuale,  
 Off Rouland Ris and aglauale,  
 Off Archeroun, and of Octouian,
- 20 Of Charles, and of Cassibaldan,  
 Off haelok, horne, and of wade;  
 In Romaunces that of hem ben made,  
 That gestoures often dos of hem gestes  
 At Mangeres and at grete ffestes,
- 25 Here dedis ben in remembraunce  
 In many fair Romaunce.

Es lässt sich nun ja zwar nicht bestimmt sagen, ob der dichter gerade die fassungen dieser "romaunces" gekannt hat, die uns handschriftlich erhalten sind, aber keines falls ist dies ganz unwahrscheinlich. Da nun aber diejenigen von ihnen, die wir kennen, und die schon untersucht sind, im verlaufe des 14. jahrhunderts — und einige sogar schon früher — entstanden sind, z. t. in seiner zweiten hälfte (Gawayn, Roland), da aber nach den übereinstimmenden urteilen sachverständiger die hs. Laud 595 im anfangе des 15. jahrhunderts geschrieben

worden ist, so darf man daraus mit einiger sicherheit schliessen, dass das gedicht um die wende des 14. und des 15. jahrhunderts, entweder noch im letzten viertel des 14. oder in den ersten jahrzehnten des 15., entstanden ist.

Auch das Gral-gedicht — wenn anders “Joseph of Arimathie” damit gemeint ist —, das auf blatt 138 (v. 9366) erwähnt wird, sowie der roman von “Floris und Blancheflor”, auf den, wie schon D. K. (s. 26) andeutete, in v. 15 345 (blatt 226<sup>b</sup>)

“That is whitter then blaunchefflor”

angespielt zu sein scheint, deutet auf die selbe zeit hin. — An der ersten stelle wird übrigens auch noch auf Iwein und wieder auf Wade hingewiesen, nämlich:

9376 Men tellen of y-wayn and wade

In gestes that of hem ben made.

Sollte sich das *y-wayn* auf den von Warton (1840er ausg. III 103 ff.) besprochenen roman beziehen, dessen hs. nach ihm unter Heinrich VI. (1422—1461) nach Ritson aber bereits unter Richard II. (1377—1399) entstanden sein soll?

Ich glaube auf grund all dieser beobachtungen an der wende des 14. und des 15. jahrhunderts als ungefährer zeit der entstehung unseres gedichtes festhalten zu sollen; der einzige grund, der Miss Kempe veranlasst (s. 5), das Laud-Troybook vor Chaucers ‘Troilus und Cressida’, vor 1378—83, zu setzen, ist gewiss recht ansprechend, kann aber nicht ausschlaggebend sein.

Jedes falles ist mit einiger bestimmtheit zu sagen, dass das Laud-Troybook etwa gleichzeitig mit, wenn nicht gar vor Lidgates Troybook, das zwischen 1414 und 1420 (nach Skeat, Academy vom 7. Mai 1892) entstand, verfasst wurde, und es ist also auch Jolys vermutung richtig, dass es nicht, wie Warton und auch Donaldson annehmen, später als dieses gedichtet wurde.

Bonn, 6. Mai 1901.

J. Ernst Wülfing.

## LYDGATE UND FRAGMENT B DES *ROMAUNT OF THE ROSE.*

~~~~~

In der frage über den verfasser von fragment B (vv. 1706—5810<sup>1)</sup>) des *Romaunt of the Rose* in dem einzigen manuskript der Hunterian library zu Glasgow (es stammt nach Skeat etwa aus dem jahre 1440 und 'is itself copied' from something older<sup>2)</sup>) ist das letzte wort bis jetzt noch nicht gesprochen. Dürften auch darüber, dass fragment B sicher nicht Chaucer zuzuschreiben ist, kaum noch zweifel bestehen, so ist es doch bis jetzt noch nicht gelungen, den schüler Chaucer's zu ermitteln, der das begonnene werk des meisters fortsetzte und einen grossen teil des französischen *Roman de la Rose* selbständig übersetzt hat, und zwar, wie prof. W. W. Skeat sich ausdrückt, in 'a spirited', doch nicht 'always accurate manner'.

Im laufe der zeit haben sich mir nun verschiedene gründe ergeben, die auf den hauptschüler Chaucer's, Lydgate, zum mindesten aber auf einen ihm nahestehenden dichter, als verfasser von fragment B hinweisen. In diesem ersten artikel<sup>2)</sup>), der bei der ungeheuren fülle des materials nur als winzige vorarbeit für eine sorgfältige ausführung gedacht sein kann, vermag ich nur ganz kurz darauf hinzuweisen, dass 1. auffallende ähnlichkeiten und zum teil fast wörtliche übereinstimmungen zwischen B und Lydgate's unzweifelhaft echten werken bestehen, 2. reim und vokabular höchst auffällig an Lydgate erinnern, 3. viele für den sprachgebrauch in B charakteristische eigentümlichkeiten sich bei Lydgate wiederfinden.

A. Im § 35 der Introduction seiner *Chaucerian and other pieces* (1897), hat Skeat zuerst den folgenschweren nachweis geführt, dass Lydgate fragment A der englischen version gekannt habe. In einem seiner neuesten werke: *The Chaucer*

---

<sup>1)</sup> Ich citiere nach Kaluza: *The Rom. of the Rose parallel with its original le Roman de la Rose* (Kal. sei die abkürzung für Kaluza's epochemachendes werk: *Chaucer und der rosenroman*. 1893).

<sup>2)</sup> Das gesamte material werde ich später unter dem titel *Lydgatiana* der öffentlichkeit bekannt geben.

*Canon* (1900), stellt der berühmte gelehrte es auf s. 74 als wahrscheinlich hin, dass Lydgate 'shows no knowledge of fragment B'. Aus der folgenden kurzen zusammenstellung von parallelismen wird man indessen ersehen, dass ich für meine hypothese <sup>1)</sup> sehr plausible gründe ins treffen zu führen habe.

Schon im März d. j. sind mir bei dem studium von Schick's ausgabe des *Temple of Glas* zahlreiche stellen aufgefallen, die in mir den verdacht erweckten, es sei auch fragment B nicht ohne einfluss auf Lydgate's poetisches schaffen gewesen, da nicht nur manche gedanken, sondern auch einzelne verse in fragment B fast wörtlich bei L. wiederkehren <sup>2)</sup>. So erinnert z. b. die ganze partie in vv. 4592—4614 des *R. R.* an vv. 529 bis 570 des *Complaint of the Black Knight*, vgl. besonders B 4609 ff.:

v. 4610: And make in haste my testament

v. 4612: To Bialacoil leve I myne herte

und C. Bl. Kn. 558:

. . . in my testament My hert I send.

Wörtlicher schon werden die anklänge in B 2538 ff. und C. Bl. Kn. 421 ff. . . . <sup>3)</sup>.

B. 2540:

They be so double in her falskede

For they in herte cunne thenke a thyng

And seyn another in hir spekyng

und C. Bl. Kn.:

422 Thro her falshed and with her doublenesse

432 To thenken on in her opynyoun

And sey another . . .

Wie man aber auch diese und eine ganze reihe anderer übereinstimmungen erklären mag (L. könnte ja auch aus dem französischen original entlehnt haben), so wird doch die thatsache um so auffallender, wenn man auch den französischen

<sup>1)</sup> Über die möglichkeit bezw. unmöglichkeit der aufstellung L.'s selbst als verfasser wird die reimuntersuchung entscheiden.

<sup>2)</sup> Sieper (*Les Echees amoureux*, s. 240—244, Weimar 1898) hat zahlreiche anklänge an fragment A in L.'s gedicht *Reason and Sensuality* nachgewiesen (Kaluzs).

<sup>3)</sup> E. Krausser, *Lydgate's Compl. of the Bl. Kn.*, Halle 1896, anm. zu vv. 432, 558 (unvollständig).

text zur vergleichung heranzieht. Das trifft besonders zu auf die folgenden stellen, wo bei ungefähr demselben inhalt die Lydgate'schen verse weit mehr zu der englischen version als zu dem französischen text passen:

B 4385 Haue herte as hard as dyamaunt  
 frz. vers. Aiés dedans cuer d'aïment  
 Fabula duorum mercatorum 785  
 'Allas, myn herte, hard as the dyamaunt'<sup>1)</sup>

(Zu diesem selten begegnenden ausdruck siehe auch das N. E. D. unter *diamond*. b. 'As a substance of extreme hardness = adamant. Obs.' Unsere stelle B 4385 ist der früheste beleg.)<sup>2)</sup> Cf. Alb. 3. 954 (Zup.) His herte stronge, stable as dyamant.

B 2119 To worshipe no wight by auenture  
 May come but if he peyne endure  
 frz. vers. Grans biens ne vient pas en poi d'ore;  
 Il i convient poine et demore

T. Glas 398 (Schick):

Remembreth eke, hou never zit no wigt  
 Ne came to wirship withoute some debate

B 3288 Whanne thou were maad the omager  
 Of god of love to hastily  
 frz. vers. quant au diex d'Amors te rendis.

T. Glas 571 Forto bicomme a verre homagere  
 To god of love . . .

(homager wird für Chaucer von Skeat in seinem glossary nicht belegt).

B 1873 I rought of *deth* ne of *lyf*.  
 frz. vers. miex vosisse estre mors que vis  
 T. Glas 939 ff. (Schick) as pouz he rouzt nouzt  
 Of life ne dep

Chaucer, Troil. IV, 920 hat wohl nur

As he that of his life no lenger roughte.

B 4698 The knotte may unclosed bee  
 Which hath to thee as it is founde  
 So long he knette and not unbounde

<sup>1)</sup> Vgl. das wertvolle wörterverzeichnis Zupitza's in Schleich-Zupitza's ausgabe der *F. d. m.*

<sup>2)</sup> Über die beweiskraft dieser stelle an anderm orte.

T. Glas 1230 The cnott is knytt, which may not ben unbound

1232 . . . . as it is founde

frz. vers. Lors t'aurai le neu desnöé  
Que tous jors troveras nöé.

Dem franz. text steht nichts entsprechendes gegenüber:

B 3894 But mirthe and pley and all gladnesse  
(schon bei Schick)

T. Glas 190 to mirth and plai & to all gladnes

B 1883 To serve his love with hert and all  
(Krausser a. a. o. anm. zu 248.)

frz. vers. nur . . . d'Amors servir

C. Bl. Kn. 247 ff. With al my myght feythfully to serue,  
With hert and al to be diligent

T. Glas 991 That hert and al, withoute strife, ar yolde.

In einer bei Lydgate häufig wiederkehrenden reimverbindung *fortune* : *contune* (Chaucer hat nur *fortune* : *commune*) begegnet ferner:

B 4353 It is of love as of fortune  
That chaungeth oft and nyl contune

frz. vers. ce est ausinc cum de Fortune  
Qui met au cuer des gens rancune

B 5331 Loue cometh of dame fortune  
That litel while wole contune

frz. vers. c'est l'amor qui vient de Fortune  
Qui s'esclipse comme la lune

vgl. T. Glas 1332 The love of hem, bi grace and eke fortune,  
Withoute chaunge shal ever in oon contune

Wohl nicht beweiskräftig sind die folgenden stellen:

B 3340 ff. A felowe to whom I myght seye  
My counsell and my pryueté

Minor Poems 166 And he is a foole, whiche to every wight  
Tellithe his counsail and his privité

B 3859 I was a stoned and knewe no rede  
But fledde away for verrey drede



frz. vers. Je fui tantost tornés en fuie

Por sa riote qui m'ennuie

T. Glas 1366 And for astonied knwe as þo no rede<sup>1)</sup>

Im anschluss hieran möge sodann in buntem durcheinander eine kleine blütenlese von vokabeln und redensarten folgen, die bei L. ziemlich häufig vorkommen (nur vereinzelt bei Chaucer) und auch in B sich wiederfinden: *Ado, afor, devoyde of pruyde* (B 3723; *The Flour of Curtesye*, ed. Skeat, 139), *fully devoid, dool* (kummer), *kene grounde, persaunt, slo, deveer, content* als adjektiv, *among* (now and then), *I you ensure* (a tag); *compendiously, affye, arblasters, chafe, fairhede, forwanded, falle in myscheef, urchoun, dissolucion, faute, drerihed* — ferner: *cast a loke on, pale and lene, moost passaunt of. maad of steele, fynde a mene* (fynde a mene way), *leyseer and space, humble of hir port, meke of port, do ese, gret offence, left al sool, don amyse, straungnesse, lyve in penaunce, I possed am, to go at large, complaint and dool, demure, hatter brenne* — endlich häufig *erly and late, in especial*.

B. Reime. Nach Schleich ('L.'s *Fabula d. m.* aus dem nachlasse Zupitza's, Strassburg 1897', p. XXXIX) sind eine besondere eigentümlichkeit L.'s die reime aus  $\bar{e}$  und  $\bar{i}$  (vgl. Kal. p. 47), die auch Bokenam aus Suffolk kennt<sup>2)</sup>.

Derselbe reim

B 1785; 2441

Assembly of Gods 1616 } *neere : desire*

B 5085

C. Bl. Kn. 55 } *fere (fire) : clere* adj.

B 4073 *a-fere* (on fire) : *heere*; Fab. 91 *deere* : *affyre*.

B 4685 *lere* inf. : *desire* } vgl. Flour of { 55'6 *desyre* : *yere*

B 2779 *manere* : *desire* } Curtesye { 134'6 *chere* : *desire*

ae. *e* : ae. *y felle* sb. : *te'le* B 4631; vgl. *tell* inf. : *myll* Isopus (Archiv) 456.

<sup>1)</sup> Vgl. auch B 2562 u. T. Glas 11 (Schick); B 2615 (*so high I have myne herte sette*) und Fab. d. m. 399.

<sup>2)</sup> cf. Hoofe, Engl. Stud. VIII, p. 239.

Andere interessante reimbindungen sind folgende:  
*socour : cure* B 3539. T. Glas 818 (Schick anm.).  
*bare : ware (werc)* B 5457. M. P. p. 72 (*were : bare*).  
*fortune : contune* (schon angemerkt).  
*slo : a two* B 5520. To my Soverain Lady 36/8.  
*loru : a-foru* B 4327. *aforu : boru* Comm. of our lady 107.  
*be : secre* B 5089. Edm. 2, 109 *secre : be* (Zupitza's Glossar  
in Fab.)  
*passe : arace* B 1752. T. Glas 893; *joye : acoye* B 3563.  
T. Glas 409.  
*coost : moost* B 2477. Fab. 255. *cheyne : peyne* B 3177.  
MP. 167.  
*bemes : lemes* B 5345/6, C. of our lady 114/6. *cheyne : tweyne*  
B 4811. Js. 4, 3.

*gh* verstummt: *dighte* inf.: *delyt* sb. B 2555. C. Bl. Kn. 2  
*wwhyte : brighte*.

Spezifisch nordenglische wörter im reim:

*ill : wille* B 2073; Assembly of Gods 120, 916.  
*thertil : wille* B 3481, 4421. M. P. p. 33<sup>1)</sup> *wille : fulfille :*  
*thertille*.  
*go : ado* B 50. *also : ado* C. Bl. Kn. 161.

Für die bindung *bynde : wynde (escape)* vgl. man:

B 2055 For thee so sore I wole now bynde  
That thou away ne shalt not wynde  
frz. vers. Et te veil si a moi lier  
Que tu ne me puisses nier  
Ne promesse ne convenant

und Harrowing of the Hell (Böddeker, Altengl. dichtungen  
p. 270 ff.).

vv. 143 4 Sathanas, her y the bynde,  
Ne shalt thou neuer henne winde,

auch Skeat, Chaucerian and other pieces, p. 554, zum reim  
*finde : ende*, Virelai 18/20: 'The pronounciation of ende as ind

<sup>1)</sup> Über die echtheit des 'Advice', MP 27 ff., in einem späteren artikel. Fraglich sind nur die zwei reime *truste : poste, disdeyne : obeyne*; die übrigen sind echt Lydgatisch, wie besonders die von Koepfel, Engl. Stud. XXIV, p. 290, als zweifelhaft angeführten *before : was ylore* und *core : before : ylore*.

is not uncommon in East Anglia, and may have been intended.' Auch Lydgate hat, wie Bokenam, auch sonst *e : i*, cf. T. Glas 1241 *mynd : ende* (Schick) u. a. m.<sup>1)</sup>.

Dass Lydgate die reimregeln durchaus nicht mehr so sorgfältig wie Chaucer innehält, ist bekannt und bedarf keines weiteren hinweises mehr<sup>2)</sup> (vgl. auch Krausser a. a. o. p. 18, p. 21 ff.). Diese abweichungen von Chaucer's reimtechnik, die sich ebenfalls wieder bei B belegen lassen (Kal. p. 46 ff.), betreffen vornehmlich die vernachlässigung des end-*e* im reime sowohl nach vokalen als nach konsonanten und die assonanzen.

Wichtig ist hier in erster linie die bisher noch nicht genügend beachtete behandlung der reime *y : ye*. So kann z. b. das vorkommen zweier unreiner reime *y : ye* in dem gedicht 'Advice . . .' (MP. p. 27 ff.) Brandl's annahme von der unechtheit desselben (Paul's grundriss II 1 § 102) nicht mehr stützen, da in den 681 versen der Compl. Bl. Kn. sich drei solcher *y : ye*-reime festlegen lassen gegenüber den 520 versen des Advice. Auf die frequent occurrence dieser reime bei L. hat übrigens schon Triggs in seiner ausgabe der Assembly of Gods, p. XXXI, hingewiesen. Zu den von Kal. p. 46 notierten assonanzen in B<sup>3)</sup> finden sich bei Lydgate zahlreiche analoge. Auch in bezug auf sogenannte reinkünste, wie z. b. die verwendung des gebrochenen reimes u. a. m., ist das verhalten des verfassers von B und L.'s allem anschein nach völlig identisch (Krausser a. a. o. p. 20, Kal. p. 50.)

C. Mit einer untersuchung der reime dürfte aber die liste der markanten ähnlichkeiten und analogien zwischen B und L.'s werken noch lange nicht erschöpft sein. Was einzelne charakteristische eigentümlichkeiten des sprachgebrauchs anbetrifft, so ist mir wenigstens immer ganz besonders auffallend

<sup>1)</sup> Siehe auch B 3953 *shende : blynde*. B 2091 *shette : knette*. B 2005 *gentilnesse : kysse* u. a. m.

<sup>2)</sup> Unreine reime: B 4639 *reward : lord* — The Siege of Harfleur and the Battle of Agincourt (English Garner, vol. VIII) p. 14: *Edward : sword*.

B 1705 *about : soote* — MP p. 23 *every on : reson : unholson : borne down*.

<sup>3)</sup> Zu B 4343 *storm : corn* vgl. T. Glas 850 ff. *perfourme : mourn*.

gewesen, dass uns auch bei L. in einzelnen gedichten eine unverhältnismässig grosse zahl von füllphrasen, wie *withoute wene* u. a. m., am ende einer zeile entgegengetritt, so z. b. in der Flour of Curtesye ca. sechsmal in 270 versen (für B belegte Skeat ca. 39 fälle). Dazu kommt endlich, dass auch Lydgate die gepflogenheit hat, *do* und *did* zur blossen umschreibung des verbalbegriffs zu verwenden, "as mere auxiliaries instead of being independent verbs with a causal signification", cf. 'Pur le roy' (MP. p. 17): *Upon whos hede now freshely dothe shyne Two riche crownys*, und öfter. (Kal. p. 40 ff.)

Ergebnis: Aus dem bisher gesagten erhellt wohl zur genüge, dass der verf. von B, selbst wenn man von den nun einmal nicht aus der welt zu schaffenden fast wörtlichen übereinstimmungen mit L. absieht, wie kein zweiter zeitgenössischer dichter (man lese sich z. b. nur 'The Kingis Quair' von James I. daraufhin durch; cf. Skeat, *The Chaucer Canon*) mit dem Stil und wichtigen besonderheiten der sprache L.'s genau vertraut ist. Er bringt ferner in seiner übersetzung nicht nur den dialekt L.'s schlagend kennzeichnende reime an, wir begegnen bei ihm auch einer reihe von lieblingsreimen L.'s, wie wir sie in dem umfange nur bei L. selbst nachweisen können. Es fehlt mir an raum, weiter auf einige vom sonstigen verhalten Lydgate's abweichende reimformen einzugehen. Diesem punkte wird an anderm orte ein besonderes kapitel gewidmet werden. Hier nur so viel: Die in B wiederholt, aber wiederum zahlreich bei L. sich zeigenden 'Northern idioms', vermögen nach dem jahre 1350, wo sich die merkmale und grenzen der dialekte verwischen (Brandl, *Abriss der me. litteraturgeschichte* p. 611/12), durchaus nicht gegen die autorschaft eines dem ostmittellande angehörenden dichters zu zeugen, der in der beengenden zwangsjacke des übersetzers sehr wohl, wie ich später nachweisen werde, einerseits aus bequemlichkeit, andererseits da, wo er sich möglichst eng an den wortlaut des originals hält, dem reim zuliebe einige wenige ihm sonst nicht geläufige wortformen gebrauchen konnte. Wissen wir doch auch, dass Lydgate Richard of Hampole's werke, Layamon's *Brut* gekannt hat, dass er William Langland's dichtungen mit dem ihnen eigenen mischdialekt genau studiert hat (Koeppel, *Laurens de Premierfait* . . . p. 99), und wie mir scheint, ist er von diesen

vorbildern selbst hinsichtlich der sprache stark beeinflusst worden. Eine genauere untersuchung dieser frage wird meines erachtens sehr interessante ergebnisse zeitigen, die in das dunkel der Lydgate-forschung noch manches Licht bringen dürften.

Zum schluss noch die bemerkung: Findet meine hypothese eine stütze in der thatsache, dass die handschrift sich im jahre 1720 in Bury St. Edmunds befand, wenn es auch ein blosser zufall sein kann, dass dies in neuerer zeit der fall war?

Brandenburg a. H., Juni 1901.

Julius Hugo Lange.

## DER URSPRUNG DER NEUENGLISCHEN *AI*-, *AU*-DIPHTHONGE.

Polemik ist zumeist, für die beteiligten wie für die leser, wenig erfreulich. Und ich fürchte, die auseinandersetzung über die diphthongierung von me. *ī*, *ā*, die sich in diesen blättern zwischen Sarrazin und mir entsponnen hat (XXVI 229 ff., XXVII 89 ff., oben 193 ff.), ist im letzten aufsatz Sarrazin's bereits zu einem grossen teil ein streit um worte geworden. Wenn ich, dem verweis Sarrazin's auf Ellis V 494 folgend, diese seite nachgeschlagen habe und er nun findet, es sei 'ziemlich selbstverständlich' gewesen, dass damit 494 ff. (das heisst wohl Ellis' kap. V und VI) gemeint war; wenn ich seine ausdrücke '*ei*- und *ou*-diphthonge' im gemeinen wortsinn genommen, also andiphthonge aus einem *e*-laut + *i* und einem *o*-laut + *u* bestehend gedacht habe und er nun erklärt, er habe darunter auch die verschiedenen arten von *ai*, *vi* und *au*, *vu*, ja sogar *eu* verstanden (s. 196), so scheinen mir das spitzfindigkeiten, welche an den thatsachen nichts ändern. Mag man Ellis' (*ɛ'i*), dessen erste komponente mid-back-narrow, der laut des *u* in *cut* nach Sweet's aussprache ist, einen *ei*-diphthong nennen oder nicht, es stellt doch auf alle fälle gegenüber dem was man gemeiniglich unter einem *ei*-diphthong versteht (s. oben), ein vorgerückteres stadium der diphthongierung vor

und steht dem westmittelländischen (*ái*<sup>1)</sup>), dessen erste komponente mid-back-wide ist, artikulatorisch wie akustisch so nahe, dass man es doch nicht von diesem scharf scheiden und mit den gewöhnlichen *ei*-diphthongen in einen topf werfen kann.

Auf einen solchen streit um worte näher einzugehen, lohnt wahrlich nicht, obwohl Sarrazin im weiteren verlauf seiner darlegungen gelegentlich beachtenswerte beobachtungen vorbringt, die er freilich meines erachtens vorschnell zu weitgehenden kombinationen verknüpft. Ich will mich darauf beschränken, einige wendungen Sarrazin's, die sich wie neuerliche versehen ausnehmen, jedenfalls aber der art sind, dass ihr nächstliegender gemeiner wortsinn eine irrthümliche auffassung ergiebt, zu berichtigen, und diejenigen fachgenossen, denen das in betracht kommende material weniger nahe liegt, auf einige von Sarrazin nicht beachtete oder doch nicht erwähnte thatsachen aufmerksam zu machen, beides in fällen, die für die beurteilung des streites von grösserem belang sind. Im übrigen sind die beiderseitigen ansichten meines erachtens genugsam dargelegt worden.

S. 195 sagt Sarrazin vom dialekt von Nord Lincolnshire (Ellis' 20<sup>3</sup> s. 314): »Monophthongische formen kommen, wie bei Ellis a. a. o. angegeben, nicht nur bei *night, alight, sight* u. s. w. in dem erwähnten dialekt vor (wörter, in denen allerdings *ī* erst sekundär entwickelt ist), sondern auch bei *bind, blind, find, to wind*, obwohl hier nach ausweis von Orm's schreibung, die doch einen mindestens sehr nahestehenden dialekt wiedergiebt, sicher im Me. des östlichen mittellandes *ī* vorlag.« Sarrazin thut gut daran, bezüglich des *ī* in *night* derselben meinung zu sein wie ich (XXVII 91), denn auch auf dem westmittelländischen gebiet, das doch der ursprungsort der diphthongierung sein soll, finden sich solche formen sehr häufig (vgl. Ellis s. 344, 348, 351, 381, 393, 421 u. s. w.). Im übrigen muss man aber den angezogenen satz nach gemeinem deutschem sprachgebrauch doch dahin verstehen, dass in diesem dialekt die wörter *bind* u. s. w. *ī* haben. Das ist nun, wie ein blick in Ellis lehrt, keineswegs der fall: sie haben vielmehr *ī*! Für unser problem können wir aber doch nur dialektformen mit langem *i* beweiskraft zuerkennen; keinesfalls dürfen wir solche

<sup>1)</sup> Ich setze Ellis' transkriptionen ("palæotype") zwischen runde, die gewöhnlichen (wenn nötig) zwischen eckige klammern.

mit *i* ihnen stillschweigend gleichstellen. Wo heute für germ. *i* vor dehrenden konsonantengruppen kurzes *i* erscheint, ist es mindestens unsicher, ob zur zeit der diphthongierung in diesen wörtern *ī* bestand. Wenn Orm wirklich die sprache von Nord-Lincolnshire wiedergiebt, was bekanntlich keineswegs gesichert, sondern eine ansprechende kombination ist, so kann das nicht beweisen, dass seine längen in *bindenn* u. s. w. auch noch im fünfzehnten jahrhundert bestanden. Ich muss daher trotz Sarrazin's einspruch bei meinem früheren satze beharren, dass in diesem dialekt jedes sichere mittelenglische *ī* zu [ai] geworden ist.

Das ist aber keineswegs geringfügig. Sarrazin's behauptung, dass zwischen dem Ost- und Westmittelländischen ein wesentlicher unterschied bezüglich der diphthongierung bestehe, war früher (XXVI 229) ausschliesslich und ist jetzt vorwiegend auf diesen nördlichen streifen des ostmittelländischen sprachgebietes begründet (der allerdings bezüglich der bewahrung des me. *ī* mit dem norden geht, bei dem aber als grenzdialekt ein solches übergangsstadium nichts überraschendes ist). Was Sarrazin jetzt noch weiter für seinen satz anführt, sind vereinzelte *ī*-formen, namentlich in wörtern, die auch sonst vielfach eine sonderstellung einnehmen, und die ebensowenig bezüglich des alters der diphthongierung etwas besagen können als das schriftsprachliche *screech* oder *room* (vgl. Arch. CIII 274 ff.). Ich muss daher behaupten, dass eine so scharfe scheidung zwischen ost und west keineswegs besteht.

S. 200 sagt Sarrazin, wir fänden »sogar in schottischen mundarten, die sonst *ī* durchweg monophthongisch erhalten, regelmässig diphthonge [ɹ'u] in wörtern wie *cow*, *how*, *thou*, *now* entwickelt (Ellis V 718, 723; vgl. V 712)«. Aus diesen worten wird man den eindruck gewinnen, dass es sich um eine in Schottland öfter, ja gewöhnlich vorkommende erscheinung handelt. Thatsächlich ist aber diphthongierung im auslaut eine besondere eigentümlichkeit eines einzigen distrikts, desjenigen Murray's (des bezirkes 33 bei Ellis), wie bereits Murray, Dial. South. Count. s. 117, und neuerlich Ellis s. 712 hervorgehoben hat. Zudem zeigt sich bei näherem zusehen, dass hier genau ebenso das [ɹ] aus me. *ē* im auslaut diphthongiert erscheint (Murray a. a. o. s. 115), so dass wir allen grund zur annahme haben, dass diese beiden vorgänge zusammengehören und eine schicht

von diphthongierung darstellten, die jünger ist als die von me.  $\bar{i}$ . Dem übrigen Schottland (ausserhalb des bezirkes 33) ist sie aber, wie gesagt, unbekannt. Vergleicht man damit die verhältnisse beim  $\bar{i}$ , für welches überall diphthonge erscheinen, denen gegenüber das halbe dutzend von Sarrazin aufgejagter fälle mit scheinbarer bewahrung des  $\bar{i}$  (s. 195) doch nichts besagen kann (vgl. oben s. 406 f.), und findet man ferner im norden entsprechende verhältnisse, so wird man doch meinem von Sarrazin (s. 200) geleugneten satz zustimmen müssen, dass me.  $\bar{u}$  und  $\bar{i}$  auf nordhumbrischem gebiet ein völlig verschiedenes verhalten zeigen. Wenn man solche handgreifliche, durch alle fälle durchgehende unterschiede als »einen künstlich konstruierten gegensatz« bei seite schieben will und andererseits vereinzelt erscheinungen den höchsten wert beimisst (oben s. 407), so wird es allerdings schwer, sich mit anderen zu verständigen.

S. 197 sagt Sarrazin: »Im süden haben sich, wenigstens in einigen dialekten, alte me. *ai* diphthonge (aus ae. *æg, eg*, fr. *ai*) als (*ái*) noch erhalten (Ellis s. 43). Die neueren  $\bar{i}$ -diphthonge werden aber von diesen streng geschieden . . . Es ist daher klar, dass die neuen diphthonge nie bis zur stufe der alten oder darüber hinaus sich entwickelt haben können, denn dann wären sie ja mit diesen zusammengefallen.« Auch dieser auf den ersten blick vielleicht annehmbare schluss beruht auf einem irrtum, vor dem ein genauerer einblick in Ellis oder auch in meine untersuchungen (§ 217) Sarrazin bewahrt hätte. In West-Somerset ist sowohl me. *ai* als me.  $\bar{i}$  durch einen vollen *ai*-diphthong wiedergegeben; und doch sind sie nicht zusammengefallen: ersteres ist nach Elworthy s. 35 f. zu (*ái*), letzteres (in einem teil der fälle) zu (*ái*) geworden, es gelten dieselben lautqualitäten, und nur durch die verschiedene quantität wird der abstand gewahrt. Nach Ellis' angaben s. 146 f. bestünde allerdings auch ein geringer qualitativer unterschied, aber immerhin sind beide laute *ai*-diphthonge. Ähnlich wurde ja, wie die grammatikerzeugnisse erkennen lassen, im sechzehnten jahrhundert das alte *ou* aus me. *ou* (in wörtern wie *soul, grow, blow*) von dem neuen *ou* aus me.  $\bar{u}$  (in wörtern wie *now, thou, out*) geschieden: der neue diphthong aus me.  $\bar{u}$  hat sich bis zur stufe des alten und noch darüber hinaus zum heutigen [*au*] entwickelt und ist doch nicht mit ihm zusammen-



gefallen. Wir haben also keinen grund, die im süden häufigen *oi* oder *oi*-artigen laute für me.  $\bar{i}$  nicht auf dem natürlichsten wege zu erklären, d. h. sie auf ein früheres *ai* zurückzuführen. Da ferner der hier ebenfalls sehr häufige diphthong, den Ellis mit ( $\text{Æ}'i$ ) bezeichnet, nichts anderes als *vi* ist ( $v =$  mid-back-narrow), dem gegenüber das westmittelländische *ai*, mit der ersten komponente mid back-wide, doch nicht als wesentlich vorgerücktere stufe der diphthongierung erscheinen kann, so folgt, dass auch der süden sich vom westlichen mittelland nicht in dem sinn unterscheidet, dass er auf dem wege der diphthongierung wesentlich zurückstünde: auch er hat entweder eine *ai*-varietät oder noch darüber hinausgehende formen; nur sind dies hier verschiedene arten *oi*, während das westliche mittelland  $\bar{a}$  u. dgl. aufweist.

Ich finde also nach wie vor, dass weder zwischen dem westlichen und östlichen mittelland noch zwischen ersterem und dem süden so starke unterschiede bestehen, dass man darauf die von Sarrazin verfochtene annahme gründen könnte. Vielmehr lehrt meines erachtens die E. St. XXVII 95 ff. gegebene zusammenstellung, dass aus den lebenden mundarten über den ursprung der diphthongierung überhaupt nichts sicheres zu erschliessen ist.

S. 194 sagt Sarrazin: es »bestand . . . bekanntlich schon seit der mitte des 16. jahrhunderts in England für *ai*, *ay* die monophthongische aussprache (*ee*).« Ich würde eher sagen, dass [ $\bar{e}$ ] und zwar speciell [ $\bar{e}$ ] bekanntlich im 16. jahrhundert die lautung des me.  $\bar{e}$  in *meat* u. dgl. war, so dass auch diejenigen, welche das *ai*, *ay* in *day* u. dgl. schon monophthongisch sprachen, erst ein [ $\bar{e}$ ] oder ähnliches gehabt haben können. (Angl. XIV 276.) Wenn also die Südengländer von den Schotten ein [ $\bar{e}$ ] zu hören vermeint hätten, so würden sie es wohl durch *ea* transkribiert haben. Daran scheidert meines erachtens die argumentation Sarrazin's, die den geringen grad der diphthongierung im Schottischen im 16. jahrhundert darthun soll. Im übrigen ist noch zu erwähnen, dass [*ai*] und [*vi*] für me.  $\bar{i}$  in den lebenden schottischen dialekten doch nicht so selten sind (vgl. E. St. XXVII 96 f.).

Schliesslich kann ich nicht umhin, die leser darauf aufmerksam zu machen, dass Sarrazin die paläotypischen bezeichnungen Ellis' vielfach falsch wiedergegeben hat. Dieses transkriptions-

system beruht ja auf dem prinzip, nur die in jeder druckerei vorhandenen lettern zu verwenden. (Es nimmt sich daher, nebenbei bemerkt, seltsam aus, wenn Sarrazin s. 196 erklärt, er habe deswegen von *ei*- und *ou*-diphthongen im allgemeinen gesprochen, weil er nicht wusste, ob die druckerei die entsprechenden typen zur verfügung hatte.) Das »palæotype« sucht also durch den wechsel von antiqua- und kursivdruck, von grossen und kleinen buchstaben und verwendung von umgekehrten lettern allen bedürfnissen gerecht zu werden. Wenn man es aus Ellis herübernimmt, muss man sich schon die mühe nehmen, es genau zu übertragen. Sarrazin dagegen druckt alles kursiv, so dass man zu ganz falschen vorstellungen kommt, wenn man seine als paläotypisch hingestellten zeichen mit hilfe einer tabelle des »palæotype« zu deuten sucht. Ein s. 197 aus Ellis citierter satz, wo es auf den unterschied von (*ái*) und (*ái*) ankommt, wird durch dies verfahren einfach unverständlich, denn er lautet: "I in contrast to this clear (*ai*), has . . . . (*ai*)." Dass aber nicht etwa die druckerei an diesen dingen schuld ist, das zeigt vorliegender aufsatz.

Was den zweiten teil von Sarrazin's ausführungen (s. 200 ff.) anlangt, der von dem zusammenhang zwischen diphthongierung und *e*-schwund handelt, so möchte ich nur in kürze darauf verweisen, dass die von Sarrazin gegebene erklärang der diphthongierung im *I* und *thou* auf den speciellen syntaktischen verhältnissen der personalpronomina beruht und sich nicht auf andere einsilbige wörter wie *by*, *my*, *thy*, *why*, *now* übertragen lässt, — ganz abgesehen davon, ob sie an sich plausibel ist. Ferner sei hervorgehoben, welch grossen wert er dem mittleren *e* in mittlenglischen schreibungen wie *idèle* beimessen muss, während doch alles darauf hinweist, dass hier ebenso wenig wie in *idel* ein wirkliches *e* gesprochen wurde (Arch. CIII 270). Auf die vielen, meines erachtens recht künstlichen einzelklärungen einzugehen halte ich für überflüssig, da mir die notwendigkeit, nach ihnen zu suchen, an sich schon aufs stärkste gegen Sarrazin's theorie zu sprechen scheint.

Graz, 4. Juli 1901.

Karl Luick.

ENGLISH *BEACH*, *BECK*, *PEBBLE*.

It is the object of this paper to show that English *beach* is the same word as *beck* and German *bach*, and to explain the origin of the word, as also that of English *pebble*.

German *bach* has been recognized in Old English and is given in Sweet's dictionary as "*bæce* m. brook" and "*bæc* (?) brook", and in Kluge's *Angelsächsisches Lesebuch*<sup>2</sup> as "*bæce* m. bach". In his *Etymologisches Wörterbuch*<sup>6</sup> he says: »Das wort ist uralt: mhd. *bach* ahd. *bah* (*hl*) aus germ. *baki-* = asächs. *bęki*, mndd. nnd. *beke*, ndl. *beck*; daneben auf germ. *bakki-* weisend angl. *beċċ*, anord. *bekkr* (daraus engl. *beck* entlehnt) 'bach'.«

It is clear that the *e* of the Old English forms led Sweet and, to some extent, Kluge to regard the stem as *baki-* and to assume a nominative *\*bæce*. But no such nominative or accusative form is found, while *bec* is found. This, by itself, might be regarded as for *\*becc* from a stem *\*bakja-*. But, as *kk* is found in ON. *bekkr*, where it could not be due to West-Germanic gemination before *j*, Kluge assumed for Old Norse and Old English a special variant stem *\*bakki-*. This, like *\*bakja-* has, however, the fatal objection of requiring *ċċ* in Old English. While such a *ċċ* might become *ċ* finally, it would not medially, and should appear in the dissyllabic forms; but we find only *beces*, *becc*, etc. The following are the forms I have been able to trace; they are all in the charters.

bæces	{	757—775.	Birch	I. 308,	Earle 309, 18,
		944.	«	II. 557,	« 379 bot.
bæce	{	951.	«	III. 52,	« 373, 21—22.
		757—775.	«	I. 308,	« 309, 19.
bæc	{	c. 1000.	Kemble	III. 380	} Quoted by Murray.
		c. 1000.	«	III. 380	
bakan		757—775.	Birch	I. 308,	Earle 309, 21.
bakas <sup>1)</sup>		757—775.	«	I. 308,	« 309, 20.

<sup>1)</sup> On an other occasion I shall present the conclusions that are to be drawn from the distinction in the spelling of the consonant in *bæces bæce* : *bakan bakas*.

beces	966.	Birch	III. 435,	Earle	294 bot.
bece	972.	«	III. 588,	«	448, 5.
þæt bec	966.	·	III. 435,	«	294 bot.
becas	972.	«	III. 588,	«	448, 4.

From this it is clear that: (1) The inflection wavers between the *a*-declension and the *i*-declension; (2) The gender wavers between the masculine and the neuter.

It will be observed that, on the whole, the forms of the *a*-declension are earlier than those of the *i*-declension. Though the manuscripts are not all originals, so long as the forms they give are consistent with a possible development, we have no reason to suspect that those that are copied are incorrectly copied. In fact, there appears to be only one such case. The manuscript of 757—775 is late (12—13 century) and betrays an inconsistency in writing: *of kadera pulle in beka brycge: of becha brycge in etc.* In these forms we doubtless have the proper names *Caderapulle* and *Becha brycge*. The Latin version of the passage has *de Caderapulle in Becha brycge; de hoc ad etc.* It is therefore clear that the scribe who wrote *beka brycge* and *becha brycge* was confused by the difference between the form in his original and that in use in his own time.

The change from the *a*-declension to the *i*-declension is not unusual, cf. Sievers § 267. We may ask ourselves: Can the reason for this change still be discovered? The answer is: Yes. Sievers has shown (PBB. VIII. 324, Gram. § 237 A<sub>2</sub>) that the early form of the instrumental of *a*-stems in Old English ended in *-i* in contrast to the *-a* of the dative, and he suggests that this instrumental is really an old locative in *-i*. The development of our word fits this theory perfectly. The old locative of the *a*-stem would be *\*bæ̅ci*, later *bę̅cē*. This case was, doubtless, the one that was most frequently used in every-day speech and thus caused the word to be associated with the *i*-stems and ultimately to more or less completely accord in declension with them. The form *þæt bę̅cē*, for *bæ̅cē* or *\*bę̅cē*, is clearly a transitional form, with which we may compare *becas*. In fact, it was doubtless through just such migrant nouns that the ending *-as* of *a*-stems was introduced into the *i*-declension (Sievers, § 263 A<sub>2</sub>). In an article on OE. *ræn*, *ren*, *ærn*, etc., I shall show that in the same

way the *i*-stem *ren(n)* 'house', 'home', arose as the locative of the *a*-stem \**ræn(n)* > *ærn*. In fact, the locative of the *a*-declension formed a sort of switch between the two declensions. On the one hand, it was bound to the *a*-declension by tradition and by the meaning that it had in common with the other cases; on the other hand, its ending *-i* and, later, the *i*-mutation that this produced, associated it with the *i*-stems. If the other cases were much in use, they carried the day; that is, in spite of its ending, the locative staid with them and in time gave up its mutated vowel for their unmutated vowel (Sievers, § 237 A<sub>2</sub>). If, on the other hand, the use of the locative predominated, it became associated with the *i*-stems and dragged other cases along with it. This was, doubtless, the switch by which various nouns passed from the *a*-declension to the *i*-declension. And for the same reason the cognate forms of *bæc* in the other Germanic dialects appear in the *i*-declension.

Naturally, *bȳcē*, the locative-instrumental-dative, continued to be the most frequently used form of the word<sup>1)</sup> and its *e* became long in Middle English in the open syllable, just as it did in:

OE.	ME.	Eng.
<i>mēte</i>	<i>mȳte</i>	<i>meat</i>
<i>węnġan</i>	<i>wȳnen</i>	<i>wean</i>
<i>męre</i>	<i>mȳre</i>	<i>mere</i>
<i>węr</i>	<i>wȳre</i>	<i>wier</i>

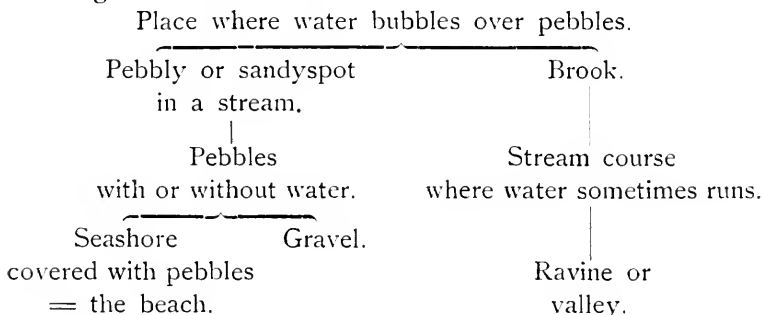
Thus we find *bȳche* (dat.) riming with *spȳche* in *The Owl and the Nightingale* 13—14. This ME. *bȳche* might, of course, represent either OE. *bęcē* (with *e* > *ȳ*) or OE. *bæcē* (with *æ* > *ȳ* > *ȳ*). The regular development of ME. *bȳche* was the modern *beach*. The closed syllable of the nominative and accusative of the old *æ*-form has prevailed to some extent in the West of England, particularly in compound place-names, as we shall see directly.

From what has been said, it is clear that the Old-English forms do not justify us in assuming a Germanic \**bakki*. As much may be said of Old-Norse *bekkr*, from which the North-English *beck* arose. The double *k* in *bekkr* 'brook' is the

<sup>1)</sup> Professor Hoops calls my attention to *ad Wisebeche* (in the Latin grant of Wulphere to the monastery of Medeshamstede, Birch I, 34), in which we find the locative become the normal form of the proper name.

normal development in cases like the genitive *-iar* (Noreen, *Altis. Gram.* § 220,1). Moreover, it was almost inevitable that the word should blend with ON. *bekkr* < \**benkr* (*banki*) 'bank'.

The development of the meaning of the word is very interesting: --



We have seen that Sweet and Kluge render OE. *bæc* *bęc* by 'brook'. This rendering is by no means to be taken for granted. The passages in which the word is found do not throw light on its meaning; but in charter 757—775 above, there is negative evidence of some value. Here the word is repeatedly used by the side of *brōc* and clearly does not mean the same as that. The Latin version renders *in ða bakas* by 'in locum quæ dicuntur bakas'. I suspect that the word early branched in signification as shown above and that we should assign to the OE. *bæc* *bęc* the meanings 'pebbly spot in a stream' and 'ravine', rather than 'brook'. Nowhere in the subsequent history of the word (I am, of course, not referring to the adopted word *beck*) does the meaning 'brook' clearly appear. The ME. *bęche* in *The Owl and the Nightingale* means 'ravine'. The *baches* in *Piers the Plowman*, VIII. 159, evidently means 'valleys': *Bote blostered* [roamed on] *as bestes, over baches and hulls*. In Somerset, *bach* is still applied to a sand-bank or small mound lying within or near a river; in Cheshire and Yorkshire, to certain places where streams once flowed, cf. Wright's *English Dialect Dictionary*. Interesting early Modern-English cases of the use of the word in the sense of 'gravel' will be found in *The Oxford Dictionary* under *beach*. In Kent and Sussex, *beach* still designates gravel taken from the seashore and used for road-making etc. The deve-

lopment of the idea 'ravine' is seen also in *burn, run, water*, etc.; for example, in southern England, a *bourne* is an intermittent stream or a valley between the chalk hills. Compare also Jefferies *Wild Life S. County 22*, as quoted in *The Oxford Dictionary*: »In summer, [a bourne] is a broad winding trench \* \* along whose bed you may stroll dryshod. \* \* In winter, the bourne often has the appearance of a broad brook.«

The word *beach* or *bach* is not found outside the Germanic branch of Indo-European speech. It is clearly imitative of what is given above as the original meaning. That is, the syllable *bak*, like *pap, pob, peb*, in OE. *papolstān*, ME. *pobbel*, Eng. *pebble*, stands for the sound made by "the babbling brook" as it runs bubbling over the pebbles. OE. *pap-* is the regularly shifted form of *bab-*, seen in Greek *βάβαξ, βαβάκις*, 'babblers', *βαβάζω* 'babble', Latin *babalus*. Irish *bablóir*: which syllable arose again as a fresh imitation in German *babbeln, pappeln*, English *babble* and *bubble*, and the *bibble babble, pibble, pabble*, of Shakespeare. The *bag-* of the second part of the Greek words is another imitative syllable, comparable to the *bak-* of the Germanic word. The Greek *πιγγή*, Doric *παγά*, used in the early literature to designate the running waters of a stream (in distinction from *ζοήνη* 'spring' or 'fount'), is doubtless of similar imitative origin. That brooks bubbling over pebbles babble and prate is an idea that suggests itself to all observers. That *pab, bab, bak*, and *pag* are good speech representatives of the sound that brooks make, will appeal more successfully to the critical ear, if the syllables be sounded without voice, in fact, without inspiration or expiration.

Ann Arbor, March 1901.

George Hempl.

## BESPRECHUNGEN.



### ALLGEMEINES.

Ludwig Fränkel, *Romanische, insbesondere italienische wechselbeziehungen zur englischen litteratur*. Ein repertorium auf grund neuerer veröffentlichungen, spec. 1894—96. (S.-A. aus: Kritischer jahresbericht über die fortschritte der romanischen philologie, herausgegeben von Karl Vollmöller, bd. IV.) Erlangen, Fr. Junge, 1900.

Über die berechtigung der auswahl, welche Fränkel für seinen überblick über die beziehungen zwischen der englischen litteratur und den romanischen litteraturen getroffen hat, kann man verschiedener meinung sein: den grossen fleiss des sammlers aber wird wohl jeder benutzer seiner arbeit bereitwillig anerkennen. Dem wesen des jahresberichtes entsprechend hatte Fränkel in erster linie das interesse »der doch ganz vorwiegend romanistisch gestimmten leser und benutzer« (p. 549) im auge, doch wird, meinen eigenen erfahrungen nach zu schliessen, auch der anglistische leser in dieser bibliographie manche neue und nützliche notiz finden. Nachträge kann ich nicht liefern, der fleiss des verfassers hat ihn weit über die grenzen geführt, die ich mir selbst für eine derartige arbeit gesteckt haben würde.

Dass Fränkel den artikeln und referaten, die er in entlegeneren ausländischen zeitschriften fand, öfters längere citate entnommen hat, kann man nur billigen, aber an der art und weise, wie er dabei den fremdsprachlichen und deutschen text gemischt hat, muss man wiederholt anstoss nehmen. Sätze wie: »Wenn nach G. Maruffi's anzeige Oelsner's buch segue sempre con esatezza i periodi . . ., so spielt freilich darin unmittelbare . . . nach-



ahmung eine geringe rolle« (p. 445); »In den ersten fünf der 16 kapitel hat Boas »sketched the rise of the English drama« (p. 499), sind unerfreulich, aber doch wenigstens verständlich; unverständlich wird mir die mischung an folgenden stellen: »G. L. Passerini referat gemäss culto che secondo l' Oelsner contribuisce assai al rinnovellamento del misticismo« etc. (p. 445); »In einem referate . . . heisst es, nachdem die drei anschauungen intorno alla origine delle novelle popolari genannt sind, die durch Grimm, scienziato da un grande vegliardo Massimiliano Müller und Theodor Benfey repräsentiert würden, von der letzteren, der antropologica, che nata e sviluppatasi« etc. (p. 543). Nach dem lesen des satzes: »Diese arbeit beweist Byron's unbegrenzte verehrung für Dante . . . und dünkte ihn, trotzdem seine unübersetzbarkeit 'nudo che vestuto' empfehle, ein meisterstück« (p. 470), wird wohl jeder benutzer nach den Englischen Studien greifen, um sich die aufklärung dieser rätselhaften italienischen einschaltung zu verschaffen.

Das an und für sich gewiss löbliche streben nach einer möglichst knappen ausdrucksweise hat den verf. zu mancher stilistischen absonderlichkeit verführt: »Die italienische romantik von Altengland's realismus gefangen, das setzt sich als gesameindruck« (p. 508); »Auch F. de Rojas über die brücke einer bearbeitung durch Scarron, Corneille's 'Cinna' und andere spanische, namentlich aber 'Françoisische piecen' gehören um 1741 zum eisernen bestande« etc. (p. 515); »Benjamin Laroche's, 'den eine siebenjährige verbannung mit der sprache und litteratur England's vertraut gemacht' hatte, Totalübersetzung Shakespeare's« (p. 537); »Alles kein wunder, wo der phantasievolle . . . Crawford seit jahren in oder bei Neapel ansässig ist« (p. 544). Auch die präpositionen sind öfters in befremdlicher weise verwendet: »Vergil's Aeneis . . ., mit welcher und Ovid aber sein Latein beschränkt blieb« (p. 471); »Die in Italien lebenden oder vorübergehend aufhältigen Briten rechnen naturgemäss fast ausnahmelos den gebildeten ständen an« (p. 474); »analog dem viel, viel eindringlicheren anschmiegen seines heimischen schrifttums zur Apenninenhalbinsel« (p. 486).

Derartige flüchtigkeiten und die ziemlich grosse anzahl der druckfehler (beachte pp. 468, 471, 474, 487, 494, 520, 521, 524, 531, 534, 546 und besonders p. 493, wo die worte »scheint hier

erwähnenswert« zu streichen sind) hätte der verf. durch eine nochmalige, sorgfältige durchsicht seines textes leicht vermeiden können. Den wert seiner sammlung beeinträchtigen sie ja nicht, wohl aber den genuss des lesers.

Strassburg, im März 1901.

E. Koepfel.

---

### SPRACHE.

Erla Hittle, *Zur geschichte der englischen präpositionen mid und wid mit berücksichtigung ihrer beiderseitigen beziehungen.* (Heft 2 der Anglistischen forschungen von J. Hoops.) Heidelberg, C. Winter, 1901. VIII + 184 ss. Preis M. 4,80.

Die im Altenglischen schon nah verwandten präpositionen sind hier zum gegenstand einer ebenso interessanten wie eingehenden studie gemacht. Die verfasserin untersucht zunächst den gebrauch von *mid* im Altenglischen (s. 1—104) in breiter und peinlich sorgfältiger ausführung. Daran schliesst sich die behandlung von *wid* in seinen verschiedenen funktionen und bedeutungen (s. 104—165). Die resultate der untersuchung werden in einer tabelle am schluss des buches nebeneinander gestellt. Die fälle, in denen *wid* und *mid* sich im Altenglischen berühren, nehmen eine besondere spalte ein, so dass man rasch und leicht überschauen kann, von welchem punkt die mischung ihren ausgang genommen hat. In den schlussbemerkungen (s. 166—178) wird die frage erörtert, was für faktoren bei der schliesslichen verdrängung von *mid* in mittenglischer zeit mitgewirkt haben. Zunächst durchmustert die verfasserin eine reihe von texten und konstatiert, dass *mid* im norden schon um die mitte der mittenglischen periode ganz geschwunden war. Das ostmittelländische gebiet weist um 1200 nur noch spärliche reste auf. Chaucer kennt *mid* gar nicht mehr. Dagegen bewahrt Langland dasselbe. Mit dieser forschungsmethode und diesen daten, so knapp sie sind, begiebt sich die verfasserin auf ein gebiet, dessen wichtigkeit man bis jetzt nicht genügend gewürdigt hat. Von der wort- und formgeographie wird man noch aufschlüsse über viele fragen erwarten dürfen, die bis jetzt ungelöst geblieben. In den betrachtungen, die sich an die frage anknüpfen, wie denn eigentlich das völlige absterben von *mid* zu erklären sei, liefert die verfasserin einen beachtenswerten

beitrag zur psychologischen syntax, die auf grund der gegebenen thatsachen den tieferen ursachen des sprachlichen werdens und vergehens nachspürt. Der charakter der beiden präpositionen wird zunächst noch einmal klargelegt, und daran knüpft sich dann die diskussion über ihre annäherungsmöglichkeiten. *Mid* hat vorherrschend sociativen charakter, während in *with* immer das moment der richtung (die auch reciprok sein kann) zum ausdruck kommt. Beide begegnen sich deshalb bei den verben des kämpfens, mengens, zusammentreffens. In ihnen liegt ein reciprok-sociatives verhältnis vor, und so war die vorbedingung zum gebrauch beider präpositionen gegeben. Die gruppen von verben, bei denen *mid* und *with* teils durch die ihnen von hause aus eignende bedeutung, teils durch den charakter des zeitworts konkurrieren können, wird in dieser weise mit scharfsinn und feiner begriffsscheidung durchgesprochen und so der grund gelegt zu einer weiteren untersuchung, deren mittelpunkt die frage sein würde, wie und warum *with* schliesslich die oberhand gewonnen hat. Die behandlung der mittelenglischen periode liegt zwar nicht in dem programm der verfasserin, aber bei der sorgfalt und der eindringenden schärfe, mit der sie arbeitet, ist sehr zu bedauern, dass sie ihr thema nicht weiter gefasst und das schicksal der beiden präpositionen bis zum schwinden von *mid* genau verfolgt hat. Die rolle, die die nebenform *mid* bei dem process gespielt hat, scheint mir nicht genügend hervorgehoben zu sein. Ein vermittelnder faktor war sie jedenfalls gewesen; die begriffliche berührung der in frage kommenden verben reicht zur erklärung nicht aus. Neuerungen auf syntaktischem gebiet, die in sprachlichen daten von dauernder bedeutung resultieren, pflegen durch ein zusammenwirken lautlicher und psychologischer momente bedingt zu sein. Sonst kommen die massgebenden gesichtspunkte zu gebührender geltung. Die konkurrenz der verwandten ausdrucks mittel ist verständigerweise betont bei der entwicklungsgeschichte von *with*; ebenso ist darauf hingewiesen, dass die bedeutung des verbs einen einfluss haben kann auf sinn und charakter der präposition. Inmitten der fülle des materials, das geschickt und übersichtlich gruppiert ist, behält die verfasserin immer das auge auf den hauptlinien der entwicklung. Die argumentation ist ruhig und sachlich, die darstellung klar, die form vollendet. Derartige arbeiten auf syntaktischem gebiet gehören zu den seltenheiten. Dass die vorliegende gediegene leistung von

einer ausländerin kommt, ist um so aner kennenswerter. Sie ist eine schöne frucht fremdländischen geistes auf dem boden deutscher wissenschaft.

Tübingen, 24. Mai 1901.

W. Franz.

---

*Engelsk-Dansk-Norsk Ordbog* af J. Brynildsen og<sup>1)</sup> Johannes Magnussen. Udtalebetegnelsen af Otto Jespersen. Kjøbenhavn. Gyldendalske Boghandels Forlag. 1.—9. Hefte 1900, 10. Hefte 1901. [A—idea.] 480 ss. Lex. 8°. Preis jeder lieferung 50 Ore.

Dieses werk ist bestimmt, das im jahre 1853 zum ersten male in demselben verlage erschienene englisch-dänische wörterbuch von S. Rosing zu ersetzen. Von einer blossen neubearbeitung kann nicht gesprochen werden, da die thätigkeit der beiden mit der ausführung des werkes betrauten gelehrten, wie bei der gewaltigen seit jener zeit eingetretenen weiterentwicklung der sprachwissenschaft und lexikographie nicht anders zu erwarten war, zu einer völligen um- und neugestaltung geführt hat. So ist insbesondere die berücksichtigung des norwegischen sprachgebrauches und -schatzes — jedes norwegische wort ist durch ein sternchen gekennzeichnet — neu hinzugekommen. Die aussprachebezeichnung hat der bekannte phonetiker prof. O. Jespersen übernommen. Ein vorzug ist es, dass auch eigennamen von personen und orten in grösserer zahl aufnahme gefunden haben; auch an slang- und dialektwörtern ist kein mangel. Vorteilhaft ist ferner, dass vielen solchen und auch sonst nicht allgemein bekannten wörtern kurze sacherklärungen beigegeben sind. In ziemlich vielen fällen sind belegstellen aus klassischen und modernen werken oder aus zeitung mitgeteilt.

Da ein urteil über die praktische brauchbarkeit des buches billigerweise skandinavischen benutzern überlassen bleiben muss, darf ich mich hier auf einige wenige bemerkungen beschränken. In der erklärung der aussprachebezeichnungen auf dem umschlage wie am fusse jeder seite fällt es auf, dass die zur erläuterung und veranschaulichung der gewählten phonetischen zeichen dienenden beispiele ausschliesslich dem englischen sprachschatz entnommen sind, z. b. [d] *the*; [ʃ] *she*; [ʒ] *measure* u. s. w., ohne sonstige ei-

<sup>1)</sup> Von heft 6 ab steht statt *og*: *For Danskens vedkommende gjenneiset af*.

klärung, die aber vielleicht noch folgen kann, da die erläuterungen auf dem umschlag ausdrücklich als »vorläufig« bezeichnet sind. Dieses verfahren setzt doch bereits einen ziemlichen grad von kenntnis der englischen aussprache voraus; da aber ein wörterbuch wesentlich auch für anfänger bestimmt ist, wäre es wohl vorteilhaft gewesen, dänische bezw. deutsche oder französische beispiele wenigstens daneben zu setzen. Bei der erklärung über die setzung des tonzeichens [ʳ], das vor der hauptbetonten silbe steht, lesen wir: »Staar tegner to gange, betyder det ligelig eller vaklende akcentuation, som *inside* ['in'said] med tryk paa første eller anden stavelse (eller paa begge).« Namentlich mit bezug auf die klammer hätte sich gewiss für den nebeton ein besonderes zeichen empfohlen. Bei nominalzusammensetzungen ist die angabe des haupttones nicht durchweg zu finden; so ist z. b. zwar bei den zusammensetzungen mit *counter* eine bemerkung darüber gemacht, bei denen mit *country* dagegen vermisst man eine solche. — Bei *Ich dien*, dem wahlpruch des prinzen von Wales, fehlt die bezeichnung der herkunft (deutsch), die in andern fällen, z. b. bei *honved* (ungarisch), steht. — Zwei vergleichende stichproben aus dem bestande der buchstaben *b* und *h* mit Flügel ergaben einen erheblichen überschuss zu dessen gunsten; nur an eigennamen und slangwörtern ist das dänische werk reichhaltiger; einen vergleich mit Muret anzustellen erschien bei der verschiedenheit der anlage beider werke unbillig.

Die ausstattung ist gut, der druck zwar recht klein, aber scharf und deutlich.

Breslau, März 1901.

H. Jantzen.

#### LITTERATUR.

Wolfgang Keller, *Die litterarischen bestrebungen von Worcester in angelsächsischer zeit*. Strassburg, Karl J. Trübner, 1900. VIII und 104 ss. Preis M. 2,50. [84. band der »Quellen und forschungen zur sprach- und kulturgeschichte der germanischen völker«.]

Der anfang dieser arbeit ist schon 1897 als doktorschrift erschienen, die mir aber nicht bekannt ist. Die untersuchungen, die sie bietet, »sind durch die beschäftigung mit der sprache der altenglischen denkmäler aus Worcester veranlasst worden (vorwort

s. VII); eine darstellung der sprachlichen verhältnisse behält sich der verfasser noch vor. Er will hauptsächlich neue einzel-ergebnisse bieten, weniger eine zusammenhängende darstellung. Sehen wir also kurz, was uns Keller hier bringt.

Mit recht betont der verfasser zu beginn seiner arbeit, dass es für den anglisten nicht ganz uninteressant sein dürfte, die geistige entwicklung eines der bedeutendsten englischen klöster zu verfolgen, wenn es auch nicht mit St. Gallen auf eine stufe gestellt werden könne. Da für die ältere zeit alle nachrichten fehlen, muss sich die darstellung auf das 10. und 11. jahrhundert beschränken.

Die bedeutung Worcesters für das angelsächsische schrifttum beginnt unter dem bekannten bischofe Wærferth (872—915), der Alfreds des Grossen freund und berater war, obgleich er in der berühmten vorrede zu dessen 'Cura Pastoralis' nicht als solcher neben den anderen erwähnt wird, und zu dessen übersetzung der gregorianischen »dialoge« der könig selbst das vorwort geschrieben hat. Zu der eigenartigen vorrede der Cottonschen handschrift, in der bekanntlich ein bischof Wulfstan erwähnt wird, den man bisher nicht hat unterbringen können, bringt Keller seine erste prüfende erörterung; sie müsse älter sein als die hs. selbst, rühre vielleicht von Wærferth selber her. Schade nur, dass er seiner wörtlichen übersetzung nicht den altenglischen wortlaut gegenüberstellt, sondern uns dafür auf den Krebschen abdruck im 3. bande der 'Anglia' (s. 70 f.) verweist! Dass *bysenc* hier 'auftrag' bedeuten kann, und dass dadurch guter sinn zu stande kommt, will ich gelten lassen; Keller darf aber nicht die bedeutung von *bysenc* als *bōc* so rundweg absprechen (s. 6); Pogatscher hat in seiner besprechung von Sweets "The Student's Dictionary of Anglo-Saxon" im »Anzeiger für deutsches altertum« 25, s. 3 ob. (nicht s. 30, wie es in meiner Syntax II, s. 326, z. 7 irrtümlich heisst) bemängelt, dass Sweet bei *bisn* die bedeutung 'befehl' gar nicht verzeichnet, und gefragt (s. 2 u.): »Hat dieses wort diese bedeutung im Ae. auch ausserhalb der Genesis B?« Weiter heisst es da: »Keller nimmt sie in seiner dissertation 'Zur litteratur und sprache von Worcester' s. 7 für Dial. Greg. Angl. 3, 71, 16 rundweg an, ohne sie zu stützen, leugnet dagegen, sich auf Wülker berufend, dass *bysen* als synonym von *bōc* gebraucht werden könne. Darum hier einige belege für *bysen* als »vorlage zum abschreiben« nach lat. *exemplum. exemplar*: Cur. Past. 8, 15 (vgl.

dazu jetzt meine Syntax II 326, z. 5); Ælfric, Vorrede zur Genesis ed. Grein, 24, 31; Vorrede zur gramm. 3, 21; Hom. I 8; Ormulum, dedic. 100.« Nach diesen angaben Pogatschers ist doch die bedeutung »vorlage, abschrift, buch« verhältnismässig reichlich belegt, die andere aber (»auftrag«) sehr knapp. — Für 'Wulfstan' will Keller 'Wærferd' einsetzen und jenes als Denkfehler erklären, so wie in des Senatus »Vita Oswaldi« einmal 'Wlstanum' für 'Wilfridum' steht; undenkbar und unmöglich ist diese annahme ja nicht, aber doch recht gewagt.

Dann schildert Keller in knapper, geschickter form die förderung, die den wissenschaften durch die bemühungen der folgenden bischöfe von Worcester zu teil wurde, des Cynewold (929—957), der St. Gallen besuchte und von dort gewiss reiche anregungen mitbrachte, des Dunstan (957—959) und des Oswald (959—992), die sich durch die einföhrung der von den Floriazensern neu belebten Benediktinerregel und durch gründung kleinerer klöster sehr verdient machten und gelehrige und eifrige schüler hatten (z. b. Byrhtferth). Unter Oswald, meint der verfasser, sei auch wahrscheinlich die Benediktinerregel in der hs. 178 des Corpus Christi College zu Cambridge geschrieben worden.

Keller wendet sich dann (s. 21) zu der worcesterischen fassung der angelsächsischen chronik und stellt s. 22—31 diejenigen eintragungen zusammen, die in der hss.-gruppe S der chronik (A, B, C) fehlen, auch nicht aus Beda stammen, aber in N (D [Worcester], E, F) bei den jahren 705—806 und 905—966 enthalten sind. Auch hier vermisse ich den alt-englischen wortlaut neben Kellers deutscher übersetzung. Keller kommt zu dem ergebnis (s. 36), »dass keiner der Teile, durch die sich D von A, B und C bis zum jahre 966 unterscheidet, nach Worcester weist«.

Auf s. 38 stellt der verfasser das beim jahre 959 stehende gedicht auf den regierungsantritt Eadgars dem schlusse des dem Ælfric zugeschriebenen metrischen auszuges aus dem buche der richter gegenüber, woraus einige auffällige anklänge ersichtlich werden.

Keller wendet sich dann zur amtszeit des ersten Wulfstans, der von 1002—1023 den Worcesterer bischofsstuhl (wie seine vorgänger Oswald und Aldulf [992—1002] gleichzeitig mit dem erzbischofante von York) innehatte, und bespricht kurz dessen echte predigten, verweist auch in einer anmerkung auf eine

amerikanische doktorschrift (J. P. Kinard, *A Study of Wulfstan's Homilies*, John Hopkins Univ.-diss., Baltimore 1897), in der noch weitere acht als die von Napier erwiesenen predigten als echt Wulfstanisch angesprochen werden. Auch unter den folgenden Worcesterer bischöfen, Leofsige (von 1023—1033), Brihteh (1033—1038), Lyfing (1038—1047), Aldred (1047—1061), wurde durch derer reisen und vielseitige beziehungen zum auslande manche geistige anregung für die litterarischen bestrebungen der Hwicceier-stadt Worcester gegeben. — S. 53 ff. erweist Keller durch kurze angabe und erläuterung der auf Worcester und seine nächste umgebung bezüglichen stellen der Chronik D aus den jahren 1033—1078, dass diese fassung ziemlich sicher aus Worcester stammt. Wir sahen vorher, dass Keller dem ersten teile, der etwa bis zum jahre 966 geht, die herkunft aus Worcester abspricht. Beide behauptungen hat Keller wohl begründet. Doch darf man auf den versprochenen zweiten, sprachlichen teil der arbeit gespannt sein, der diese angaben dann noch stützen müsste.

Aldreds nachfolger wurde der zweite Wulfstan (1061—1095), der bisherige prior des klosters, der freund des herzogs Harold, durch seinen heiligen lebenswandel gegenstand der innigen verehrung vieler, besonders auch der »Lady Godiva«. Unter ihm, der selbst, wie sein gleichnamiger vorgänger im amte, ein eifriger und erfolgreicher prediger war, wurden viele ältere predigten gesammelt und -abgeschrieben, und entwickelte sich überhaupt ein reiches schriftstellerisches leben in Worcester, schrieb namentlich der bekannte Florenz seine lateinische chronik, Colman seine lebensbeschreibung des bischofs, die leider verloren gegangen ist. Hier giebt Keller auch eine ausführliche und eingehende beschreibung der auf Wulfstans veranlassung vom subprior Hemming verfassten listen über den besitzstand des klosters und über die ländereien, die den mönchen zur nutzniessung gehörten« (s. 77—83), sowie auch der handschrift 'Cotton Tiberius A 13', in der diese enthalten sind (s. 83—85).

Der verfasser streift dann noch kurz die thätigkeit von Wulfstans schüler Nikolaus, der 1113—1124 prior des klosters war, betont, dass unter den bischöfen Samson und Tiulf, den ersten nachfolgern Wulfstans, die alten geistigen überlieferungen von Worcester nicht verloren gingen, und schliesst mit einem ausblick



auf Lagamon, der bald nachher nicht weit von Worcester den Engländern eine neue gedankenwelt eröffnete.

In einem kurzen anhang berichtet Keller über einen brief des Worcesterer bischofes Milred (745—775) an des Bonifaz nachfolger Lul in Mainz aus dem jahre 755, der das erste litterarische lebenszeichen aus Worcester ist, sagt noch einige ergänzende worte zu seiner vermuthung, dass Wærferth der verfasser des geleitwortes zu der übersetzung der gregorischen dialoge sei, giebt aber hier doch auch zu (vgl. vorher s. 422 u.), dass *hysen bōc* bedeuten kann, und bringt auf sieben seiten die untersuchung, welche stellen der chronik-handschrift D der Florenz zu seinen nicht dem Marianus Scotus entnommenen einträgen benutzt haben könnte. — Ein ausführliches namen- und sachverzeichnis schliesst das buch.

Folgende druckfehler sind mir aufgefallen:

S. 15 z. 9 v. u. lies 'liess' statt 'lies'.

S. 15 z. 4 v. u. was bedeutet die abkürzung 'gen.': »wohl ohne gen. grund«?

S. 16 z. 1 lies 'hat' statt 'habe'; wenigstens ist nicht ersichtlich, wovon ein konjunktiv abhängen sollte.

S. 17 z. 15 « »in seinem *Handbōc*« statt »in seiner *Handbōc*«, denn man sagt doch auch z. b. nicht »die Domesdaybook«, sondern »das D.«, trotz dem ja allerdings weiblichen geschlechte des altenglischen wortes.

S. 51 z. 2 « 'alten' statt 'altem'.

S. 73 z. 15 « 'den grundstock seines Appendix' statt 'seiner; mir ist wenigstens nur 'der Appendix' geläufig.

S. 91 z. 11 « 'geschwunden'.

S. 31 z. 12 sagt Keller: »Man könnte nun aus den annalen die einzelnen komponenten zu abstrahieren suchen, indem man die berichte nach dem ort . . . anzuordnen sucht.« Der sinn ist ja verständlich, obgleich nach dem überreichen Heyseschen fremdwörterbuche '*Componende*' nur die bedeutungen »die sportelbestimmung und -berichtigung, päpstliche sportelkammer« hat. Oder ob es druckfehler statt »komponenten« ist, des in der mechanik geläufigen wortes? Fremd muten einen solche seltene fremdwörter stets an, und ich meine »die bestandteile auflösen« wäre hier deutlicher gewesen.

Kellers arbeit giebt ein sehr deutliches und überaus anregendes bild von den schriftstellerischen bestrebungen in Worcester im 10. und 11. jahrhundert und zeichnet sich durch geschickte und übersichtliche darstellung sehr vorteilhaft aus. Es

wäre zu wünschen, dass sie in anderen ähnlichen einzelschriften  
andere Hefen nicht aber folgt ihr auch bald der sprachliche  
abgangstrand.

Wien, 30. März 1900.

J. Ernst Walding

Carl Frey, *Über die hebraische Fonetik des „Sederim“ Lamentis  
„Lamentis“*. Berlin: Mayer & Müller, 1900. Palästra 7,  
113 ss. 8.

Die englische übersetzung des im mittelalter weit verbreiteten  
lateinischen werkes ist: 1888 von Alfred H. Huth nach einer  
in seinem 7. verbesitz befindlichen handschrift für den Roxburghe  
Club herausgegeben, während das lat. original dem Verfasser der  
vorliegenden arbeit in handschriften und alten drucken der Berliner  
Königl. bibliothek zur verfügung stand. Da der herausgeber der  
englischen übersetzung kein philologe war, ist sein abdruck nicht  
unbedingt zuverlässig, wie er selbst bemerkt, und nach Frey ist  
seine beschreibung durchaus gerechtfertigt. Dieser hat den mit  
besonnen Huth's ausgabe die nur in einer anlage von 23 exem-  
plaren gedruckt, aber nicht viel besser eingang ist als das original,  
zum gegenstand einer sehr ausführlichen untersuchung zu machen.  
Er weist es in nicht weniger als 24 stellen die abweichungen, die  
es sind zusätze und auslassungen, grammatische und stilistische  
änderungen, die im ganzen doch getreuen und auf jede originalität  
vermeidenden übersetzung nach.

Verfasser des lateinischen original's und der englischen über-  
setzung sind beide unbekannt, ersteres wird in den anfang des  
12. jahrhunderts gesetzt, vor 1304, und für letztere bietet nur die  
jahreszahl 1304 in einer note des Huth's einen dürftigen inhalt.  
Das original ist in paarweise gereimten längereilen geschrieben und  
erweitert sich einer eigenartig abgestrickten anlage auf ein »pro-  
hemium« von genau 300 versen folgen 20 kapitäl von je 100 und  
3 schlusskapitel je 100 - hymnen mit je 66 versen. Jedes einzelne  
kapitel des hauptwerks enthält einen vorgang aus der heilsgeschichte,  
bezeichnet durch 3 ähnliche »historien«, zumal aus dem alten  
testamente. Der englische übersetzer wählte den alexandrinier,  
wohl um den langreihen des original's möglichst nahezukommen.  
Seine verse sind einreihig und ohne übergrosse rücksicht auf die  
natur der lektüre, aber seine reime sind einigermassen rein.

vielleicht noch reiner als Erika annimmt, denn die scharfe Färbung der *æ* und *þ*-reime, wie sie im Norden und Nord-Midl. herrscht, ist nicht bekannt zu sein scheint. Aus der ganzen phonetischen erschliesst Erika wohl mit recht einen spätmittelenglischen und im West-Midl. nicht der Chaucer-Schule angehörenden Autor.

Die Sprache bereitet Schwierigkeiten, denn neben allem, das bereits der gemein-englischen Schriftsprache angehört, finden wir spezifisch nördliche Züge, so dass Erika entschieden nördlicher, vielleicht Nord-Midl., aber sicher nicht schottischer Ursprung annimmt. Die späte Abfassungszeit muss die Sprachmischung erklären. Seine Untersuchung erstreckt sich nur auf die Reime, doch die Schreibung weicht nicht allzusehr ab und zeigt vielleicht noch deutlicher nordliches Gepräge. —

Der Fluss des Verfassers der *Þ*-liegenden Arbeit beruht auf der Anerkennung seiner ruhige Klarheit und hellsche Darstellung beruhen wohlthuend, doch möchte man bezweifeln, dass bei der unzugänglichkeit der 73 Exemplare und dem geringen sprachlichen wie literarischen Werte der unrichtigen Übersetzung die Wissenschaft grossen Vorteil von seiner Mühe haben wird.

Wilhelmsharfen, April 1900.

W. Heuser.

L. W. Cushman, *The Devil and the Vice in the English Dramatic Literature of the Sixteenth Century*. Studien zur englischen Philologie, herausgegeben von Ludwig Mühlmann, VI. Heft von S. Niemeyer, 1900. Preis M. 3.00

This is an interesting book on an interesting subject. Its scope is sufficiently indicated by the title, in accordance with which the work is divided into two parts, treating of the devil and the vice respectively. The author's results shall be given here in his own words. The prevailing opinion, that "the devil, enjoyed, both on the stage and elsewhere a great and ever increasing popularity, that the figure of the Vice was developed from that of the devil, or that the Vice was simply the devil as buffoon and as such, became the forerunner of the clown — that he was also the forerunner of the villain, and of Punch" — this opinion, according to our author, is entirely wrong. For this view, Prof. Cushman substitutes a new one, viz. that "the appearance of the devil in the non-dramatic as well as in the dramatic literature

is limited to a definite range; as a dramatic figure the devil falls more and more into the back-ground, the Vice is distinct in origin and function from the devil and from the clown" . . . these figures "encroach upon each other, but from this it does not follow that they are identical or that the one is derived from the other. The devil, Vice, clown, fool and villain are parallel figures of quite independent origin and function."

It seems to me that in his investigations with *negative* results, if I may call it so, our author has been more fortunate than in his positive ones: there can remain no doubt, after a careful study of this work, that the prevailing view is untenable, but the reasoning that has led up to Prof. Cushman's *positive* results is, in many cases at least, not so close as to make it imperative to accept them at once. The book bears some outward traces<sup>1)</sup> of hurried composition: repetitions, unenglish and unusual expressions, rather serious misprints, *etc.* all of which could easily have been avoided if Horace's well-known precept had been practised — be it with the substitution of months for years! — and one cannot help thinking that a little more time spent on it would have been of great service to the author, in an other and more important respect. Many an obscure point might then have been worked out, many a hypothesis re examined and perhaps slightly modified, many a point would have been materially strengthened. The results, then based on a more thorough study, would most likely have been accepted in their integrity.

This seems to me to hold more especially with regard to Prof. Cushman's view of the Origin and function of the Vice. His point about the Devil, developed in the first part, — *viz.* that the Devil (for which traditional figure the Bible and the apocrypha are the sources) is the creation, not of the people but of theology and that he is "essentially a theological-mythological being, the antithesis of divinity and sanctity" who has "remained throughout almost unchanged as a dramatic figure" — this theory

---

<sup>1)</sup> Thus, Professor Brandl is thanked twice and in almost identical terms on the same page for the use of some manuscript copies of plays. And what must we think of in the rule on p. 84, of motif *passim*, and motivates (p. 118)? As to misprints, see p. 31: Asservations for Asseverations; *ib.* mayfay for maffay (mafay); p. 33: Mac for Mak; p. 42: Marco Moralities for Macro M. *etc. etc.*

seems quite acceptable. I for one do not know of any exception that can be taken to this chapter.

But with the chapters on the Vice it is different. On pp. 55 and 56, Prof. Cushman gives us a classification of the Vice-dramas, which classification is "based upon the structure of the Vice-role in each period"<sup>1</sup>). But how does Cushman know which personage is the Vice? Why is e. g. *Riot* the Vice in Youth and not *Lechery*? Why is *Hickscorner* the Vice in the play of that name and not *Freevill* and *Imagination* whom he calls his 'fellows' (Dodsley I pp. 164, 169)? Why is *Iniquity* of the Nice Wanton no Vice? Because, Dr. Cushman will tell us, they do or do not, as the case may be, come up to the characteristics which I have shown to be proper to them. Yes, but whence does our author draw his knowledge of the Vice's characteristics? Not, it would seem, from those few figures which are explicitly called 'Vice' in the old plays themselves, but precisely from a study of those personages whom he, the author, has made out to be Vices! There is the mistake which vitiates, I am afraid, the whole treatment of this subject, which at least makes it impossible to accept the results without re-considering the matter. For it does not appear that the writer has started in his investigation from the first Vice mentioned as such in the Dramatic Literature, *Merry Report* in Heywood's Play of the Weather, and that he has thence — i. e. from this play as well as the subsequent ones that mention the Vice as a dramatic figure — worked back to older dramas in order to find out by comparison which person should be called the Vice in these older productions. According to Cushman, the function of the Vice is "to lead some one into sin and pleasure" and "as a tempter he does not use a middle person or agent" (p. 38) and, differing in this respect too from the devil, the Vice does "join in the fun". This "ethical person . . . an allegorical representation of human weaknesses and vices, in short the summation of the Deadly Sins, is only the agent of the devil"<sup>2</sup>). He does not act from motives of revenge (pp. 77, 91), but is friendly to man. I do not hesitate to say that this view

<sup>1</sup>) It is strange to find *Wisdom* mentioned here as, according to the author himself (p. 55), it does not contain a Vice.

<sup>2</sup>) At least according to p. 51. But according to p. 53 "there exists no definite relation" between the Devil and the Vice, which is a somewhat startling contradiction.

is only to a very, very limited extent, applicable to *Merry Report*. Let us take another instance! *Hickscorner* is the Vice in the play of that name, — according to Prof. Cushman at least. Already on comparing this personage — who, as remarked, is the fellow of *Freewill* and *Imagination* (whom Cushman looks upon and rightly so, as the representatives of Mankind in the play) — with the author's account of the Vice, we see that C. should not in consistency have called *Hickscorner* a Vice. If we must classify *Hickscorner* at all — but classification in such-like matters can only be thought of at the risk of implying some little inaccuracy! — I would call him *mutatis mutandis* 'an' *Everyman*, i. e. a type of the foolish wordling, incarnated not only in *Everyman*, but also in most of the older moralities, e. g. *Humanum Genus* in *Castle of Perseverance*, *Mankind etc.* If I rightly understand a remark on p. 72, our author himself is not quite sure about *Hickscorner*. We read there that in this play "the temptation-motif is lacking from the simple fact that the representatives of Man are already corrupt". This reads as though C. considered *Hickscorner* as no Vice, which would be the correct view.

If time permitted, I should like to discuss some more moot points, but I must devote the space yet available, to speak of some at least of the better points. To mention only one or two: Prof. Cushman has evidently read his texts very carefully or he would not have been able to give us such excellent explanations as we get incidentally<sup>1)</sup> of some of the more puzzling expressions in Brandl's not over-annotated texts. And I must not forget to mention Cushman's important discussion of Harsnett's description of the Vice: "And it was a pretty part in the old church plays, when the nimble Vice would skip up like a jack-on-apes into the devil's neck and ride the devil a course, and belabour him with his wooden dagger, till he made them roar, whereat the people would laugh to see the devil so vice-haunted." It is not too much to say that this description "lies at the bottom of all evil". Cushman shows, to my thinking conclusively, that it was wrong to "regard (this account) as has been universally assumed, as applying to the Vice in general", but that Harsnett had in view an exceptional

---

<sup>1)</sup> See e. g. p. 113: "leap at a daisy, or put out the *i* of *miseri cordia*" and "to play *sursum corda*" which are made clear, simply by being arranged under the heading: "For hanging".

case. It refers "either to some lost morality . . . or to Punch and Judy"<sup>1</sup>). And this lost morality must have been exceptional in character.

I should not wonder if subsequent investigations should leave Prof. Cushman's results materially unchanged, but the uncomfortable feeling one has, when working through this book, is precisely that subsequent investigations are necessary, *i. e.* it is not a definite book, — not by any means the last word on the subject. But Prof. Cushman has at any rate the merit of having shown us the way, of having cleared the ground for such an investigation and of having brought the material together for it and this merit is no mean one.

Ghent, March 1901.

H. Logeman.

*The English Faust-Book of 1592* edited with an Introduction and Notes by H. Logeman. Genter phil. fac. arbeiten no. 24, Gand und Amsterdam 1900. XXII u. 175 pp. gr. 8.

Da der text des englischen Faustbuches, den Thoms in seinen Earl. Engl. Prose-Rom. III p. 163—300 veröffentlicht hat, nur ziemlich bescheidenen ansprüchen genügt, so ist dieser neue abdruck, auf dessen herstellung die möglichste mühe verwendet wurde, herzlich willkommen zu heissen. Zu bedauern ist nur, dass Logeman kein zweites exemplar des druckes von 1592 hat aufreiben können, sowie dass es ihm nicht vergönnt war, spätere ausgaben zu vergleichen und deren varianten zu verzeichnen. Denn möglicherweise hätten uns diese gewisse aufklärungen über den text der quelle des druckes von 1592 geben können. Doch wollen wir uns durch derartige wünsche die freude an dem uns gebotenen nicht verderben lassen; ist es doch jetzt erst möglich, die englische redaktion mit den deutschen fruchtbringend zu vergleichen.

In der einleitung behandelt Logeman kurz die entstehung seines textes, sucht über *P. F. Gent.* ins reine zu kommen, ohne dass man sagen könnte, dass ihm dies gelungen sei, und bespricht schliesslich, soweit ihm das möglich war, die quelle, auf der der druck von 1592 beruht.

<sup>1</sup>) This latter alternative (with the further consideration that, as it was "common in England on feastdays (it was) . . . perhaps . . . for this reason regarded by Harsnett as a Church play") should *me jūdīe* be rejected.

An den hinter dem text folgenden anmerkungen habe ich auszusetzen, dass sie rechtschaffen unübersichtlich gedruckt sind. Wie schon in seinen Faustus-Notes weist Logeman dem herrn P. F. manchen schnitzer in der übersetzung nach, ohne dabei vollständig zu sein. Auch sonst hätte man manchmal mehr, manchmal weniger gewünscht.

Von kleinigkeiten, die der berichtigung bedürfen, führe ich folgendes an:

Zu kap. 12 (D.F.B. kap. 13. p. 39) *The which kingdomes are gouerned by five kings* bemerkt Logeman p. 140—141: »The error of the German Author, who takes Phlegeton as the name of the devils . . . is too much for our Englishman but he falls into another by making Phlegeton into that of a king.« Ich denke nicht, dass man diese dummheit dem autor in die schuhe schieben darf; bei Spiess sieht die stelle so aus:

10 Acheron. In dem regieren die Teuffel; Phlegeton  
genannt

was offenbar ein druckversehen, ist statt:

10 Acheron / Phlegeton genannt

was sich allenfalls rechtfertigen lässt; später erscheint dafür »Diaboli genannt«, wodurch u. a. erwiesen wird, dass der verf. des E. F. B. nicht ein exemplar der ausgabe von 1589 benutzt haben kann. Ob es gerade die erste Spiess'sche war, ist zweifelhaft (cf. Logeman p. XIV—XV).

Zu *and named hmselfe an Astrologian and a Mathematician: and for a shadowe sometimes a Phisitian* (p. 3) erhalten wir die bemerkung: »The German text has: zum Glimpf i. e. about: as is right; so that P. F. seems to have made a shot at it. »For a shadow«, for which I have no other references, can only mean: pretendedly, falsely.« Nicht ganz, denn in gewissem sinne ist *for a shadow* zu vergleichen mit den im elisab. Engl. so häufigen redensarten wie: *under showe of, for colour of, to have colour to, without colour, under colour of, under the colour and pretense, shewe and couloure, under the cloke and pretence* etc.

Eine genaue entsprechung findet sich übrigens in More's *Utopia* lb. II (Temple Class. p. 107): *elles for a vaine shaddow of vertue*, wo das lat. original (z. b. Lovanii, 1548, p. 123) *alioquin ob inanem uirtutis umbram* hat. Diese bedeutung von *umbra* — »schein, vorwand« hat auch das ältere deutsche *Glimpff*, so dass *und zum Glimpff ward er ein Artzt* (Faustb. 1587, p. 5) so viel



bedeutet als: er übte den berūf eines arztes nur aus, um unter diesem deckmantel seinen andern beschäftigungen unbehelligt nachgehen zu können.

Eine nicht ganz ausreichende kenntnis des älteren neuhochdeutschen sprachgebrauchs hat Logeman auch dazu verleitet, auf p. 147 »die kirchen (*sic*) Lateranensis« drucken zu lassen, als wenn »kirchen« ein zu Lateranensis nicht passender plural wäre; derselbe singular »kirchen« findet sich aber noch einmal auf derselben seite 103 bei Spiess und sonst.

Wenn L. ferner zu p. 16 *if he should motion Matrimonie any more* bemerkt: »a reminiscence of my Faustus-Notes p. 98 . . . suggested to me that here too, we might perhaps have to read mention. This is, however, not necessary«, so können wir nur froh sein, dass er *motion* hat stehen lassen; in der that hat es aber auch in Faustus v. 1064

As when I heare but motion made of him

seine berechtigung, cf. z .b. Marston, 2 Ant. and Mell. IV 1, 62—63 (Bullen I, p 159)

Ant. Ask'd he for Julio yet?

Lu. No motion of him!

Zu dem auf p. 52 vorkommenden *things* bemerkt Logeman (p. 145): »I suspect this to be a misprint for things« und führt für *e* statt *a more* (!) original *i* nur *cheualrye* aus Lummert p. 18 an — »and this is hardly an analogue«. Auf derselben stufe wie *cheualrye* steht etwa *shevering* für ne. *shivering* (cf. me.) im Euphues ed. Arber p. 161; der übersetzer von More's Utopia hat *nemblenes* neben *nimblenes* auf p. 106 der citierten ausgabe; Spenser schliesslich hat einmal, F. Q. IV, 5, 23, des reimes wegen *sens*, wo jüngere ausgaben, z. b. die von 1617, *since* lesen; man denke auch an die ältere form des wortes.

Zur bibliographie ist zu bemerken, dass Zarncke's gruppierung der ausg. des D. F. B., wie er sie bei Braune, Halle 1878, gegeben hat, später von ihm selbst berichtet worden ist, cf. Berichte kön. sächs. ges. wiss. phil.-hist. kl. 40, 181 ff. = Zarncke, Goetheschriften, 272 ff. Eine faksimileausgabe des D. F. B., von W. Scherer besorgt, ist im jahre 1884 bei Grote in Berlin erschienen.

Louvain, Januar 1901.

W. Bang.

Hugo Gilbert, *Robert Greene's "Selimus"*. Eine litterar-historische untersuchung. Kieler dissertation. Kiel, druck von Fiencke, 1899. 74 ss.

The reviewer of the above-named dissertation was agreeably surprised on receiving it to notice. The subject is one specially suitable for a young man anxious to win his spurs. *Selimus* was first claimed for Greene by Dr. Grosart in his Editor's Introduction and Annotations to Hodgett's translation of Prof. Storojenko's Life of Robert Greene pp. 71 to 77. Grosart's evidence was based mainly on two passages in *Selimus*, the first in lines 503 to 509 and the second in lines 853 to 857, which are ascribed to Greene in *England's Parnassus* 1600. To these two passages Gilbert has found four more which are common to *England's Parnassus* (and there ascribed to Greene) and to *Selimus*. It is therefore beyond doubt that Allot, the collector of the poetical extracts in *England's Parnassus*, ascribes the play to Greene. His authority is decisive. Firstly he was a contemporary, and secondly the verification of his assignments of authorship by Collier shows him to have been well-read in the literature of his time. Gilbert has thus, with the discovery of four more extracts from *Selimus* (all literal repetitions) in *England's Parnassus* put the authorship of the play beyond doubt.

In his dissertation p. 8 he refers to *The Battle of Alcazar* which has been assigned to Peele on the authority of one single passage in *England's Parnassus*. Grosart rests his case chiefly on the two passages he found. But the help he has now received through Gilbert's investigation makes assurance doubly sure.

Gilbert has further the merit of showing the source whence Greene drew his materials. It is "Pauli Jovii Episcopi Nucerni Furcicarum Rerum Commentarius", as the extracts given show. Grosart in his preface gives a list of over forty words which he wishes us to regard as characteristic of Greene. I have underlined 32 of them as common property of the dramatic language of the age. Gilbert very properly attaches no importance to this list, but gives on p. 28 a passage which carries more conviction with it than Grosart's list. It is the remark of Bullithrubble: "This is some cozening, conicatching crosbiter" etc., which he compares with a passage in Greene's Discovery of Coosenage of almost identical purport.

The following pages give the result of a comparison of *Selimus* with regard to style with Greene's undoubted works.

They carry conviction with them. One point established by Gilbert has, wonderful to say, escaped Grosart. On p. 38 we find: »Zu verschiedenen malen finden wir in Selimus vergleiche aus dem tierreiche; wenn wir diese zusammenstellen, so beobachten wir, dass sie nicht aus der frischen anschauung der natur geschöpft sind, sondern alle mehr oder weniger die moderluft eines alten physiologus an sich tragen«, and he gives 8 examples, three of which refer to the *Phoenix*. The comparison of the style of *Selimus* with that of undoubted plays by Greene must be pronounced as perfectly satisfactory. Grosart had done no more than merely refer to the subject and may be thankful that he has received such valuable help from a careful and sagacious assistant. What Gilbert has to say about characterisation, particularly about Macchiavelli and his influence on Elizabethan literature proves his acquaintance with the latest contributions to our knowledge of this subject. Marlowe's influence on Greene is also well handled.

When Gilbert comes to set up a chronological table of Greene's works, he has so prepared the way and gives his reasons so clearly that there is hardly a possibility of divergence of opinion. His order of the plays is:

1. *Alphonsus* (1587 early in the year),
2. *Selimus* (1587 end of the year),
3. *Orlando Furioso* (1588 latter half of the year).

Prof. Storojenko has ascribed this play to the same year.

4. *Friar Bacon* (1588 end of the year),
5. *Looking Glass* (1589 early in the year),
6. *James IV* (after *Looking Glass*),
7. *George a Greene* (before 1593).

The last date is that of Greene's death, and the play is mentioned in the same year by Henslowe. It is thus in all probability the poet's latest work. The first three dramas are influenced by Marlowe, with whom Greene had no chance of competing, in the last four he is more fortunate, as Gilbert says: »Endlich wendet sich der dichter der behandlung volkstümlicher stoffe zu und gelangt damit auf das feld seiner eigentlichen begabung.«

It is to be hoped that among the aspirants for academical honours Gilbert's example will find imitators. There is no want of themes which would be more suitable than the wretched metrical investigations we have had. We want still a thorough investigation of the 2<sup>nd</sup> author concerned in *Timon of Athens*, of

Cyril Tourneur's work, of Dekker, John Day, Rowley and a host of others. Gilbert's thorough investigation shows what may be done by industry and sagacity. His task was not easy, and he does not owe much to his predecessors. It is to be hoped that the name of Hugo Gilbert will soon appear again in the field of investigation in which he has honourably won his spurs.

St. Petersburg, September 9<sup>th</sup> 1900.

Robert Boyle.

W. Lühr, *Die drei Cambridger spiele vom Parnass (1598—1603) in ihren litterarischen beziehungen. Eine litterar-historische studie.* Kieler inaugural-dissertation. Kiel, druck von Peters, 1900. 107 ss. 8°.

Da die trilogie vom Parnassus, deren beide ersten teile, *The Pilgrimage to Parnassus* und *The Return from Parnassus I*, überhaupt erst seit Macray's glücklichem funde im jahre 1886 bekannt sind, bisher nicht gerade eingehende berücksichtigung in der englischen litteraturgeschichte gefunden haben, so war es eine dankbare aufgabe, die drei studentendramen einmal im zusammenhange nach ihrer litterarischen stellung und bedeutung zu untersuchen. Lühr hat sich ihrer, soweit wir sehen können — denn eine vollständige nachprüfung der gebotenen ausführungen war bei den mangelhaften beständen an englischer litteratur auf der hiesigen universitätsbibliothek nicht möglich — gründlich und mit geschick entledigt. Nach einem überblick über die bisherige litteratur und über die fabel stellt er zunächst die entstehungszeit der drei stücke fest. Für den letzten teil (*Return II*) kommt er — etwas abweichend von Arber und Fleay, und deren ergebnisse gewissermassen vereinend — zu dem schlusse, dass er weihnachten 1601 2 geschrieben, aber erst ein jahr später, nachdem er, wie es im stücke selbst heisst, ein jahr im kohlschuppen gelegen, im Januar 1602 3 aufgeführt worden sei. Aus dieser bestimmung ergeben sich dann die beiden andern; *Pilgrimage* sei weihnachten 1598, 9, *Return I* weihnachten 1600 1 entstanden. Bei betrachtung der quellenfrage weist Lühr mit recht die ansicht zuruck, dass die stücke in irgend einem näheren zusammenhange mit deutschen (lateinischen) komödien vom studentenleben stünden, und meint, sie seien ziemlich selbständige dichterische schöpfungen. Das ist ja auch ganz natürlich; sie sind ungefähr unter demselben

gesichtspunkt zu betrachten wie etwa heutige gelegenheitsdichtungen ähnlicher art. Eigene erlebnisse und erfahrungen, die ja keineswegs besonders ungewöhnlich sind, liegen zu grunde, und mit ihrer darstellung sind allerhand anspielungen auf die umgebung, auf politische und litterarische verhältnisse verbunden. — Am ausführlichsten und wichtigsten ist der abschnitt über die beziehungen der trilogie zu zeitgenössischen dichtungen; es werden eine ganze anzahl von stellen zusammengebracht, die in bezug auf stil und charakteristik einzelner figuren abhängigkeit von Nash's, Hall's und Marston's werken erweisen. Nur ist nicht recht ersichtlich, warum der verfasser nicht schon hier auch das ihm aus Sarrazin's forschungen wohl bekannte nahe verhältnis zu Kyd behandelt hat; es findet seine stelle erst ganz kurz im nächsten abschnitt, »Die litterarische bildung des Parnassusdichters«, der inhaltlich eng zu dem vorigen hinzugehört. Leider beschränkt sich der verfasser hier auf die klarstellung der beziehungen zu englischen autoren, während er die citate aus den schriftstellern des altertums und die anspielungen auf diese nicht mit in den kreis seiner betrachtungen zieht, meines erachtens mit unrecht, denn solch eine untersuchung hätte gewiss noch ein schärferes licht auf die bildung des verfassers und die ausdehnung seiner akademischen studien geworfen. Wer dieser verfasser gewesen ist, lässt sich auf grund des bisher bekannten materials kaum entscheiden. Die mehrfach verteidigte ansicht, es sei John Day, ist vor der hand noch nicht bewiesen, und ein sehr gewichtiger einwand gegen sie ist die sprache der spiele, die nach Lühr's untersuchungen im anhang zu seinem buche nordenglisch ist. Der schlussabschnitt: »Die Parnassusspiele, ein spiegel ihrer zeit«, enthält eine kurze allgemeine charakteristik der trilogie und der in ihr auftretenden typischen personen.

Zum schluss noch ein paar kurze bemerkungen. Unter der litteratur über den gegenstand vermisst man die kenntnis von Small's wichtiger schrift *The Stage-Quarrel between Ben Jonson and the so-called Poetasters* (Kölbing's Forschungen z. engl. spr. u. litt. I, 1899), die sich über die Parnassus-spiele in der umfanglichen anmerkung s. 133 34 äussert, deren feststellungen und ausführungen an mehreren stellen hätten berücksichtigt oder wenigstens erwähnt werden sollen, so etwa bei der datierung von Marston's *What you will* (s. 52), bei besprechung der Furor Poeticus-Marlowe-hypothese Sarrazin's, neben der auch die von Small a. a. o. ge-

streifte Furor-Marston-hypothese Fleay's zu nennen war, und anderwärts. — Könnten nicht die »hirkanischen tiger«, für die Lühr (s. 61) mit Sarrazin auf Marlowe's *Dido* verweist, auf die Vergil'schen *Hyrcanae tigris* (Aen. IV 367) unmittelbar zurückgehen? Diese Frage hätte vielleicht auch die oben vermisste übersicht über die klassischen reminiscenzen glatt gelöst. — S. 62. Dass Shakespeare wesentlich nur als epischer dichter gekannt und geschätzt wird, ist kaum auffällig; das war doch zu seiner zeit, vor allem in den kreisen, die sich gelehrter bildung rühmten, das gewöhnliche. — Druckfehler sind nicht eben selten.

Breslau.

H. Jantzen.

W. Vollhardt, *Die beziehungen des »Sommernachtstraums« zum italienischen schäferdrama*. Beilage zum jahresbericht der II. real-schule zu Leipzig. Ostern 1899. 32 ss. gr. 8°.

In überaus anschaulicher weise behandelt der verfasser im ersten kapitel (s. 1—6 incl.) den bisherigen stand der quellenfrage und die charakteristischen züge des *Sommernachtstraums*. Es geht daraus hervor, dass auch gelehrte wie K. Elze und ten Brink zu keinem endgültigen ergebnis gekommen sind. Sie haben auf Chaucer (*Palamon und Arcite*), das schäferdrama und die maskenspiele hingewiesen. Auf das aus der ekloge hervorgegangene italienische pastoraldrama weist nun Vollhardt an erster stelle hin (s. 6—9 incl.) und vergleicht den *Sommernachtstraum* mit einzelnen schäferdramen (s. 10 flg.).

An die spitze stellt er *Alvise Pasqualigos Gl'Intricati* (Die in verwickelungen geratenen), die 1581 in Venedig erschienen sind. Wegen einiger recht auffälliger übereinstimmungen im inhalt mit dem englischen lustspiel scheint allerdings die ansicht, Shakespeare habe dieses drama im original oder in einer übersetzung gekannt, nicht allzu gewagt. Jedenfalls kommt es stofflich dem *Sommernachtstraum* näher als irgend eine bisher als quelle bezeichnete dichtung (vgl. die analyse s. 11—13 incl.). Es ist wirklich ein drama, das den namen »Sommernachtstraum« führen könnte.

Verwandten inhalts, aber späteren datums ist die *Favola bosca recchia Califfa* des Fr. Partini. Ein verwandtes thema behandeln auch *Ranieri Tottis Gli Amanti Furiosi* (1597). Andere schäferdramen oder doch solche stücke, die sich der egloga rusticale nähern, enthalten wieder andere dem Shakespeare'schen stück charakte-

ristischen züge. Während aber hier das hauptaugenmerk auf das liebesleben der »tollen sterblichen« gerichtet war, wirken zweitens die personifizierten naturmächte in dem zwist Oberon's und Titania's (kap. IV s. 17—32). Dieses vierte kapitel ist aus einem vortrage hervorgegangen, den der verfasser auf der 44. versammlung deutscher philologen und schulmänner zu Dresden gehalten hat.

Der verfasser fasst schliesslich die ergebnisse seiner arbeit in folgende drei punkte zusammen:

1. Der streit Oberon's und Titania's ist eigentlich ein zwist der sonnen- und mondgottheit wegen der ungünstigen konstellation ihrer gestirne zu einander und zur erde und ist vielleicht durch Nash's *Summer's last Will* angeregt worden.

2. Damit verschmolzen ist das aus Lyly's *Endymion* entlehnte motiv des streites zweier gottheiten um einen geliebten knaben.

3. Dieser so erweiterte gegenstand ist nach art eines zwischenspiels in eine dichtung pastoralen charakters, die *Intricati*, wie wir annehmen, eingeschoben und mit ihm zu einem einheitlichen ganzen verwebt worden.

Doberan i. M.

O. Glöde.

Shakespeare's *Tempest*, nach der folio von 1623 mit den varianten der andern folios und einer einleitung herausgegeben von Albrecht Wagner. (6. band der Englischen textbibliothek, herausgegeben von J. Hoops.) XXV + 108 ss. Berlin, E. Felber, 1900. Preis M. 2,00.

In drei abschnitten: 'Entstehungszeit', 'Litterarische einflüsse', 'Überarbeitungen und fortsetzungen von Shakespeare's *Tempest*', wird in der einleitung das in litterargeschichtlicher hinsicht über den text wissenswerte mitgeteilt und das urteil der neuesten forscher (R. Garnett, Brandes) über entstehungsart und sinn des stückes kritisch beleuchtet. Der vierte abschnitt der einleitung: 'Der vorliegende text' legt die prinzipien dar, die für den herausgeber bei der herstellung der ausgabe massgebend waren. Er hat die erste folio genau abgedruckt und mit den andern drei folios verglichen. Die resultate dieser mühsamen arbeit giebt er mit peinlicher gewissenhaftigkeit unter dem text, so dass jede seite durchschnittlich etwa 7 zeilen varianten aufweist. Man kann nicht umhin, den fleiss und die ausdauer des herausgebers zu bewundern, doch

scheint mir fraglich, ob das ergebniss der aufgewendeten zeit und mühe entspricht. Der variantenapparat enthält vielfach nur andre schreibungen, die für den Shakespeare'schen text und seine interpretation gleichgültig sind. Was liegt daran, ob wir wissen, dass *sayd* in F<sub>2</sub> für *said* in F<sub>1</sub> steht (s. 8), dass F<sub>3</sub> *parallel* für *paralell* der F<sub>1</sub> schreibt (s. 9), dass *closeness* in F<sub>1</sub> ersetzt wird durch *closenesse* in F<sub>3</sub> (s. 9), dass in F<sub>2</sub> *clowdes* für *clouds* in F<sub>1</sub> (s. 15) geschrieben wird? In seinem streben nach vollständigkeit (auch interpunktionsunterschiede der späteren ausgaben werden verzeichnet) scheint mir der herausgeber den endzweck etwas ausser auge verloren zu haben. Die erste folio ist voller versehen und im allgemeinen eine sehr mangelhafte ausgabe, und die übrigen folios haben keinen vorzug vor ihr. Wer sich mit dem elisabethanischen druckverfahren bekannt gemacht hat (man lese hierüber Van Dam und Stoffel, W. Shakespeare's Prosody and text cap. VIII, kann und wird sich auch nicht wundern, dass es so ist. Eine auch nur annähernd einheitliche orthographie gab es im 16. und in der ersten hälfte des 17. jahrhunderts nicht; 'the taste and fancy of the speller' hatte noch einen sehr weiten spielraum, und dazu kam, dass der autor mit dem drucke seines werkes häufig gar nichts zu thun hatte. Die druckbogen wurden von einem korrektor durchgesehen, der ebenso wie der setzer die autorität des manuskripts in vielen dingen (interpunktion, orthographie) nicht anerkannte und eigenmächtige änderungen vornahm. Es waren also fehlerquellen gegeben, die zu verfolgen man gar nicht in der lage ist. Jedenfalls hat man immer mit der möglichkeit, wenn nicht mit der wahrscheinlichkeit zu rechnen, dass in einem text aus der ersten hälfte des 17. jahrhunderts, über dessen drucklegung man nicht unterrichtet ist, die orthographie und interpunktion des autors nicht zum ausdruck kommen, und deshalb haben diese dinge verhältnismässig geringen wert im vorliegenden falle. Einige verderbte stellen der F<sub>1</sub> werden durch die späteren folios richtig gestellt; aber was letztere in dieser hinsicht zu bessern vermögen, sieht auch der moderne leser. Auf der andern seite werden durch die späteren ausgaben auch wieder versehen eingeschleppt. Das licht, das sie auf die ursprüngliche textgestalt werfen, ist äusserst gering. Das moment der leichten und raschen übersicht des variantenapparats, der knappheit und praktischen verwertbarkeit desselben sollte in einer textausgabe für studierende immer im auge behalten werden. Die hauptsache bleibt immer



der text selbst, und in der mangelhaften gestalt der folio giebt er dem anfänger genug stoff zu philologischer bethätigung. Man kann es nur billigen, wenn der herausgeber unnütze konjekturen zu dunklen stellen nicht aufgenommen hat. Er legte sich diese beschränkung auf, um den kritischen apparat nicht zu komplizieren. Aber ich glaube, er hätte auch eine menge der varianten der übrigen folios, unbeschadet der güte seiner arbeit, auslassen können. Es ist entschieden enttäuschend, oft in den variantenapparat zu schauen und dort vielfach nichts zu finden als belanglose schreibungen. Indessen ist die arbeit, die Wagner in der variantenzusammenstellung geliefert hat, nicht ohne wert. Und deshalb muss auch das zuviel, das er bietet, mit dank anerkannt werden. An der hand desselben kann der student bequem verfolgen, wie die orthographie allmählich die feste gestalt angenommen hat, die das moderne Englisch aufweist. F<sub>4</sub> ist in dieser beziehung besonders instruktiv. Von einzelheiten abgesehen tritt hier dem leser die sprache ungefähr in der modernen gewandung entgegen. Wichtiger als dieses ist, zu konstatieren, wie die formen, die ausdrucks mittel grammatischer beziehung, syntaktische und phraseologische gebilde, der wortschatz sich im laufe des 17. jahrhunderts geändert haben. Die entwicklung der sprache ist in jener zeit eine sehr rasche, und es wäre eine recht dankbare aufgabe, wenn die menge der verschiebungen, die sich damals vollzogen, im zusammenhang dargestellt würden. Eine vergleichung der verschiedenen folios untereinander würde auf die hauptetappen der entwicklung hinweisen. Die modernisierungen, die sich hier finden, sind ja keineswegs konsequent, aber sie geben doch eine spur und deuten auf die wesentlichsten erscheinungen hin, die an der hand weiteren materials leicht definitiv festgestellt werden könnten. Wenn der Wagner'sche Shakespeare-text hierzu den ausgangspunkt geben sollte, so würde das plus des variantenapparats sich in werte umsetzen, die die zukunft zwar erst abschätzen könnte, die aber jedenfalls für die sprachgeschichte nicht unbedeutend sein würden. Deshalb will ich auch mit dem herausgeber weiter nicht über die prinzipien der einrichtung des kritischen apparates rechten. Es ist jedenfalls sehr erfreulich, dass ein Shakespeare-text in der originalen form vorliegt, der für jedermann erreichbar ist. Er präsentiert sich in einem klaren, sauberen druck und ist nach den stichproben, die ich angestellt habe, mit einer peinlichen sorgfalt und genauigkeit reproduziert, so dass er das original zuverlässig

ersetzt. Die ausgabe kann zur benutzung bei seminarübungen — für solche ist sie in erster linie bestimmt — bestens empfohlen werden.

Tübingen, 22. Februar 1901.

W. Franz.

Ferris Greenslet, *Joseph Glanvill. A Study in English Thought and Letters of the Seventeenth Century.* (Columbia University Studies in English. Vol. I.) New York, Columbia University Press. The Macmillan Co., Agents. 1900. Preis 1,50 \$.

Joseph Glanvill gehört zu denen, welche, trotzdem sie für die geschichte des geistigen fortschritts eine sehr geringe bedeutung besitzen, in einer behandlung des geistigen lebens durchaus nicht fehlen dürfen. Ihm hat die nachwelt kein neues prinzip, keine fördernde vermittlung alter prinzipien zu verdanken; zu dem imposanten bau der modernen wissenschaft hat er überhaupt keinen stein und auch keinen balken beigetragen. Zwar findet man bei ihm eine zusammenstellung heterogener ideen, deren bizarre wirkung eine gewisse originalität beanspruchen darf; aber es war die originalität eines vielseitigen eklektikers, der die gabe in ungewöhnlichem grade besass, gedanken, welche die natur und die logik gesondert hatte, zusammenzubringen und die verbotenen ehen salbungsvoll zu feiern. Desto besser vertritt er den von grundverschiedenen anschauungen wirr durchsetzten geist der intellektuellen kreise des damaligen Englands, in denen Bacon und Plato, Gassendi und Descartes, materialismus und kabbalistik, dogmatismus und skeptik, naturwissenschaft und hexenglaube gleichzeitig wirkten. In Oxford waren die unternehmungslustigen forschler der 'Royal Society' und Aristoteles, der die grenzen des *omne scibile* schon gezogen hatte, zugleich zu hause. Das bestreben, sich in diesen mannigfachen geistigen strömungen zurechtzufinden, spiegelt sich kaum in einem andern so lebhaft wieder wie in Glanvill. Bisher hat man in Glanvill fast ausschliesslich den skeptiker — den verfasser der *Scepsis Scientijica* und *The Vanity of Dogmatizing* — hervorgehoben. Greenslet versucht es, auch den sonstigen regungen seines eifrigen geistes gerecht zu werden. Besonders seine nahen beziehungen zu den Cambridge Platonists hat er betont und sachgemäss dargestellt; die »Platonic side of his work« will er überhaupt zum erstenmal behandelt haben. Als

spezifisch platonisch vermag er jedoch nur sehr geringe und für Glanvills wesen wenig bedeutende züge zu bezeichnen. Dem Plato hat Glanvill beständig gehuldigt; aber die gedanken, die er ihm verdankte, waren vorübergehende hypothesen, die zu seiner geistesart nicht vollkommen passten; raffinierte werkzeuge, die er eine zeitlang freudig benutzte, auf die länge aber — mit der gewöhnlichen abneigung des britischen arbeiter gegen subtile maschinen — verwarf, um sie dann durch die bewährten waffen seines orthodoxen glaubens oder orthodox gewordenen aberglaubens zu ersetzen. Die unsterblichkeit der seele z. b. wollte Glanvill in seiner *Lux Orientalis* mit den bekannten platonischen argumenten verteidigen, fand aber später einen kürzeren weg, indem er auf die im damaligen England überall spukenden geister hinwies. Überhaupt mischen sich praktische rücksichten gern bei ihm mit spekulativen gründen; er war nicht umsonst ein eifriger, kühner polemiker, nicht umsonst ein hofprediger, der viel anklang fand. Treffend genug bezeichnet ihn Greenslet als einen im grunde liberalen und aufgeklärten geistlichen, der die am nächsten liegenden übelstände mit den ersten besten waffen angriff. Wenn seine darstellung von Glanvill's philosophischer thätigkeit dennoch einen etwas konfusen und verwirrenden eindruck macht, so liegt das zum teil in der natur der sache und ist ihm nicht allzusehr anzurechnen. Es hätte die deutungs- und darstellungsgabe eines Renan gefordert, einen mann wie Glanvill im rahmen seines zeitalters klar und scharf hervortreten zu lassen. Er trug — wie Carlyle einmal von dem jungen Tennyson gesagt hat — ein stück chaos mit sich herum, und es ist ihm nicht, wie diesem, gelungen, dasselbe nach und nach in einen kosmos zu verwandeln. Einen bescheideneren zweck als die philosophischen teile des buchs hat die behandlung (im letzten kapitel) der sprach- und stileigentümlichkeiten Glanvill's. Wie die meisten, welche die Restauration noch *nel mezzo del cammin* ihres lebens traf, lässt er als schriftsteller den übergang deutlich erkennen, den die englische prosa nach 1660 erlebt hat. Interessant ist die vergleichung des *Vanity of Dogmatizing* (1661) und der bearbeitung desselben (*Scepisis Scientifica*) 1665 in bezug auf ihren wortschatz. Überall werden im letzteren gelehrte und studentische durch einfachere, gemeinverständliche redensarten ersetzt: *ingenious*, *perspicill* wird zu *telescope*, *phrentick* zu *crasie*, *hegemonicall* zu *leading*, *terraqueous magnet* zu *earth* und dergl. mehr. Hatte doch die Royal Society, der Glanvill seine begeisterte

huldigung im begriff war darzubringen, indem er ihr die *Scepsis* selbst widmete, den gebrauch eines einfachen, klaren stils auf das ausdrücklichste empfohlen und eingeschärft! Als vollständig gelungen kann Gr.'s buch nicht bezeichnet werden, es enthält jedoch viel nützlichendes und ist durchaus brauchbar.

The Owens College, Manchester.

C. H. Herford.

*Sir Samuel Garth und seine stellung zum komischen epos.* Von Theodor Schenk. (Anglistische forschungen. Herausgegeben von Johannes Hoops. Heft 3.) Heidelberg, Carl Winter's universitätsbuchhandlung, 1900. 114 ss. 8°. Preis M. 3,00.

Die vorliegende untersuchung hat referent mit um so grösserem interesse gelesen, als sie eine sehr dankenswerte ergänzung zu einer erörterung bietet, die er vor langen jahren veröffentlicht, und auch punkte berührt, für die er sich neuerdings interessiert hat. Selbstverständlich erschöpft sich darin nicht der inhalt und der wert der schrift. Sie zerfällt in zwei hauptteile, von denen der erste über Garth's leben und dichtungen handelt. Der zweite betrifft »das komische epos und Garth's stellung zu demselben«. Er gliedert sich in die abschnitte: 1. begriff und vorgeschichte des komischen epos; 2. Dryden's *Mac Flecknoe* (1682); 3. Garth's *Dispensary* (1699) und Boileau's *Lutrin* (1674); a. inhalt des *Dispensary*, b. das *Dispensary* als komisches epos, c. das *Dispensary* als direkte nachahmung des *Lutrin*; 4. Pope's *Rape of the Lock* (1712) in seinem verhältnis zum *Lutrin*, *Dispensary* und *Mac Flecknoe*; 5. Pope's *Dunciad* (1728 ff.) und Garth's *Dispensary*; 6. Wolcot's *Lousiad* (1785); 7. schluss. Hierauf folgen litteraturangaben.

Im ersten teile lernen wir Garth als hochangesehenen arzt, dichter und freund bedeutender männer, zu denen in erster linie A. Pope gehört, kennen. Er war, obgleich katholik, mitglied der Wighpartei und stand seiner weltauffassung nach durchaus auf dem boden der aufklärung. Die darstellung des verfassers ist klar, anschaulich und zeigt seine grosse belesenheit und sorgfalt. Das wichtigste ergebnis der folgenden abschnitte dürfte sein, was der verf. am schlusse des ganzen mit den worten ausdrückt: Eine wichtige vermittlerrolle aber zwischen Boileau und Pope spielte das *Dispensary* des Sir Samuel Garth. S. 85—96 wird dies eingehend nachgewiesen, und wenn man vielleicht über diese oder jene einzel-

heit streiten könnte, so ist doch der nachweis im ganzen als durchaus gelungen zu bezeichnen. Verdienstlich ist auch der hinweis auf die genaue bekanntschaft der hier in betracht kommenden gruppe von dichtern und schriftstellern mit den alten, in diesem besondern falle mit Ovid. Dergleichen kann nur dem unkundigen als kleinigkeitskrämerei erscheinen, weil er nicht sieht, welches licht dadurch auf die ursachen der geschmacksrichtungen verschiedener litteraturperioden fällt. Wie viele gebildete männer sind heut zu finden, die, ohne gerade »klassische« philologen zu sein, griechische oder lateinische dichter zu ihrer unterhaltungslektüre wählen?

Von interesse sind auch die nachweise, welche der verfasser über die benutzung des *Dispensary* durch Pope in seiner *Dunciad* giebt. Es scheint, als ob die neigung, seinen litterarischen freunden durch fast wörtliche entlehnung einzelner stellen ein kompliment zu machen — denn so wurde dies sicher aufgefasst —, in besonderem masse Pope eigentümlich wäre, denn man begegnet solchen entlehnungen, wie z. b. von Schenk s. 101 eine aufgeführt wird, in allen seinen schriften.

Breslau.

F. Bobertag.

*Unpublished Letters of Dean Swift*, edited by George Birkbeck Hill. Illustrated. London, J. Fisher Unwin, 1899. XXVII + 269 ss. Gr. 8°.

Die quellen über Swift's leben fließen sehr reich und voll, aber trotzdem werden wir mit freuden alles neue begrüßen, was über diesen merkwürdigen mann an die öffentlichkeit dringt. Einen neuen beitrag zu seiner umfangreichen korrespondenz bilden die vorliegenden briefe, die bisher durchaus unbekannt waren. So werden zwar erwähnt von W. R. Wilde in seinem buche *The Closing Years of Dean Swift's Life* (Dublin 1849), aber dieser giebt nur zwei kurze auszüge davon, und John Forster, der den ganzen briefwechsel einsah und von dem besitzer eine abschrift erhielt, starb, ehe er sein leben Swift's bis zu dem zeitpunkte fördern konnte, wo die briefe beginnen, und nach seinem tode wurde die abschrift an den besitzer der originale zurückgegeben. Dr. Birkbeck Hill, der bekannte litterarhistoriker, hat nun die briefe zuerst in einer amerikanischen zeitschrift, der *Atlantic Monthly* (August bis Dezember 1897), und dann als buch mit

zahlreichen wertvollen anmerkungen und illustrationen in glänzender ausstattung veröffentlicht.

Es sind 58 briefe, 54 von Swift und vier an ihn, gewechselt mit Knightley Chetwode, einem landedelmanne, der 50 meilen südwestlich von Dublin in der nähe von Portarlington in Queen's County auf seinem gute Woodbrook wohnte. Die briefe umfassen die zeit von 1714—1731, d. h. die ersten 17 jahre nach der ernennung Swift's zum dechanten der St. Patrick'skirche in Dublin. Der briefwechsel ist im anfang sehr lebhaft. Swift steht dem etwas hitzigen jüngerer freunde, der in eine jakobitische verschwörung verwickelt war, mit seiner frau in streit lebte und sich schliesslich von ihr trennte, mit der erziehung seines sohnes nicht fertig werden konnte und sich durch bauten in schulden stürzte, durch rat und jede hilfe ausser pekuniärer bei. Am ende aber kommt es bei dem argwöhnischen charakter Chetwode's und dem stolze und der empfindlichkeit Swift's zu einem zerwürfnis und völligen bruche, so dass die freundschaft mit anklagen, vorwürfen und sticheleien endigt. Uns interessiert hauptsächlich, was die briefe über Swift's stellung, persönlichkeit und charakter enthalten.

»Die person,« so beginnt der erste brief vom 27. September 1714, »welche mir ihren brief brachte, gab ihn so ab, dass ich dachte, ich wäre wieder bei hofe, und dass der überbringer eine stelle wünsche . . . Aber ich war beruhigt, als ich ihre unterschrift sah, und ich erinnerte mich dann, dass ich in Irland war, dass die königin tot, das ministerium gestürzt, und ich der arme dechant von St. Patrick war.« In diesen worten liegt gewissermassen das leitmotiv der briefe. Swift war unzufrieden. Er hatte auf ein bistum als lohn für seine politischen dienste gehofft, und er fühlte sich in Dublin nach dem verkehr in dem glänzenden kreise der Londoner dichter, schriftsteller und staatsmänner verbannt und vereinsamt. Dublin schien ihm »der unangenehmste ort in Europa«, die gesellschaft der ungebildeten irischen landjunker und der geistlichen konnte ihm nichts bieten, und er zog sich immer mehr auf sich selbst zurück, führte »ein mönchisches leben« und wurde melancholisch und verbittert. Ausrufe, wie »welch ein lächerliches geschöpf ist der mensch!« und »ich verabscheue die welt« finden sich oft in den briefen. Manchmal wird der ausdruck seines menschenhasses abstossend in seiner leidenschaftlichkeit. »Ich liebe die menschen so wenig und denke

so schlecht über sie, wie die meisten, und möchte ebenso gerne jeden morgen drei stunden in einen abtritt blicken,« schreibt er am 24. Juni 1730. Dabei ist er der treueste freund seiner freunde, und sein urteil über einzelne personen ist immer wohlwollend, milde und leidenschaftslos.

Seine amtspflichten versah er auf das gewissenhafteste. »Ich höre,« schreibt er am 3. Januar 1715, »man hält mich für einen tüchtigen dechanten und glaubt, dass ich gutes thun will. Meine meinung ist, dass, wenn ein mann die welt nicht bessern kann, er alte schuhe ausbessern sollte, falls er nichts besseres thun kann, und deshalb bestrebe ich mich, in dem kleinen kreise, in den ich gestellt bin, alles gute zu thun, dessen ich fähig bin.« Er verteidigte seine gerechtsame gegen übergriffe des erzbischofs, führte ein strenges regiment über sein kapitel und seinen kirchenchor, war seinen untergebenen ein etwas barscher, aber wohlwollender herr und den armen seines sprengels ein unermüdlicher und aufopfernder wohlthäter. Auch machte er gartenanlagen und bauten, besonders in seinem vikariat zu Laracor.

Oft klagt Swift in den briefen über seine gesundheit. Er litt seit seinem jünglingsalter an zeitweiliger taubheit, ohrensausen und schwindel, leiden, die mit dem alter zunahmen und schliesslich zum vollständigen verfall seiner geistigen kräfte führten. Die mittel, die er hiergegen anwandte, waren körperliche übungen, gehen, rudern und besonders reiten, enthaltensamkeit von angestregtem denken und beschäftigung mit kleinigkeiten.

Über seinen von der legende so vielfach ausgeschmückten lebensroman, die doppeliebe zu Stella und Vanessa, erfahren wir in den briefen einiges. Sein verhältnis zu Esther Johnson, seiner Stella, die mit ihrer gesellschafterin in Dublin oder auf seinem vikariate zu Laracor wohnte, war ein ganz öffentliches. Er spricht von den frauen einmal als »den damen meiner bekanntschaft« (20. Oktober 1714) und erwähnt Stella noch einmal im jahre 1726 als »eine dame meiner alten bekanntschaft, die sehr krank war«. Zu der frage, ob Swift und Stella verheiratet gewesen sind, liefern die briefe den einen beitrag, dass er sich ausdrücklich als jemanden bezeichnet, der die ehe nie gekannt habe (12. Februar 1730). Im grunde ist es nicht von grosser wichtigkeit, ob die ceremonie vollführt worden ist; jedenfalls hat Swift immer als junggeselle gelebt. Seine beziehungen zu Miss Hester Vanhomrigh, der Vanessa der Swiftlegende, die Swift ebenfalls nach Irland gefolgt

war, und mit einer schwester erst in Dublin und dann auf dem lande in Celbridge wohnte, hält er auch vor Chetwode geheim. Doch scheint dieser dahinter gekommen zu sein. Swift schreibt ihm am 17. Dezember 1715: »Sie haben mich in meiner kleinen privatbekanntschaft ausgespürt, aber das muss entre nous bleiben. Das beste an der sache ist, dass Sie sie nicht alle auffinden können.« Von der tragischen katastrophe, die durch die eifersucht und leidenschaft Vanessa's im jahre 1723 herbeigeführt wurde, und die so oft mit romanhafter ausschmückung erzählt worden ist, hören wir in den briefen nichts. Dagegen wird die sache noch einmal erwähnt, als im jahre 1726 das gedicht *Cadenus and Vanessa*, welches handschriftlich schon einige jahre kursiert hatte, ohne Swift's wissen gedruckt worden war. Swift thut, als ob die sache ihm ziemlich gleichgültig wäre. »Es ist mir einerlei,« schreibt er, »was damit geschieht, denn der druck kann es nicht bekannter machen, als es ist, und, was mich angeht, so habe ich vergessen, was darin steht, aber ich glaube, es ist nur eine galanterie (*a cavalier business*), und die, welche keine nachsicht üben wollen, mögen es thun, und wenn sie mich damit kränken wollen, so werden sie enttäuscht werden, denn das habe ich lange erwartet.« Er fügt hinzu, dass er das gedicht selbst, seit er es geschrieben, nie gesehen habe, und dass auch der ernsteste charakter nicht verantwortlich gemacht werden könne für ein privates launiges ding, das durch einen unvermeidlichen zufall und die gemeinheit besonderer bosheit veröffentlicht worden sei, und will weiter nicht mit berichten darüber belästigt sein, »wo es doch nichts hilft und mir nur die undankbare aufgabe giebt, über die gemeinheit der menschen nachzudenken, die ich schon vorher genügend kannte« (19. April 1726). Zunächst geht hieraus hervor, dass das gedicht *Cadenus and Vanessa* nicht, wie man bisher annahm, im jahre 1723, sondern erst 1726 gedruckt worden ist, und dass Swift es seit der abfassung nicht gesehen hatte. Der kavaliermässige ton, in dem Swift von dem ganzen verhältnis spricht, kann auf seinen stolz und jene eigenschaft, die Bolingbroke seine »umgekehrte heuchelei« (*inverted hypocrisy*) nannte, zurückgeführt werden, aber es scheint doch wohl daraus hervorzugehen, dass das verhältnis kein platonisches und ideales war, wie die meisten biographen angenommen haben. Dieser ansicht scheint auch Chetwode gewesen zu sein, der in seinem letzten briefe, um Swift zu ärgern, noch einmal auf dasselbe an-



spielt. Durch Swift's charakter ging eben bei aller mannhaftigkeit und grösse doch ein zug von brutalität und cynismus.

Was das öffentliche leben Swift's angeht, so hielt er sich während der ersten sechs jahre seines aufenthaltes in Irland ganz von der politik fern. Ich bin der einzige mann in diesem königreiche,« schreibt er (2. September 1718), «der kein politiker ist.» In der that waren die umstände auch wenig günstig. Der herzog von Ormond und Lord Bolingbroke waren des hochverrats angeklagt und nach Frankreich geflohen, der graf von Oxford schmachtete im strengsten gewahrsam im Tower. Die Tories wurden ihrer ehrenstellen und ämter beraubt, und jede post brachte nachrichten von verfolgungen und belästigungen der freunde Swift's. Die regierung fürchtete besonders jakobitische verschwörungen und umtriebe, nicht ohne grund, wie der aufstand des grafen von Mar und die landung des prätendenten in Schottland im jahre 1715 bewiesen. Swift selbst, der vertraute und die rechte hand der gestürzten minister, wurde verdächtigt, seine briefe geöffnet, und seine freiheit und sicherheit bedroht. Doch blieb er, schon als strammer Anglikaner, allen jakobitischen verschwörungen fern, während sein freund Chetwode allerdings in eine solche verwickelt gewesen zu sein scheint. Er leistete auch den geforderten »eid der abschwörung« und riet seinen freunden dazu, da das wort »gesetzlich« bedeute »nach den gegenwärtig geltenden gesetzen«, und jeder diesen gehorsam schuldig sei, vorausgesetzt, dass sie nicht gegen den glauben oder die moral verstiessen (29. April 1721).

Vom jahre 1720 an trat er wieder politisch auf, und zwar als vorkämpfer des geknechteten Irland, dessen leiden sein gerechtigkeitsgefühl und sein mitleid tief erregt hatten. Auf seinen häufigen reisen im lande sah er die entsetzliche armut und das elend der eingeborenen keltischen bevölkerung, die zu dieben und bettlern herabgesunken war, und die zunehmende verarmung der englischen kolonisten, deren handel und industrie durch ausfuhrverbote und zölle im interesse Englands systematisch vernichtet wurde. Hierüber schrieb er eine grosse anzahl politischer pamphlete und balladen, durch das feuer seiner entrüstung auch die gedruckten Iren zum widerstande entflammend. Die wichtigsten unter diesen schriften, von denen auch in diesen briefen die rede ist, sind der »vorschlag nur irische fabrikate zu gebrauchen« (1720), eine abwehr gegen die englische handelspolitik und besonders »die briefe eines tuch-

händlers, die von 1724 an erschienen und sich gegen die verleihung eines patentes für die prägung von kupfermünzen an einen gewissen Wood richteten. Wir hören, dass ein preis von £ 300 auf die entdeckung des verfassers innerhalb sechs monate gesetzt wurde, den aber keiner verdienen wollte, obgleich es allgemein bekannt war, dass Swift der verfassung der briefe sei. Swift, vorher so verhasst, wird der abgott des volkes; eine legende bildet sich um ihn, unzählige geschichten werden von ihm und seinem auftreten für das volkswohl erzählt, die er aber selbst als thörichte erfindungen bezeichnet (18. januar 1725). Mitten während des sturmes, den er erregt hatte, zog er sich für einige monate in das in einsamer haide gelegene haus seines freundes dr. Sheridan zu Quilca zurück, wo er ländliche arbeiten vornahm, seinen finsternen gedanken nachhing und *Gulliver's reisen* verfasste.

Teils um dieses werk drucken zu lassen, teils um wieder fühlung mit seinen englischen freunden zu gewinnen, ging er im jahre 1726 nach England. Er wurde ausserordentlich gefeiert, am hofe der prinzessin von Wales mit auszeichnung empfangen und von dem premierminister Walpole über irische angelegenheiten zu rate gezogen. »Ich würde gerne hier wohnen bleiben,« schreibt er (19. april 1721), »aber die unbequemlichkeit und die kosten, nur ein besucher zu sein, sind nicht so angenehm wie ein leidliches heim; und das aufheben, das die leute mit mir machen, gewährt mir weder befriedigung noch vergnügen.« Er fand, dass seine anschauungen sehr wenigen leuten mehr gefielen, und kehrte deshalb, wenn auch ungerne, nach Irland zurück. *Gulliver's reisen* erschienen unterdessen und machten ungeheures aufsehen. »Was kapitän Gulliver angeht,« schreibt er, »so finde ich, dass sein buch in diesem königreich, das an ausgezeichneten beurteilern reich ist (ironisch zu verstehen!), sehr getadelt wird, aber in England, höre ich, hat es einen buchhändler fast reich genug gemacht, ein Aldermann zu sein« (14. februar 1727). Er beklagt sich, dass es beim drucke verstümmelt sei, indem der verleger aus furcht vor verfolgung viele satirische anspielungen ausgelassen und gemildert habe. Im jahre 1727 ging Swift noch einmal nach London. Der tod des königs und die freundschaftlichen beziehungen zu dem hofe seines nachfolgers liessen ihn auf gunst und beförderung hoffen, und gar zu gerne hätte er Irland verlassen, das er als »einen schmutzigen, dunkelen winkel der welt«, ein »elendes hundeloch und gefängnis« betrachtete. Aber er wurde enttäuscht.

»Wenn sie dachten,« schreibt er nach seiner rückkehr an Chetwode (23. November 1727), »dass ich gunst bei hofe hätte, so irrten sie sich und waren falsch berichtet. Es verhält sich ganz anders, wenigstens was das ministerium angeht. Ich bin auch nie an den hof gegangen, ausser wenn man nach mir schickte und dann nicht immer.« Bei seiner rückkehr fand Swift seine Stella schwer krank, sie starb im anfang des folgenden jahres und liess den einsamen, vergrämten mann noch einsamer und verbitterter zurück.

Während des grössten theiles des jahres 1729 weilte er in Market Hill bei seinem freunde Sir Arthur Acheson. Klagen über körperliche leiden, über die schlechtigkeit und bosheit der menschen, über die wachsende verarmung des landes und eigenen mangel an geld füllen die nächsten briefe aus. Dann ging die freundschaft auseinander, hauptsächlich wohl, wie so viele freundschaften, infolge einer weigerung Swift's, dem freunde, der sich verbaut hatte, mit einem darlehn auszuhelfen. Der letzte brief Swift's vom 8. Mai 1731 und die antwort Chetwode's enthalten vorwürfe, bissige anspielungen und anklagen.

So schliesst dieser briefwechsel, der zwar nicht viele neue thatsachen über das leben Swift's bringt und auch keineswegs an litterarischem werte den übrigen briefen Swift's an Stella, an Gay, Pope, Arbuthnot und Bolingbroke gleichsteht, der aber doch auf das leben und den charakter dieses merkwürdigen mannes und die verhältnisse, in denen er lebte, ein volleres und helleres licht wirft.

Berlin, April 1899.

Ph. Aronstein.

---

Fielding's *Tom Thumb*. Mit einleitung herausgegeben von Felix Lindner. (Englische textbibliothek herausgegeben von Johannes Hoops.) Heft 4. Berlin, Felber, 1899. VIII + 111 ss. 8°. Preis M. 1,60.

F. Lindner, der sich schon längere zeit eingehend mit den dramen Fielding's beschäftigt hat, bietet in dem vorliegenden buche eine kritische ausgabe der litterarisch-satirischen posse *Tom Thumb*, die sich, wenn sie uns auch als ein buchdrama wie etwa Tieck's *Gestiefelter kater* erscheint, doch auf der bühne geltung zu verschaffen gewusst hat. Man sieht leicht, dass dies nur durch ihren durchaus burlesken inhalt und durch die genaue bekanntschaft des Londoner theaterpublikums mit der heroischen tragödie nach Dryden's geschmack möglich war. Denn dem

heutigen leser erscheint der text an sich vollständig als in das reich des »höheren blödsinns« gehörig, ähnlich etwa den bierdramen, wie sie bei studentischen lustbarkeiten zum besten gegeben werden. Der wert, den dieses drollige schauspiel für die gegenwart noch beanspruchen darf, liegt in dem beiwerk, das Fielding in einer vorrede und einer menge von bemerkungen aufischt. Er fingiert einen überaus beschränkten und albernen pedanten H. Scriblerus Secundus, dessen urbild er Pope und Swift verdankt, um in einer fülle von geistreichem unsinn den leser nicht in zweifel über die tendenz seiner satire zu lassen. Nur um dieser karikierten ästhetik und gelehrsamkeit willen verdient der *Tom Thumb* das hervorragendste stück Fielding's genannt zu werden, weil eben gerade in diesem beiwerk sich der unübertreffliche humor des verfassers noch glänzender als im texte zeigen kann.

Es springt jedem in die augen, dass unter so bewandten umständen diese posse sich vortrefflich dazu eignet, studenten in die hand gegeben zu werden, und dass Lindner recht hat, wenn er sein vorwort beginnt: »Der *Tom Thumb* von H. Fielding eignet sich zu seminarübungen in hohem masse, da sich an ihn ohne weiteres ein repetitorium der zeitgenössischen litteratur — besonders dramengeschichte — anknüpfen lässt.«

Der herausgeber hat sich die mühe genommen, das buch zu dem angegebenen zweck so geeignet wie möglich zu machen, und ist dabei, wie uns dünkt, mit grosser umsicht und sorgfalt verfahren. In der einleitung werden ausser dem, was man sonst von einer solchen zu erwarten hat, die von Fielding im text und in den anmerkungen ironisch und parodisch herangezogenen dichtungen und dichter mit knappgehaltenen litterarhistorischen notizen und nachweisungen aufgeführt. Damit sind vortreffliche anhaltspunkte gegeben, wo die arbeit der mitglieder eines akademischen seminars bei den dort veranstalteten übungen einzusetzen hat; und wenn sich auch referent bei nicht bedeutender erfahrung in einem derartigen unterrichtsbetrieb reserve aufzuerlegen hat, so glaubt er doch, dass berufenere ihm recht geben werden, wenn er meint, Lindner habe mit dem, was er den studierenden an die hand giebt, und was er ihnen selbst zu thun überlässt, das rechte mass gehalten.

Bei herstellung des textes hat L. die lesart der ausgaben von 1731 und 1762 zu grunde gelegt, aber die moderne orthographie und interpunktion durchgeführt (vgl. s. 35 f.)

Das buch verdient auch denen warm empfohlen zu werden, die an Fielding's berühmten romanen den humor des grossen erzählers kennen und schätzen gelernt haben. Er wird sich ihnen hier in seinen ausgelassensten launen darstellen, im heutigen England aber vielleicht nicht besonderen beifall finden, da er sich sprünge erlaubt, welche für prüde schwer zu «goutieren» sind.

Breslau.

F. Bobertag.

---

### NEUE ROMANE.

Frances Mary Peard, *Number One and Number Two.*

Tauchnitz Edition, vol. 3490. Leipzig 1901. Preis M. 1,60.

Charlotte M. Yonge, *Modern Broods. or. Developments unlooked for.* Desgl. vol. 3493. Preis M. 1,60.

Mrs. Alexander, *A Missing Hero.* Desgl. vol. 3480. Preis M. 1,60.

F. C. Philips, *Eliza Clarke, Governess. and other Stories.* Desgl. vol. 3494. Preis M. 1,60.

Maurice Hewlett, *The Life and Death of Richard Yea-and-Nay.* London. Macmillan & Co., 1900. Price 6 s. — Auch in Tauchn Ed. vol. 3472 73. Preis M. 3,20.

Wie aus obiger titelreihe ersichtlich, habe ich heute drei romane aus weiblicher und zwei romane aus männlicher feder zu besprechen. Das zahlenverhältnis erscheint mir typisch für den anteil des schönen geschlechtes an der englischen erzählungslitteratur unsrer zeit. Da man die stimmen aber wägen und nicht zählen soll, so lege ich die drei damenromane in die linke und die zwei herrenromane in die rechte schale meiner rezensentenwage, und siehe da! allen physikalischen gesetzen zum trotz fliegt die wagschale der damen in die höhe, als wäre sie leer. Es hilft nichts, dass ich das gegen gewicht der herrenromane um einen band vermindere, — die linke schale bleibt in der höhe, auch wenn ich zu allem noch das ritterschwert der galanterie hineinwerfe. Man könnte dieses ergebnis — mit einer reservatio mentalis für Ouida und wenige andere — für den wert der heutigen litterarischen weiber- und männerleistungen im allgemeinen typisch finden.

Den gründen dieser erscheinung nachzugehen, ist mir an dieser stelle unmöglich, — ganz abgesehen davon, dass das nachweisen von gründen, wie Jean Paul einmal witzig bemerkt, unnütz

und überhaupt ganz unchristlich ist. Auf einen einzigen punkt sei heute aufmerksam gemacht: es ist die frage des künstlerischen ausdrucksmittels, speciell der erzählungsform. *Non ex quovis ligno fit Mercurius*. Jenen damen gelingt es so selten, für ihre probleme die adäquate kunstform zu finden; sie haben etwas zu sagen und werden sich doch des rechten ausdrucksmittels nicht bewusst. Mit umkehrung eines bekannten wortes könnte man von ihnen bemerken, dass sie schrecklich viel gelesen haben, aber an das beste nicht gewöhnt sind. Sie würden beispielsweise probleme, die ein Philips in der zierlichen form von novellettschen darbietet, zu endlosen romanen aufbauschen und zu breiten bettelsuppen verkochen; daher dann — wie gleich an beispielen zu sehen sein wird — die bedenklichen *flaws* ihrer erzeugnisse: die zusammenschweissung heterogener geschichten zu einer romaneinheit, das verschleppen der handlung und des interesses durch betonung des nebensächlichen, die unwahrscheinlichkeiten und widersprüche in der durchführung.

In Frances M. Peard's roman sind die beiden 'nummern' natürlich zwei liebhaber einer jungen dame, und es geht — wie wir schon in diversen andern romanen gelesen haben — so, dass die ehrliche nummer 2 die flatterhafte nummer 1 aussticht. Es thut einem nur leid, dass die beiden jungen liebesleute sich durch die ganze geschichte hindurch so gar verstellen, quälen und kränken müssen! Damit ist aber die fabel unseres opus erschöpft; man fragt sich eben nur, ob es eines romans von 287 seiten bedurfte, um die entwicklung dieses unglaublich einfachen vorwurfes verständlich und interessant darzustellen? Zu allem unheil ist das bische handlung durchweg in konversation aufgelöst; so geht es denn von der ersten bis zur letzten seite in endlos seichtem geplauder fort, gerade als ob Voltaire seinen fundamentalsatz *Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux* noch nicht aufgestellt hätte!

Die beiden titel von Ch. M. Yonge's roman legen die vermutung nahe, dass die verfasserin in ihrem werk eine zeitgemässe frage episch illustrieren wollte. In der that lassen sich die ersten kapitel nicht übel an: eine frühere erzieherin, die unerwarteterweise ein landgut geerbt hat, nimmt ihre vier stiefschwestern zu sich; die verwöhnten städterinnen aber finden schwester und aufenthalt gleich unausstehlich; die 17 jährige Vera beginnt eine liebschaft mit einem jungen maler u. s. w. So weit

gut. Man bemerkt mit befriedigung, dass eine frage angeschnitten ist, und glaubt zu fühlen, dass die autorin einem etwas zu sagen habe. Leider sagt sie uns gar nichts. Aber fleiss und ausdauer gehören dazu, danaidentonnen mit wasser und 18 lange kapitel (vom 16. bis 33.) mit gleichgültigem zeug anzufüllen. Weiches verdienst, wenn die verfasserin zum mindesten, anstatt jeden abschnitt mit überschriften und nichtssagenden motti herauszuputzen, ihrem werk einige erklärende stammtafeln beigegeben hätte! *Modern Broods* soll eine art abschluss zu zweien ihrer früheren (von der englischen kritik hochgelobten) romane sein; ich vermute, dass der personalapparat in den drei werken der gleiche ist, aber jedenfalls würde sich der leser der *Modern Broods* in dem labyrinth von namen, personen und verwandtschaftlichem kram unfehlbar verlieren müssen. Übrigens halte ich es für ausgeschlossen, dass es ausser den recensenten jemand geben könne, der solche geschichten mit aufmerksamkeit bis zu ende liest.

Gegen Mrs. Alexander's neueste werke sind von deutscher seite stimmen strenger kritik laut geworden. Ich vermag nun allerdings nicht M. Meyerfeld's letztes anathema seinem ganzen wortlaut nach zu unterschreiben: jedenfalls ist *A Missing Hero* von unseren drei frauenromanen der beste. Ich gestehe ihm gern einen dramatischen kern zu, der freilich nicht ganz zur entfaltung kommt. Am schluss des ersten kapitels verschwindet George Lisle spurlos aus London und macht in den südafrikanischen kolonien die (etwas seltsame) metamorphose vom feinen salonherrchen zum gewaltigen elefantenjäger durch. Nach zehn jahren trifft er in Natal mit einer gesellschaft englischer sonntagsjäger zusammen, unter denen sich Forrester, ein naher anverwandter von ihm, befindet. Da sich dem edlen paar der vettern um diese zeit ein reiches erbe beut, so sucht der verschlagene Forrester den lästigen rivalen zu beseitigen, was ihm indes in zwei fällen misslingt, zum trost für Madeleine, die schwester eines englischen ansiedlers, die sich schon als neunjähriges kind in den reizenden Lisle verliebt hat. — Unkünstlerisch, weil auf reklame berechnet, ist die sporadische einbeziehung des Burenvolkes (als dessen nationalsprache, nebenbei bemerkt, die deutsche bezeichnet wird).

Der beliebte erzähler F. C. Philips beschenkt uns wieder mit einem band seiner kleinen geschichten, einer kunstgattung, in der er bekanntlich excelliert. Es sind 13 novelletten und skizzen, ganz nach dem muster seiner früheren nippssachen, "short, pointed

and racy", aber noch feiner abgetönt, künstlerischer abgerundet, meist epischer natur, ausschnitte aus dem liebes- und eheleben, auch ein paar aufsätze, über Gambling, Vivisection<sup>1)</sup>, und eine gastronomische abhandlung über den kaffee, worin den Engländern gelehrt wird, nach deutschem recept einen schmackhaften kaffee zu brauen. Die mehrzahl der geschichtchen ist durch einen herzerfreuenden humor ausgezeichnet. Die sammlung kann bestens empfohlen werden.

Und nun zu M. Hewlett's werk.

An epischen und dramatischen darstellungen von Richard Löwenherz' leben ist in den meisten litteraturen Europas kein mangel. War doch jener sänger-könig mit seiner ganzen ritterlichen persönlichkeit, mit seinen tugenden und fehlern eine so recht menschlich-individuelle, fesselnde erscheinung, dass es nicht wunder nehmen kann, wenn die volksphantasie sich frühzeitig seiner bemächtigte und sein andedenken, mit zahlreichen sagen umwoben, von generation zu generation vererbte. Die intimere lebensgeschichte jenes treuliebenden und unglücklichen »Ja- und nein-fürsten« ist, recht betrachtet, eine tragödie; und eine erhabene, markige tragödie ist es auch, was M. Hewlett mit feinstem stilgefühl daraus geschaffen hat:

A stately-written tragedy;

*Tragedia cothurnata*, fitting kings,

Containing matter, and not common things.

An der hand der alten chronik eines gewissen — wie ich vermute, nur vorgeschobenen — abtes Milo erzählt uns der verfasser liebesleben, kreuzfahrt, gefangenschaft und tod des löwenherzigen königs in gedrängter, kräftiger und absichtlich altertümelnder sprache. Ein massiver ritterlicher humor, der an die *gabs* der Karlsreise erinnert, bricht oft durch das ganze und wirft blitzende sonnenstrahlen in eine handlung, die in der hauptsache tragisch düster genannt werden muss; denn die freiwillige aufopferung der »schöngegürteten« Jehane für den geliebten könig bildet ihr leit- und leidmotiv. Einige wenige lyrische episoden, so namentlich I 256 und II 35—38, sind mit einer zartheit ausgeführt, die inmitten des waffengeklirrs wie liebliche musik an-

<sup>1)</sup> In gesprächsform. Grundgedanke: »Für amüement, kleidung und ernährung werden ungleich mehr und grössere grausamkeiten gegen tiere verübt als in den medizinischen laboratorien zum besten der wissenschaft.« Der beweis hinkt auf allen füßen.



mutet; dagegen bleiben uns freilich auch ein paar schauerhafte und abstossende scenen und hie und da derbe ausdrücke nicht erspart. Aber Hewlett's Löwenherz ist es ja wohl nicht darum zu thun, in salons zu prangen: er schreitet in helm und brünne durch das kriegslager, und sein haar flattert im wind . . .

Ich sprach oben mit absicht von einer tragödie, denn es verdient beachtet zu werden: nicht als geschichtschreiber, sondern als dichter hat Hewlett seinen stoff geschaut und geformt. In das gewebe der verbürgten thatsachen hat er die buntfarbigen fäden der romantischen sage, die Blondelgeschichte, die tradition des Alten vom berge und anderes, kunstvoll hineingewoben. Dass er seinen historischen stoff so und nicht anders gestaltet, wird ihm niemand vorzuwerfen wagen; denn klar fühlt man, dass der verfasser souverän über geschichte und sage waltet, und dem zauber seiner grossen darstellungskunst giebt man sich willig hin.

Dass die provenzalische dichtung in dem buch eine rolle spielt, ist wohl zu erwarten. Mancher *trobador* der ränkesüchtige Bertran de Born voran, tritt uns lebensvoll entgegen; manch bekanntes liedchen, die reizende *ballada A l'entrada del tems clar* u. a. klingen an unser ohr; auch wortscherze laufen unter, die für den des provenzalischen unkundigen leser verloren gehen (II 197). Auffallend ist, dass ein satz unserer muttersprache (II 172) in anachronistisches Neuhochdeutsch gekleidet ist. Unrichtig ist ferner die behauptung, dass das *Chastel d'Amors* aus 12 strophen bestehe (II 198).

Wir sind in Hewlett's historischem roman um ein werk reicher, das in seiner eigenart ganz allein steht und jedenfalls die sensationellsten *society novels* unserer tage aus dem felde zu schlagen geeignet ist.

Ansbach, Juni 1901.

Armin Kroder.

---

Walter Besant, *The Fourth Generation*. Tauchnitz Edition, vol. 3447. Leipzig 1900. Preis M. 1,60.

W. E. Norris, *The Flower of the Flock*. Ebd., vol. 3448. 1900. Preis M. 1,60.

Marie Corelli, *The Master-Christian*. Ebd., vol. 3450 51. 1900. Preis M. 3,20.

Diese drei romane haben nichts gemeinsam; es sei denn, dass sie sämtlich hinter den anforderungen, die wir an den mo-

dernen roman stellen, weit zurückbleiben. Der erste ist unmöglich; der zweite albern; der dritte unmöglich und albern.

Sir Walter Besant, der Doyen, habe den vortritt. Der inhalt seiner kriminalistischen studie kann nicht besser erschöpft werden als durch das eine citat aus den Piccolomini: »Das eben ist der fluch der bösen that, dass sie fortzeugend immer böses muss gebären.« Das biblische motiv von dem eifervollen gott, der die missethaten der väter heimsucht bis ins dritte und vierte geschlecht, rückt in sociale beleuchtung: an die stelle der theologischen ahndung soll die natürliche folge treten. Zu diesem zweck wird ein erschreckend weitläufiger apparat aufgeboten, der die aufdeckung eines 70 jahre zurückliegenden verbrechens bewirken soll. Die blühende phantasie ist dem verfasser von *All Sorts and Conditions of Men* treu geblieben; in einzelheiten stellt er aber an den vernunftbegabten leser geradezu entehrende zumutungen. Mit dem zufall wird ein verwegenes spiel getrieben, und zwar — tant pis pour lui — in bewusster weise; denn Sir Walter möchte uns belehren, dass das zusammentreffen willkürlicher ereignisse im leben des individuum eine weit bedeutendere rolle spiele, als es irgend ein romanschreiber bis jetzt darzustellen gewagt habe. Die geschichte selbst wird mit seniler weitschweifigkeit und ermüdender kleinigkeitskrämerei vorgetragen. Sir Walter hat sich selbst das urteil gesprochen, indem er den satz aufstellt: »Man ist geneigt, die verantwortlichkeiten des erfolges zu vergessen.« Richten wir also nicht!

W. E. Norris erzählt mit vielem hin und her eine liebesgeschichte; ein rennen mit hindernissen. Charlie Strode, ein officier in einem teuren regiment, der abgott seiner familie, der stolz der gesellschaft oder vielleicht eher der stolz der gesellschaften, "the flower of the flock", als dessen haupt eigenschaft erwähnt wird, dass er ein schöner junge ist, liebt die reiche Amerikanerin Mrs. Prudence Van Rees, eine kinderlose witwe, die nach London gekommen ist, "asking for nothing better than to amuse herself". Während er sie anfänglich gerne gehabt hätte, aber nicht ohne ihr geld, möchte er im laufe der geschichte ihr geld, aber nicht ohne sie. Schon auf s. 14 bei erster bekanntschaft finden sie aneinander gefallen; erst auf s. 318 verloben sie sich. Seine kluge mutter bemerkt dazu: "Well, you don't surprise me, either of you . . . What a lot of trouble would have been saved, if you had done this before!" Wir wagen nicht zu widersprechen.

Miss Hannah More (1745—1833), das bekannte mitglied des Blue Stocking Club, hatte im jahre 1799 eine schrift veröffentlicht, die von dem damaligen bischof von London der geistlichkeit in seinem hirtenbriefe aufs wärmste empfohlen wurde. Die zeiten haben sich geändert. Heute sind die frauen wilde anklägerinnen und reissen erbarmungslos den schleier von socialen schäden. Miss Marie Corelli leuchtet eifervoll in das purgatorio der katholischen kirche hinein und liebäugelt damit, dass ihr buch auf den index gesetzt wird. In all ihrer weltlichkeit und sündhaftigkeit soll die allein selig machende kirche enthüllt werden. Das geschieht in einem roman voll melodramatischer effekte, der eigentlich ein verkapptes pamphlet ist. Selbst die ehrlichkeit ihres hasses vermag die lächerlichkeit ihrer vorwürfe nicht zu mildern. In ihrer unkünstlerischen, rein agitatorischen art vergisst sie völlig, dass auch der gute herabsinkt, der einen so verächtlichen gegner bekämpft. Schliesslich bedarf es, um solchen angriffen neben der wucht auch die glaubwürdigkeit zu verleihen, doch einer tieferen weltauffassung, als sie der masslos polemischen Marie Corelli eignet. Aber die fingerdick aufgetragene, zeitgenössischen regungen schmeichelnde und selbst dem blöden durchschnittsleser mundgerechte tendenz hat dem *Master-Christian* einen in der geschichte des romans, nicht nur des englischen, unerhörten erfolg bei der masse verschafft. Die kunst geht leer dabei aus; mehr als der litterar- wird sich der kulturhistoriker mit diesem zeitdokument zu befassen haben.

Berlin, 12. Januar 1901.

Max Meyerfeld.

#### VERMISCHTES.

Karl Breul, *Betrachtungen und vorschläge betreffend die gründung eines reichsinstituts für lehrer des Englischen in London.* Leipzig, Stolte, 1900. 16 ss. 8°. Preis M. 0,60.

Unser um die verbreitung deutscher litteratur und kultur in England so hoch verdienster landsmann hat diese kleine broschüre dem 9. deutschen neuphilologentage gewidmet. Der vorschlag, den sie enthält, in London ein reichsinstitut für etwa 50—100 lehrer des Englischen zu gründen, in dem diese auf staatskosten im winter- oder sommersemester weitere ausbildung fänden, ist gewiss ausserordentlich beherzigenswert. Auch die einzelheiten des planes,

wonach die betr. lehrer in guten familien untergebracht werden und ihnen gelegenheit geboten werden soll, nicht nur in die sprache und litteratur, sondern auch in die realien des englischen lebens tiefer einzudringen, sind durchaus praktisch und zweckentsprechend. Endlich kann man dem verfasser auch durchaus beipflichten, wenn er meint, dass ein jährlicher reichszuschuss von 200 000 M. »in anbetracht des dafür zu erreichenden auf keinen fall zu hoch« wäre, »besonders nicht bei einem so wohlhabenden und sich so schnell entwickelnden lande wie das Deutsche Reich«. Ob aber dieser plan in absehbarer zeit aussicht auf verwirklichung hat, das muss dem, der die verhältnisse mehr aus der nähe beobachtet, sehr zweifelhaft erscheinen. Vielleicht wäre es besser, sich — nach englischer weise — auf die eigne initiative zu verlassen und im verband deutscher neuphilologen etwas ähnliches anzuregen. Es wäre schon ein erfolg, wenn dies schriftchen die kollegen veranlasste, über eine entsprechende organisation des aufenthaltes im auslande nachzudenken und auf dem nächsten neuphilologentage im jahre 1902 entsprechende vorschläge zumachen.

Myslowitz, November 1900.

Ph. Aronstein.

*Der englische übersetzer. Monatsblätter für englische lektüre. übersetzung, grammatik und handelskorrespondenz. Mit anhang: Der erste praktische selbstunterricht im Englischen.* (Ein kursus für anfänger.) Redakteur und herausgeber Louis Carstens, Königsberg i. Pr. 1. jahrgang 1898—1899. 96 ss. Gr. 4°. Preis M. 4,00.

*Der englische übersetzer* ist in erster linie für solche leser bestimmt, die schon einige kenntnisse im Englischen besitzen und diese in »möglichst müheloser und unterhaltender weise auffrischen oder vervollkommen« wollen. Aber auch auf den anfänger ist in einem die aussprachelehre behandelnden anhang bedacht genommen. Der inhalt der zeitschrift ist sehr mannigfaltig; er umfasst folgende abteilungen: 1. Verschiedenes. 2. Humor, witz und weisheit. 3. Idiomatische redensarten, sprichwörter u. s. w. 4. Übersetzungsübungen. 5. Vokabeln zum auswendiglernen. 6. Kaufmännischer teil. 7. Anhang. Der erste praktische selbstunterricht im Englischen. Ein kursus für anfänger. 8. Schlüssel zu den vorhergehenden [übersetzungs-]übungen. — Jede nummer enthält

ausserdem zwei bis drei seiten deutsche inserate, die für den lernenden grösstenteils wertlos sind.

Besonders nützlich ist der kaufmännische teil, in welchem nicht nur die geläufigen briefeingänge und -schlüsse, sondern neben einer kaufmännischen phraseologie in alphabetischer reihenfolge auch ein systematischer (oder vielmehr methodischer) leitfaden der englischen handelskorrespondenz geboten wird. Zahlreiche übersetzungshilfen werden zu dieser sowie zu den übrigen abteilungen, von denen die beiden ersten manches lehrreiche und belustigende lesestück enthalten, unter dem striche beigebracht.

Am wenigsten können wir uns mit der unter etwas anspruchsvollem titel auftretenden 7. abteilung, die im wesentlichen aus einer englischen leselehre besteht, befreunden. Keinem herausgeber englischer unterrichtshilfen, mag er auch die aussprache noch so vollkommen beherrschen, kann das studium der einschlägigen phonetischen arbeiten Sweet's, Victor's u. a. erlassen werden; sonst wird seine beschreibung der englischen sprachlaute ungenau und unrichtig, die lautschrift aber unbeholfen und mangelhaft ausfallen.

Waitzendorf bei Retz in Nied.-Österr., August 1900.

E. Nader.

*The University Extension Journal.* Published under the official sanction of the Oxford, Cambridge, London, and Victoria University Extension Authorities, by Archibald Constable & Co. London 1897—98. Vol. III no. 19—27. 144 ss. 4°. Preis die nummer postfrei 3½ d., der jahrgang 2 s. 6 d.

Der dritte jahrgang des U. E. J. wird, wie seine vorgänger, in anerkennenswerter weise seiner aufgabe gerecht: die amtlichen kundmachungen der an der volkstümlichen lehrthätigkeit beteiligten universitäten Englands zu verlaublichen nachrichten über verwandte unternehmungen andrer länder zu bringen und abhandlungen über einschlägige fragen zu veröffentlichen. Eine klage der *Notes and Comments* (p. 2), dass das journal nicht in dem gewünschten masse zum austausch der erfahrungen der einzelnen ortgruppen verwendet werde, wird durch die folgenden nummern lügen gestraft; denn die beiträge über *The organisation of local centres* sind recht zahlreich und umfanglich, und das von Miss Thompson s. 23 aufgeworfene *Problem of the Books* beschäftigt viele einsender während des ganzen jahres.

Zwei sommerversammlungen werden in vorliegendem bande besprochen: Das Oxford University Extension Summer Meeting 1897 und das erste *Summer Meeting of the London Society*, das vom 30. Mai bis 11. Juni 1898 in London abgehalten wurde. Was die Oxforder zusammenkunft betrifft, so ist gegen frühere jahre eine erhebliche zunahme des besuches zu verzeichnen, indem sic

gegen 900 teilnehmer einfauden, darunter wieder viele ausländer. Das programm des Londoner Meeting, das die riesenstadt in ihren verschiedenen beziehungen widerspiegelt, ist selbstverständlich an manchen stellen des journals erörtert. Nach p. 50 waren in aussicht genommen vorlesungen über "Prehistoric London", "London in the Time of the Norman Conquest", "Chaucer's London", "Shakespeare and the London Theatre", "Addison's London", "Johnson's London", "The Literary Associations of the Temple", "London and Letters in the Nineteenth Century"; ausserdem vorträge über Londoner architektur, verbunden mit dem besuch besonders lehrreicher baulichkeiten, wissenschaft und kunst, zumal malerei und bildhauerei in London u. a. Auch die pädagogik sollte nicht leer ausgehen. Die letzte nummer dieses jahrganges ist bereits in der lage, festzustellen, dass das programm bis auf zwei vorlesungen eingehalten wurde, und dass das erste Londoner Summer Meeting einen durchschlagenden erfolg hatte. Dies geht auch aus den *Impressions* hervor, von denen in nr. 27 zwei abgedruckt sind. Doch fehlen bis jetzt noch nähere angaben über den besuch der versammlung. Die schriftleitung des journals verspricht, im nächsten bande nach massgabe des raumes einige dieser vorträge abzudrucken, wofür die leser sicher dankbar sein werden.

Dass mehrere aufsätze in dem journal zu der frage, ob die Londoner universität in eine *teaching university* umzuwandeln sei — eine frage, die bekanntlich auch das englische parlament im jahre 1898 beschäftigte —, stellung nehmen, ist selbstverständlich. Von anderen interessanten beiträgen erwähne ich noch R. D. Roberts' Rückblick auf die University-Extension "A Quarter of a Century's Work" (p. 21), Mr. Asquith's ansprache an die jahresversammlung des Londoner vereins "On Criticism" (p. 115 ff.), J. E. Phythian's studie "Hopes for Art", prof. H. A. Strong's kritik "Austral English and Slang" (p. 70 f.), woraus ich die sätze "An average Australian native is more easily understood by an Englishman than is a native of the north of England by one born and bred to the south of the Thames" und "The London dialect is that which of any comes nearest to the common dialect of Australia" zur bekräftigung einer, wenn ich nicht irre, schon von Storm angeführten thatsache hierher setze. Wenn sich übrigens prof. Strong noch näher an Sweet angeschlossen und mehr beispiele gebracht hätte, so wäre seine aussprachebeschreibung deutlicher geworden. Aus prof. Strong's feder stammt noch eine zweite abhandlung "The Investigation of Dialect" (p. 104). F. W. Moorman's artikel "The Study of Literature" enthält anregende gedanken, reizt aber durch einige arge übertreibungen zum widerspruch. Anna Krook aus Helsingfors berichtet über "The Teaching of Foreign Languages in Finland", natürlich nach der reformmethode.

Die bücherschau bespricht manches werk, das nicht nur für den extensionisten von bedeutung ist; auch die *Notes and Comments* machen auf manche interessante neuigkeit aufmerksam, so gleich p. 3 auf Mr. Wells' "Oxford and its Colleges"; ebendort wird auf ein von Mr. Sadler veröffentlichtes werk über erziehungsfragen (3 s. 4 d.) hingewiesen, das "one of the most valuable contributions to educational science made during this generation" genannt wird. Leider ist weder der titel noch der verlag angegeben.

*The University Extension Journal*. Published under the official sanction of the Oxford, Cambridge, London, and Victoria University Extension Authorities, by A. Constable & Co., London 1898—99. Vol. IV, no. 28—36. 148 ss. 4°. Preis 2 s. 3 d., postfrei 2 s. 6 d.

In der Oktober-nummer finden sich drei *Impressions of the Summer Meeting* (London 1898), in welchen der grosse unterschied zwischen den Meetings in Oxford und Cambridge einerseits und in London andererseits hervorgehoben und die höchst zweckmässigen vorlesungen, die die geschichte und die gegenwärtigen einrichtungen der riesenstadt behandelten, als charakteristisch für letzteres bezeichnet werden. Desgleichen wird den pädagogisch-didaktischen kursen lob gespendet. — Besondere bedeutung hat der bericht über die *U. E. Conference at Cambridge*, da Cambridge das 25. jahr seiner volkstümlichen lehrthätigkeit vollendet hat. Aus dr. Roberts' übersicht über diese 25 jahre seien folgende zahlen angeführt. 1876—77 hielt Cambridge allein 83 curse, mit (durchschnittlich) 7511 teilnehmern; 1886—87 Cambridge, Oxford und London 228 kurse mit 25 486 teilnehmern; 1896—97 Cambridge, Oxford, London und Victoria 488 kurse mit 46 741 teilnehmern. — In den *Notes and Comments* interessiert besonders die bemerkung über die zum gesetz gewordene *Bill for a Teaching University for London*. — In der Dezember-nummer ist Mr. Sadler's rede über die dreifache thätigkeit (speculative, pastoral, diffusory) der universitäten, die er auf dem *Annual Meeting of the Victoria Committee* (19. Nov. 1898, in Owens College, Manchester) hielt, von hohem interesse. Besondere wichtigkeit misst er natürlich der dritten art der wirksamkeit der universitäten bei, die er für eine politische und nationale notwendigkeit erklärt. — Aus dem *Report of the Oxford Delegacy for 1897—98* ist ein stetiges wachstum der anzahl der vorlesungen (1092), der vorlesungscentren (108) und der lektoren (35) zu entnehmen. Besonders erfreulich ist der fortschritt im College in Reading, wo am 11. Juni 1898 neue zubauten zu der anstalt durch den prinzen von Wales eröffnet wurden. Der lehrkörper besteht aus 40 mitgliedern. — Die *London Society* hielt ihre jahresversammlung am 12. November 1898; der bericht befasste sich natürlich mit dem letzten Summer Meeting sowie mit dem anwachsen der volkstümlichen lehrthätigkeit, die sich besonders in der immer grösser werdenden zahl der sessional certificates zeigt. — Durch mehrere nummern laufen beiträge zu *The Organisation of Local Centres* von verschiedenen verfassern.

Mrs. George Hicks beantwortet in der Jänner-nummer in einem scharfsinnigen essay die von dem Buxton Centre aufgestellte frage: 'Is it true that the Declaration of Independence was inspired from France rather than from England?' verneinend, indem sie findet, dass die unabhängigkeiterklärung mit der vergangenheit der Vereinigten staaten organisch zusammenhängt und eine phase der *evolution* und nicht der *revolution* bildet. — Andere aufsätze von extensionisten finden sich noch in nr. 34: *Charlotte Bronte and Her Characterisation*, by Mrs. Parsons; nr. 35: "*Melancholia*" and *Imagination in Art*, by Miss Th. E. Clark; nr. 36: *Dickens and the Middle Classes*, by Mrs. Parsons. Es sind das recht hübsche leistungen, ehrenvoll für die lehrer und die lernenden. Aus den *Notes and Comments* p. 98 erfährt man übrigens noch, dass von dem besonders rührigen Cheltenham Centre ein bändchen mit ähnlichen aufsätzen über *The Puritan Revolution* (vorlesungen Mr. Horsburgh's)

veröffentlicht worden ist. Die U. E. gewinnt, wie der bericht über *The University of Chicago College for Teachers* zeigt, auch in Amerika immer mehr an ausdehnung.

Dass die vorträge, die auf dem Londoner sommermeeting gehalten wurden, recht anregend gewesen sein müssen, lässt sich aus mehreren nummern entnehmen, in denen solche vorträge abgedruckt sind: nr. 32 (Febr. 1899) *The Local Government of Medieval London*, by Mrs. R. C. Phillimore. Einteilung und umfang der stadt, sowie die befugnisse des mayors und der aldermen werden anschaulich geschildert; letztere übten zuweilen die rechtspflege auf drastische weise und verurteilten z. b. im jahre 1364 einen weinstubeninhaber, seinen eigenen wein zu trinken und sich denselben über den kopf giessen zu lassen. — In der folgenden nummer *The Local Government of Modern London*, von derselben verfasserin; ferner (nr. 33, 34) *Education in London in the Nineteenth Century*, by Sir Joshua Fitch, LL.D. Klar und übersichtlich ist hier der volks-, mittel- und hochschulunterricht behandelt, wobei auch das historische moment gebührend berücksichtigt wird. Das problem der Londoner universität ist natürlich besonders zeitgemäss. — Nr. 35 *Milton's London*, by professor Hales, M. A. Der bekannte litterarhistoriker, dem wir ein sammelwerk über einzelne epochen der englischen litteratur verdanken, lässt hier auf Milton's zeit, sein leben und seine werke manch treffliches streiflicht fallen. —

Der vortrag dr. Hill's, Master of Downing College, Cambridge, and Vice-Chancellor of the University, über *The Goal of Study*, als annual address to the Students of the London Society am 6. Mai 1899 in der Egyptian Hall des Mansion House gehalten, ist ungemein anregend, freilich auch zum widerspruch, der in mehreren englischen zeitschriften wirklich zum ausdruck gekommen ist. Namentlich dürften die abschnitte: 'The Study of the Dead Languages: its Shallow Defence — and its True Value' alten philologen nicht gar annehmbar erscheinen. Andererseits werden die realisten, zumal die mathematiker, über das urteil, das über die *Wranglers* gefällt wird, nicht besonders erbaut sein. Vollkommen übereinstimmen wird aber jeder unbefangene mit der Defence of Elasticity in Method und The Training of the Complete Man.

Selbstverständlich wird wiederholt auf das bevorstehende U. E. Summer Meeting hingewiesen, das vom 29. Juli bis 23. August 1899 in Oxford stattfinden soll, sowohl in den *Notes and Comments* und in *Summer Meeting Notes* als auch in besonderen ankündigungen (Preliminary Reading, Preliminary Programms u. a.). Die hauptkurse der vorträge werden sich an die früheren meetings anschliessen und die geschichte, die litteratur, die kunst, die volkswirtschaftslehre und die naturwissenschaften in England während der zeit von 1837—1871 behandeln. Ausserdem werden wieder kurse über erziehungslehre und englische, lateinische und griechische sprache u. a. abgehalten werden.

Wie seine vorgänger enthält auch dieser band des U. E. J. eine gediegene bücherschau.

Waitzendorf bei Retz, Juli 1899.

E. Nader.



## MISCELLEN.

### ZU BYRON'S *GIAOUR*.

Im 2. heft des 26. bandes der *Englischen Studien*, p. 284 ff., hat prof. dr. Kölbing meiner dissertation *Über Lord Byron's The Giaour* (Halle 1898) eine längere besprechung gewidmet. Für das ungewöhnliche interesse, das er damit für meine anfängerarbeit zeigte, sowie für die ergänzenden mitteilungen und berichtigungen von fehlern, die ich mir habe zu schulden kommen lassen, kann ich dem leider inzwischen verstorbenen gelehrten nicht genug dankbar sein. Immerhin kann ich nicht leugnen, dass ich nicht in der lage bin, in allen punkten meinen irrtum rückhaltlos einzugestehen und der meinung prof. dr. Kölbing's beizustimmen. Ich hatte gegen ende des vergangenen sommers vorgehabt, prof. dr. Kölbing meinen dank und meine ansichten, sofern sie von den seinigen abweichen, in einem brieфе mitzuteilen. Sein im August erfolgter tod hat das verhindert. In den folgenden zeilen möchte ich den inhalt dieses beabsichtigten brieфes wiedergeben, soweit er mir für meine arbeit von einiger wichtigkeit erscheint, da ich die überzeugung hege, dass prof. dr. Kölbing die betreffenden teile meiner erwiderng selbst veröffentlicht haben würde.

Die hauptvorwürfe prof. dr. Kölbing's richten sich gegen meine wiedergabe des inhalts. Er meint, dass ich »dem inhalt des gedichtes kein genügend eindringliches studium gewidmet hätte« (p. 288 d. rez.). Im zweiten teile meiner dissertation habe ich die etappenweise entstehung der dichtung festgestellt, da mir in der Zeit meines Londoner aufenthaltes das material am Britischen Museum gerade zur hand war. Die konsequenzen aus dieser feststellung habe ich nicht gezogen. Mit jenen angaben habe ich

nur einem andern, welcher vielleicht einmal eine kritische untersuchung über die anlage des widerspruchsvollen stoffes anstellen würde, einen wissenschaftlichen handlangerdienst leisten wollen. Das würde eine arbeit für sich ergeben. Die darstellung des inhalts müsste sich dann mit der betrachtung der anlage zu einer kritischen untersuchung verweben. Eine solche kritische untersuchung des inhaltes habe ich nicht liefern wollen, sondern nur eine kritiklose wiedergabe, eine einfache erzählung der dichtung, welche keinen anspruch auf wissenschaftlichen wert macht und eigentlich nur für solche leser meiner dissertation bestimmt ist, die den *Giaour* selbst nicht kennen. Bei dieser reproduktion des stoffes bin ich sogar von dem bestreben geleitet gewesen, unklarheiten und widersprechungen der dichtung in meiner wiedererzählung thunlichst zu vermeiden, soweit dies möglich war, ohne zu falschen. Wahrscheinlich sind das die »kleinen ungenauigkeiten und unberechtigten kürzungen«, die prof. dr. Kölbing rügt (p. 288 d. rez.).

Im einzelnen wendet sich prof. dr. Kölbing dabei gegen meine darstellung der verse 168—786 als ununterbrochene erzählung des türkischen fischers (p. 285 ff. d. rez.). Ich habe nun allerdings die ansicht, dass der ganze erste teil des werkes vom dichter als eine erzählung des fischers gedacht ist, mit selbstverständlicher ausnahme der einleitenden, später hinzugefügten sogenannten »lyrischen perlen«. Jedoch der anfang der rede des fischers lässt sich nach meiner auffassung überhaupt nicht genau fixieren. Will man einen bestimmten vers annehmen, so scheint mir doch vers 168 der richtigste zu sein, um so mehr als der ganze vorhergehende teil (v. 7—167) aus zusätzen der zweiten, dritten und fünften auf-lage besteht. Und es ist nicht unmöglich, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, dass die schlusszeilen der späteren zusätze die eigentliche erzählung vorbereitend einleiten sollen, ich meine, dass bereits die verse 164—167

"No more her sorrows I bewail,  
Yet this will be a mournful tale,  
And they who listen may believe,  
Who heard it first had cause to grieve."

auf den fischer bezogen werden können. Prof. dr. Kölbing setzt den anfang der rede des fischers auf v. 180 an (p. 285 d. rez.). Denn es scheint ihm ausgeschlossen, dass die v. 168 ff., die schildern, wie »der fischer« (in 3. person gesprochen, »he«)

des abends nach dem Port Leone rudert, dem erzählenden fischer in den mund gelegt werden können. Ich sehe nicht ein, warum in diesem passus nicht von einer allgemeinen gepflogenheit der fischer die rede sein kann, in welchem falle die 3. pers. sing. als singular der allgemeinheit aufzufassen wäre. In diesen allgemeinen begriff schliesst der erzähler seine person mit ein und leitet so zu der schilderung der von ihm bei einer solchen gelegenheit mit angesehenen ereignisse über. Ich halte es sogar für wahrscheinlich, dass ursprünglich in der ersten auflage, in der die ganzen lyrischen perlen des anfangs (v. 7—167) noch fehlten, das wort des fischers sogleich mit v. 1 begann, dass die abschnitte v. 1—6 und v. 168—179 einigermaßen zusammengehörten und eine kurze skizzierung des milieus bedeuten sollten, die der fischer zu beginn seiner geschichte giebt.

Dass in dem bericht des fischers, wenn man ihn als ununterbrochen bis v. 786 fortlaufend ansetzt, sich unklarheiten und dramatische unwahrscheinlichkeiten bemerkbar machen, ist nicht abzustreiten. Es handelt sich dabei in erster linie um folgende, auch von prof. dr. Kölbing behandelte abschnitte: v. 277—351 die schilderung von Hassan's verödetem palaste (p. 286 d. rez.), v. 467 ff. die widerlegung der durch die nubischen wächter versprengten gerüchte (p. 287 d. rez.) und v. 388—438 die beiden poetischen vergleiche (p. 287 d. rez.). Aber unklarheiten sind in diesem stückweise geschriebenen gedicht nun einmal enthalten, und dramatische wahrscheinlichkeit erscheint mir bei einem lyrisch-epischen fragment nicht erforderlich. Und die auffassung der erzählung des fischers als einer nicht unterbrochenen und, wiewohl nur äusserlich, zusammenhängenden ist doch die einzig mögliche auffassung, wenn man eine nur einigermaßen einheitlich gedachte struktur der dichtung annehmen will.

Bei der wiedergabe von einzelvorgängen in der handlung habe ich natürlich nicht alle einzelheiten in genauer aufeinanderfolge berichtet, aber nicht aus nachlässigkeit, sondern aus der wohlüberlegten überzeugung heraus, dass das nicht nur überflüssig, sondern die erzählung störend sei. Vielmehr habe ich mich bemüht, unter weglassung unbedeutender nebensachen das charakteristische und wichtige hervorzuheben und zusammenzufassen. Das tritt z. b. auch bei der von prof. dr. Kölbing angegriffenen wiedergabe der v. 221—250 zu tage (p. 286 d. rez.). Diese zeilen erzählen das vom fischer beobachtete zögern des Giaour bei seinem

fluchtartigen ritt und sein plötzliches davonjagen. Folgende worte meines textes glaubt dabei der rezensent richtigstellen zu müssen: »Da, als ein kanonenschuss das ende des Rhamazans . . . und damit den beginn des Bairamjubels anzeigt, jagt er in wildem schmerz weiter.« (Diss. p. 4.) Allerdings ist der letzte äussere anlass für das weiterreiten des Giaour das ungeduldige wiehern seines pferdes; aber es mahnt ihn an die nötige eile und erinnert ihn an den innern grund dieser eile. Daher:

“That sound had burst his waking dream.” [v. 247.]

Der innere grund für die eile des helden ist nun der beginn des Bairams, der den thatenlosen Rhamazan abschliesst und dem Moslem wieder erlaubt, irgendwelche thätigkeit vorzunehmen. Vorher durfte Hassan nicht zur strafthat an Leila und zur rache- that am Giaour schreiten. Deshalb ist der hastige weiterritt nötig, wenn dieser noch zur rechten zeit hilfe zur rettung Leila's holen wollte. Deshalb merkt er auch schon vorher sorgfältig auf die anzeichen des Bairam-anfanges:

“Why looks he o'er the olive wood?” [v. 221.]

Angezeigt wird der schluss des Rhamazans durch schüsse, die er allerdings nicht hören kann, die aber zu sehen sind:

“The flashes of each joyous peal  
Are seen to prove the Moslem's zeal.” [v. 226—227.]

Auch habe ich demgemäss nicht geschrieben, dass er das schiessen hört, sondern nur, »dass ein kanonenschuss das ende des Rhamazans anzeigt«. Dass der durch die schüsse verkündete beginn des Bairams die eigentliche veranlassung seines hastigen fortrittes ist, wird schon durch die zeilen angedeutet:

“And what are these to thine or thee,  
That thou should'st either pause or flee?”

[v. 231—232.]

Ich glaube damit meine wiedergabe des betreffenden passus erklärt zu haben.

Fast ebenso verhält es sich mit meiner erzählung der v. 549 ff., die von prof. dr. Kölbing auch beanstandet worden ist (p. 287 d. rez.) und den zug der schar Hassan's durch den engpass zum gegenstand hat. Der rezensent meint weiter, es beruhe auf einem missverständnis der v. 771 f., wenn ich in der reproduktion des passus v. 747—786 schreibe: der Giaour wird als vampyr seiner jüngsten tochter »den letzten lebensstropfen aus der wange ziehen« (p. 288 d. rez., Diss. p. 7). Das misverständnis könnte nur ein derartig unglaubliches sein, dass ich »tinge« (v. 772) mit »lebens-

tropfen« übersetzt hätte. Erklärlicherweise habe ich aber mit jenen wenigen worten gar nichts übersetzen wollen, wie denn überhaupt meine inhaltsangabe keine übersetzung ist, sondern ich habe mit dieser wendung nur versucht, die v. 771—772 frei und möglichst zusammengefasst wiederzugeben. Sie lauten:

“Yet must thou end thy task, and mark  
Her cheek's last tinge, her eye's last spark.”

Schliesslich wendet sich prof. dr. Kölbing gegen meine teilung des gedichtes in zwei grosse hälften, die mit den v. 786 und 787 aneinander stossen (p. 288 d. rez.). Er führt ungefähr an, der zweite teil bestehe aus dramatischen scenen, betrachtungen des dichters und der beichte des Giaour, sei also zu wenig ein ganzes, um als erzählung des dichters gelten zu können, im gegensatz zum ersten teil, den ich als erzählung des fischers auffasste. Ich begründe meine ansicht damit, dass hinter dem bericht der vorgänge in dem von mir angenommenen ersten teile die verschwommene gestalt des fischers steht, hinter dem bericht der vorgänge in dem von mir angenommenen zweiten teile dagegen unmittelbar die person des dichters, und dass ferner zwischen beiden abschnitten ein zeitraum von sechs jahren liegt (v. 798: “Tis twice three years at summer tide — —”). Darum schrieb ich, mit v. 787 beginne gleichsam ein zweiter gesang (Diss. p. 7.). Übrigens wird meine meinung von George Ellis geteilt, wie aus dessen folgenden worten erhellt: “With the death of Hassan, or with his interment on the place where he fell, or with some moral reflections on his fate, we may presume that the original narrator concluded the tale of which Lord Byron has professed to give us a fragment. But every reader, we are sure, will agree with us in thinking, that the interest excited by the catastrophe is greatly heightened in the modern poem; and that the imprecations of the Turk, against the ‘accursed Giaour’ are introduced with great judgment, and contribute much to the dramatic effect of the narrative. The remainder of the poem, we think, would have been more properly printed as a second canto; because a total change of scene, and a chasm of no less than six years in the series of events, can scarcely fail to occasion some little confusion in the mind of the reader.” (S. *The Complete Works of Lord Byron, reprinted from the last London edition.* Frankfort o. M. 1852, p. 229, note 2.)

Im anschluss an meine ausführungen über den einfluss Ali Pascha's auf die heldengestalt der dichtung schliesst prof. dr.

Kölbing seine rezenion mit einigen ergänzenden notizen über die beziehungen dieser reisebekanntschaft des dichters zum *Giaour*. Ein versehen, das ihm dabei untergelaufen ist, möchte ich jedoch in folgenden richtigstellen. Er meint, dass, was das äussere der erscheinung anbetrifft, »ein eigentümlicher, gewiss nicht unbeabsichtigter gegensatz zwischen Ali und Hassan anzumerken sei« (p. 290 d. rez.). Zum beleg wird für Ali *Childe Harold* II 62, 5 ff. angeführt:

“Ali reclined, a man of war and woes:  
Yet in his lineaments ye cannot trace,  
While Gentleness her milder radiance throws  
Along that aged venerable face,  
The deeds that lurk beneath, and stain him with disgrace.”

Auf Hassan sollen sich folgende verse des *Giaour* beziehen:

“I know thee not, I loathe thy race,  
But in thy lineaments I trace  
What time shall strengthen, not efface:  
Though young and pale, that sallow front  
Is scathed by fiery passion's brunt.” [v. 191—195.]

Thatsächlich ist aber mit diesen zeilen nicht Hassan, sondern der *Giaour* selbst gemeint. Denn sie stehen in jenem passus, in dem der fischer den helden einführt (v. 180 ff.), und der mit den worten beginnt:

“Who thundering comes on blackest steed,  
With slacken'd bit and hoof of speed?”

Und in den der von prof. dr. Kölbing genannten stelle vorhergehenden zeilen wird der *Giaour* vom erzähler direkt angesprochen:

“And though to-morrow's tempest lower,  
'Tis calmer than thy hearth, young *Giaour*!”

[v. 189—190.]

Es scheint mir demnach unzweifelhaft, dass nur der *Giaour* gemeint sein kann.

Halle a. S., Juni 1900.

Karl Hoffmann.

---

#### A NOTE ON DR. RIES'S CRITICISM OF *INTERPRETATIVE SYNTAX*.

Kindly permit me to say a word in regard to the review of my *Interpretative Syntax* that appeared in your last issue. Dr. Ries has, of course, a perfect right to disagree with and to condemn my views to his heart's content; but when he declares: »Der verfasser

hatte groll auf dem herzen, und er benutzte den anlass, um ihm luft zu machen«, and goes on to speak of »spitze feile« and Heaven knows what else, I am at a loss to know what he means. I have asked several of my German friends in Berlin if they can find in my article the slightest ground for the imputation of »groll« against German scholars, and they are as much in the dark about it as I am. And yet half of Dr. Ries's critique is taken up with this strain of indignant defence. When I spoke of "the elegant trifling that parades itself in high places to-day under the name of literary criticism", let me relieve Dr. Ries's feelings by assuring him that I had reference to American literary journals and to them alone.

Dr. Ries has read into my article a spirit and an *animus* that are as foreign to it as they are foreign to my own feelings and disposition. Indeed I am constrained to believe that the author of *Was ist Syntax* needs a thorough course in interpretative syntax (not in "interpreted syntax") so as to keep himself in proper bounds when he attempts to interpret modern English.

In conclusion, let me assure him as I leave Germany that I carry with me none but pleasant impressions of Germany and Germans, and that for him and all other writers on English syntax my latch-string hangs always on the outside.

Berlin, June 24, 1901.

C. Alphonso Smith.

---

#### ANTWORT.

Herr prof. Smith wendet sich ausschliesslich gegen den zweiten teil meiner besprechung, und nach der erklärung, dass die eine von mir ausgehobene stelle allein auf amerikanische zeitschriften ziele, begnügt er sich auch hier, ohne auf die andern belegstellen einzugehen, mit der versicherung, dass er von den freundlichsten gefühlen für uns beseelt sei. Seit wann, sagt er nicht. Ob schon zur zeit der abfassung der *Interpretative Syntax* oder seit seinen jüngst in Deutschland erhaltenen eindrücken? Oder erst seit er eingesehen, dass die zeiten nun wirklich vorüber sind, wo der deutsche Michel höflich die mütze zog und sich entschuldigte, wenn ihm ein ausländer auf die füsse trat? Aber er hat's ja gar nicht bö's gemeint! Im gegenteil. Als er z. b. von den auf den

syntaktischen leitern auf- und absteigenden Deutschen sprach, hat er nur beiläufig unsere meisterschaft in der edlen turnkunst rühmen wollen . . . Nun, wir wollen seine erklärung gern annehmen: um so besser, wenn wir uns geirrt haben. Hoffentlich weiss prof. Smith künftig seine ausdrucksweise besser mit seiner gesinnung in einklang zu setzen, so dass er nicht nachträglich seine unschuld zu beteuern braucht, wenn er wieder einmal missverstanden sein sollte von einem, der — gleich mir — “needs a thorough course in interpretative syntax so as to keep himself in proper bounds, when he attempts to interpret modern English”. (Ein beispiel des überheblichen tons, in dem er sich auch hier gefällt.) Ich für meine person möchte für diesen “thorough course” doch lieber danken, — die probe hat mir genügt.

Colmar i. E., 28. Juni 1901.

John Ries.

---

#### KLEINE MITTEILUNGEN.

Der herausgeber dieser zeitschrift lehnte einen ruf an die neu gegründete akademie für social- und handelswissenschaften zu Frankfurt a. M. und einen andern an die handels-hochschule in Köln ab; ebenso der a. o. professor dr. Max Förster von der universität Würzburg. In Heidelberg wie in Würzburg wurden darauf ordinariate für englische philologie errichtet.

Auf den lehrstuhl für Englisch an der akademie für social- und handelswissenschaften zu Frankfurt a. M. wurde darauf lektor dr. Francis Curtis von der universität Wien berufen, welcher annahm.

An Owens College zu Manchester wurde ein ordinariat für englische litteratur errichtet, welches professor dr. C. H. Herford von der universität Aberystwyth in Wales übertragen wurde.

Professor dr. Henri Logeman an der universität Gent wurde von der universität Glasgow anlässlich ihrer jubelfeier zum ehrendoktor der rechte ernannt.

---











BINDING SECT. JUN 2 1964

PE            Englische Studien  
3  
E6  
Bd. 29

PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

